Eros

oder

Wörterbuch

über

die Physiologie

und

über die Natur- und Cultur-Geschichte des Menschen

in Hinsicht

auf seine Sexualität.

Erster Band.

A — L.

Neue Auflage.

Stuttgart, 1849.

Verlag von J. Scheible.

Je proteste contre tout chagrin, toute plainte, toute maligne interprétation, toute fausse application et toute censure, contre les froids plaisans, et les lecteurs mal-intentionnés.

La Bruyère.

Ich protestire feierlich gegen alles Aergerniß, alle Klagen, alle bösliche Auslegung, alle falsche Anwendung und jede Krittelei, gegen die schlechten Spaßmacher und die übelwollenden Leser.

Vorrede.

Es sah der erste Mensch im ersten Traum
sich wippen,
Und stieg und fiel, bald hoch, bald tief,
Verlor in Dornen sich, stieß sich an Marmor-
klippen
Und träumte von zerbrochnen Rippen,
Und wußte nicht, welch' Glück er sich erschlief:
Bis ihn sein holdes Weib mit süßgespitzten
Lippen,
Zum fröhlichen Versuch, sich munter dran zu
nippen,
Aus den geträumten Dornen rief.
— — —
— — — v. Thümmel.

Mit dem Gefühl der Liebe also erwachte der erste Mensch aus seinem ersten Schlafe, und es ist ohne große Prophetengabe vorherzusagen, daß der letzte Mensch dereinst nach seinem letzten irdischen Schlafe noch Liebe athmen wird, wenn irgend er noch gesundes,

kräftiges Leben athmet. So bildet dieser schöne Trieb die Axe, um die Alles Geschaffene auf Erden sich dreht, und die alle organischen Wesen von der Mollußke an bis zum Menschen hinauf zu sich reißt! Was Wunder, wenn von jeher Dichter und Philosophen sich vorzüglich von diesem Weltthema begeistert fühlten, was Wunder, wenn dieser menschlichste aller Triebe schon in der Wiege des Menschengeschlechtes in dessen poetischen Sagengeschichten sein Recht behauptete? Schon eine der ältesten dieser Mythologieen, die Indische, erkennt als drei Ausströmungen, Emanationen, eines geistigen, göttlichen Ur-Wesens, die Wesen Brama, Wischnu und Schiwa. Brama ist die erste Emanation, der Schöpfer der Erde und der menschlichen Natur, der erste Lehrer der Welt. Wischnu ist der Gott des Wahren und des Guten, er befördert Weisheit und Tugend, und ist der erste Wohlthäter des Menschengeschlechtes. Schiwa endlich, die letzte Emanation aus dem Urwesen, ist der Gott des

Endlichen, der Schöpfer irdischer Freuden, Gott des Lebens und Todes, der das Geschaffene fortdauernd erhält. Offenbar beten also die alten Indier in ihrem Schiwa eben jenes Lebensprincip der Natur an, die physische Liebe, die Zeugungskraft, und deutlicher als aus dieser Allegorie geht noch die Wahrheit dieser Auslegung über die, in der That, kein Streit ist, aus der Symbolik der Lehre und des Dienstes des Schiwa hervor, da das Hauptsymbol dieser Lehre der berüchtigte Lingam ist, das Bild der vereinigten Sexualorgane, als Urbedingung alles organischen Lebens.

Fast noch deutlicher als in Indien finden wir den einfachen Gedanken des unschuldigen und rohen Naturmenschen, das Wunder der fortdauernden Weltschöpfung in der physischen Liebe symbolisch anzubeten, in der alten ägyptischen Sage ausgesprochen, die sogar schon ein männliches Princip von dem weiblichen trennt, und Beide abgesondert als Gottheiten verehrt,

wie denn hieraus der ägyptische Mythus vom Osiris und der Isis entstand. Osiris war vermuthlich das himmlische, oder männliche Lebensprincip der Natur, das vorzüglich in Gestalt der Sonne erschien, und die Isis ward, als Gegensatz der Sonne, Symbol der erzeugenden Erde. Aus dem Zusammenwirken dieser beiden Wesen entstanden Götter, Menschen, Thiere, Pflanzen, ja Steine, und wie sehr ernst auch diese heidnische Sage jenes Wunder der fortdauernden Weltschöpfung anstaunte, zeigt sich symbolisch auch noch aus der ägyptischen Vergötterung der Böcke und Stiere, (Apis) als lebendige Repräsentanten der physischen Zeugungskraft.

Die feinfühlenden, Alles durch ihre zarte Phantasie veredelnden und verschönernden Griechen, erkannten nicht weniger tief als jene morgenländischen Völker die Heiligkeit der Alles befruchtenden, Alles erzeugenden, Alles gebährenden Liebe, und schufen eine sie versinnlichende Gottheit, den alten Eros, wir

meinen den Liebesgott in der griechischen Ur-Mythe, den sie sehr sinnreich als den ältesten aller Götter ansehen, der vor allen Erzeugungen schon da war, und zuerst das träge Chaos anregte und befruchtete, daß es die Finsterniß gebahr, aus welcher Aether und Tag, das heißt Himmel und Erde und ihre Gestaltungen, sich emporrangen.

In der neueren, griechischen Mythe, die viel weniger metaphysisch-religiös, als poetisch-allegorisch ist, wurde der Gott der Liebe die Frucht der Verbindung der Schönheit (Venus) mit der vollen Mannskraft (Mars), und es ist nicht zu verwundern, daß aus dieser, daß aus einer solchen Verbindung jenes schöne, geistig und körperlich gleich wunderliebliche Geschöpfchen hervorging, in dessen Verherrlichung die griechischen Dichter und Künstler sich zu überbieten wetteifern. In allerlei Gestalten kommt in den übrig gebliebenen Kunstwerken der Alten der Eros, der Amor vor, bald auf der Erde, bald im Wasser,

bald in der Luft, denn die Liebe regt und bewegt sich überall! Meistentheils trägt er die Gestalt eines geflügelten Knaben mit Köcher und Pfeil, oder auch mit einer brennenden Fackel versehen, und das Gefühl der den Menschen erregenden Liebe ist seit jener Mythe bis auf — die neuesten Almanachspoeten herab nicht passender als mit dem Schmerz einer Wunde, eines Feuers verglichen worden. In andern griechischen Kunstbildern reitet Eros einen Centauren, oder er bändigt einen Löwen, denn selbst Ungeheuer oder wüthende Bestien fühlen:

> wie sich Cupido regt, und hin und wieder
> springt.
>
> Göthe.

Auch der rauhe Kriegsgott, sein eigner Vater, wird von dem mächtigen Knaben entwaffnet, denn er trägt in einer schönen Antike Helm, Spieß und Schild des Mars. Aber wir brechen hier ab, und heben schicklicher den Faden in der Einleitung wieder auf.

Den alten Eros also stellen wir als Schutzpatron an die Spitze eines Werkes, das ihm, das dem Triebe gewidmet ist, der die physische Welt fortdauernd erhält, und der sich als primum movens und ultimum moriens, als der erste und der letzte Lebenshauch durch alles Geschaffene zieht. Dürfen wir zweifeln, daß Untersuchungen über diesen Trieb die Aufmerksamkeit denkender Leser zu fesseln und rege zu halten im Stande seyen?

Untersuchungen aber über die physische Liebe, das Wort jetzt ohne Bild im allerweitesten Sinne genommen, bilden den Inhalt der Abhandlungen, die wir in diesem Werke dem Publikum übergeben. Wie dieser Trieb im Menschen sich durch alle Zeiten und Völker, durch alle Staats- und gesellschaftlichen Umwälzungen in seiner Macht aufrecht erhalten, und nur unter verschiedenen Umständen sich verschieden modificirt hat, so müssen wir, wo es auf eine genügende Beleuchtung dieses Naturtriebes ankommt, den Menschen durch alle

ces médicales verdankt, das, nur für Aerzte geschrieben, selbst nur sehr wenigen unter diesen in Deutschland zugänglich ist, und den Lesern, für die wir schreiben, ganz unbekannt und unzugänglich seyn und bleiben dürfte; für alle diese Abhandlungen gebührt also unsern Mitarbeitern nur das Verdienst einer faßlichen und klaren Uebertragung. Viele, sehr viele andre Abhandlungen aber mußten für den Zweck unsres Werkes ganz neu und original geschaffen werden. Das Publikum mag und wird über den Werth oder Unwerth dieser Arbeiten entscheiden: die Redaction aber muß gestehen, daß es eines ihrer Hauptgeschäfte gewesen ist, den verschiedenen Gedanken und Arbeiten ihrer Mitarbeiter jene gemeinsame Physiognomie zu geben, ohne die ein lexicographisches Werk immer Stück- und Flickwerk bleiben wird.

Wenn es wahr ist, was Lichtenberg sagt,

> daß sich Schriftsteller bei ihren Werken immer eine gewisse Klasse von Lesern denken,

an die sie sich adressiren, oder daß sie wenigstens dann am besten schreiben, wenn sie so verfahren,

so gestehen wir, daß wir uns reine, ernste, reife und gebildete Leser gedacht haben, die gern über eine der heiligsten Interessen des irdischen Menschen belehrt seyn möchten: der unreife, allzujugendliche Mensch soll und darf über dieß Interesse noch nicht denken, weil seine feurige Phantasie leicht dadurch eine verkehrte Richtung nimmt; den Wüstling, der in Untersuchungen dieser Art vielleicht Kitzel für seine erschlafften Sinne sucht, abhorriren wir hiermit auf das Feierlichste, und für die Ungebildeten mögen in Gottes Namen die medicinischen Charlatans fortfahren, ihre ekelhaften Broschüren und „Rathgeber“ und „guten Rathschläge“ zu fabriciren, und damit einen Zoll an die Leichtgläubigkeit und Rohheit des Pöbels zu erheben. An Sie also, reine, ernste, gebildete und reife Leser adressiren wir uns, und deßwegen haben wir es uns selbst

zur Pflicht gemacht, mit einem Gewande und in einer Sprache vor Ihnen zu erscheinen, die Sie gewohnt sind, und die Sie hoffentlich auf den ersten Blick in unser Werk lehren werden, daß es selber gebildete Männer, keine unwissenden, krassen Empiriker sind, die Sie um Gehör bitten.

Daß wir überall die einförmig dahinschreitende, ernste und kalte Sprache der wissenschaftlichen Untersuchung durch die „Aussichten in die Hesperiden-Gärten der Dichtung," wie Jean Paul sagt, zu beleben und zu würzen gesucht haben, das können, glauben wir, höchstens nur jene Uebelwollende einen Augenblick sonderbar finden, die wir auf dem, dieser Vorrede voranstehenden Motto kräftig und aus innerstem Herzen von uns abgewehrt haben.

Mit Solchen rechten wollen, wäre vergebliche Mühe. Gewisse Geschöpfe in der Natur saugen ja aus Allem Gift!

Leipzig, 1822.

Die Redaction.

A.

Amor. Aphrodite.

(Zugleich als Einleitung zu diesem Werke.)

Nach der ältesten Mythologie, wie wir sie beim Orpheus und Hesiodus finden, ist Amor, der griechische Eros, als uranfängliches Wesen verehrt. Er erregte und bewegte das unförmliche, gestaltlose Chaos, und es gingen daraus Gestaltungen und Erzeugungen hervor. Diese einfache, alte Mythe spricht unübertrefflich sinnreich die ganze Bedeutung des Begriffes: Liebe aus. Durch die ganze belebte Natur geht Ein schöner Trieb, der das Verwandte zu dem Verwandten zieht, der Alles in fortdauernder Gestaltung erhält, und mit dessen Erlöschen die Vernichtung der organischen Welt gegeben wäre. Früh schon erkannte der Mensch die Wichtigkeit des weiblichen Prin=ci… für diesen göttlichen Trieb, und bald war die …nus Urania, die vom Himmel Ura=

nos) unmittelbar Entsprossene, mit jenem schaffenden, erhaltenden Geiste identificirt. Wie aber das Menschengeschlecht sich von seiner ursprünglichen Einfalt mehr und mehr entfernte, so traten auch die ältern Mythen, die eigentlich nichts anders sind, als die einfachen metaphysischen Begriffe in ein mystisches Gewand gehüllt, in den Hintergrund, und menschlichere Auslegungen dieser Begriffe traten an ihre Stelle. Die neuere Mythe ließ Venus Anadyomene aus dem Meere hervorsteigen, vielleicht damit den Glauben mehrerer alten Völker andeutend, daß der Mensch aus dem Wasser entstanden sey (das ja schon nach Thales der Anfang aller Dinge ist); weshalb wir mehrere alte Götter, den ägyptischen Ichton, den Philistergott Dagon, den phönizischen Gott Decreto u. m. A. als dem Wasser entstiegen finden. Die neuere Mythe verband ferner den alten Eros mit der Aphrodite, indem sie ihn aus dem Schooß dieser Göttin hervorgegangen, ihn ihren Sohn sein ließ.

Wer kennt nicht die Fülle der reizendsten Symbole, mit denen die blühende Phantasie der Alten die Allegorie der Liebe schmückte? Venus ward das reizende Ideal weibli[illegible] der Schönheit. Auch die leichten Gew[illegible]

Alten waren noch zu drückend für die ätherischen Formen dieses Ideals, und die Künstler dachten und bildeten sie nackt, am liebsten als aus dem Bade kommend, zugleich hiermit auf jene alte Anadyomenen-Mythe und (nach unserer Auslegung, gewiß auch) auf den erfreulichen Gedanken der höchsten Reinlichkeit hindeutend. Berühmt vor Allen ist unter diesen Abbildungen der oft nachgebildete Prototyp der sogenannten medicäischen Venus geworden; sie steht da

— — halb abgewandt,
Und deckt mit einer Hand,
Erröthend, in sich selbst geschmiegt,
Die holde Brust, die kaum zu decken ist,
Und mit der andern — was Ihr wißt.

Wieland.

Amor ward in der neueren Mythe ein loses, schönes Knäbchen, als Symbol der ersten, unschuldig-schelmischen Jugendliebe; man gab ihm Pfeil und Bogen, womit er die Herzen verwunde, hindeutend auf die tiefen Schmerzen der unglücklichen Liebe; man gab ihm auch wohl eine brennende Fackel, denn treffender als mit einem Feuer hat kein Volk, keine Sprache das Gefühl der Liebe zu vergleichen gewußt; man gab ihm eine Binde um die

Augen, denn es ist das große, weise Gesetz in der Natur, daß nicht trockner, überlegender Verstand, daß nicht klügelnde Wahl, sondern ein blinder Instinkt das Geschöpf zum Geschöpfe zieht; man gab endlich dem *Amor* einen Bruder *Kupido*, denn ach! das Verlangen ist der Bruder, der treuste Gefährte der Liebe!

Und so finden wir in allen diesen sinnreichen Mythen die ganze Bedeutung des Begriffes: Liebe, eben so poetisch als wahr ausgesprochen. Denn Liebe ist das unwiderstehliche, tyrannisch herrschende Gefühl, das den Menschen (bei dem wir jetzt stehen bleiben wollen) zu einer möglichst innigen Vereinigung mit einem andern Menschen antreibt. Wie nun der Mensch aus einem edlern, geistigen, und einem gemeinern, körperlichen, Stoffe zusammengesetzt ist, so modificirt sich seine Liebe, je nachdem sie sein göttliches oder sein irdisches Erbtheil in Anspruch nimmt. Die Liebe zu Eltern, Geschwistern und Kindern gehört wohl nur uneigentlich zu dem Bereiche menschlicher Gefühle, den wir *hier* im Auge haben; wohl aber die Liebe, die den schönen, den guten Menschen (in der griechischen Bedeutung der Wörter schön und gut) zu einem andern Mitmenschen hin=

zieht, in welchem er das Ideal moralischer Vortrefflichkeit eben so möglichst erreicht glaubt, als der mehr menschlich-irdisch liebende in seiner Geliebten die Summe physischer Liebenswürdigkeit zu finden wähnt. Jene Liebe hat man, nach Plato's Erläuterungen darüber, die Platonische Liebe genannt, ein Begriff, der von spätern Spöttern so herabgewürdigt worden ist, daß man in neuern Zeiten sich seiner mehr als zu oft nur in satyrischer Beziehung bedient hat. (S. Platonische Liebe.)

Wir müssen es den Moral-Compendien überlassen, den Menschen in seiner moralischen, höhern Sphäre zu erfassen, und dort mag denn auch der Begriff der mehr geistigen Liebe noch näher deducirt werden. Unser Zweck aber hier ist, die physische Bedeutung des Menschen in seinen Geschlechts-Verhältnissen belehrend zu entwickeln, ein Thema, das gewiß der innigsten Beherzigung werth ist, und hierzu möge vor Allem eine Darstellung gegeben sein von dem Gange, den die Entwickelung der physischen Liebe in dem Menschen nimmt.

Um die Zeit der Pubertät (s. Entwickelungsjahre), wo die Organe, die zur Erhaltung und Fortpflanzung des Menschenge-

Wo ist die Lust, die nicht der hohen Wonne weicht,
Wenn von den göttlichen Klarissen und Pamelen,
Von jedem Ideal, womit die Phantasie
Geschäftig war, in Träumen uns zu laben,
Wir nun das Urbild sehn, sie nun gefunden haben,
Die Hälfte unsres Selbst, zu der die Sympathie
Geheimnißvoll uns hinzog — Sie
Im süßen Wahnsinn unsrer Augen
Das Schönste der Natur; aus deren Anblick wir,
Wie Kinder an der Brust, nun unser Leben saugen!
Von Allem um uns her Nichts sehen, außer Ihr
Selbst in Elysiums goldnen Auen
Nichts sehen würden, außer Ihr,
Nichts wünschen würden, als sie ewig anzuschauen!

Wieland.

Immer freier und offener werden bald die Liebenden gegeneinander; dreister sieht man sich in das feurige Auge, weniger verschüchtert drücken sich die Hände — nie noch waren sie sich so nahe als jetzt, wo ein glücklicher Augenblick die Geliebten allein sieht — Keiner will — aber Keiner verweigert — und in der ersten Umarmung besiegelt der erste Kuß das schöne Bündniß!

Amor steckt von Schalkheit voll,
Macht die armen Weiblein toll.
Shakespeare.

Der boshafte Götterknabe feiert seinen ersten Triumph, und er feiert ihn um so muthwilliger und ausgelassener, da er wohl weiß, daß der Erste nicht der Letzte sein, daß er nur der Vorläufer von einer großen Reihe von Siegen sein wird. Denn aus dem Wonnemeere des ersten Kusses entsteigt ein Heer von neuen, bisher ungeahndeten Gefühlen, und nun beginnt der Körper seine mächtigen Rechte geltend zu machen. Die Empfindungen, die die Liebenden beseelen, bleiben nicht ohne sichtliche und fühlbare Reaktion auf den Körper (S. Entwickelungsjahre); und wie ja Geist und Körper in einem wunderbar-geheimnißvollen Cirkel ununterbrochen auf einander einwirken, so reizt denn auch seinerseits der aufgeregte Körper der Liebenden ihren exaltirten Geist. Ihr Gefühl hat nicht mehr jenen stillen, züchtigen Charakter, die freudig flackernde Flamme ist zur tief wühlenden Gluth geworden, Bruder Kupido erwacht aus seinem Schlafe, und, um mit Sterne zu reden, „schon laufen einige Fäden von Verlangen mit durch das Gewebe der zärtlichen Empfindungen." Länger und inniger

halten die Liebenden sich umschlungen, feuriger regnen die Küsse auf die brennenden Lippen, und Jedes denkt schon nach der Trennung:

> Ein Kuß mag freilich sehr behagen —
> Doch ist's am Ende nur ein Kuß!
>
> Wieland.

Hindernisse aller Art thürmen sich den Liebenden entgegen, je häufiger sie sich nach Zusammenkünften sehnen, aber auch die Hindernisse sind das schlaue Werk des Schalks Amor,

> L'obstacle irrite ses désirs —
>
> *Piron.*

Mit der steigenden Macht der körperlichen Empfindungen — denn jetzt spielen schon die Nerven die Hauptrolle in dem schönen Drama dieser ersten Liebe — erwacht aber auch der moralische Sinn des noch unverdorbenen Gemüthes. Jedes beginnt recht deutlich zu ahnen:

> qu'à la fin la bagatelle s'y mêle un peu;
>
> Sterne.

Jedes gesteht sich schon heimlich und angstvoll, wozu sein Verhältniß mit dem geliebten Gegenstande führen könne, führen werde, und mit aller Kraft des bessern Ich suchen sie nun das entartete Gefühl zurückzudrängen. Zu spät!

Das sind die „Drangsale,“ in welche die Liebe selbst den alten Schelm Polonius im Hamlet nach seinem eignen Geständniß in seiner Jugend gar gewaltig gestürzt hat! Und wahrlich

Im süßen Kampfe mit Cytheren
Sich ehrlich seiner Haut zu wehren,
Ist nicht so leicht als Mosheim denkt!
v. Thümmel.

Der blinde Trieb, der Instinkt behält die Oberhand — die Liebenden leben in fortwährendem Rausche — die ganze, umgebende Welt erscheint ihnen gleichsam wie in einen Nebel gehüllt, in welchem sie nichts erkennen, und nichts erkennen mögen, als den Gegenstand ihres heißen Verlangens — getrennt von einander ruft ihnen ihre geschäftige Erinnerung alle genossenen Wonnen zurück (man denke nur an Gretchens schwärmerisch-wahren Monolog im Faust), oder die erhitzte Phantasie malt ihnen gar neue Freuden mit den zauberischesten Farben vor: — — endlich kommt die Sklavin des Amor, die Göttin Gelegenheit ihrem Herrscher zu Hülfe, — — — und Venus Urania, die Mutter des Menschengeschlechtes, breitet triumphirend ihren Schleier über die Glücklichsten aus!

So haben wir, naturgemäß, was auch die

Schwärmer und alle die dagegen einwenden mögen, die den Menschen von seiner irdisch-thierischen Seite nicht kennen, naturgemäß also den Gang dargestellt, den die Liebe in zwei Personen verschiedenen Geschlechtes zu gehen pflegt. Wir bitten nun den geneigten Leser, uns in die einzelnen Entwickelungen der Verhältnisse folgen zu wollen, in denen die Sexualität des Menschen sich spiegelt. Auch physiologische Verrichtungen und Gegenstände, die nur in entfernterer Beziehung auf das Geschlechts-Verhältniß stehen, werden uns hier nicht unwichtig scheinen, wo es auf eine vollständige Naturgeschichte des Menschen in seinen Beziehungen auf das Geschlecht ankommt.

Alter.

Diese letzte Lebensepoche characterisirt sich, wie jede der übrigen Perioden des Lebens, durch gewisse, ihr eigenthümliche Lebensäußerungen.

Voll Hoffnung fängt die Jugend strebend an
Und der Bemühung Früchte winken ihr
In goldnem Glanz; doch immer weicht das Ziel.
So schleicht das Alter unerfreulich näher,
Und ganz zum Nachtheil wenden sich die Zeiten

Daß wir, je mehr sich die Erfahrung häuft,
Je minder stets erlebt zu haben wünschen.
A. W. Schlegel.

Den verschiedenen Abstufungen nach, die sich in den Phänomenen des Alters wahrnehmen lassen, theilt man diese Lebensepoche in drei Grade. Im ersten, der die Zeit vom sechszigsten bis zum siebenzigsten Lebensjahre umfaßt, genießt der Mensch oft noch einer festen Gesundheit und eines ziemlich ungetrübten Gebrauchs seiner Geisteskräfte, aber er empfindet schon das Vorgefühl eines spätern Altergrades. Dieser zweite Grad, der bis in's achtzigste oder dreiundachtzigste Jahr hineinreicht, zeichnet sich schon merklich durch das Abnehmen der physischen Kräfte aus: die Zähne fallen aus, die Stimme wird dünn und schwach, die Zeichen der Männlichkeit verschwinden mehr und mehr; verschiedene Uebel treten hervor, und belästigen den Greis, dessen Geisteskräfte schon nicht mehr stark genug sind, um sie männlich zu ertragen. Das allmählige Absterben, die zunehmende Schwäche aller Organe und Verrichtungen bezeichnet nun endlich den dritten Grad des Alters: der Mensch sinkt in den Zustand der Kindheit zurück, die Sinne schwinden, unzählig. Uebel und Kränklichkeiten erschweren die

letzten Lebenstage, bis endlich der Tod den Vorhang über die öde Scene wirft, und dem ausgespielten Drama ein Ende macht.

Aber diese drei Grade existiren im Leben nicht immer so strenge von einander geschieden. Zuweilen sind sie gar nicht da, oder sind in einem kleinen Zeitraum von Jahren in einander verschmolzen; ein Andermal verlängern sie sich noch bei glücklichen Constitutionen, und das Leben wird hier noch weiter hinaus gesponnen. Im Allgemeinen ist ein gar zu langes Leben kein höchstes Glück —

A l'an soixante et douze,
Temps est que l'on se houze (reisefertig machen.)

ist ein altfranzösisches Wort, in dem viel Wahres liegt, da doch in der Mehrzahl jener oben angedeutete Lebensgang eintritt:

Malheur à qui les dieux accordent de longs jours!
Consumé de douleur à la fin de leur cours,
Il voit dans le tombeau ses amis disparaître,
Et les êtres qu'il aime arrachées à son être;
Il voit autour de lui tout périr, tout changer,
A la race nouvelle il se trouve étranger,
Et lorsqu'à ses regards la lumière est ravie,
Il n'a plus en mourant à perdre que la vie.

Saint-Lambert.

Was die Geschlechtsfunction betrifft, so erlischt sie bekanntlich ganz im Alter, wie sie denn ausschließliches Vorrecht des jugendlichkräftigen Lebens ist. Zwar sagt ein französisches Scherzwort, auf die Erfahrung von verliebten Greisen gestützt: que le bois sec brûle mieux que le bois vert, und wirklich werden wir in den Artikeln: Befruchtung, Ehe, Mann, Weib, Ausnahmen von, in dieser Hinsicht, sehr feurigen alten Leuten erzählen; doch sind diese Fälle eben nur Ausnahmen, und meistens gilt dennoch auch nur von solchen Greisen, wenn sie noch Triebe fühlen, die sie schon vor einem halben Jahrhundert gefühlt haben, das Wort:

Der Geist ist willig, aber das Fleisch ist schwach!

Amulet

oder Talisman, nach der etymologischen Bedeutung ein Bild in Metall gegossen oder aus irgend einem andern Körper geformt, z. B. aus Stein, Holz, Thon u. s. w. Noch heut zu Tage steht das Amulet bei den Orientalen in großem Ansehen. Es wird nämlich ein solches unter gewissen abergläubischen Ceremo-

nien geformtes Bild am Körper getragen, — meistens um den Hals gehängt, — und der Besitzer glaubt sich dann vor allerhand Uebeln und Krankheiten bewahrt. Hier kann uns nur der Aberglaube beschäftigen, der in den Amuleten Präservativ-Mittel gegen die Unfruchtbarkeit und einen Schutzwall für die weibliche Keuschheit sucht. In der ersten Beziehung finden sich bei den verschiedenen Völkern mannichfache wunderliche Gebräuche. Bei unsern Vorfahren mußten die Brautleute vor der Trauung eine mit Quecksilber gefüllte Schreibfeder umhängen; Andere bedienten sich einer mit lebendigem Quecksilber gefüllten Haselnuß, die sie an einer Kette um den Hals trugen; vor noch nicht allzulanger Zeit stand sogar noch in Deutschland hier und da „des Doktor Michaelis Kräutersäcklein" in Ansehen, das mit mehreren geheim gehaltenen Ingredienzien gefüllt ward, und was dergleichen mehr war. Daß die Natur sich nicht durch sympathetischen Unsinn gebieten lasse, darüber sind jetzt alle Vernünftigen einig, und am allerwenigsten läßt sie sich in dem Wirken in ihrer geheimsten Werkstatt, in der Erzeugung und Fortpflanzung des Menschengeschlechtes durch mystische Formeln, ekle Ceremonien u

umgehängte Amulete stören. (S. Unfrucht-barkeit.) Aber auch in der Moral mag ein Talisman von physischer Beschaffenheit eben so wenig nützen, als in der Physiologie, und durch einen Talisman, den es am Leibe trug, ist wohl nie ein Mädchen vom Falle gerettet worden, wenn sonst alle Umstände sich vereinigt hatten, um diesen Fall herbeizuführen. Die Leser wissen, wie wenig die sogenannte heilige Clara in Thümmels Reisen durch das Gebein des heiligen Nicaise, das sie auf der Brust, und durch das schwarze, vom Probste selbst geweihte Kreuz, das sie sogar noch tiefer trug, vor der unheiligsten Sittenlosigkeit geschützt wurde!!

Anmuth.

Unter allen Elementen des Schönen trägt keines einen rein menschlicheren Stempel, als die Grazie, die Anmuth. Darüber sind die Aesthetiker einig, wenn sie auch Jeder eben deswegen in ihren Definitionen der Grazie einen eigenen Weg gehen, weil eine solche Definition überall nicht möglich ist. Zuerst dachte man sich die Grazie nur als Verschönerin des geselligen Lebens, und die Griechen weihten

den Charitinnen beim Mahle den ersten Becher. Bald aber veredelte, läuterte man den Begriff, und erkannte seine Wichtigkeit überall, wo es auf das Ideal der Schönheit ankommt; der Begriff der Grazie mit andern Worten, trat veredelt in's Leben, in die Kunst. Man erkannte, um uns mit einem der gepriesensten Aesthetiker auszudrücken, daß es die Grazie sei, die als unzweideutigste Repräsentantin der gediegensten Menschlichkeit dem Schönen ihr unnachahmliches Siegel aufdrücke. Die lebhafte Phantasie des Griechen verkörperte auch dies Ideal, und so entstand die Mythe von den Grazien, die sich schon in der ältesten Fabelgeschichte findet. Beim Hesiodus finden sich zuerst die bekannten Benennungen der drei Grazien: Aglaja, Thalia und Euphrosine. Sie werden überall als Dienerinnen der Venus genannt, die ihre Herrin baden, putzen und so weiter. Und in diesem geistreichen Bilde spricht sich ganz die hohe Bedeutung der Grazie aus! Wie die Anmuth recht eigentlich ein glückliches Attribut des Menschen-Ideals ist, so ist noch vorzugsweise ihre Sphäre das Weib. Wie Grazie ohne eigentliche Schönheit da sein kann, das sehen wir alle Tage; es gibt Weiber,

die Niemand für eigentlich schön hält, und die doch jeder anbetet, der sich ihnen naht, denn der unaussprechliche Hauch der Grazie belebt ihr Thun und Treiben, und drückt jedem ihrer Blicke, auch der kleinsten ihrer Bewegungen, den Stempel des Ideales auf. Aber umgekehrt existirt Schönheit ohne Grazie; das sind die Madonnengesichter, von denen Jean Paul sagt: „daß sie eben so oft hohle als volle Schädel bedecken." — Es ist ein glückliches Vorrecht, schön zu seyn; aber die Göttin der Schönheit, der Liebe, Venus ist es gewiß, und doch leiht sie sich den Gürtel der Grazien, um idealisch vollendet da zu stehen. Diese schöne, tiefgedachte Fabel sollte im Erziehungscoder des weiblichen Geschlechtes das erste Grundgesetz bilden. Ein Weib ohne Grazie ist eine unbelebte, unbelebende Form, und eigentlich reizen wird sie sicher den gebildeten Geist niemals, wenn sie nicht der Grazien Nähe verschönt:

Denn wem die Gaben dieser Holden fehlen,
Der kann zwar viel besitzen, vieles geben,
Doch läßt sich nicht an seinem Busen ruhn!

Göthe.

Apathie. Siehe Geschlechtstrieb.

Aphrodisiaca.

Ein Begriff, für welchen unsre schlichte, redliche Muttersprache glücklicherweise kein eigenthümliches Wort hat. Man versteht unte[r] jenem griechischen und dem gleichbedeutende[n] lateinischen Wort: stimulans Alles, was di[e] Kraft hat, die Geschlechtslust aufzuregen. Wi[r] werden uns wohl hüten, für entnervte Wüstlinge hier etwa Rathschläge zu geben, wie si[e] wohl noch von dem Lebensgute wieder Vorthei[l] ziehen könnten, das sie längst mit Gottvergeß[e]ner Gewissenlosigkeit vergeudeten, wie ma[n] uns denn hoffentlich nirgends in diesem Werk[e] auf dem Pfade der Immoralität ertappe[n] soll, wenn nicht etwa rigoröse Pedanten alle[s] belehrende Sprechen über Naturalia, und zwa[r] über solche, die dem denkenden Menschen a[m] nächsten liegen und wichtigsten sind, scho[n] für unmoralisch halten sollten. Gegen solch[e] verwahren wir uns ein für allemal! Aber ein[e] Belehrung soll man über treffende Gegenstände bei uns nirgends vergeblich suchen, un[d] so erwähnen wir auch der Reizmittel, die di[e] sinnliche Erfindungskraft gefunden, oder doc[h] gefunden zu haben geglaubt hat, um zu

réveiller le chat, qui dort.

Das beste Aphrodisiacum ist — die Gesellschaft einer liebenswürdigen Frau, und wehe dem! für den dieser Rath schon nicht mehr der beste ist! Wen nicht die Nähe eines reizenden Weibes begeistert, dessen abgestumpften Geist werden auch seine Gewürze und Pillen und Tränkchen wohl nur einen elenden Augenblick noch zu erwecken im Stande sein. Diesem natürlichsten und Gottgefälligsten aller Reizmittel am verwandtesten sind jene Mittel, die sich zunächst mit Beziehung auf den Menschen an die Einbildungskraft adressiren. Die Lektüre von Romanen, die die Verhältnisse der sinnlichen Liebe lebendig schildern, ein erotisches Gedicht, ein wollüstiges Gemälde, eine üppige Natur, haben wohl oft auf den Abgelebtesten eine verjüngende Kraft, und für feurige, jugendliche Geister ist daher ein Umgang mit Kunstwerken jener Art mehr als schädlich. Wenn aber diese und ähnliche Mittel nur in so fern die sinnlichen Triebe erweckend wirken, als sie die allgemeine Nerventhätigkeit des Körpers, dessen ganze Oekonomie anregen, so gibt es nun wohl allerdings gewisse andre Kräfte in der Natur, die mehr eigentlich auf das System der Nerven der Sexual-Organe hinwirken, diese aufreizen, und die vorzugs-

weise mit dem Namen beehrt werden, den die Ueberschrift dieses Artikels nennt. Die sogenannten kryptogamischen Pflanzen, (Gewächse, die der letzten Klasse des Linné'schen botanischen Systemes angehören,) stehen seit der Römer Zeiten in dieser Hinsicht im Geruch, und schon Martial sagte:

Cum sit anus conjux, et sint tibi mortua membra,
Nil aliud bulbis quam satur esse potes —

was wir, der Leserinnen wegen, unübersetzt lassen. Die Schmeckzungen wissen daher auch recht gut, daß sie ihre Trüffel-Pasteten, ihre Ragouts von Champignons nicht bloß des Gaumenkitzels wegen essen. Linné bemerkt, daß eine Gattung der Pflanze Orchis, (einem Pflanzen-Geschlechte, dem schon Dioscorides wegen seiner reizenden Kraft eine Lobrede sang) die Stiere in Dalecarlien sehr eifrig zum Fortpflanzungsgeschäfte aufgelegt mache. Die Orientalen verschaffen sich durch den kräftigen Gebrauch des Opiums physische Genüsse, zu deren Nachahmung aber die Leser sich eben so wenig aufgelegt finden dürften, als zu jener einiger Engländer, die sich aus Wollust-Kitzel auf eine kurze Zeit aufhängen

lassen, weil durch diese Operation ein angenehmer sinnlicher Rausch entstehen soll. Es versteht sich, daß das Abschneiden nicht vergessen werden muß, wie man doch Beispiele hat, daß solche Verruchte auf der Stelle ihre böse Lust mit dem Leben einbüßten! Wir kehren noch einen Augenblick zum Pflanzenreiche zurück. Von mehreren unserer Pflanzen, die wir zum Hausbedarfe brauchen, ist es bekannt, daß sie eine gewisse vorherrschende Wirkung auf die Sexual-Theile äußern, und wir können hier um so eher den Sellerie, den Spargel, den Senf nennen, als wir überzeugt sind, damit keinen Schaden anzustiften. Der Bangi der Indianer, und der Maslac der Türken, sollen hauptsächlich aus den Theilen einer Hanf-Pflanze bestehen. — Woraus Oberon's Saft in Shakespeare's „Sommernachtstraum" besteht:

— — Der Saft, geträufelt auf entschlaf'ne Wimpern,
Macht Mann und Weib in jede Kreatur,
Die sie zunächst erblicken, toll vergafft —

das getrauen wir uns nicht anzugeben! Wenn die Indianer sich wollüstige Träume machen wollen, so mischen sie vor Schlafengehen ihren

Bangi oder Bangué, Areca, Ambra und Moschus zusammen. Die Wollustliebenden Chinesen gebrauchen häufig eine Wurzel, die theurer ist als Silber, und Ginseng oder Jincheu genannt wird. Ein zweites bei ihnen gebräuchliches Reizmittel ist eine Molluske — Holoturia — auf Malayisch Trepany, gewöhnlich Biches de mer genannt, welche sich besonders bei den Carolinen und bei andern Inseln der Südsee findet. Diese Molluske wird getrocknet und geräuchert den Chinesern zugeführt und von ihnen gleichfalls sehr theuer bezahlt. Sie ist kein unbedeutender Gegenstand des Handels, und hat in den neuesten Zeiten ein Band zwischen den Marianen und Carolinen geschlungen, da die Einwohner der letzten solche nach Guahan führen, und dort Eisen und andere Nothwendigkeiten eintauschen.

Diese Molluske, so wie die oben genannten Mittel: Ambra, Moschus ꝛc. gehören dem Thierreiche an, das seinerseits reich ist an Substanzen, die zu der Klasse der Reizmittel gezählt worden sind. Wenn aber alle diese sogenannten stimulantia gegen die Möglichkeit einer vielleicht augenblicklich neu erweckten Wollust, die viel größere Wahrscheinlichkeit, dem Organismus unbedingt sehr gefährlich

zu sein, ja in gar nicht seltnen Fällen ihn zu tödten, in sich tragen, so gilt diese traurige Wahrheit vorzüglich von den stimulirenden Mitteln aus dem Thierreiche. Vor allen hier ein Wort von den sogenannten Diablotins, die ganz besonders in Italien, die aber auch in Frankreich leider! im Gebrauche sind.

Das Wort bezeichnet schon den teuflischen Ursprung dieser Pastillen oder Bonbons, der seine böse Kraft auch meist durch den Gebrauch äußert, den die sinnlichen Individuen jener Völker von diesen Bonbons machen. Nicht allein, daß sich ausgetrocknete Wüstlinge ihrer bedienen, um längst verloschene Flammen, wo möglich, noch einmal anzufachen, sie spielen sie auch der keuschen Unschuld in die Hände, die das süße Gift, eben als Unschuld, hinnimmt, um bald in die sichern Netze des Teufels zu fallen! Meist sind es freilich eben nur solche geschwächte Mannsbilder, die nicht mehr durch physische Kraft oder geistige Annehmlichkeit gefallen können, die zu solchen verabscheuungswürdigen Mitteln ihre Zuflucht nehmen; so der famöse Herzog von Richelieu in seinen letzten Tagen mit den Bonbons, die um die Zeit des Alters Ludwigs des Fünfzehnten in Paris Mode wurden. Die ei=

gentliche Erfindung aber der Diablotins scheint Italien zu gehören, denn schon Catharine von Medicis hat an dem Hofe Heinrichs III. und Karls IX. dergleichen gebraucht. In den meisten dieser Compositionen sind die Canthariden oder spanischen Fliegen ein großer Hauptbestandtheil, aber eben deswegen sind auch diese Compositionen, mögen sie nun die Form und den Namen der Diablotins oder andre Form und Namen haben, so höchst gefährlich. Der frühe Tod des berühmten Dichters Lukrez wird von allen seinen Biographen einem Reizmittel zugeschrieben, das er von der Hand seiner geliebten und verliebten Lucilia erhielt. Man schaudert, wenn man die Hand der Grazien den Giftbecher darreichen sieht, um eine thierische Leidenschaft zu erwecken! Der berühmte Ambrosius Paré, einer der größten Aerzte, erzählt von einem Weibe, das seinem Geliebten ein mit spanischen Fliegen = Pulver bestreutes Lieblings-Gericht vorsetzte, worauf dieser einen tödtlichen Blutsturz bekam! Derselbe Schriftsteller erzählt auch den Fall, daß ein bejahrter Geistlicher, der auch einmal noch Priester der Venus werden wollte, eine nur kleine Portion Canthariden einnahm, und darauf an

einem Blutsturz starb. Der Verfasser dieses Artikels hat folgende Geschichte erlebt, die als trauriger Beleg neben jenen Erfahrungen stehen mag: Ein leichtsinniger, wollüstiger junger Mann erdachte sich, daß es einen wunderherrlichen Spaß abgeben müsse, wenn er einen alten Hausknecht und eine bejahrte Magd des Hauses in sinnliche Umarmung vereinigen könnte; zu diesem Zwecke suchte er sich etwas spanische Fliegen = Tinktur zu verschaffen, die er beiden Leuten beizubringen wußte. Allerdings gab es noch an demselben Abend einen teuflischen Spaß im Hause, denn beide Subjecte geriethen in solches wild = fanatische Entzücken, in eine solche exaltirte Stimmung, daß höchst lebensgefährliche Blutflüsse bei Beiden entstanden, woran das Weib sehr lange zu leiden hatte. Der junge Bösewicht entging der verdienten Strafe nicht! Wir werden öfter Gelegenheit haben, solche schwarze Warnungstafeln in diesem Werke auszuhängen, und wir hoffen, bei unsern Lesern um so mehr Glauben uns zu verdienen, als sie sich wohl bald überzeugt haben werden, daß wir keineswegs zu jenen Pedanten zu zählen sind, an die wir uns zu Anfange dieses Kapitels gewandt haben. (Vergl. auch Liebestränke.)

Athem.

Die Luft, die beständig bei der Exspiration aus den Lungen hervordringt. Der Athem, im Zustande der Gesundheit beobachtet, bietet bei den verschiedenen Menschen verschiedene bemerkenswerthe Modificationen dar. Er ist anders bei verschiedenem Alter, Geschlechte, ja bei demselben Individuo unter veränderten Lebensverhältnissen. In der Kindheit ist der Athem mehr oder wenig säuerlich und fade; dieser eigenthümliche Geruch spricht sich deutlicher bei Blonden als bei Braunen, bei Mädchen als bei Knaben aus, und er verliert sich bei herannahender Pubertät immer mehr und mehr, bis endlich nach den ersten Zeichen der Mannbarkeit in beiden Geschlechtern auch diese physiologische Verrichtung, wie fast alle nach jener merkwürdigen Revolution im Körper, einen neuen Charakter bekommt. Bei gesunden Menschen nämlich hat nach der eingetretenen Mannbarkeit der Athem jene Milde, jene angenehme Süße und Frische, die von jeher den Dichtern die schönsten Beiwörter für den Athem eingeflößt hat, wie man denn namentlich von den gern starkauftragenden orientalischen Dichtern weiß, daß sie den Wohlge-

ruch des gesunden Athems mit jenem der Ambra, der Rosen und mit allen möglichen Wohlgerüchen verglichen haben. Wenn es nun wohl wahr ist, daß die Begeisterung der Liebe uns in dem Athem des geliebten Gegenstandes Annehmlichkeiten finden läßt, die in der That nur in der feurigen Einbildungskraft des Liebenden sind, so ist auf der andern Seite nicht zu läugnen, daß wirklich manche Frauenzimmer einen berauschend-angenehmen Athem haben, der in der liebeerweckenden Atmosphäre, die solche Schönen um sich her verbreiten, keine unwichtige Rolle spielt. Nach dem Alter von dreißig Jahren pflegt der Athem diese Annehmlichkeit zu verlieren. In Indien, wie im Orient überhaupt, wo man einen so großen Werth auf alles setzt, was das Vergnügen der Wollust noch erhöhen kann, ist in dieser Beziehung ein Mittel, Namens Cachundé im Gebrauch, das die Favoritinnen des Serails und andre Schönen beständig im Munde führen, welches aus vielen wohlriechenden Substanzen zusammengesetzt ist, und dem Athem einen künstlichen Wohlgeruch gibt.

Auf der andern Seite hat der Athem mancher Menschen einen höchst unangenehmen Geruch, dessen verschiedene Ursachen wir für un-

sern Zweck nicht mit aufzählen können, weil wir unsre Leser und — — Leserinnen erheiternd und angenehm belehren, nicht aber ihnen widrige und sie zurückstoßende trocken-wissenschaftliche Lectionen geben wollen. So wie ein süßer, angenehmer Athem reizt und zu sinnlichen Gefühlen wohl anlockt, so ekelhaft macht ein unangenehm riechender Athem die damit belasteten Unglücklichen, und namentlich kann er allein ein unübersteigbares Hinderniß zu einer nähern, sexuellen Vermischung werden. Es ist daher ein, auf naturgemäßen Gründen gestützter, billiger Ausspruch des Landrechtes eines großen aufgeklärten Landes, daß ein übler Athem zu den Dingen gerechnet worden ist, die für sich hinlängliche Ursache abgeben, eine Ehe zu trennen. (Vergl. auch **Ausdünstung, Geruch**, u. m. A.)

Auge.

Kennst du das Bild auf zartem Grunde?
Es gibt sich selber Licht und Glanz,
Ein andres ist's zu jeder Stunde
Und immer ist es frisch und ganz.
Im engsten Raum ist's ausgeführet,
Der kleinste Rahmen faßt es ein,
Doch alle Größe, die dich rühret,
Kennst du durch dieses Bild allein.

Und kannst du den Krystall mir nennen,
  Ihm gleicht an Werth kein Edelstein:
Er leuchtet, ohne je zu brennen,
  Das ganze Weltall saugt er ein:
Der Himmel selbst ist abgemalet
  In seinem wundervollen Ring,
Und doch ist, was er von sich strahlet,
  Noch schöner, als was er empfing!

In diesen schönen Zeilen hat Schiller mit seiner gewöhnlichen Meisterschaft die ganze Herrlichkeit des edelsten Organs des Menschen besungen, des Organes, das wir den göttlichen Stempel nennen möchten, den der Schöpfer seinem Ebenbilde aufdrückte. Alle Zeiten, alle Völker haben bei Betrachtung des Menschen vorzugsweise immer das Auge studirt, und alle Sprachen sind reich an Bildern, die sich auf dies edle Organ beziehen. Unter den Sinnen nimmt der Sinn des Gesichtes wohl unstreitig den ersten Platz ein, denn er gibt uns die nächste, unmittelbarste und deutlichste Kunde von der Außenwelt. Aber wir dürfen uns hier eben so wenig auf eine Belehrung über den Mechanismus des Sehens einlassen, als wir auf eine genaue anatomische Beschreibung des Auges eingehen können. Uns muß eine kurze Physiognomik des schönen Theils

genügen. Das Geistige im Menschen spricht sich durch nichts Aeußeres so klar aus, als durch das Leben seines Auges, und selbst die klügern Thiere verstehen ja den bestimmt ausgesprochenen Blick ihres Herrn zu deuten. Die Augensprache, die in der Liebe eine so große Rolle spielt, kennen mehrere Leserinnen besser als wir; sie hat Schattirungen, Bedeutungen, für die die Wortsprache keinen Ersatz bieten kann. „Er hat ihr zu tief in die Augen geguckt", ist ein vortreffliches deutsches Wort, um Jemanden zu bezeichnen, der sich verliebt hat, denn das Auge ist das Thor des Herzens, und Amor hält am liebsten durch diese Pforte seinen Einzug. Wieland erzählt von einer Schönen, daß sie mit den Augen lachte, und Apulejus sagt, daß eine Tänzerin, die in einer Pantomime die Göttin der Liebe darstellte, oft bloß mit den Augen getanzt habe. Im Auge malen sich, mehr als in allen übrigen Theilen des Gesichtes, die heftigen Leidenschaften, Liebe, Haß, Zorn, Verachtung, Trauer, Freude. Hören wir, was der berühmt-berüchtigte Theophrastus Paracelsus über die Physiognomik des Auges sagt: „Schwarze Augen zeigen gemeiniglich gesunde Augen an, ein starkes Gemüth, nicht

wankelmüthig, nicht furchtsam, sondern beherzt, wahrhaft und ehrenhaft. — Graue Augen zeigen gemeiniglich an einen falschen Menschen, unstät, wankelmüthig. Blöde Augen aber gute Rathschläge, listig und tückisch mit seinen Thaten. Ein schlechtes oder ein falsches Gesicht, das auf beiden Seiten oder unter sich und über sich sehen kann, zeigt gewißlich einen falschen, listigen Menschen an, der selbst nicht bald zu betrügen ist, mißtrauisch, und ist ihm selbst auch nicht allemal zu trauen, flieht harte und viele Arbeit wo er kann, nähret sich gern mit Müßigang und Spielerei, Wucherei, Raub und dergleichen. Kleine Augen, oder die tief im Haupte stehen, kühn, streitbar und unverzagt, tückisch und geschwind mit bösen Thaten, kann viel leiden u. s. w. Augen, die schnell hin und wieder schießen, ein Buhlherz, Fürsichtigkeit und behende Rathschläge. — Augen, die stets unter sich sehen, zeigen einen schamhaften Menschen. Schwimmende Augen, die sich nicht bald bewegen, zeigen einen Helden an, großer Thaten, keck, freudig, und der von seinen Feinden sehr gefürchtet wird." — So weit Paracelsus. In vielen Urtheilen können wir freilich mit ihm nicht übereinstimmen. So wissen wir nicht genau, ob

schwimmende Augen immer einen Helden bedeuten, wohl aber gibt ein gewisses feuchtes Auge einem Frauenzimmer einen großen Reiz, wie denn Anacreon schon von der Venus erzählt, daß sie einen feuchten Blick habe. Sehr große, sogenannte Kalbsaugen sprechen fast nie für sehr ausgebildete Geistesfähigkeit, im Gegentheile haben Blödsinnige und Cretins meist sehr hervortretende, stiere, leblose Augen. Schwarze, glänzende Augen dagegen bedeuten gern Geist, Witz, Heiterkeit, Lebhaftigkeit des Temperamentes; sie lieben und wollen geliebt seyn, sie sagen und fragen etwas, und darum nennt sie ein neuerer Franzose witzig:

des Prédicateurs charmans de plaisirs défendus.

Göthe sagt einmal:

Das schwarze Schelmenaug' dadrein,
Die schwarze Braue drauf,
Seh' ich ein einzigmal hinein,
Die Seele geht mir auf.

Blaue oder blau-graue Augen malen die Sanftmuth, die Empfindsamkeit, die Liebenswürdigkeit des Characters; bei blonden Menschen und blonden Völkern, wie z. B. den Deutschen oder den Engländern, findet man

blaue Augen häufiger, als bei den mehr braunen, südlichen Völkern.

Das Leben des Auges wird allgemein erhöht, und erhält überall eine tiefere Bedeutung durch die Augenbrauen. So wunderbar ist die Natur, daß diese beiden kleinen Bogen von dünnen Haaren, die durch wenige Muskeln nur in wenigen Richtungen bewegt werden können, trotz dieser geringen Beweglichkeit für sich allein eine ganze, pantomimische Sprache darstellen können, und deswegen auch für die Physiognomik von großer Wichtigkeit sind. Büffon sagt daher sehr schön: „daß die Brauen des Auges einen Schatten im Gemälde bilden, der dessen Farben und Gestalten deutlicher hervortreten macht." Die Augenbrauen geben dem ganzen Gesichte eine Grazie, etwas rein Menschliches. Sehr dünne oder hoch oben stehende, aus dem Gesichte entrückte Brauen, charakterisiren unfehlbar die Dummheit, oder eine chinesische Schönheit. Bekannt ist es, wie Wuth, Zorn, Schreck, Erstaunen sich durch die Bewegungen der Augenbrauen ausdrücken lassen. Ueber ihre psychologische Bedeutung drückt sich ein sehr alter Physiognomiker: Johannes ab Indagine so aus: „Deß Augbrawen weiß seind, urteylen wir

einen weybischen Mann, der baldgläubig ist unnd nit am witzigsten. Unnd so die Augbrawen zusammen stosszen, das ist ganz ein bösz zeychen, dann syn angeben ein türkische Art und Menschenkäuffer, unnd der genygt ist zu der schwarzen Kunst unnd Teuffelbeschwerung, das habe ich offt war genommen in ettlychen vil heren so man verbrennet." Göthe nennt solche zusammenstoßende Augenbrauen in seinem „Leben" einmal: Räzel, und hält sie in gewissen Gesichtern für einen großen Reiz, worin wir ihm durchaus beistimmen. Die Araber, von deren Geschmackscodex wir übrigens nicht viel wissen, halten auch zusammenlaufende Augenbrauen für eine große Schönheit. Lavater hält einfach bogigte Augenbrauen für das Zeichen eines jungfräulichen, gradlinigte, horizontale für den Ausdruck eines männlichen, und wildverworrene für ein Zeichen eines feurigen Charakters. Schwache Augenbrauen sind nach ihm immer ein Zeichen von Phlegma und Schwäche. Die Augenwimpern endlich dienen wohl mehr zum Schutz des Auges gegen etwa einfallenden Staub u. dergl., als daß sie eine tiefere, psychologische Bedeutung hätten. Etwas langgezakte Wimpern werden allgemein für schön gehalten.

Augenbrauen. S. Auge.
Augenwimpern. S. Auge.

Ausdünstung.

Jede Gattung, und sogar jedes Individuum, verbreitet einen eigenthümlichen Geruch um sich her, und ist gleichsam wie eingehüllt in eine Atmosphäre von Dünsten, die sich durch das Spiel des Lebens immerfort erneuert.

Nach Plutarch besaß Alexander von Macedonien einen höchst angenehmen Geruch, so daß seine Hemden und seine Kleider von Wohlgeruch erfüllt waren, als wären sie parfümirt. Cujaz hatte, wie man sagt, eine ähnliche Eigenthümlichkeit. Gewisse Personen hingegen verbreiten (zuweilen nur aus einzelnen Theilen ihres Körpers) einen schwefelartigen Geruch; andere, wie z. B. die Thais, welche Martial erwähnt, haben eine zurückstoßende, kaum zu ertragende Ausdünstung. Wieder andre verbreiten nur zu gewissen Zeiten eine eigenthümliche Atmosphäre um sich, so namentlich nicht wenige Frauenzimmer um ihre kritische Zeit. Es ist dieser eigenthümliche Geruch, den jedes belebte Wesen um sich

her verbreitet, der es uns erklärlich macht, wie der Hund der Spur seines Herrn über hundert Meilen weit folgen kann, und der uns einen Begriff gibt, auf welche Weise dasselbe Thier, in einem Raum, der mehrere Hirsche einschließt, den sogleich herausfindet, auf den es zuerst gehetzt wurde, ohne sich durch die List, die das verfolgte Thier oft anwendet, um es irre zu führen, von seinem Instinkt abbringen zu lassen.

Wenn nun jede Gattung, und jedes einzelne Individuum derselben, ihren eigenthümlichen Geruch haben, so ist es eben so gewiß, daß jedes Geschlecht und jedes Alter wiederum einen nur ihm eigenen besitzt; Brieude sagt: „das Clima, in welchem der Mensch lebt, seine Nahrungsmittel, seine Leidenschaften, die Art seiner Arbeiten, die Künste, die er treibt, und die Erde, welche er bearbeitet, modificiren auch seine Ausdünstung, und daraus entsteht natürlicher Weise die Verschiedenheit der Gerüche."

In der Zeit des Säugens haben die Kinder einen säuerlichen Geruch, den Jedermann kennt, und der mit ein Kennzeichen der Gesundheit in diesem Alter ist. Dieser Geruch verschwindet beim männlichen Geschlecht im

den Pubertäts-Jahren, um einem anderen, sehr starken und ausgezeichneten Platz zu machen, den man selten bei Weibern findet. So haben die Neger wieder einen ihnen eigenthümlichen Geruch, eben so die Eskimo's, die Grönländer rc. Wenn ein Trupp Kosaken auf einer Straße gezogen ist, so findet man noch mehrere Stunden nach ihrem Durchzug ihren Geruch in der Atmosphäre verbreitet.

Unter den vierfüßigen Thieren gibt es, außer der Bisam- und Zibet-Katze und den Moschus-Ochsen, noch mehrere, die eine moschusähnliche Ausdünstung haben. Der Cincillo, Zerillo u. s. w. strömen, wenn man sie verfolgt, eine so übelriechende Ausdünstung von sich, daß sie die Jäger, und selbst die raubgierigsten Hunde zurückscheucht. Unangenehme Gerüche verbreiten auch der Iltis, der Fuchs und der Ziegenbock, der ja so oft seiner ganz eigenen Ausdünstung wegen im Munde des Volkes genannt wird.

Kein Vogel gibt ein Beispiel ähnlicher Ausdünstungen. Unter dem Gewürm hingegen findet man dergleichen sehr häufig. Schildkröten und Krokodille riechen nach Moschus; die großen Schlangen verbreiten einen ekelhaften Geruch sehr weit um sich her, der

so widrig ist, daß er Uebelkeiten, ja sogar Ohnmachten erregt, wie es ja auch bekannt ist, daß die Ausdünstungen gewisser Schlangen die Vögel und andere kleine Thiere tödten, wenn sie ihren Blick auf sie heften und ihren verpesteten Athem auf sie aushauchen, was man den Zauber der Schlangen genannt hat. Bei den Fischen ist der einzige, recht charakteristische Geruch der des Seewassers, der vorzüglich bei solchen, die sich an schmutzigen, schlammigten Orten aufhalten, sehr unangenehm ist.

Aber weg von Kröten und Schlangen, und übeln Gerüchen, bei welchen wir uns und unsere Leser schon zu lange aufgehalten haben. Wie denn überhaupt Gerüche sehr unmittelbar auf die Seele des Menschen einwirken, so haben auch Wohlgerüche eine rasche kräftige Wirkung auf sie, und zu allen Zeiten hat man die sinnlichen Genüsse jeder Art noch zu erhöhen gewußt, indem man ihnen die Wollust der angenehmen Gerüche hinzufügte. Im frühesten Alterthum schon machte der Weihrauch einen Hauptbestandtheil des Gottesdienstes aus, und die Götter erschienen nach dem Glauben der Alten nicht anders als in eine Wolke von wohlriechenden Düften eingehüllt.

Auch bei den Mahlzeiten durften Wohlgerüche nicht fehlen, und bei einem Gastmahl, welches Otho dem Nero gab, strömten von allen Seiten aus goldenen und silbernen Kanälen die theuersten Essenzen zum Vollgenusse für die Gäste.

Die eigenthümlichen Ausdünstungen des verschiedenen Geschlechtes, von denen wir eben sprachen, bleiben nicht nur nicht ohne Einfluß auf ein Individuum des andern Geschlechts, sondern diese Exhalationen äußern oft die mächtigsten Wirkungen. Viele Thiere werden bei ihren sinnlichen Trieben in der Auswahl des geliebten Gegenstandes nur durch dessen Ausdünstung geleitet, — man denke nur an die Brautwahl der Hunde — und wie wichtig auch für den Menschen gerade in dieser Beziehnng seine Ausdünstung sey, davon gibt die Geschichte ein interessantes Beispiel an einem der merkwürdigsten Liebhaber, die sie kennt. Denn Heinrich der Vierte würde vielleicht nie eine feurige Leidenschaft für die schöne Gabriele empfundeu haben, hätte er nicht auf einem Balle sich unmittelbar nach ihr mit ihrem Schnupftuche sich die Stirn getrocknet. (Vergl. Athem, Geruch.)

Ausschweifung.

Wir berühren ein Thema, über dessen hochwichtige Entwickelung es leichter ist, einen bändereichen Quartanten, als eine Abhandlung zu schreiben, und wir halten es für unsre Pflicht, hier nicht zu kurz und wortkarg zu seyn. Dem Arzte und dem Philosophen kommt es zu, die traurigen Folgen einer Neigung zu untersuchen, welche die Natur dem Menschen zur Erhaltung der Gattung gab, wenn der Mensch nämlich sich von dieser Neigung zu grenzenlosen Extremen fortreißen läßt, die seine Gesundheit und sein Leben untergraben. Die moralische und die physische Medicin wird in der That hier eine eben so nöthige Vormauer, als die Religion — bei Vielen vielleicht wird sie noch eindringlicher reden, als diese, denn wie Viele fürchten nicht, oder doch viel weniger, den Teufel, als das

Gift unter den Rosen der Lust!

Göthe.

Montaigne und Rousseau riethen, ein Lehrer solle seinen Zögling selbst ins Freudenhaus führen, um ihm die ekelhafte Entweihung des süßesten Triebes zu entschleiern, und so ihm Abscheu vor der Wollust einzu=

flößen. Wir glauben vielen unserer Leser hier einen ähnlichen Dienst zu erweisen, wenn wir die Ausschweifungen und ihre Folgen schildern, wie sie sich in der Welt finden, um so vielleicht Manchen, der sich ihnen hingibt, ohne vielleicht je über die Abscheulichkeit derselben nachgedacht zu haben, zur Besinnuug zu bringen, denn das Laster erröthet nur vor seiner eignen Häßlichkeit!

Es ist eine betrübende Wahrheit, aber — eine Wahrheit, daß der menschliche Geist in seinen Verirrungen sich zu allen Zeiten und bei allen Völkern gleich sah, und wie es uns hier grade am Orte scheint, dieses belehrende Axiom an den Erfahrungen zu beweisen, die die Welt in Bezug auf die Verirrungen gemacht hat, welche uns hier beschäftigen, so glauben wir passend zu beginnen, wenn wir zunächst zurück gehen in das graue Alterthum, von dem die jetzige Welt ihren Ursprung datirt.

1. Historische Beispiele der Ausschweifung und ihrer Folgen bei den alten Nationen Asiens und Afrika's.

Die Sündfluth hat den Schmutz der Urwelt nicht abgewaschen, und wir wissen noch heute,

welche lasterhaften Gräuelthaten Sodom und Gomorrha gesehen haben. Die heiligen Bücher haben zur ewigen Schande die verbrecherischen Ausschweifungen eines Ruben, eines Juda, einer Thamar, einer Potiphar, eines Absalon, Ammon u. A. aufbewahrt, und Salomo selber, der große, weise Salomo, der einen Harem von 900 Weibern aller Nationen unterhielt, sang wahrlich sein

„Es ist alles eitel!“

nicht in seiner guten Zeit!

— — — Aber es würde zu weitläuftig werden, alle die Beispiele von Verderbtheit aufzuzählen, welche uns die Geschichte der Hebräer erzählt. Nur allein aus ihren Gesetzen und Verboten, und aus der kräftigen Schilderung, welche der Prophet Hesekiel unter dem berüchtigten Sinnbilde der Ahala und Ahaliba von der damaligen Sittenverderbniß entwirft, kann man hinlänglich urtheilen!!

Die Sitten der arabischen Beduinen sind sowohl durch ihre Gedichte, als ihre Märchen seit den ältesten Zeiten bekannt; Egypten besonders galt immer für ein Land der Ausschweifungen und der Unkeuschheit, und die Dichter brandmarkten es häufig:

Nequitias tellus scit dare nulla magis.

Kein Land wohl weist größere Schändlichkeiten auf. — Die Beschneidung selbst der weiblichen Organe (zur Verhütung der s. g. lesbischen Liebe (s. diesen Artikel) eines der unnatürlichsten, schnödesten Laster, ist daher auch von Egypten ausgegangen, wie diese Operation noch heute daselbst florirt. Freilich mag es leichter sein, die Organe der Sünde, als die Sünde selber auszurotten! Nach Herodot wurde die Pyramide des Cheops bloß von den vielen Liebhabern der Tochter dieses Königs erbaut, die um den niedrigen Preis ihrer unzählig vervielfachten Liebe dieses Schand-Denkmal zu einer solchen Höhe brachte. Nichts übertraf den Aufwand der Ptolomäer zu Alexandrien, aber auch nichts ihre Ausschweifungen, und die berüchtigte Königin Cleopatra braucht nur genannt zu werden, um mit ihr sich zugleich der wildesten Lüste zu erinnern.

Der ganze Orient, Syrien, Medien, Phoenicien, so wie Chaldäa, Tyr und Sidon waren den abscheulichsten Ausschweifungen ergeben. Unter dem Bilde des Lichtgottes verehrten die Völker dieser Gegenden das Princip des

Lebens und die dasselbe erzeugenden Organe. Dies war bald ein Stier, ein Bock, dessen Geschlechtsbrunst die Wollust versinnlichte, oder das Bild des Pan oder des Priap und Phallus. Jene Waldgötter, die Faunen, Satyrn rc. trugen alle die Attribute des Bocks oder der Sinnlichkeit. Wir finden ähnliche Ideen bei andern Völkern, und in neuern Zeiten bis zu den Teufels-Beschreibern herab, welche die Hexen gern in die Gesellschaft eines mysteriösen Bockes bringen. Man erinnere sich an den körnigten Blocksbergswirrwarr in Göthes Faust!

Bei den Phöniciern war das Vergnügen unter dem Namen Adonis personificirt; dies war die Sonne, so wie Venus oder Astarte die Erde, welche im Frühling ihren Schooß öffnet, um alle Keime, die jenes Gestirn vervielfältigt, hervorsprießen zu lassen. So war auch Eden oder das Paradies ein Ort der Wollust. In Phrygien wurde ein gleicher Sonnengott unter dem Namen des Atys verehrt, dessen Sinnbilder sich bis ins 6te Jahrhundert des Christenthums erhielten. In Babylon herrschte das Gesetz, daß die Töchter des Landes sich einmal in ihrem Leben im Venustempel einem Fremden hingeben mußten.

Die Carthaginenserinnen und Tyrierinnen waren zu eben dieser religiösen Ausschweifung verpflichtet, und das Geld, welches sie für den Verlust ihrer Jungfrauschaft erhielten, diente ihnen zum Heirathsgut!

Diese Mißbräuche währten so lange, bis Constantin die Tempel in Phönicien und auf dem Berge Libanon, diese Höhlen der Unzucht, zerstörte. In Lydien gewannen die Mädchen ihr Heirathsgut auf eben jene Weise, und die Armenierinnen waren nicht eher eines Ehemanns würdig, als bis sie ihre Erstlinge im Tempel der Diana Anaïtis geopfert hatten. Die Götter, oder vielmehr ihre Priester, beehrten in dem Tempel des Belus zu Babylon, wie zu Theben in Egypten und zu Patares in Lycien die Frauen mit ihrer Gunst, und noch jetzt gibt es in Egypten Frömmlinge, welchen sich Frauen auf öffentlicher Straße preis geben, und dadurch eine Gott gefällige Handlung zu begehen glauben.

Man wird vielleicht glauben, daß in heißen Gegenden, wo die Erde in einem ewigen Reichthum der Production glänzt, und wo der Weiberüberfluß und die beständige Nacktheit der, überdies nur halbcultivirten Völker, ohne Unterlaß üppige Gedanken erregt, jene Aus=

schweifungen leicht entstehen konnten, daß deßhalb später die Serails und die Einsperrung der Frauen, und die Erfindung des Eunuchismus in jenen Ländern eine nothwendige Folge wurden. Wir wollen daher weit gemäßigtere Klimaten und Nationen aufführen, die vor Zeiten durch alle Künste der Civilisation erleuchtet und gebildet waren, und wir werden leider! hier nicht viel reinere Sitten finden.

2. Die Ausschweifungen der Griechen und Römer.

Es war vielleicht ungeachtet der großen Strenge der ersten Gesetzgeber dieser berühmten Nationen unmöglich, daß sie frei von der asiatischen und africanischen Verderbtheit bleiben konnten. Weit entfernt aber, sich nur noch an ihre Vorbilder zu binden, scheinen die Griechen und später die Römer jene in den größten Gräueln noch weit übertroffen zu haben. Dem Orpheus und den Thraciern schreibt man die scheußliche Erfindung des Lasters der Knabenliebe zu. Andere leiten vom Thamyris oder vom kretensischen Riesen Thalon dieses bei den Griechen so willkom-

mene Laster ab, welches auf Kreta selbst durch ein Gesetz gebilligt war, um einer Uebervölkerung vorzubeugen. Aber nicht allein diese Insulaner, welche Paulus die „faulen Bäuche“ nennt, übten die Paederastie, sondern auch die Kalcedonier. Lycophron klagte den Achilles an, auf dem Altar des Apollo den jungen Troïlus, welcher sich seinen Umarmungen widersetzte, umgebracht zu haben. Ja selbst durch das Beispiel ihrer Gottheiten schien den Griechen die Knabenliebe gebilligt und sanktionirt, und es ist weltkundig, in welchem Verhältnisse Jupiter mit Ganymed, Hercules mit Hylas, Apoll und Hyacinth zu einander standen. Darum durften auch Sophocles und Aeschylus öffentlich in ihren Werken dieses Lasters erwähnen. Nach Herodot empfingen es die Perser und andere Nationen von den Griechen; ja man schrieb seine Erfindung selbst berühmten Philosophen, wie z. B. dem Socrates zu!

Die Feste des Bacchus und die heiligen Phallischen Umzüge, welche dem Bacchus zu Ehren durch die Felder gehalten wurden, und wobei jeder einen aus Holz geschnitzten Phallus (ein Zeichen der Mannheit) an seinen

Stab befestigt trug, wurden nach Herodo[t] lange vor dem Trojanischen Kriege durc[h] Melampus bei den Griechen eingeführt. Die jungen Mädchen, trunken und erotisch[e] Lieder singend, die Gruppen halbnackter Ba[c]chantinnen mit fliegenden Haaren, die üppig[e] Tänze der als Satyrn verkleideten und »ar-recto pene« sich befindenden Männer, gaben öffentlich die allerabscheulichsten Scenen be[i] diesen üppigen Trinkgelagen zum Besten.

Der Phallus war ein allgemeines Attribut der Morgenländischen Gottheiten, Sinnbilder der Sonne, oder der Fruchtbarkeit de[r] Natur, wie z. B. Osiris, Bacchus, Atys, Mercur u. v. a. Die Einwohner von Lampsacus führten selbst die Verehrung des Priapus ein. Diesem beständig zu[r] Zeugung aufgereizten Gotte wurden Esel, als sehr wollüstige Thiere, geopfert.

In den meisten Städten Griechenlands wurde ihm öffentlich unter der Gestalt eines Hermes oder Mercur geopfert, und seine Bildnisse von den jungen Mädchen bekränzt. Die Römer verehrten einen ähnlichen Gott Mutinus, welchen die Bräute zu umarmen pflegten, ehe sie sich von ihrem Bräutigam umarmen ließen. Bei einer so lebhaften Na-

tion mußte natürlich auch der Dienst der Venus große Fortschritte machen, und ganz Griechenland war voll von ihren Tempeln. Wehe der Jungfrau, welche durch Verachtung diese Göttin beleidigte! Viele Sagen gingen um, daß solche grausam gestraft worden wären, indem sie die Flammen der größten Unkeuschheit in sich entbrennen fühlten. So waren nach Ovid die Propoetiden die ersten Frauen, welche die Rache der Venus zwang, sich jedem Manne hinzugeben. Die Töchter des Prötus wurden für ihre Vernachlässigung des Venus-Dienstes dadurch gestraft, daß sie ganz nackt wie rasend im Lande herum liefen. Auch die Phädra soll ein Opfer der Rache dieser Göttin geworden sein, denn bei den Alten galt die Nymphomanie (oder Liebeswuth (s. Geschlechtstrieb) für eine Strafe der Venus. In diesem Sinne läßt Racine seine Phädra sagen:

O haine de Vénus! o fâtale colère!
Dans quels égarements l'amour jeta ma mère!

Sappho ward nicht weniger berühmt durch ihre ausschweifenden Verirrungen und durch das lesbische Laster, welches sie verbreitete,

als durch ihr poetisches Talent. Die öffentliche Dirne und Tänzerin Colytto erhielt in Athen Altäre und wurde unter dem Namen Venus popularis verehrt. Ihre Priester begingen in nächtlichen Ausschweifungen die Feste dieser Göttin der Unkeuschheit. Man berauschte sich dabei, aus Gefäßen, welche die Form eines Priaps hatten!! Schöne und geistreiche Buhlerinnen wurden — schon damals — sogar für die Politik nicht unwichtig, denn die ersten Staatsmänner Athens, die jungen Männer aus den ersten und edelsten Familien, schämten sich nicht, eine „Freundin" zu haben. Erzählt nicht die Geschichte sogar von einer Aspasia, der geistreichen Geliebten des Pericles, einer Lais, deren Gunstbezeugungen dem Demosthenes ein wenig zu theuer waren, einer Glycere, des hinreißenden Models der Sycionischen Maler, einer Phryne, deren Reize den ganzen versammelten Areopag bestachen, einer Thais, welche den großen Alexander bewog, den Pallast von Persepolis zu verbrennen, u. s. w.? — Die Priesterinnen der Venus zu Corinth mußten beim Eintreten in den Tempeldienst den Preis für ihre ersten Gunstbezeugungen auf den Altar der Göttin als Zuschuß zu den

Opferkosten niederlegen. Die Orte der Wollust wurden von jedermann besucht, und selbst Socrates lebte mit mehreren öffentlichen Dirnen seiner Zeit. — Blicken wir in's alte Rom hinüber, so finden wir die Verderbtheit der Sitten vielleicht noch größer, besonders zur Zeit der Kaiser. Es war dieser Stadt vorbehalten, die ganze Welt durch ihre Laster zu erstaunen, nachdem sie dies früher durch ihre Siege gethan hatte. Cäsar hatte die Erstlinge seiner Jugend schon dem Nicomedes, König von Bythinien, verkauft; und dieser alte Ehebrecher zeigte sich später würdig, „der Mann aller Frauen, und die Frau aller Männer" genannt zu werden, hatte jedoch das Schicksal der meisten Ehemänner seiner Zeit, wornach er sich veranlaßt fand, seine Gemahlin zu verstoßen, weil sie bei dem nächtlichen Feste der Bona Dea, bei welchem keine Mannspersonen im Hause gelitten wurden, den Clodius in weiblicher Kleidung in ihr Haus geführt hatte. Die Sitten waren zu Cäsars und Augusts Zeiten schon so gesunken, daß Horaz öffentlich seine Liebe zu Knaben besang, und der keusche Virgil unter dem Namen Alexis seine Liebe zu dem jungen

Alexander. Jedermann wandte im Schauspiel folgenden Vers auf August an:

Videsne ut Cinaedus orbem digito temperet?

Augusts Tochter, Julia, befleckte das kaiserliche Haus durch die schändlichsten Ausschweifungen, und Caligula rühmte sich sogar, daß seine Mutter Agrippine aus der Umarmung Augusts und dieser seiner Tochter geboren sei. Livia, August's Gemahlin, suchte diesem despotischen Wollüstling, um sich bei ihm in Ansehen zu erhalten, junge Mädchen zuzuführen! In dieser Zeit schrieb Ovid seine „Kunst zu lieben," Tibull, Catull, Properz ihre oft mehr als bloß erotischen Gedichte, und die Weltstadt Rom wurde schon damals in ihren Ausschweifungen wohl nicht von Milet, Sybaris, Tarent und Capua übertroffen. Auch die s. g. Liebestränke (s. diesen Artikel,) welche entnervten Wüstlingen künstliches Feuer geben und flüchtige Liebhaber fesseln sollten, waren damals sehr im Schwunge, und sie wurden sogar ganz öffentlich in Rom verkauft:

Hic Thessala vendit
Philtra quibus valeant mentem vexare mariti.

Hier hält die Thessalierin käuflich
Liebestränkchen, damit das männliche Feuer
zu wecken.

Alle diese Excesse wurden von einem Tiber, Caligula, Nero, Domitian u. A. noch weit übertroffen. Tiber mußte unerhörte Namen ersinnen, um jene Schändlichkeiten zu benennen, welche nur die allerfrechste Ausschweifung erdenken konnte. Mit den üppigen Gemälden des Parrhasius und den höchst lasciven Schriften des Elephantis potenziirte er sich zu einer Unzucht, die wohl niemals weder zu Sybaris, noch Capua erreicht worden war, um seine durch Alter und Erschöpfung erschlafften Sinne aufzureizen. Die Wörter fellare, crissare, fricare, irrumare u. s. w. lassen sich nicht gut ohne große und höchst ominöse Umschreibung übersetzen und beweisen, daß die Römer die Ausschweifung viel weiter trieben als irgend eins der neuen Völker Europas. Man machte damals absichtlich theilweis Verschnittene, und die Frauen gingen gern mit ihnen um, weil nach Juvenal hierbei

abortivo non est opus!!

Das Unthier Tiber mißbrauchte Alles, selbst:
Infantes, nec dum tamen lacte depulsos,

inguini ceu papillae admovebat: pronior sane ad id genus libidinis et natura et aetate!! Der menschliche Geist erbebt und scheut sich, solche Missethaten nur aufzufassen, aber auch in Missethaten bleibt die Geschichte die große, ewige Lehrerin des Menschengeschlechtes, und freier und selbstthätiger, neu erwachter erhebt sich der Geist, wenn er sein Ebenbild in tiefster Erniedrigung erschaut hat. Darum fahren wir noch in unsrer historischen Entwickelung einen Augenblick fort, mit Wieland überzeugt, daß:

> „die Geschichte der Leidenschaften und Verirrungen des Menschen für 99/100 der menschlichen Gattung wichtiger sei, als die beste Geschichte der Weisheit und Tugend."

3. Reformation der Sitten durch das Christenthum; Ausschweifungen der heidnischen Völker.

Es ist eine der größten Segnungen unsrer göttlichen Religion, daß sie zum großen Theil allein das Riesenwerk ausgeführt hat, die guten Sitten wieder möglichst herzustellen. Sie schrieb in ihren Dogmen eine große Keusch-

heit und eine, vielleicht die menschlichen Kräfte übersteigende Enthaltsamkeit vor, so, daß Origenes und andere seiner Nachahmer sich entmannten, um nur ihr Heil zu erreichen. Der ehelose Stand wurde religiös eingeführt und die Monogamie (Verbindung mit einer Frau) als ein Sacrament geheiligt, womit allein schon das Panier der guten Zucht aufgepflanzt und fest begründet war. Die Apostel und ersten Kirchenväter eiferten mit Kraft gegen die Abscheulichkeiten der Heiden und zwangen sie, vor ihren Lüsten zu erröthen. Man findet zwar bei den Christen auch Secten, wo die christliche Liebe auf schlüpfrige Abwege gerieth, wie z. B. die Gnostiker und andere, welche aus einer übelverstandenen Frömmigkeit glaubten, daß man sich bei der Gottesverehrung mehr dem Stande der Natur nähern müsse; weshalb sie ihre Kleider ablegten, und so bei ihren nächtlichen und unterirdischen Versammlungen, wo sie ihre religiösen Feierlichkeiten begingen, sich unter einander vermischten. Ja diese Ausschweifungen erneuerten sich im 11ten Jahrhundert, wo eine Secte unter dem Namen der Turlupins in Savoyen Ehebruch und Unzucht trieb und verfolgt wurde. Man weiß auch, welcher Gräuel die Tempel-

herrn, jene Vertheidiger des Christenthums, bei ihrer Aufhebung beschuldigt wurden, ein Verdacht von dem sie, bei ihrem ehelosen Leben, auch wohl nicht ganz frei gesprochen werden können. Aber immer wurden solche Laster von den übrigen christlichen Secten verabscheut und unterdrückt.

So viel ist gewiß, daß in Europa, im Morgenlande und in allen Gegenden, wo das Christenthum die heidnische Gottesverehrung der Venus, des Bacchus, Priapus u. v. a. verdrängte, die Ausschweifungen zu einem durch die Religion verdammten Laster gebrandmarkt, und die Sittlichkeit wieder zu Ehren gebracht wurde, während auf den übrigen Theilen der Erde die Excesse des Fortpflanzungstriebes oft selbst durch religiöse Gesetze geheiligt waren. Bei den Hindus besteht die Phallus- oder Lingams-Verehrung seit den undenklichsten Zeiten, und nächst der Vielweiberei gibt es dort noch ganze Haufen Mädchen, welche der öffentlichen Unzucht gewidmet sind. Dies sind die Bayaderen, eine Art öffentlicher Tänzerinnen und Sängerinnen. Chardin beschreibt uns die öffentlichen Mädchen in Persien, und den hohen Preis, welchen sie auf ihre Reize setzen. Wenn es in der

Türkei wenig dergleichen öffentliche Geschöpfe gibt, so kommt dieß nur daher, weil das weibliche Geschlecht hier einen gewöhnlichen Handelsartikel ausmacht, und es jedermann leicht wird, sich Sklavinnen und Maitressen nach seinem Geschmacke auf dem Markte zu kaufen. Dennoch lieben die Türken verbotene Vergnügungen. In China weihen die Eltern, die ihre Töchter nicht ernähren können, dieselben dem Vergnügen des, den Ausschweifungen sehr ergebenen Publikums. Kein Land hat aber wohl mehr öffentliche Dirnen als Japan, wo sie die Vorübergehenden auf allen Wegen bestürmen. Zu Cochin rc. gehören den Göttern oder vielmehr ihren Priestern, die Erstlinge der Jungfrauen. Die Einwohner von de Goa, welche den Phallus-Dienst behalten haben, sollen ihre Jungfrauen durch ein eisernes Götzenbild defloriren. Bei verschiedenen Völkern zu Madagascar, Tibet und im Königreiche Aracan wird die Defloration der Jungfrauen theils den Erstkommenden, theils den Fremden überlassen. (S. Entjungferung.)

Alle Afrikaner haben unter ihrem heißen Himmelsstrich eine große Neigung zur Ausschweifung. Sie sind eben so eifersüchtig als ihre Frauen verliebt sind. Bei mehrern dieser

Völker ist die eheliche Treue nicht sehr geachtet. Manche entehren selbst ihre eigenen Töchter, wie die Neger zu Congo, Angola, Jolof, welche sogar ihre Frauen für einige Flaschen Branntwein verkaufen. Auf der Goldküste rühmen sich die Mädchen ihrer vielen Liebhaber, und tragen zum Zeichen eine Menge Zierrathe als Ueberbleibsel eben so vieler Siege. Die Anzicos und Jaggas verachten die Keuschheit und Unfruchtbarkeit. Bei mehrern dieser Nationen werden, um die Gunst der Götter zu erwerben, allgemeine Ausschweifungen angeordnet, grade wie anderwärts Gebete und Fasten; solcher Art sind die Jubelfeste am Senegal, auf der Küste der Sierra Leona, am Cap Vert rc. Die Königin von Malimba kann beim Absterben des Königs unter allen Männern ihres Volks wählen. Im Königreiche Juida gibt es eine große Anzahl Mädchen, welche nur von der Ausschweifung leben, und da wegen der Menge der Waare sie nur einen sehr niedrigen Preis setzen können, so suchen sie sich täglich eine große Zahl von Kunden zu verschaffen. Uebrigens reifen alle diese Völker früh heran, und beschleunigen noch die Mannbarkeit ihrer Töchter durch frühzeitigen Genuß. Doch suchen die in ihren

Vergnügungen mehr wollüstigen als wirklich ausschweifenden Neger, den Genuß nicht leicht außer auf dem natürlichen Wege. Dagegen sind die malaiischen Einwohner des stillen Oceans und des indischen Archipels durch alle möglichen Ausschweifungen sehr verderbt. Man macht grausenhafte Schilderungen von den Sitten zu Otaïti und den benachbarten Inseln, und die große Unzucht hat dermaßen jenes Geschlecht entnervt, daß diese Inseln seit Entdeckung der Europäer schon sehr entvölkert worden sind. Auf den Sund-Inseln, den Molukken, ist die Ausschweifung so wenig gezügelt, daß die Väter oft die ersten Blüthen ihrer Töchter brechen, meinend, wer einen Baum pflanze, habe auch das Recht, die Früchte davon zu genießen! Obgleich die eingebornen Amerikaner bei ihrer Entdeckung nicht sehr verliebt erschienen, so überlassen sich doch auch dort bei einigen Nationen die Töchter leicht den Fremden, und die wilden Urbewohner machen auch jetzt noch nicht so strenge Familien und Bluts-Trennungen, daß sie nicht pêlemêle mit einander lebten.

4. Die Ausschweifung und ihre Einflüsse bei den neuern Nationen Europas.

Im neuern Europa, welches durch alle Erzeugnisse des Luxus und des Handels der ganzen Welt bereichert wurde, sahe man bald Unkeuschheit und Ausschweifung, als beständige Begleiterin des Reichthums und Müssiganges, wieder entstehen. Gegen das 13te Jahrhundert, als die italiänischen Republiken, besonders Venedig und Florenz, in dem Ueberflusse schwelgten, den der Handel mit dem Oriente ihnen zuströmen ließ, und als an dem Hofe von Rom die Schätze zusammenflossen, welche die Frömmigkeit der Gläubigen spendete, erhob sich auch das Laster, und die schändlichste moralische Verderbtheit, und Avignon, wohin der Sitz der Päbste mehrmals verlegt wurde, nahm sogar Theil an derselben.

Boccaz, Petrarca und Dante liefern uns sehr lebhafte Schilderungen von der Verderbtheit der Geistlichen ihrer Zeit. Auch der große Zufluß der Fremden nach dem Mittelpunkte der christlichen Welt, welche Religion oder Neugierde dahin trieb, mußte die Unzucht und Unordnung zu Rom vermehren, welches

damals Herr der abergläubigen Könige und Völker geworden war.

Zu Avignon wurde im Jahr 1347 förmlich ein öffentliches Haus durch Johanna I., Königin von Neapel und Gräfin von der Provence, errichtet, und diese Prinzessin, (berühmt durch ihre Galanterien) die sich so barmherzig der Unzucht annahm, war damals 23 Jahr alt! Schon 1300 hatte der Senat zu Venedig die Vorsorge gehabt, ähnliche Häuser zu errichten. In den mittäglichen Städten Frankreichs zeigten sich dergleichen schon 1201. Karl VI. und VII. von Frankreich stifteten ähnliche Klöster zu Toulouse, und sie erlaubten zu Paris unzüchtige Gassen, denen man ordentliche Statuten oder Schutzkarten ertheilte. Die Päbste Julius II., Leo X., Sixtus IV., Clemens VII. autorisirten ebenfalls öffentliche Orte der Ausschweifung, indem sie den Gewinn den Conventen der büßenden Magdalenerinnen vorbehielten. (Vergl. Freudenhaus.) Damals genossen noch die meisten großen Lehnsherrn das berüchtigte jus primae noctis, das Recht, bei allen Bräuten ihrer Unterthanen die erste Nacht zuzubringen, welches später in eine Geldabgabe verwandelt wurde, die sich lange

erhielt. (Vgl. Entjungferung.) Die Domherrn der Cathedralkirche zu Lyon besaßen eben dieß Recht, und der Bischof von Amiens erhielt es bis 1335. Nicolaus Poplau, ein schlesischer Edelmann, welcher ums Jahr 1483 große Reisen durch Europa machte, fand dieß Recht noch damals in Catalonien bestehend. In Valenzia gab es öffentlich Nebenweiber und Nebenmänner, ja eine Gräfin nahm für die Gefälligkeit einer Nacht zwei Dukaten. Wie frei der Cardinal zu Sevilla mit den Weibern umging, mag dieser Reisende gar nicht beschreiben. Die Portugiesen trugen schon damals den ganzen Busen entblößt, die englischen Weiber kamen den Fremden sehr freigebig mit Küssen entgegen, und Poplau bemerkte schon damals „zwischen englischen Leuten teuflische Ehen." — Alle englische Gesänge der Troubadours beweisen ebenfalls das unordentliche Leben des Adels und der Geistlichkeit zwischen dem 12 bis 15ten Jahrhundert. Das schändliche Leben Papst Alexanders VI. ist bekannt, und wo von dem menschlichen Geist in seiner Erniedrigung die Rede ist, wird der Name Borgia nie vergessen werden! Die üppigsten Gemälde schmückten die Säle des Vaticans und die Palläste der

Großen Italiens. Die schlüpfrig-gemeinen Schriften Aretin's, de la Casa's u. A. schildern uns die abscheuliche Sittenverderbniß der damaligen italienischen Geistlichkeit. Bald drang sie über die Alpen nach Frankreich, besonders unter dem galanten Franz I., wo die von ihm an den Hof gezogenen Frauen zugleich den Luxus, die Intrigue, und ihre oft gefährlichen Gunstbezeugungen mitbrachten. Schon damals gab es im Schloß zu Fontainebleau so schlüpfrige Gemälde, daß später eine fromme Königin sich genöthigt sahe, sie zu zerstören. Brantome und selbst eine Prinzessin, Margarethe von Navarra, schildern uns die verliebten Abentheuer der Damen dieser Zeit in Frankreich. Aber besonders überschwemmte Catharine von Medicis und ihr italiänisches Gefolge Frankreich mit den scheußlichen Lastern, welche zum Theil noch jetzt dort herrschen. Seit dieser Zeit griffen die Ausschweifungen in Frankreich furchtbar um sich, und die jungen Herrn begingen öffentlich die größten Sünden, während die Flagellanten, eine religiöse Sekte, (Männer und Weiber,) nackt in den Straßen der Hauptstadt herumliefen und unter dem Deckmantel der Religion sündigten. (S.

Geißelung.) Um diese Zeit (1494) zeigte sich zuerst die galante Krankheit bei der französischen Armee in Italien. Diese Gefahr, obgleich sie das Laster nicht ausrottete, legte ihm doch wenigstens einen Zügel an, weil die Verheerungen des Uebels, jetzt schon noch schrecklich genug, damals weit scheußlicher und schneller wütheten, und weder Päpste, noch Könige, noch Cardinäle verschonten. Die Gesetze gegen die Ausschweifungen wurden daher jetzt weit strenger, weil jene Folgen der öffentlichen Gesundheit nachtheilig wurden. Ja mehrere Schriftsteller behaupten sogar, daß diese einzige Furcht allein der allgemeinen Verderbtheit der Geistlichen in Deutschland und Frankreich Einhalt gethan habe, welche vorher ganz frei die öffentlichen Häuser besuchten. Nun verminderte sich die Neigung zum ehelosen Leben, und mehrere Geistliche verlangten die Erlaubniß, sich verheirathen zu dürfen, neigten sich also schon der Reformation zu. Zu Heinrich IV. Zeiten ergab sich der französische Hof mehr der Wollust als den Ausschweifungen, welche überdieß von den strengern Calvinisten ganz verdammt wurden. Unter Ludwig XIII. schien selbst die Liebe dort verbannt zu sein und es bildeten sich die so=

genannten précieuses, „die Jansenisten in der Liebe,“ wie die witzige Ninon sie nannte. Während der Regentschaft Anna's von Oesterreich und Ludwigs XIV. Minderjährigkeit kehrten jedoch alle Vergnügungen und Genüsse an den Hof zurück. Dieses Königs Regierung nun ist recht eigentlich das Zeitalter der Galanterie, welche sich indeß bestrebte, wenigstens den Schein des Schicklichen zu erhalten. Ein neuerer französischer Schriftsteller sagt im Bezug hierauf: De là nous est venue cette pudeur de langage qui s'effarouche de *mots* beaucoup plus que des *choses* même, espèce de fausseté ou de lâche hypocrisie qui rend la langue française la plus *chaste*, si l'on s'en tient à l'acception propre des termes, mais la plus *obscène* si l'on considère le sens détourné qu'on peut leur donner. En sauvant l'image nue et grossière sous un voile transparent, on peut tout exprimer, et ainsi propager les vices et la corruption en les introduisant sous les vêtemens de l'honnêteté, parmi l'innocence la plus pure. On ne permet déjà à Molière ses termes naifs, tant nous sommes devenus ennemis des vices!

Unter Philipp von Orleans zertrümmerte die Ausschweifung in Frankreich alle Schranken, und man sagte von diesem Prinzen:

Ce bon régent qui gâta tout en France.

Unter Ludwig XV. bildete sich das System der Wollüste immer mehr aus, und erreichte so jene Höhe, auf welcher wir es größtentheils noch jetzt finden. Aber wie alles Uebel durch die weisen Gesetze der Vorsehung zuletzt noch immer — wäre es auch nur durch mahnende Warnung — der Welt gute Früchte trägt, so geschah es auch, daß jene Erschlaffung und Auflösung der Sitten in Frankreich zuletzt die große Revolution herbeiführte, die die Welt erschüttert, aber — belehrt hat, und die ohne die Skandale im Park von Versailles und in den beiden Schlössern Trianon vielleicht nicht ausgebrochen wäre!

5. Die Ursachen der Ausschweifung und ihre Folgen für Gesundheit und Leben.

Wir haben in der vorgehenden geschichtlichen Uebersicht gesehen, welche Umstände besonders die Laster der Wollust erzeugen. Ein heißes Clima in einem fruchtbaren Lande, welches frühzeitig die Mannbarkeit reift und

eine höchst üppige Sinnlichkeit entwickelt, disponirt überall und immer zum Luxus. Die große Leichtigkeit, sich den Genuß zu verschaffen, führt bald zum Ueberdruß; der Mann kann nicht mehr den Frauen genügen, er muß sie also in Harems verschließen, wo der Mangel der Männer sehr fühlbar wird und der Trieb zur Wollust sich mögliche Befriedigung sucht. Der natürlichen, in seinem Harem so weit getriebenen Genüsse überdrüssig, sucht der Asiat andere, schwieriger zu erlangende, und es ist grade das unnatürliche, künstlich erdachte, was den blasirten Geist reizt und erfreut. Ueberall, wo die Zahl der Frauen jene der Männer überwiegt, zeigt sich uns die Vielweiberei als eine Quelle von Lastern. Aus dieser Quelle entsteht nach und nach begreiflich eine despotische Regierungsform, und diese verdirbt auf der andern Seite wieder die Sitten. Das Einsperren der Frauen, ein Zeichen des Despotismus in der Familie, welche die erste Grundlage des Staats ist, kann nicht statt finden, wenn nicht Despotismus das Lebensprinzip im Staate, und so dreht sich Ursach und Wirkung auch hier, wie so oft, im Cyklus umher. Im ganzen Oriente gehen Despotismus in der Regierungsform

und sybaritisches Wohlleben unter den Bewohnern immer gleichen Schritt. Dagegen lehrt die Geschichte aller Republiken, daß keine den Verfall ihrer Sitten überlebte, denn Muth und Freiheit erhalten sich nur da, wo Kraft ist, und diese verschwendet der Wollüstling. Aber auch der Handel, weil er Ueberfluß, Muße und gewöhnlich große Ungleichheit der Stände herbeiführt, wird oft eine Quelle großer Ausschweifungen.

Ueberschauen wir noch einmal mit einem raschen Rückblick das hier Gesagte, so zeigt sich uns zunächst der Mensch als das wollüstigste aller Geschöpfe, und wir sahen, daß er sich, seit den ältesten Zeiten her, besonders in mittäglichen Ländern, den schändlichsten Ausschweifungen, den ungezügeltsten Lüsten ergeben hat. Wohlhabende Nationen, sehr despotische Regierungen und die vornehmen Volksklassen haben immer die empörendsten Beispiele einer entarteten Wollust gegeben, während die christliche Religion und die Entwicklung jenes giftigen Uebels den Ausschweifungen in gewisser Hinsicht ein Ziel setzten. Die Folgen übertriebener Geschlechts-Ausschweifungen waren immer Verfall der Reiche, übereilter Untergang der Individuen, und Verschlechterung

der Rassen, und der Mensch bot überall Leben, Gesundheit, Kraft und Muth für Genüsse, die ihm die gütige Natur ohne alle diese schweren Opfer gönnt, wenn er beim Vergnügen nur seine Vernunft auch mitsprechen läßt. Ein gefährliches zweideutiges Geschenk machte uns freilich also Mutter Natur mit diesem Triebe; aber die Menschen, besonders viele religiöse Sektiker, gingen auch viel zu weit, wenn sie, das Kind mit dem Bade verschüttend, Ach! und Weh! über diesen Instinkt riefen:

Denn sollt' uns nicht die Nektartraube schmecken,
Weil ein Insekt auf ihrem Purpur kroch?
Der Mißbrauch darf nicht unser Urtheil leiten,
Alt ist der Spruch, zu selten sein Gebrauch!
Saugt nicht auf gleichem Rosenstrauch
Die Raupe Gift, die Biene Süßigkeiten?

Wieland.

(Vergl. Wollust.)

B.

Backe. S. Wange.

Bad.

Der Gebrauch der Bäder stammt aus dem frühesten Alterthume her, und die Egypter,

Perser und Griechen scheinen, selbst schon in den fabelhaftesten Zeiten ihrer Geschichte, die Bäder gekannt zu haben. Homer läßt den Ulysses im Zauberpallaste der Circe baden. Die Griechen hielten heiße Quellen für heilig (sacerrimæ) und weihten sie dem Herkules, dem Gotte der Kraft. Neben ihren Gymnasien waren überall öffentliche Bäder, in denen man den Körper reinigte und stärkte. Die Römer, die in Allem die griechische Cultur nachahmten, erbauten, um die Zeit der Republik, in ihrer Hauptstadt öffentliche und private Bäder, die mit allem Glanze, mit jenem Luxus prangten, der damals das Weltbeherrschende Volk auszeichnete. Bäder sind noch heute bei allen Völkern der alten und neuen Welt beliebt, besonders aber sind es noch heute die südlichen, wie die orientalischen Völker, bei denen der Gebrauch der Bäder auch noch jetzt vorzugsweise im Schwunge ist. Natürlich; denn Reinlichkeit und Stärkung des Körpers, Erweckung des Organismus zu erneutem Leben, das sind die beiden großen Zwecke des Bades, und zu beiden wird unter südlichem und östlichem Himmel mehr als unter einem andern das Bedürfniß gefühlt. Die Sinnlichkeit des Menschen wußte die letz-

tere Wirkung der Bäder frühe schon so zu potenziiren, daß man sie zu den mächtigsten Mitteln machte, um die niederen Triebe anzufeuern. Auch waren schon bei den spätern Römern die Badstuben die Theater der größten Frechheit und Verworfenheit, und wenn in früherer Zeit die anständigste Sitte in den öffentlichen Bädern aufrecht erhalten wurde, und die höchsten Personen sich nicht schämen durften, die unmittelbare Aufsicht über die Thermen zu führen, wenn man sogar sechs Jahrhunderte lang, wie Plinius erzählt, in Rom keine andre Arznei kannte, als Bäder, so verwandelte doch die verweichlichte Nachkommenschaft jener ältern Zeit die Bäder, wie gesagt, zu den schändlichsten Tummelplätzen ihrer Zügellosigkeit, und Juvenal und Martial haben oft ihre scharfen Pfeile auf die Badehäuser gerichtet. Ein altes, römisches Epigramm drückt vortrefflich Beides, den Nutzen und die Schädlichkeit des (mißbrauchten) Badens aus:

Balnea, Vina, Venus corrumpunt corpora nostra,
At faciunt vitam balnea, vina, Venus.

Bäder und Lieb' und Wein zerstören das menschliche Leben;
Doch es erhöh'n seinen Reiz Bäder und Liebe und Wein.

Um eine Probe davon zu geben, was die weichlichen Orientalen aus ihren Bädern zu machen wissen, und um zu zeigen, wie ein Uebermaaß solcher Bäder und ein Uebermaaß der Ausschweifungen, zu denen sie anreizen, wohl den Körper erschlaffen, zerstören können, wollen wir ein Indisches Bad hier kurz nach Anquetil beschreiben. Ein Badediener legt den Badenden auf ein Bret und benetzt ihn mit warmem Wasser; dann drückt und knetet er zunächst den Körper (massiren) mit einer bewunderswerthen Geschicklichkeit. Er macht, daß alle Gelenke am ganzen Körper krachen; er dreht den Badenden um und wieder um; er knieet auf seinen Leib, faßt ihn bei den Schultern, und schüttelt ihn derb zusammen, schlägt derb mit Gewandtheit auf die fleischigsten Theile; dann zieht er nun Handschuhe von weichen Haaren an, und reibt den Körper, daß er selber dabei in Transpiration geräth, er feilt mit einer feinen Feile das harte Fleisch von den Füßen und nun wird der Badende mit Oelen und duftenden Salben eingerieben, und zuletzt barbirt. Dieses Manövre dauert fast drei Viertel-Stunden; aber nachher scheint sich auch der Badende ein neuer Mensch; ein süßes Wohlbehagen ergießt sich durch alle

seine Adern, er fühlt sich frisch, lebendig und kräftig, und der Trieb nach dem andern Geschlechte erwacht lebhaft in ihm. Eben so baden die Indianerinnen, die zuweilen einen halben Tag im Bade bleiben, und sich von ihren Sklavinnen massiren lassen; (der Setzer möge ja nicht etwa magnetisiren setzen!) Gewiß ist, daß bei solchem orientalischen Bade die Wollust sich besser steht, als die Gesundheit. Die Türken haben ganz ähnliche Bäder; aber sie baden auch häufig im Flusse, wie denn das Baden bei ihnen zum Theil religiöses Gesetz ist. So muß sich jeder Türke, wenn er dem Koran getreu ist, nach dem Zusammensein mit einer Türkin baden, und jede Türkin soll sich, auch außer den gewöhnlichen Bädern, ganz bestimmt und religionsgemäß alle Monate, unmittelbar nach gewissen kritischen Revolutionen in ihr, baden. Es wäre gewiß sehr wünschenswerth, wenn die eleganten Damen bei uns zu Lande den Türkinnen nicht bloß in der Mode Shawls, sondern auch in dieser höchst zweckmäßigen Sitte folgten. Denn, abgesehen von dem Nutzen der einfachen, nicht durch sinnliche Genüsse potenziirten, Bäder für die Gesundheit, sollte das Weib nicht vergessen, daß

Reinlichkeit (s. diesen Artikel) das schönste Cosmeticum für alle seine Reize ist, so daß es mit allen Schönheiten einer Aphrodite nie einen Mann anziehen und fesseln kann, wenn nicht eine idealische Reinlichkeit, die nur ein häufiger Gebrauch der Bäder zu erhalten vermag, um ihr ganzes Wesen verbreitet ist. Die richtig fühlenden Griechen, auf die wir Neueren in allen ästhetischen Angelegenheiten immer wieder zurückkommen müssen, die Griechen haben auch diese ästhetische Wahrheit mit gewohntem Zartsinn bildlich aufgefaßt und dargestellt, und wer in einer mediceischen Venus, die bekanntlich eben aus dem Bade steigt, in einer, in ähnlicher Situation gedachten, Venus Callypigos und in so vielen andern ähnlichen Bildwerken der Griechen nur die Absicht des Künstlers sieht, die Form in ihrer schönen Nacktheit zu zeigen, nicht aber auch jene Idee versinnlicht findet, daß die höchste Reinlichkeit, wie sie bei einem so eben aus dem Bade steigenden Körper nothwendig gedacht werden muß, unzertrennlich ist von der höchsten Liebenswürdigkeit, die der Künstler darstellen wollte, — der würde nur beweisen, daß er weder diese Idee, noch die

Griechen, noch den Künstler g a n z zu begreifen im Stande sei.

Bart.

Das Siegel der Männlichkeit, das dem ganzen Gesichte einen Charakter von Kraft und Macht aufdrückt. Eben weil der Bart den Mann bezeichnet, fehlt er da, wo die Männlichkeit fehlt, bei Weibern, Knaben und Castraten. Gegen die Zeit hin, wo der Knabe zum Jüngling heranreifen wird, beginnt im Gesichte der zarte Vorläufer des Bartes, das dünne, wolligte Haar hervorzukeimen, wegen welches die armen Knaben überall so viel unverdienten Spott und Scherz erdulden müssen, daß deshalb Viele durch allerhand Manipulationen, durch häufiges Barbiren und scharfe Waschungen das Wachsthum des Bartes zu beschleunigen suchen, das sich allerdings künstlich beschleunigen läßt. Die alten Germanen betrachteten dagegen das späte Erscheinen des Bartes als günstiges Zeichen, weil sie dies für einen Beweis von Kraft hielten, welche die Natur auf wichtigere Functionen verwendete. Auch die Amerikaner, die von Natur weichlich und weibisch sind, halten Nichts auf

den Bart, und reißen ihn sorgsam aus, wenn sich dessen Spuren zeigen. Die Orientalen aber hegen und pflegen bekanntlich ihren Bart, bei dem sie auch schwören, höchst sorgfältig, und bei den Franken war dies in alten Zeiten derselbe Fall. Karl der Große schwor: »par saint Dénis, et par cette barbe, qui me pend au menton.« Unter Heinrich IV. war der Bart ein Hauptstück in der männlichen Toilette. Es gab Bärte en éventail, en queue d'hirondelle, en feuille d'artichaut, und Schnurbärte à la turque, à l'espagnol, en garde de poignard u. s. w. Man hatte eigene Farben und Beitzen und Wohlgerüche für den Bart, den man Nachts in einen eigenen Beutel steckte, und ein Stutzer hielt es damals für eine hohe Gunst, wenn eine Dame ihm seinen Bart bürstete. Unter Ludwig XIII., der als neunjähriger Knabe den Thron bestieg, verloren wegen der Unbärtigkeit des Königs die Bärte ihren Credit. Man trug bald nur abgestutzte Knebelbärte, die immer kleiner und kürzer wurden, und Richard Milton war im J. 1626 der Letzte, der in Frankreich einen langen Bart trug. Im J. 1329 fingen die Böhmischen Ritter an, lange Bärte zu tragen, da sich vor-

her Jeder scheeren ließ. In Schwaben fing man erst 1518 an, einen Bart zu tragen, und schon 1564 machte sich Sigismund, Erzbischof zu Magdeburg, auf seinen Reisen an deutsche Höfe ein eigenes Geschäft daraus, die langen Bärte abzuschaffen. Um diese Zeit war in Deutschland Ritter Eberhard von Talberg wegen seines natürlichen großen Bartes berühmt; er hing ihm bis an die Füße, reichte von da noch wieder bis an den Gürtel und konnte dann noch um einen Stock gewickelt werden.

Das Verhältniß, das zwischen dem Bart und den Organen der Generation ist, scheint in einzelnen Fällen aufgehoben zu sein. Alte Schriftsteller sprechen von Kindern, die bärtig waren; Andere bekamen wieder erst einen Bartwuchs, nachdem sie längst mannbar waren, und wieder Andre haben nie einen Bart bekommen, obgleich ihnen doch sonst kein Charakter der Männlichkeit abging. Die Haare des Barts sind verschieden an Farbe, Gestalt, Stärke u. s. w. wie die Haare des Körpers überhaupt. Der Bart ist schwarz, trocken, hart bei Bewohnern heißer, trockner Länder, wie bei den Arabern, Aethiopiern, Indianern, Italienern und Spaniern. Er ist heller, stark,

weicher in kalten, feuchten Ländern, wie i
Holland, England, Schweden. Einige Farbe
des Bartes kann man als unwesentliche be
trachten, so die rothe, die meist eine scrofulös
Constitution bedeutet, und die man mehr i
nördlichen Ländern findet. Ein rother Bar
war bei den Griechen sehr beliebt, dagege
verabscheuten ihn die Egyptier und Juden, un
die Neuern sind auch keine besondre Freund
des Rothbarts. Die Franzosen haben ei
Sprichwort: à barbe rousse et noirs che
veux, ne te fie si tu ne veux; auch di
Spanier sagen: wer falsch ist, hat einen Roth
bart und schwarzes Haar. Man hat bei Män
nern, die in Kupfer und andern Metallen ar
beiten, blaue und grüne Bärte gesehen, d
aber von den metallischen Ausströmungen
gefärbt waren.

Wie der Bart ausschließliches Vorrecht de
Mannes ist, so hat das Weib durchaus keine
Theil an dieser Zierde, und im Gegenthe
entstellt ein weibliches Gesicht nichts meh
als Haarwuchs darin. Doch kommt, nament
lich bei unfruchtbaren Weibern, deren gan
Constitution sich der männlichen nähert, Bar
wuchs nicht selten vor. Ja die Weiber b
ganzen Völkern sollen mit uns dieses Privi

legium theilen, das für sie keines ist! So sollen die Weiber in einigen Theilen von Aethiopien und in dem kältern Theile des mittäglichen Amerika alle einen mehr oder weniger gut behaarten Bart tragen. Wir sind überzeugt, daß keine unsrer Leserinnen die braunen Schwestern deshalb beneiden wird.

Bastard.

Dies Wort hat zwei Bedeutungen; bald bezeichnet es ein Geschöpf, das von zwei Wesen einer verschiedenen Gattung gezeugt ist, und die Charaktere beider Gattungen an sich trägt, wie Maulesel, Maulthiere u. s. w., bald bedeutet es ein außer der gesetzmäßigen Ehe erzeugtes, sonst in Nichts von andern Menschen unterschiedenes, sogenanntes natürliches Kind. Die ersteren Geschöpfe haben in den Zeugungstheorieen unter den Physiologen viel Streitigkeiten veranlaßt. Sehr auffallend ist es auf jeden Fall, daß die Bastard-Säugthiere, die ihre Sexual-Organe eben so organisch entwickelt haben, als ihre Eltern, dennoch eben so wenig die Fähigkeit haben, ihre Bastard-Gattung nun wieder fortzupflanzen, als alle andre Bastard-Geschöpfe in der

Thier- und Pflanzenwelt. Die Absicht der Natur hierbei ist freilich leicht einzusehen, denn wenn sie allen Bastard-Gattungen wieder das Vorrecht gegönnt hätte, sich fortpflanzen zu dürfen, so würden sich die Arten und Abarten und Spielarten in's Unendliche vervielfältigen, und das ursprüngliche, in der Wesenreihe nothwendige Geschlecht, würde allmählig ganz daraus verschwinden, wenn nicht bestimmte Gränzen für seine Aufrechthaltung sorgten.

Was die zweite Bedeutung des Wortes Bastard betrifft, so hat sie mehr Werth in der Moral und Jurisprudenz, als in der Naturgeschichte des Menschen. Gewöhnlich müssen die unglücklichen Bastarde für einen Augenblick büßen, in welchem sich ihre Eltern gegen die Moral versündigt haben, und der Menschenfreund sieht es gewiß nur mit Betrübniß, wenn die menschliche Gesellschaft mit zurücksetzender Verachtung auf die natürlichen Kinder herabsieht, als wären sie aus unedlerem Thone gemacht!

Die Götter rächen
Der Väter Missethat nicht an dem Sohne;

Göthe.

warum maßt sich der schwache Mensch eine Gerechtigkeit zu üben an, die die Götter selber zuhandhaben verschmähen, der schwache Mensch, der am Ende selbst im günstigen Augenblick — — einem Bastard das Leben gibt! Für die Verachtung aber, die die Bastarde leider! unverschuldet bei gesitteten Völkern erdulden müssen, hat sie meistens die Natur gerochen, indem sie ihnen eine Lebhaftigkeit des Geistes, eine Genialität der Verstandeskräfte mitgab, um die Viele ihrer Verhöhner sie beneiden, und die so sehr oft Eigenthum natürlicher Kinder ist. In feuriger Liebe gezeugt und empfangen, scheint die Exaltation des Geistes ihrer Eltern im Augenblicke ihres Entstehens dauernd ihnen eingeprägt worden zu sein — —

Wenn Heinrich in dem Arm der schönen Gabriele
Nach einer edlen That der Liebe Lohn empfäht,
Wer zweifelt, daß nicht da die Farbe seiner Seele
Auf einen Bastard übergeht?
Indeß der Erbe seiner Krone
Nicht ihm, nur seinem Mißmuth gleicht,
Mit welchem er zur königlichen Frohne,
Ins Bette der Infantin schleicht.

v. Thümmel.

(Vergl. Befruchtung, Begattung, Ehe ꝛc.)

Befruchtung.

Die Botaniker und Physiologen gebrauchen dies Wort, um den Akt zu bezeichnen, durch welchen ein Individuum einem andern Individuum die Mittel gibt, sich zu reproduciren. Alle organisirten Geschöpfe genießen dieses schönen Vorzugs vor den unorganischen Naturkörpern. Die Natur, die unaufhörlich mit der Erhaltung der Gattungen beschäftigt ist, wendet ungemein viel Sorgfalt auf die Fortpflanzung der Individuen, und wenn sie zwar in den meisten Fällen dabei sehr einfach zu Werke geht, so bietet sie doch zuweilen eine große Complication in ihren hier mitwirkenden Kräften und Organen dar. Bei einigen Pflanzenklassen und in der untersten Stufe der Thierreiche operirt sie am einfachsten: einzelne Zweige trennen sich vom Mutterstamme, (bei den Pflanzen, Polypen und einigen Würmern) suchen sich einen nahen Boden, und leben nun als getrennte Organismen fort. Bei höher organisirten Wesen aber bedarf es verschiedener Organe, um das wunderbare Phänomen der Befruchtung und Reproduktion zu veranlassen. Der männliche oder befruchtende Theil gibt hier eine eigen-

thümliche Flüssigkeit, die die Produkte, welche das weibliche Geschlecht liefert, fruchtbar macht, und das weibliche, oder befruchtete, zu befruchtende Organ gibt im Akte der Befruchtung bei den Pflanzen Körner, bei den Vögeln und Fischen ꝛc. Eier, bei den, lebendige Junge gebärenden Thieren, wie auch beim Menschen Keime her, und diesen Keimen gibt das männliche Organ in der Befruchtung die Lebensbewegung, vermöge welcher sie sich dann im Schooße des Mutter-Geschöpfes weiter ausbilden. Bei den Pflanzen ist die befruchtende Masse in Kapseln enthalten, und sie verbreitet sich zur rechten Zeit auf die weiblichen Theile; bei den Thieren wird die Saamenflüssigkeit ganz bloß und frei um oder auf die Keime gespritzt. Die meisten Thiere bringen jene Flüssigkeit in den Körper des Weibchens hinein, wo sie dann auf die weiblichen Keime trifft; bei andern Thierklassen aber wirft das Männchen seinen befruchtenden Saamen nur auf, schon aus dem mütterlichen Körper entfernte, Keime, auf bereits gelegte Eier u. dergl. Wie, warum, wodurch Befruchtung entsteht? — — — das ist eines der vielen, unendlichen Geheimnisse der geschaffenen Welt! Seit den frühesten Zeiten hat der Geist des Menschen

diesen dunklen Schleier zu lüften und einzudringen gesucht in diese finstre, durch keine Andeutung von Licht für ihn erhellte, Werkstatt der Natur; man hat in Bezug auf dieses Thema der Befruchtung und Empfängniß Hypothesen auf Hypothesen gehäuft — Umsonst —

In's Inn're der Natur dringt kein erschaff'ner Geist!

Haller.

Die Verschiedenheit des Befruchtungsaktes in den verschieden organisirten Klassen konnten wir hier nur leicht skizziren, und wir bleiben nun, wie immer in diesem Werke, bei dem Menschen stehen, wobei wir uns für dies Thema noch auf die Artikel: Beischlaf, Begattung, Empfängniß, Fruchtbarkeit, Zeugung beziehen müssen. Untersuchen wir aber hier: welches die Lebensepochen sind, wo die befruchtende Kraft im Manne thätig wird, und wiederum erlöscht; ob es ferner eine eigene Jahreszeit für den Menschen, wie es eine solche für die Thiere gibt, die ausschließlich seiner Begattung günstig ist; welches ferner die Ursachen sind, die die Befruchtung begünstigen und verhindern, welches die zur

Befruchtung nöthigen Bedingungen sind, und wo endlich der Sitz der Befruchtung in Menschen sei?

Die befruchtende Kraft im Manne beginnt in seinen Entwickelungsjahren (s. diesen Artikel) thätig zu werden, wo alle seine Kräfte in höherer Entwickelung stehen, und er gleichsam ein Uebermaaß von Lebensthätigkeit besitzt. Wenn dagegen beim vorgerückten Alter die assimilirenden und ernährenden Kräfte wieder abnehmen, so nimmt auch diese unsre Kraft wieder ab. Gemeiniglich beobachtet man, daß bei uns die Frauen zwischen dem zweiundvierzigsten und neunundvierzigsten Lebensjahre ihre Fruchtbarkeit verlieren. Bei dem Manne verliert sich die Kraft der Fortpflanzung gewöhnlich zwischen 50—56 Jahren, zuweilen aber behalten sie Männer bis in ihr sechszigstes Lebensjahr, und noch weiter hinaus. Diese Epochen lassen sich aber durchaus nicht etwa für das ganze Menschengeschlecht aufstellen; im Gegentheile machen Klima, Leidenschaften, die Lebensart darin eine große Verschiedenheit. Die Morgenländer z. B., sind zu zwölf, dreizehn Jahren schon mannbar, verlieren aber schon zu dreißig Jahren ihre Fruchtbarkeit wieder und sie müssen zu den

stärksten Reizmitteln ihre Zuflucht nehmen, um ihre ehelichen Pflichten erfüllen zu können (vergl. Aphrodisiaca;) aber auch ihre Weiber hören schon um diese Zeit auf fruchtbar zu sein. Bei den nordischen Völkern entwickelt sich die Kraft der Befruchtung viel später, erhält sich aber dafür auch viel länger im Körper wach, wie denn ihre Entwickelung und ihr Verschwinden fast überall gleich lang sind, nur relativ früher oder später erscheinen und erlöschen.

Gewöhnlich glaubt man, daß der Mensch nicht, wie etwa viele Thiere, in der Uebung seiner Genital-Kräfte an eine gewisse Jahreszeit gebunden sei. In der That genießt der Mann des schönen Vorrechtes, zu jeder Zeit, in jedem Klima sich seiner Geliebten nahen und sie befruchten zu können, obgleich der physische Einfluß der Luft, der Nahrung, der Lebensart gewisse Jahreszeiten fruchtbarer macht, als andre. Hippocrates hatte beobachtet, daß der Frühling die Jahreszeit sei, die zur Befruchtung und Empfängniß die geeignetste wäre, und Plinius nennt diese Jahreszeit die Erzeugende. In der That scheint diese alte Beobachtung sich bestätigt zu haben, denn man hat allgemein die Erfahrung

gemacht, daß December und Januar die Monate seien, in denen die meisten Geburten vorfallen, und eine sehr einfache Rechnung wird jeden Leser sogleich überzeugen, wie sehr diese beiden Sätze mit einander übereinstimmen. Jedoch ändern auch hier einzelne Ursachen die allgemeine Regel. In Schweden z. B. werden die meisten Kinder im September geboren; ein scharfsinniger Schriftsteller erklärt dies so, daß bei den nordischen Völkern die Weihnachts- und Neujahrsfeste die Signale zu Festen, Vereinigungen und Vergnügen seien.

Was die Ursachen betrifft, welche die Befruchtung bei dem Menschen begünstigen, so vermehrt zunächst ein Ueberfluß an Nahrung die menschliche Bevölkerung. Die gesegneten Jahre sind überall auch durch eine große Menge von Geburten bezeichnet. Man glaubt bemerkt zu haben, daß Nationen, die sich von Fischen nähren, sich leichter fortpflanzen, als fleischessende Völker, und wirklich sind Küstenvölker, die vom Fischfang leben, fruchtbarer, als andre. Die Fruchtbarkeit ist größer in kalten, als in warmen Ländern; die Isländerinnen gebären bis zu zwanzig Kindern, die deutschen Weiber im Durchschnitt sechs bis acht, die Französinnen vier bis fünf, die

Spanierinnen zwei bis drei. Jedoch leidet diese erfahrungsgemäße Wahrheit natürlich individuelle Ausnahmen. Gewisse Länder sind ganz vorzüglich wegen ihrer Fruchtbarkeit berühmt; so sind die Negerfrauen in Afrika ungemein fruchtbar; in Egypten gebären die Weiber sehr oft Zwillinge. Hier wirken freilich auch die orientalischen Bäder sehr mit, (s. Bad) und man hat gesehen, daß Frauen, die mit der französischen Expedition nach Egypten gegangen waren, und die keine Kinder in Europa bekommen hatten, in Egypten fruchtbar wurden, nachdem sie nach Landessitte badeten. Andre schreiben wieder den Wässern des Nils die große Fruchtbarkeit der Egyptierinnen zu. Wahr ist es, daß nicht bloß Menschen, sondern auch alle Thiere, die diesen schönen Landstrich bewohnen, sehr fruchtbar sind. Der Glaube an die Fruchtbarkeit des Nilwassers hat sich sogar bis in das südliche Frankreich verbreitet, und als der General Desaix im Mai 1801 zu Toulon aus Egypten landete, nachdem wegen der englischen Hafensperre zwei Jahre lang kein egyptisches Schiff eingelaufen war, meldeten sich rasch mehrere Damen aus Marseille und Toulon, um die Ueberreste von Nilwasser zu kaufen,

die der Schiffs-Capitain noch bei sich führen sollte. — —

Die Fruchtbarkeit ist, im Allgemeinen, sehr groß bei einem Ackerbautreibenden Volke, das in mäßigem Wohlstand lebt. Dörfer und Flecken, wo viel arbeitendes Volk und wenig eigentlich reiche Leute leben, sind für die Bevölkerung wichtiger, als die großen Städte. Es gibt Temperamente und Constitutionen, die ganz besonders geschickt sind zur Befruchtung und Empfängniß. Sanguinische, sehr lebhafte, sensible Weiber, empfangen mit einer erschrecklichen Leichtigkeit, und oft unter Umständen, wo gar nicht von Seiten der Liebenden so hartnäckig auf die Erhaltung der Gattung abgezielt wurde! Männer mit breiter Schulter, voller, tönender Stimme, starken und festen Muskeln sind in der Liebe sehr feurig und fruchtbar.

Gewöhnlich empfangen die Weiber kurz vor oder kurz nach ihrer monatlichen Krise. Der beste Zeitpunkt für die Befruchtung der Frauen ist diese Zeit, wenn sie gegen den Frühling hin fällt. Meistens glaubt man, daß die Empfängniß am leichtesten erfolgt, wenn beide Gatten im Augenblicke der innigsten Vereinigung eine vorübergehende kurze, an

Geistesverwirrung gränzende, Exaltation empfinden: doch gehören Ruhe, ein nicht zu reizbares Temperament, ja eine gewisse Kälte doch auch wieder zu den Ursachen, die die weibliche Empfängniß begünstigen. Man hat oft geglaubt, die schönsten Frauen seien die fruchtbarsten, aber die Natur läßt nicht immer die Ausbildung der Formen und der Kräfte gleichen Schritt gehen!

Die Enthaltsamkeit verringert die Zeugungskraft, und wie wir oben sahen, daß gesegnete Jahre immer der Bevölkerung günstig sind, so zeichnen sich auch wieder Jahre des Mangels und der Hungersnoth durch eine geringere Anzahl von Geburten aus. Bei Völkern, die ein herumirrendes Leben führen und wo die Geschlechter viel getrennt von einander leben, werden weniger Kinder geboren, als bei Nationen, wo beide Geschlechter, der Lebensart nach, mehr vereint leben. Darüber sind fast alle Gelehrte einverstanden, daß die wollüstigsten Weiber nicht grade die fruchtbarsten sind. Ein Mangel an Uebereinstimmung zwischen dem Temperamente beider Gatten, Antipathie, Ekel, Mangel an Liebe, Gebrechlichkeiten, ein Krankheitszustand, der nicht zu erotischen Gefühlen aufgelegt macht,

Zartheit der Constitution, zu große Reizbarkeit der Nerven, zu große Wohlbeleibtheit oder zu große Magerkeit, Erschöpfung und Schwäche, übermäßige Anstrengungen des Körpers oder des Geistes, sehr heftige Leidenschaften, Unmäßigkeit, Mißbrauch der Vergnügen der Liebe, — dies sind die gewöhnlichen Ursachen, welche beide Geschlechter zur Befruchtung und Empfängniß untauglich machen. Man hat bemerkt, daß die Vervielfältigung der Gattung desto geringer sey, je häufiger und leichter der sinnliche Genuß zu verschaffen ist. Zu enge Kleidung, die die Sexualtheile des Mannes anhaltend und zu lange einpreßt, eben aus dieser Ursache auch zu vieles und lange fortgesetztes Reiten, können ihn zur Befruchtung ungeschickt machen. Die Unfruchtbarkeit der vornehmen alten Scythen, der neuern Tartaren und Araber, welche Völker fast ganz auf dem Pferde leben, stammt aus dieser Quelle. Aber sehr häufig sind endlich nun auch noch ursprüngliche Bildungsfehler oder später entstandene Krankheiten der Geschlechtstheile Ursache zur Unfruchtbarkeit, und hier ist es dann Sache der Aerzte, ihr Talent glänzen zu lassen, das aber leider! grade bei diesem wichtigen Punkte nur zu oft scheitert!

Zu den nöthigen Bedingungen der Befruch-
tung gehört vor Allem die innige Vereinigung
des beiderseitigen Geschlechtes. Einige Bei-
spiele haben jedoch gelehrt, daß wohl Em-
pfängniß Statt finden könne, ohne daß der
bekannte, gewöhnliche Mechanismus ganz vor-
handen zu sein nöthig hätte (s. Empfäng-
niß); doch sind dies höchst seltene Ausnah-
men. So hat man sich auch oft gestritten,
ob wohl eine Frau schwanger werden könne,
wenn männliche Kraft zufällig, nicht grade
durch unmittelbare Umarmungen, zu den Thei-
len ihrer Fruchtbarkeit gelangte? Plempius,
De Graaf, Schurig, Johnson u. A.
haben ernstlich diese wichtige Frage bejaht.
Averroes und Schenkius erzählen, daß
Weiber schwanger geworden sind, die in ein
Bad gestiegen waren, worin ein Mann seine
befruchtende Flüssigkeit gelassen hatte, und daß
türkische Tribaden, wovon die Eine noch er-
füllt war von den heißen Umarmungen ihres
Gatten, sich durch ihre schändliche Vereinigung
geschwängert hätten. Tavernier erzählt,
daß in Persien die Weiber sorgfältig das Ba-
dewasser der Männer sammeln und sich damit
waschen, was sie als ein Mittel gegen die Un-
fruchtbarkeit betrachten. Aber alle diese Er-

zählungen sind bisher unter den Sachkennern immer noch als Mährchen betrachtet worden.

Noch ist es wichtig, zu bemerken, daß zu dem Akte der Befruchtung ein gänzliches Hingeben des Geistes, und ein Versinken der ganzen Seelenthätigkeit in den Einen Gegenstand, der sie eben beschäftigt, gehört. Wenn der Geist nicht ganz ausschließlich dabei ist, so werden die erzeugten Geschöpfe nur zart und schwach werden, wie man es an den Kindern von Eltern, die viel mit dem Kopfe arbeiten, beobachtet hat. Deshalb auch pflegen die Söhne von berühmten Männern nicht in die Fußstapfen ihrer Väter zu treten —

Les grands esprits, d'ailleurs très-estimables,
Ont fort peu de talens pour former leurs
semblables —

so wie im Gegentheil Menschen, die durch Genie, Talent oder Charakter sich ausgezeichnet haben, meistens Früchte einer heißen, oft einer unerlaubten Liebe gewesen sind.

Es gibt einen Umstand, den man nicht wohl beschreiben kann, der aber der Befruchtung und der Empfängniß ungemein günstig ist, wir meinen das, was man: Gelegenheit zu nennen pflegt, die nichts anderes ist,

als ein glückliches, zufälliges Zusammentreffen aller oder vieler jener oben einzeln angeführten günstigen Momente.

Madame, afin d'en mieux jouir,
Ne réglez pas les instans du plaisir,
L'occasion, le caprice est son guide.
Comme l'amour, il aime à voltiger,
Que le *Hazard* toujours lui seul décide.
Le vrai moment est l'heure du berger.

Piron.

Wie wichtig aber gerade bei unserm Thema die Gelegenheit sei, das weiß manche Schöne, die im »vrai moment« fast nur als Opfer der Gelegenheit fiel! Welcher gebildete Leser erinnert sich bei Gelegenheit des Begriffs: „Gelegenheit in der Liebe," nicht der köstlichen Stelle aus einer der lebenswarmen Göthe'schen Elegieen aus Rom? Für Leser von schwächerem Gedächtniß steht zur Zierde dieser Abhandlung diese Stelle hier:

Fromm sind wir Liebende, still verehren wir alle Dämonen,
Wünschen uns jeglichen Gott, jegliche Göttin geneigt.
Und so gleichen wir euch, o römische Sieger! den Göttern

Aller Völker der Welt bietet ihr Wohnungen an,
Habe sie schwarz und streng aus altem Basalt der Egypter,
Oder ein Grieche sie weiß, reizend, aus Marmor geformt.
Doch verdrießet es nicht die Ewigen, wenn wir besonders
Weihrauch köstlicher Art Einer der Göttlichen streun.
Ja, wir bekennen euch gern, es bleiben unsre Gebete,
Unser täglicher Dienst Einer besonders geweiht.
Schalkhaft munter und ernst begehen wir heimliche Feste,
Und das Schweigen geziemt allen Geweihten genau.
Eh' an die Ferse lockten wir selbst, durch gräßliche Thaten,
Uns die Erynnien her, wagten es eher, des Zeus
Hartes Gewicht am rollenden Rad und am Felsen zu dulden,
Als dem reizenden Dienst unser Gemüth zu entziehn.
Diese Göttin, sie heißt Gelegenheit. Lernet sie kennen!
Sie erscheinet euch oft, immer in andrer Gestalt.
Tochter des Proteus möchte sie sein, mit Thetis gezeuget,

Deren verwandelte List manchen Heroen betrog.
So betrügt nun die Tochter den Unerfahrnen, den Blöden:
Schlummernde necket sie stets: Wachende fliegt sie vorbei;
Gern ergibt sie sich nur dem raschen, thätigen Manne,
Dieser findet sie zahm, spielend und zärtlich und hold.
Einst erschien sie auch mir — — —

Ueber den eigentlichen Sitz, die Quelle der Fruchtbarkeit und der Befruchtung, hat man nichts sehr Gewisses. Gewöhnlich glaubt man, daß die Befruchtung in den Ovarien der Mutter vor sich ginge. Aber man hat noch nie ein deutliches Ei bei dem weiblichen Menschen gefunden.

Kann man Geschlechter nach Willführ zeugen? Gewiß nicht, kann man a priori behaupten, denn die Natur wird sich in ihren wichtigsten Planen nicht durch menschliche Absichten und Schwächen leiten lassen wollen. Und die Erfahrung hat auch alle darüber aufgestellten Vermuthungen in Nichts zerschlagen. Die Alten schon glaubten, daß der rechte Testikel des Mannes und die rechte Seite des weiblichen Fruchthälters männliche, die ent-

gegengesetzten Seiten weibliche Kinder hervorbrächten. Aber viele und verschiedene spätere Schriftsteller, Ambrosius Paré, Diemenbroek, Alberti, Hoffmann, Bartholinus, Vesalius, Harvey, also sehr große Naturkundige, haben das Gegentheil längst erwiesen, indem sie authentisch mittheilten, daß Männer, denen der rechte Testikel fehlte, Knaben erzeugt hätten, und daß weibliche Früchte in der rechten Seite des Fruchthälters gefunden worden wären, und umgekehrt. Das Einzige, was sich über diesen Gegenstand noch mit einiger Gewißheit sagen läßt, ist, daß man bemerkt hat, daß starke, gesunde Männer und Weiber zusammen mehr Knaben als Mädchen hervorbrächten. (Vergl. Megalanthropogenesie.)

Begattung.

Die innige Vermischung zweier Individuen von verschiedenem Geschlechte, Behufs der Fortpflanzung ihrer Gattung, und für die menschliche Gattung gleichbedeutend mit dem Worte: Beischlaf.

Wenn man einen Blick auf die organische Schöpfung wirft, so wird man geneigt zu

glauben, daß die Wiedererzeugung der Gat-
tungen auf den Verlust berechnet war, de
nach den Urgesetzen der Dinge nothwendi
wurde. In der That sind gerade die schwäch
sten oder diejenigen Gattungen, welche a
meisten gegen äußere Feinde ihrer Existe
ankämpfen müssen, auch wiederum die, dere
Fruchtbarkeit sehr hoch steht. Fast imm
reproduciren sich die Thiere in ungekehrte
Verhältniß ihrer Kraft und ihrer Masse,
daß bei den größten und kräftigsten Geschöpf
die Produktionskraft sich nur in gewissen, en
fernten Perioden äußert, die Fruchtbarkeit u
gewisser ist, die Schwangerschaft länger daue
und weniger zahlreiche Resultate liefert.

An der Spitze der Schöpfung stehend, ma
die menschliche Gattung indeß von diesem a
gemeinen Gesetze eine Ausnahme. Sie i
durch ihre erhabenen Geisteskräfte, am meis
gegen die Gefahren der auf sie einstürmend
äußeren Gewalten gesichert, und doch v
mehrt sich, im Verhältniß, das Menschen
schlecht am häufigsten. Sein reproduciren
Trieb bindet sich, von seinem ersten Erwac
an, weder genau an Epochen, noch an e
Jahreszeit und ein Klima, und er bleibt w
rend einer langen Reihe von Jahren rege u

wirksam. Daher kommt es auch, daß, wie die Erfahrung gelehrt hat, in einem wohleingerichteten Staate, wenn nicht große, unvorhergesehene Unglücksfälle eintreten, sich die Zahl der Bewohner recht leicht in fünfzig Jahren verdoppeln kann, wenn sie sich an eine weise, gesellige Einrichtung binden, die die Verhältnisse der Fortpflanzung ordnet und beherrscht. Eine solche bildet die Ehe, die nichts anders (für den Naturforscher) ist, als eine, durch die Gesetze autorisirte und geregelte Begattung, und von welcher wir hier zunächst sprechen wollen.

Von allen gesellschaftlichen Einrichtungen ist keine, die einen wichtigern Einfluß auf den Staat, also auf die Gesellschaft übte, als die Ehe. Da ein Staat aus Familien besteht, welche wiederum aus der ehelichen Verbindung hervorgegangen sind, so wird das Gedeihen des Staates lediglich von seinen Gesetzen über die Ehe abhangen. Der Ehe hauptsächlichster Zweck ist die Fortpflanzung. Um sich fortzupflanzen, muß man die dazu nöthigen Kräfte haben. Nun genügt es aber nicht, daß jedes Geschlecht die zur Reproduktion nöthigen Kräfte und Organe naturgemäß besitze, sondern es bedarf dazu auch einer gewissen Wech=

selbeziehung zwischen den beiden Gatten, deren Wesen aber die Natur mit einem undurchdringlichen Schleier umhüllt hat. Hieraus geht schon hervor, daß die Fruchtbarkeit beider Geschlechter vollkommen oder weniger vollkommen, das heißt relativ, sein kann. Die Fruchtbarkeit der Frau, verglichen mit der des Mannes, ist bei jener bei weitem geringer, wie die Geschichte an vielen Beweisen lehrt. Der gelehrte Tiraqueau, der nach einander mehrere Weiber hatte, bereicherte seinen Staat mit dreißig Kindern und die Literatur mit eben so vielen Werken. Ein anderer Gelehrter, Gregorio Leti, war, nach seinem eigenen Zeugnisse, zwanzig Jahre hintereinander immer zugleich Vater eines Buches und eines Kindes. Babo von Avensberg, Graf zu Rohr, schenkte seine zweiunddreißig Söhne, weil er sie nicht ernähren konnte, dem Kaiser Heinrich. Wenn aber des Weibes Fruchtbarkeit, ihrem Geschlechte gemäß, der des Mannes entspricht, so wird die eheliche Begattung sehr fruchtbar. Haller und Frank haben aus Einer Ehe zuweilen zehn, zwölf, zwanzig bis dreißig Kinder entstehen gesehn. Freilich sind (glücklicherweise!) solche Beispiele einer unglaublichen Fruchtbarkeit selten,

und die Natur hat auch schon auf die Eine Art dafür gesorgt, daß nicht zu viele Menschen geboren werden, indem sie durch die Schwangerschaft und das Stillen der Mutter dieser eine Menge Zeit aus ihren fruchtbaren Jahren hinwegstrich. Da nun, in der Regel, die bestkonstituirte Gattin, wenn sie nicht etwa Zwillinge gebiert, nicht mehr als zwölf Kinder bekommen kann, so muß man sich nicht wundern, wenn im Durchschnitt die Ehen nur vier Kinder auf eine Familie bringen, da manche Ehen dagegen ja ganz unfruchtbar sind.

Diese Unfruchtbarkeit der Ehen ist ein höchst wichtiger Gegenstand für Statistiker und Aerzte. Man berechnet gewöhnlich das Verhältniß der unfruchtbaren zu den gesegneten Ehen wie Zehn zu Tausend, aber diese Proportion bleibt nicht überall dieselbe. Hedin, ein schwedischer Arzt, sah in seiner Provinz Eine unfruchtbare auf zehn fruchtbare Weiber, und der große Arzt Frank versichert, daß man gewiß, bei sorgsamer Nachforschung, unter drei bis vierhundert Paaren wenigstens sechs bis sieben unfruchtbare finden würde.

Wir müssen hier die Ursachen der unfruchtbaren Begattungen erzählen, obgleich auch noch in spätern Artikeln von diesen Gegen=

ständen die Rede sein wird. Man kann diese Ursachen zunächst in physische und moralische eintheilen. Zu den letzteren gehört vor Allem: die Furcht vor dem Erzeugen und Gebären: ohne grade die Ehen immer unfruchtbar zu machen, verhindert sie doch meist, daß die Anzahl von Kindern geboren werde, die geboren werden könnte. Diese Furcht hängt oft von einem nichtswürdig weit getriebenen Egoismus ab, welcher nothwendig aus dem Ensemble der täglich mehr und mehr vergrößerten, künstlichen Bedürfnisse herstammt, die der civilisirte Mensch sich macht. Oder auch, und besonders in großen Städten ist dies der Fall, jene Furcht vor der Fruchtbarkeit hängt von einer höchst verwerflichen, schändlichen Eitelkeit des Weibes ab, das durch Schwangerschaft, Kindbette und Nähren einige von jenen Reizen zu verlieren fürchtet, die doch die Natur der Frau als Mittel zu jenen erhabenen Zwecken verliehen hat. Noch frivolere Quellen hat jene Furcht, wenn das Weib gar besorgt, die lange Zeit, die der mütterliche Körper bedarf, um die neue Frucht zu bilden und sie zu nähren, werde ihm einige Augenblicke eines flüchtigen Genusses entziehen! Schon die alten Völker kannten und wirkten

gegen solche Mißbräuche. Die Römer mußten bei ihrer Verheirathung mit einem Eide betheuern, daß ihre Absicht sei, Kinder zu erzeugen. Jede römische Frau, welche überführt worden war, dem physischen Zwecke der Begattung ausgewichen zu sein, wurde als infam bezeichnet, und durfte sich, nach einem alten Gesetze, nicht mehr dem Altar der Juno nahen, die bekanntlich die Schutzpatronin der Geburten war. Eine andere Ursache der Unfruchtbarkeit ist, nach Theden, gerade das zu lebendige Verlangen, Kinder zu erzeugen. Daher bei gewissen Gatten gewisse zu heftige Operationen, die dem Zwecke der Begattung mehr schädlich als nützlich sind. — — Die Antipathie der Gatten gegen einander (s. Sinnen=Kälte), wie alle heftigen Gemüthsaffekte, endlich Ausschweifungen, dies sind unter den moralischen Ursachen zur Unfruchtbarkeit noch die gewöhnlichsten, wie wir am gehörigen Orte noch näher auseinander setzen.

Die physischen Gründe, die wohl nicht selten die Fruchtbarkeit der Begattung hindern, können wir dagegen nur kurz berühren, denn sie gehören alle mehr oder weniger in das Gebiet der Pathologie, das uns hier fern bleibe

muß. Ein Mißbrauch aber soll bei dieser Gelegenheit gerügt werden, der leider! besonders im niedern Volke gar nicht selten, und recht sehr wichtig für unsern Zweck ist, der Mißbrauch geistiger Getränke, der sehr häufig sich der Fruchtbarkeit der Ehen entgegenstellt. Der Magistrat zu London wollte, im Jahr 1725, die Ursache einer beängstigenden Abnahme in den Geburten aufsuchen, und fand diese Ursache in dem Mißbrauche der geistigen Getränke. Falconer berechnete, daß dieserhalb die Zahl der Taufen von Zwanzig auf Vierzehn Tausend gesunken war. Schlözer versichert, daß das Uebermaaß im Genusse geistiger Getränke zu Petersburg diese Stadt in zehn Monaten um Sechshundert fünf und dreißig Einwohner (als minus in den Geburten) gebracht habe! Der Mann, der sich diesem Mißbrauche hingibt, wird nach und nach unvermögend, oder er treibt das Begattungsgeschäft mit einer Gleichgültigkeit, die unmöglich zur Reproduktion führt, bei dem Weibe aber ist der Mißbrauch geistiger Getränke noch unverträglicher mit der Fortpflanzungskraft. Alberti hat mit sorgfältiger Gelehrsamkeit eine große Menge von Beispielen gesammelt, welche beweisen, wie sehr die über-

triebene Liebe des weiblichen Geschlechtes zu hitzigen Getränken die Fortschritte der Bevölkerung hindert, und diese Wahrheit ist es auch gewiß, die schon bei den Alten strenge Gesetze für, dem Trunk ergebene, Weiber entstehen ließ, die ja überdies auch die scheußlichste Schattenseite aufweisen, die der Mensch nur irgend aufzuzeigen hat! Die übrigen physischen Hindernisse der Fruchtbarkeit nun, sind meistens Krankheiten der Sexual-Organe, Brüche, Verhärtungen, Ausflüsse, oder angeborne Bildungsfehler dieser Theile. Es ist Sache der Aerzte diese physischen, Sache der Staatsbeherrscher jene moralischen Ursachen zur Unfruchtbarkeit zu entfernen. Immer aber müssen ganz besonders die Ehen so eingerichtet sein, daß sie die Hoffnungen des Staates nicht täuschen, und in dieser Hinsicht bieten sich vorzüglich drei betrachtungswerthe Beziehungen dar, die Beziehung des Alters der Ehegatten, der Freiheit ihrer Wahl, und endlich das Verhältniß ihrer Gesundheit. Miller, der bekannte Verfasser des weiland so berühmten „Siegfried von Lindenberg," sagt einmal, wie zu einem Trauerspiele drei Einheiten, so gehörten zu einer Ehe drei Gleichheiten, die Gleichheit des Standes, des Vermögens, und

des Alters, aber Shakespeare drückt sich mit seiner großen Genialität und köstlichen, treffenden Kürze hierüber so aus, indem er von der Ungleichheit der Ehen spricht:

— Bald war sie verschieden an Geburt —
„O Qual! zu hoch, vor Niedrigem zu knieen!"
— Bald war sie in den Jahren mißgepaart —
„O Schmach! zu alt, mit Jung vereint zu seyn!"
— Bald hing sie ab von der Verwandten Wahl —
„O Tod! mit fremdem Aug' den Liebsten wählen!"

Ehen, in denen das Alter der beiden Gatten nicht naturgemäß ist, sind zuerst die sogenannten frühzeitigen Ehen. Jedes Geschöpf, das seine Gattung fortpflanzen will, muß auf den Gipfel seiner Kräfte gelangt seyn. Beim Manne nun, wie beim Weibe, ist es die Zeit der zurückgelegten Entwicklungsjahre (s. d. Artikel), von welcher an sich die Fähigkeit datirt, gesunde Kinder zu zeugen, und die Mannbarkeit, oder jene Zeit, in welcher die physische Organisation des Körpers und die moralischen Fakultäten in einem solchen harmonischen Verhältnisse stehen, daß das gegebene Individuum gesunde, kräftige und zahlreiche

Kinder zeugen oder gebären kann, ist die Epoche, von deren Anfang an die Ehe gesetzmäßig erlaubt ist oder sein kann. Wenn es sich aber frägt, wann denn nun diese Zeit eintrete, so lehrt ein Blick auf die Geschichte der Völker, wie unmöglich es sei, diesen Zeitpunkt genau zu bestimmen. Klima, geographische Lage, Lebensart, Nahrung, die Nationalrasse, das Nationaltemperament, dies alles sind Verhältnisse, die den Eintritt der Mannbarkeit bei den verschiedenen Völkern sehr verändern. Es ist eine bekannte Erfahrung, daß in den heißen Ländern die Mannbarkeit früher eintritt, als in den gemäßigten und kalten Klimaten. In den Tropenländern bekommen die Weiber zuweilen schon zu zehn Jahren Kinder, und sind alt zu zwanzig Jahren. Die ganz kalten oder sehr feuchten Länder drängen die Entwickelung des Geschlechtstriebes sehr zurück. So zeigt es sich bei allen Polarvölkern; doch scheinen die Samojeden eine Ausnahme von dieser Regel zu machen, denn ihre Weiber gebären schon zu zehn oder zwölf Jahren. Die Lebenskraft eines Volkes kann die Entwickelung des Fortpflanzungs-Vermögens zurückhalten oder beschleunigen. Die Fischerei, die Jagd und kriegerisches Leben setzen sich

seinem Erwachen sehr kräftig entgegen, aber ein Hirtenleben und friedliches Genießen der Naturgaben haben gerade die umgekehrte Wirkung.

Im allgemeinen aber sind die Männer weniger allen diesen Einflüssen unterworfen, als die Weiber, und bei jenen ist also die Zeit der Mannbarkeit nicht so veränderlich, als bei diesen. In unserm gemäßigten, weder zu heißen noch zu kalten Klima, entwickelt sich der Begattungstrieb nicht zu früh und nicht zu spät, und in den meisten Theilen von Europa sieht man die Weiber um das dreizehnte oder vierzehnte, die Männer um das sechszehnte oder siebenzehnte Jahr mannbar werden. Es bedarf dann bei beiden nur noch weniger Jahre, um die Mannbarkeit so zu kräftigen und auszubilden, daß sie zur fruchtbaren Begattung geschickt werden. Diese Zeit tritt bei uns, nach den besten Physiologen, bei Weibern zwei bis drei Jahre, bei Männern fünf bis sechs Jahre nach Beginn der Entwickelungszeit ein.

In alten Zeiten hat man diese physiologischen Gesetze bei der Staatsverfassung viel mehr berücksichtigt, als man es leider! heut zu Tage thut. Die Gesetze des Lycurg ver=

boten den Männern, sich vor dem sieben und dreißigsten, den Mädchen sich vor dem siebenzehnten Jahre zu verheirathen, und Xenophon und Plutarch sagen, daß diese Gesetze aufgestellt worden seien, um eine kräftige Generation zu erzielen. Aristoteles verlangte, daß der Mann zwanzig Jahre älter sei, als die Frau, damit sich ihre Fruchtbarkeit etwa zu gleicher Zeit verlöre. Aber am strengsten verfährt offenbar Plato, der sogar verlangt, daß jedes Kind, welches früher oder später als zwischen dem zwanzigsten oder vierzigsten Jahre der Mutter geboren, oder zwischen dem dreißigsten und fünfundfünfzigsten Jahre des Vaters gezeugt sei, mit dem Stempel der Schandthat belegt werden solle! Auch die alten Germanen hielten ungemein streng auf die vollendete Entwickelung der Ehegatten, wodurch auch sie ihren kräftigen Stamm aufrecht zu erhalten wußten. Wie aber, wie wir eben sahen, diese Zeit der vollendeten physischen Ausbildung sehr variirt, so mußten auch die darauf begründeten Gesetze sehr verschieden sein. Die Juden konnten unter ihrem brennenden Himmelsstriche jedes Mädchen von zwölf Jahren für ehefähig erklären, und

noch heute finden wir unter den Jüdinnen häufig eine sehr frühe Mannbarkeit.

Untersuchen wir nun die Folgen, die die zu frühzeitigen Ehen auf das öffentliche Gesundheitswohl haben, so finden wir diese Wirkungen sehr erheblich. Wir sehen sie sogar schon bei den Thieren; ein Hengst verliert seine Kraft, wenn er vor dem vierten Jahre eine Stute bekommt, und der edler und feiner organisirte Mensch geht unwiderruflich in zu frühen, und eben deswegen, weil um jene Zeit der Verstand noch nicht die Leidenschaft zu zügeln vermag, in dann zu eifrigen und lange fortgesetzten Umarmungen zu Grunde! Aber noch unmittelbarer nimmt man die Folgen zu frühzeitiger Begattungen in den Früchten derselben wahr, Früchte, die man mit Treibhauspflanzen vergleichen möchte! La Fontaine, nicht der bon Lafontaine, der liebliche Fabulist, sondern ein wackerer polnischer Wundarzt, schreibt den frühen Ehen der polnischen Juden die elende Körperbeschaffenheit dieser Nation zu. Giovanni Botero erklärt die Schönheit der Generation in Ragusa und Gravosa aus den etwas spät dort geschlossenen Ehen. Montesquieu erzählt, daß Furcht vor dem Kriegsdienste einen

großen Theil noch kaum entwickelter junger Leute in eheliche Verhältnisse brachte, daß aber bald darauf Elend und Krankheiten die durch diese Ehen erzeugte Generation wieder zu Grunde richteten. Wenn, im Allgemeinen, zu große Jugend bei der Begattung eher den Mann als das Weib zu Grunde richtet, so wirkt dafür die zu frühzeitige Begattung von Seiten des Weibes mehr unmittelbar auf die Frucht, welche sie gebiert. Wirklich scheint es ausgemacht, daß die physische Kraft eines Kindes mehr von der Mutter als von dem Vater stammt; daher bekommen auch unvollkommen ausgebildete Frauen meistens schwächliche Kinder.

Bei alle dem hat man ernsthaft einen Grund für die frühzeitigen Ehen aufgestellt; den nämlich, daß sie die Ausschweifungen junger Leute verhüten sollen, die sonst an feile Dirnen die Kräfte verschwenden, welche für die rechtmäßige Bettgenossin aufgespart bleiben sollten. Aber, rufen wir mit Frank und mit Mahon aus, wenn es kein anderes Mittel gibt, die Jugend bis zu ihrer völligen Ausbildung von den Altären der Venus Genitrix zurückzuhalten, so müssen wir über die Generation seufzen, die die Frucht solches mo-

ralischen Zwangsmittels zu werden bestimmt ist. Doch sind weder die Frühzeitigkeit des Fortpflanzungstriebes, noch die Verschlechterung der Sitten glücklicherweise schon auf einen Grad hin gediehen, der ein solches äußerstes Mittel nothwendig gemacht hätte, und wenn ja für große und üppige Städte die Nothwendigkeit einer so zweideutigen Maaßregel eintreten sollte, so fragt es sich immer noch, ob denn eben dergleichen Ehen die Flüchtigkeit des jungen Mannes zügeln würden? Uebrigens ist es fast nie Furcht vor den Ausschweifungen und moralische Tendenz, sondern meist Eigennutz und Klugheitsabsicht, welche die frühen Ehen zu Stande bringt. Die russischen Bauern verheirathen oft ihre elfjährigen Söhne mit zwanzigjährigen Bäuerinnen, um die Zahl ihrer Mägde zu vermehren. Wenn die Tartarinnen nicht mehr Kinder gebären, so werden sie bei ihren Männern durch ganz junge Mädchen ersetzt, deren Sklavinnen sie dann werden; da also das Ende ihrer Jugend der Anfang ihrer Sklaverei ist, so suchen sie natürlich sich so früh als möglich zu verheirathen. Unter den Großen finden wir aus politischen Gründen sehr häufig zu frühe Ehen. Ludwig der Elfte bekam vom Bischof von Tours die

Erlaubniß, zu vierzehn Jahren die noch nicht zwölfjährige Königin zu umarmen!

Wenn aber zu frühzeitige Begattung, wie wir uns auseinanderzusetzen bemüht haben, höchst schädlich und gefährlich ist, so sind auf der andern Seite die zu späten Ehen, die wir täglich von bejahrten Individuen schließen sehen, ungemein lächerlich, und auch sie können, unter gewissen Bedingungen, wieder sehr schädlich für die Organisation werden. Bei dem Weibe ist das Aufhören der monatlichen Veränderung ein gewisses Zeichen, daß sie nun nicht mehr zum Gebären geschickt sei. Bei dem Mann dagegen läßt sich keine bestimmte Zeit in dieser Hinsicht festsetzen, und zahlreiche Fälle beweisen, daß Männer noch im späten Alter Kinder zu zeugen im Stande sind. Indeß wenn auch zahlreiche Fälle für diese Behauptung da sind, so können sie doch nicht gegen die allgemeine Wahrheit beweisen, daß der Mann, und noch mehr das Weib, wenn sie in einem vorgerückten Alter sich verehelichen, nicht füglich mehr den Zweck der Ehe, Zeugung und Erziehung von Kindern, erfüllen können. Hat aber die Frau jenen eben angegebenen Zeitpunkt der Fruchtbarkeit noch nicht erreicht, dann eben wird eine zu späte

Ehe für sie schädlich. Sie wird schwanger, aber ihr Körper hat nicht mehr die jugendliche Fülle und Biegsamkeit, die zum glücklichen Gebären nothwendig ist, und die Entbindung kann für sie gefährlich werden. Entsprießt aber eine Frucht aus solcher späten Begattung, so ist sie schwächlich, und trägt die Spuren einer verkümmerten Existenz an sich, oder sie wird früh Waise.

Die Begattungen zwischen Individuen von unverhältnißmäßigem Alter führen ihrerseits wieder große Unannehmlichkeiten mit sich. Die Fruchtbarkeit des einen Gatten hört auf, wenn sie bei dem Andern noch fortdauert. In andern Fällen ist die Unfruchtbarkeit, die solche Ehen sehr oft karakterisirt, nur relativ, und man hat oft erfahren, daß junge Frauen, die Jahre lang in den Armen eines abgelebten Greises lagen, ohne daß etwas anders als erneute Wünsche ihnen aus dieser Begattung erwuchsen, bald darauf in der Umarmung eines jüngern und feurigern Gemahls einen längst ersehnten lebenden Zeugen ihrer Liebe bekamen. Eine andere, unangenehme Folge solcher ehelichen Mißverhältnisse ist auch hier wieder die physische Schwäche der etwa daraus hervorgehenden Nachkommenschaft. In den

meisten Fällen steht das Weib bei dem Alter nach ungleichen Ehen im Nachtheil, das heißt, ihre Tugend wird gewöhnlich darin dem Alter geopfert. Der Egoismus des Mannes hat sogar das nahe Zusammenleben mit einem jungen Weibe als Arznei gegen einen abgelebten Körper gebraucht, als Mittel, die grämlichen Tage des Greisenalters zu verlängern. Le corps d'une fille de quinze ans, sagt Veneta, quand nous *l'appliquons* au nôtre, nous communique sa chaleur, qui est de la même éspèce, que celle que nous avons, et l'expérience de David nous fait bien voir, qu'il n'y a point au monde un meilleur rémède que celui là. Mais les pauvres filles ne durent pas longtems; elles donnent aux vieillards, ce quelles ont de doux et d'agréable, et prennent pour elles, ce qu'ils ont d'âpre et de fâcheux. Wirklich hat ein klassischer Arzt, Lorry, bemerkt, daß die Haut junger Weiber, die mit Greisen leben, schlaff und welk wird. Eltern, die Ihr Eure zarten, schönen Kinder aus politisch-merkantilischen Gründen vielleicht einem alten Hagestolz oder abgelebten dreimalbeweibten Manne in's trockene Ehebette gebt, haltet bei diesen Erfahrungen einen

dem, der diesen Gang durch seine kalt berechneten Pläne zu stören wagt! In der unzählbaren Menge von Romanen, Schauspielen, Gedichten, welche eine solche unglückliche Lage erzeugt hat, hat man stets auf moralischen Gründen jene Uebereinstimmung zweier befreundeten Seelen zu basiren versucht: diese Bedingungen haben auch bestimmt den mächtigsten Einfluß auf die Harmonie zweier Individuen, doch darf der Naturforscher auch die physischen Verhältnisse nicht übersehen, die in der Liebe eine so große Rolle spielen, und die auch namentlich in der geheimen Quelle der Attraktion zweier Menschen, eine Attraktion, die jedes andere feindlich eindringende Wesen hartnäckig zurückstößt, von sehr großer Bedeutung sind. Freilich kann weder das anatomische Messer, noch die scharfsinnige Hypothese des Physiologen diese physischen Verhältnisse ergründen, und wenn man geglaubt hat, daß Schönheit Schönheit fesselt, daß Gleichheit der Formen an einander kettet, und so weiter, so lehrt die tägliche Erfahrung das Gegentheil, und die Verliebten selbst wissen sich meistens so wenig Rechenschaft ihres, oft so sonderbaren unerklärlichen Geschmackes zu geben, daß es eine unter Verliebten sehr bekannte, psycholo=

gisch merkwürdige Unterhaltung ist, die Gründe ihrer Liebe vorzusuchen und sich einander zu demonstriren. Wenn es häufig ein Blick, eine Bewegung, ein Gestus, ein Wort, eine That ist, die mit süßer Wirkung in das Herz des Künftigen geht, und ihn augenblicklich fesselt — —

Beim Himmel! dieses Kind ist schön!
So etwas hab' ich nie gesehn.
Sie ist so sitt- und tugendreich,
Und etwas schnippisch doch zugleich.
Der Lippe Roth, der Wange Licht,
Die Tage der Welt vergeß' ich's nicht!
Wie sie die Augen niederschlägt,
Hat tief sich in mein Herz geprägt:
Wie sie kurz angebunden war,
Das ist nun zum Entzücken gar!

Göthe.

— — wenn solche Liebenswürdigkeiten täglich rühren, reizen und fesseln, so ist es eben so oft der Anblick eines üppigschwellenden Busens, den wir im rechten Momente sehen, der eigenthümliche Wohlgeruch der Atmosphäre eines Individuums, und Hundert andere physische Gründe, die die Sinne nicht erfassen können, die zur unverlöschlichen Liebe begeistern.

Man hat das Kreuzen und Vermischen der

Familien und Rassen als ein taugliches Mittel vorgeschlagen, um die Generation zu verbessern. Dieß scheint einen Augenblick dem Gesagten zu widersprechen. In der That kann man nicht leugnen, daß die Vervollkommung der Geschlechter leidet, wenn die eheliche Begattung auf eine kleine Zahl von Individuen beschränkt ist, die, indem sie sich nie mit fremden oder benachbarten Völkern vermischen, gleichsam, um mit Frank zu reden, denselben Saamen immer wieder auf dasselbe Feld säen. Wenn jede Familie sich immer nur in sich selbst fortpflanzte, so würden wir unstreitig dieselben Resultate, wie bei den Thieren, finden, welche immer nur ihre Rasse fortpflanzen und sich dadurch verschlechtern; und Büffon erzählt, daß Blutschande bei den rohesten Völkern weniger aus moralisch-religiösen Gründen verboten sey, als vielmehr das Verbot derselben auf der naturgemäßen Beobachtung begründet wäre, daß die Ehen in nahe verwandtem Blut die Gattung verschlechtern. Vertragen sich aber Thatsachen dieser Art mit jenen physischen und moralischen Verhältnissen, die, nach unserer obigen Behauptung, die Liebe determiniren? Diese Verhältnisse, sollte man glauben, müssen ja wohl zwischen Individuen, die von demsel-

ben Blute abstammen, auf demselben Boden erzogen und geboren sind, am ähnlichsten und harmonischten seyn? Aber — wer vermißt sich die letzten Gründe in der Schöpfung zu entschleiern! Wir haben schon gesehen, daß die Bedingungen der gegenseitigen, ausschließlichen Attraktion uns nicht eben genau bekannt sind, und ich sehe nicht ein, warum diese Bedingungen nicht auch von Gründen abhängen sollten, die mit der Blutsverwandtschaft nichts gemein haben. Auf jeden Fall steht die Erfahrung fest, daß eine lange Reihe von Begattungen, die sich im engen Kreise weniger Familien bewegen, die physische Beschaffenheit der daraus entsprossenen Gattung verschlechtert.

Es ist nämlich sehr wahrscheinlich, daß auf diese Art die individuellen organischen Fehler dann bald auf die ganze Gattung übergehen, und daß auf diese Weise auch in der That endemische Krankheiten und Nationalmißbildungen unter Völkerschaften entstanden sind, die sich immer wieder, und immer nur unter einander vermischen. So hat man dieß gewiß mit Recht z. B. von den Mißbildungen behauptet, die die Hottentottinnen an ihrem Körper tragen, wie die berüchtigte Fleischschürze, die sie am Unterleibe herabhängen haben, die Schönheit,

die die Pariser an der Venus hottentotte aux belles fesses so sehr bewunderten u. m. A. Büffon hat beobachtet, daß die Rassen von Hunden, denen immer der Schwanz und die Ohren abgeschnitten wurden, am Ende Junge zur Welt brächten, bei denen Schwanz und Ohren von Hause aus kürzer wären, als gewöhnlich. Von den sogenannten erblichen Krankheiten nehmen die Aerzte allgemein an, daß sie durch Vermischung der Familien in sich immer wieder propagirt würden, und als Erbstück diesen Familien verblieben. Warum sollten nicht auch weniger scheinbare physische Mängel auf diese Weise in gewissen Geschlechtern aufrecht erhalten werden, und verschwinden mit dem Kreuzen und Vermischen der Geschlechter? Man hat aber auch diese Frage in der Erfahrung bejaht gefunden, und schwächliche Konstitutionen, und angeborne erbliche Mängel haben sich in folgenden Generationen gebessert, und sind verschwunden, wenn diese Generationen aus bunt und mannigfach gekreuzten Ehen hervorgegangen waren. Der Perser vertilgt die natürliche Häßlichkeit seines Stammes, indem er sich mit der schönen Sklavin von Tiflis vermischt; die Dsingoren, eine kalmuckische Völkerschaft, zeichnen sich unter

ihrer Rasse durch Züge und Wuchs vortheil=
haft aus, und sie bewirken dieß, indem sie sich
fremde Weiber für ihr Bette rauben. Uebrigens
wird ja überall, wo Viehzucht getrieben wird,
zur Veredlung der Geschlechter der Thiere auch
nach diesem Erfahrungssatz gehandelt.

Aus allen diesen Untersuchungen folgt, daß
Eltern und der Staat nicht die individuelle
Freiheit der Wahl für die Begattung hindern
müssen, und nicht tyrannisch auf den Willen
der Liebenden wirken sollen. Hätte der Ver=
fasser mit seiner, ganz auf naturgemäße, ärzt=
liche Erfahrung gestützten Abhandlung viel=
leicht den Willen auch nur eines Einzigen El=
ternpaares zu Gunsten zweier unglücklich Lie=
benden gebeugt, so würde ihm der stille Dank
der nun glücklichen, jungen Leute nicht ent=
gehen, und ihm die schönste Belohnung für
seine Arbeit werden.

Wir haben bis hieher nur die Begattung,
die in der menschlichen Gesellschaft als Ehe
durch die Gesetze erlaubt ist, betrachtet, und
hätten jetzt von der unerlaubten Begattung zu
reden. Für diese scheint es uns aber schicklicher
auf die Art. Ausschweifung, Freuden=
haus, Freudenmädchen zu verweisen.

(Vergl. auch noch: Beischlaf, Ehe, Fruchtbarkeit, Zeugung u. s. w.)

Bein.

Das Bein ist derjenige Theil der unteren Gliedmaßen, der sich von dem Knie bis zum Fuß erstreckt. Der hervortretende Theil der Muskeln in dem hinteren Theil des Beins, die Wade, ist nur dem Menschen eigen, und ist einer mit von den Beweisen, daß er von dem Schöpfer bestimmt ist, in aufrechter Stellung zu gehen. Dem Orang-Utang fehlt sie gänzlich, und auch die Neger haben keine ganz vollkommen gut ausgebildeten Beine. Die Natur scheint für das menschliche Geschlecht im Allgemeinen nur die ersten Umrisse der Form entworfen zu haben, ohne jedem einzelnen Theil des Körpers ein bestimmtes unveränderliches Verhältniß anzuweisen. Nicht allein daß sie bei zwei verschiedenen Personen fast niemals gleich sind, so findet man es auch häufig, daß bei demselben Menschen zwei korrespondirende Theile nicht ganz übereinstimmen. Wie häufig findet man z. B. den Arm oder das Bein auf der rechten Seite stärker als auf der linken; und es hat lange und aufmerksame Beobach-

tungen erfordert, ehe man aus diesen vielfachen Verschiedenheiten die Regeln der Schönheit sich abzuziehen vermochte. Der Malerkunst allein verdanken wir feststehende Grundsätze über die Verhältnisse der menschlichen Glieder untereinander. Gefühl und Geschmack, sagt Büffon, haben zu Stande gebracht, was die Mechanik nicht vermochte: man hat Compaß und Lineal auf die Seite geworfen, um dem sichern Blick des menschlichen Auges zu folgen; in Marmor bildete man die Theile des Körpers, und was die Natur selbst uns verbarg, das offenbarte uns die Kunst. Wir werden also unsere Muster hauptsächlich von der schönen Statur der Griechen nehmen, und dort für jede individuelle Verschiedenheit das vollendete Urbild in seiner ursprünglichen Reinheit erblicken. — In dem Farnesischen Herkules sehen wir durch eine übermäßige Entwicklung der Muskeln die größte physische Kraft versinnlicht. In dem Apoll von Belvedere bewundern wir die lieblichen Umrisse der Jugend, und die Mitte zwischen Kraft und Anmuth hält wohl der griechische Antinous. Die Frauen finden in der Venus des Praxiteles das Muster aller Vollkommenheiten, die etwas robusten Schönheiten ihr Urbild in der

Diana, und die Königin des Himmels zeigt den Majestätischen die vollendeteste Ausbildung ihrer Individualität. — Wir kommen wieder auf den Theil, der uns zu diesen Betrachtungen über die Verhältnisse des menschlichen Körpers verleitete, auf das Bein, zurück. Wenn wir in den verschiedenen Menschen eine so sehr verschiedene Form der Beine finden, so dürfen wir nicht vergessen, daß Klima, Beschäftigung, Kleidung u. s. w. sehr auf diese Form einwirken. So z. B. ist nicht zu läugnen, daß die verschiedenen Handwerke sehr viel zur Entwickelung und Formirung des Beins beitragen. Bei Tischlern und Drechslern sind die Beine stärker als bei den anderen Handwerkern; die der Schneider unterscheiden sich wesentlich von denen der Schuhmacher, indem erstere wegen der Stellung, in welcher sie bei ihrer Arbeit sind, Beine und Füße auswärts gekehrt haben, letztere hingegen haben sie aus gleichen Ursachen einwärts gekehrt. Die Tänzer haben in der Regel gut ausgebildete Beine, und starke Waden. Leute, die viel reiten hingegen, haben gewöhnlich etwas krumme Beine, und ihre Waden sind von den Stiefeln platt gedrückt, ja oft gar nicht mehr zu sehen. Manche Personen haben die Wade sehr weit nach oben,

was dem Bein kein schönes Ansehn gibt; man pflegt von ihnen zu sagen: sie haben die Waden in den Beinkleidern; diese Leute sind aber stark, und der größten Anstrengung fähig, während andere, bei welchen die Wade mehr in der Mitte des Beines ist, schwach sind, und eine enge Brust haben. Zuweilen haben Menschen von kleiner Statur eine unverhältnißmäßig starke Wade; auch das sieht nicht schön aus, und zeugt mehr von einem unnatürlichen Triebe der Nahrungssäfte, als von Kraft. Das Umgekehrte findet man oft bei großen und schön gewachsenen Leuten; sie haben starke Muskeln, und die Brust eines Herkules, während ihre Beine so dünn und so zerbrechlich aussehen, daß sie kaum im Stande zu sein scheinen, eine so große Last zu tragen. — Weiche und schlaffe Waden sind das Zeichen einer schlechten oder geschwächten Konstitution, so wie harte Waden, im Gegentheil, Kraft andeuten. Bei alten Männern ist es ein gutes Zeichen, wenn der untere Theil des Beines dünn und trocken ist, denn wenn sie anschwellen, so pflegt es wohl der Brand zu sein, welcher sich dort gern zeigt. Das Bein der Frauen ist gewöhnlich gut gebildet; dies hängt nur von dem Zellgewebe ab, das, wenn es gut

vertheilt ist, dem Bein jene reizende Form gib
die wir z. B. bei unsern hübschen Operntänze
rinnen bewundern, und das schlecht vertheil
den untern Theil des Beins unförmlich verdick
und ihm das Ansehn eines Topfes gibt, wa
wir auch wohl auf dem Operntheater, wen
auch nicht gerade mit Bewunderung, sehen. –
Frauen, die viel Kinder gehabt haben, bekom
men leicht geschwollene Beine. Sogenann
Säbelbeine kann man, wenn man die Anlag
dazu bei Kindern findet, vermeiden, wenn ma
die fehlerhaften Stellen ihrer Beine zusammen
bindet; im Allgemeinen pflegen die Leute mi
solchen Beinen, einen starken, sichern Tritt z
haben, während Menschen mit geraden Beinen
einen schwankenden Gang haben, wie ja auc
die Hähne, — obgleich diese sich entsetzlich vi
auf ihre geraden Stelzbeine zu Gute zu thu
scheinen! Die jungen Herrn, welchen die Na
tur ein schönes Bein versagt hat, pflegen ger
durch die Kunst dieser Ungerechtigkeit etwas z
begegnen; oft ist es auch schon geschehen, da
solche künstliche Wade aus Lumpen, sich durc
einen unglücklichen entre-chat etwas zu wei
nach vorn verschoben, und diese falschen Her
kulen und Adonisse in eine unangenehme Ver
legenheit gesetzt hat. In Frankreich, möcht

man hier mit Yorik sagen, verstehen sie das Ding besser; dort wissen schon die Strumpfwirker dergleichen Erhabenheiten so künstlich in die Strümpfe zu verweben, daß eine solche ärgerliche Verschiebung unmöglich wird. Auch der sehr verwachsene Pope pflegte, wie Lichtenberg sagt, seine dünnen Beine durch viele Strümpfe etwas zu ergänzen.

Die Neger haben meistentheils krumme Beine, und hohe, dünne Waden; sie sind aber dessen ungeachtet sehr geschickt zu allen körperlichen Uebungen, und laufen schnell. Einige wenige Fälle ausgenommen, ist es leicht, bei einem übrigens ganz bekleideten Menschen, bloß von der Wade auf die Schwäche oder Stärke seines Körpers zu schließen. Im Allgemeinen hat die Masse keinen Einfluß auf die Kraft; der gemeine Neapolitaner, dessen Muskeln und Glieder sich frei und ohne alles Einschnüren entwickeln konnten, zeigt, bedeckt von einem Hemde und einem Beinkleid, das ihm nur bis zur Hälfte der Schenkel reicht, ein stark gezeichnetes, und in seiner ganzen ursprünglichen Schönheit bestehendes Bein; der untere Theil desselben ist dünn, und die Sprungsehne stark abgelöst. Die heutige Tracht der Stiefeletten macht, indem sie den unteren Theil

des Beins zusammenhält, die Wade hervor-
tretender, und läßt den Muskeln ihre völlig
Freiheit. In Persien schnitt man ehedem de
Gefangenen die beiden Beugesehnen des Unter
fußes an den Kniekehlen ab, um sie zum ferne
ren Dienst unfähig zu machen. In gleiche
Absicht ließ Sowarow den polnischen Bauer
die große Sprungsehne abschneiden, und i
Spanien war man einmal nahe daran, ei
Gleiches zu thun. —

Beischlaf.

So nennt man eine auf sinnlichem Instin
beruhende genaue und innige Verbindun
zweier Individuen, derselben Gattung ab
verschiedenen Geschlechtes, (bei der höher
Thierklasse nämlich, die getrennte Geschlecht
haben,) in Folge welcher Vermischung, wen
sie ganz der Natur gemäß vollzogen wir
diese Individuen ihre Gattung fortpflanzen
Für die Thierklassen, in denen im einzelne
Individuum beide Geschlechter vereinigt sin
wie dies auch bei vielen Pflanzenklassen de
Fall ist, und wo also in der Vermischung je
der Theil zugleich gibt und empfängt, so wi
für jene unterste Reihe von Thieren, die sic

auf die allerfadeste Art, durch Ansetzen von Sprossen, fortpflanzen, würde unsere Definition zu modifiziren sein.

Der Beischlaf ist ein naturgemäßer Act, ein dringendes Bedürfniß, ein mächtiger, despotischer Instinkt, den die weise Natur in jedes Individuum pflanzte, um dadurch die Erhaltung seiner Rasse zu sichern. Das Bedürfniß zum Beischlaf, so oft es erwacht, erregt in dem Menschen, wie in den Thieren, eine gewisse allgemeine Aufreizung aller seiner organischen und psychischen Fakultäten. Er wird lebendiger, alle seine anderen Neigungen, Triebe, Beschäftigungen treten in den Hintergrund, nur Ein Gedanke beseelt, Ein Wunsch belebt ihn: forschend sieht er sich nach dem Gegenstande um, der ihm Noth thut, und hat er ihn gefunden, so bricht das Feuer der Geschlechtslust in helle Flammen aus: das Auge vergrößert sich, wild stiert es auf einen Punkt hin, die Nase scheint zu schnauben, ein angenehmer Nebel umhüllt den Verliebten, die Organe, die ausschließlich für die Befriedigung dieses Actes geschaffen sind, nehmen eine dazu schickliche Veränderung an, und der Mensch scheint in solchem Augenblick der Rakete vergleichbar, die, angezündet, so eben in feuriger

Lust sich in die Wolken erheben will. Die
sinnliche Allegorie hat der große Seelenmale
Hogarth, der uns noch mehreremale in die
sem Werke zum psychologischen Kommenta
dienen wird, höchst witzig in seinem Blatt
erdacht und benutzt, das in dem Riepen
hausen'schen Nachstich, den alle unsre Lese
und Leserinnen kennen, mit No. 64 bezeichne
ist. Auf den hier gezeichneten jungen Rake
ten-Mann, der gefunden hat, was er gesucht
müssen wir denn auch diejenigen verweisen
für die es etwa einer anschaulicheren Versinn
lichung, als sie unsre Schilderung zu gebe
vermochte, noch bedürfen sollte. Sie könnte
dazu fast noch passender auf ein noch bekann
teres Hogarth'sches Blatt blicken, auf da
letzte in der geistreichen Lieferung, die „da
Leben einer Buhlerin" verdeutlicht. De
Mann, der da links im Vorgrunde sitzt, un
dem man beim ersten Anblick zurufen möchte
was das Parterre in Paris dem guten Yori
zuschrie: Haussez les mains, Mr. l'Abbé
dieser famöse Couple-Beggar, wie ihn Lich-
tenberg bezeichnet, und seine liebe Nachba-
rin mit den schmelzenden, zum Himmel hal
unwillkührlich hinauf verdrehten Aeuglein —
geben, wir versichern es, eine wahre Spiegel-

ähnlichkeit der ganzen Rasse in jenen Augenblicken, in denen wir sie hier physiologisch betrachten.

Aber auch den Thieren gibt die Lust zum Beischlaf eine höhere Intelligenz, ein rascheres, feurigeres Leben, in dem Moment, wo sie lebhaft erwacht, und viele Thiere erscheinen in der sogenannten Brunstzeit wie Individuen einer ganz andern Thierklasse. Viele unsrer Leser haben es wohl bis heute nicht geahnet, daß der melodiöse Gesang der Nachtigall, das imposante Brüllen des Stiers, das lustige, durchdringende Wiehern des Hengstes, nichts anders sind, als ein in die verschiedenen Thiersprachen kräftig übersetztes:

Ein Mädchen oder Weibchen
Wünscht Papageno sich!

Ja, sie werden es uns kaum glauben wollen, daß sogar „des Schwarms geschwänzter Gäste," der Katzen nächtliches Miaun, das uns alle zu gewissen Jahreszeiten oft so unangenehm aus dem Schlafe gestört hat, daß sogar dies Miaun nichts anders bedeutet, als den zärtlichen Seufzer einer Befriedigung suchenden Katerliebe! — — Und doch ist es so!

Merkwürdig ist es, daß auf diese geistige

Anspannung in demselben Augenblicke, wo das Bedürfniß befriedigt ist, — eine eben so große Abspannung aller geistigen, und mehr oder weniger auch der körperlichen Kräfte folgt.

Laeta venire Venus, tristis abire solet;
Fröhlich erscheint Venus, traurig entfernt sie sich.

Dieser alte Spruch bezeichnet, was wir sagen wollen, sehr genau. Es gibt noch einen andern, kräftigern, der die Sache gerade heraus bei ihrem Namen nennt:

Omne animal post coitum triste;
Jedes Thier ist nach dem Beischlaf traurig, lässig.

Die Leser finden ihn u. A. auf dem Pendant (No. 65) zu der oben bezeichneten Platte bei Hogarth, wo sie auch im verschiedenen Geschlechte die unmittelbare Wirkung der eben vollzogenen Umarmung an den beiden dort abgebildeten Liebenden studieren können. Die Rakete ist abgebrannt; matt und todt fällt sie aus der Luft herab. — — Sonderbar ist es, daß beim Manne die unmittelbare Wirkung des Actes eine etwas andere ist, als beim Weibe. Jene allgemeine Abspannung ist Beiden gemein; das Auge wird trüber, matter,

der Kopf wie von Schläfrigkeit eingenommen, jene Organe verlieren die höher potenzirte Lebenskraft und steigen wieder zurück auf die Summe der ihnen eigenthümlichen Vitalität, schwächere Subjekte fühlen auch wohl ein gelindes Ziehen im Rückgrate, das so thätigen Antheil nahm u. s. w. Den Mann aber degoutirt mehr oder weniger im nächsten Augenblicke derselbe Gegenstand, der ihm eben so göttlich, so nothwendig erschien, während das Weib, wir reden hier von dem Weibe, das sich in Liebe und Wollust hingab, nicht von der gemeinen Dirne, jetzt erst sich recht innig in der Erinnerung der eben genossenen Lust an den Mann schmiegt, als wollte es zur Fortsetzung des L u s t s p i e l s anfeuern. Man sehe nur das liebe Kind bei H o g a r t h!

Die Quelle der Wollust nun, die der Beischlaf erregt, ist in der großen Sensibilität der Geschlechtstheile zu suchen, die mit einer verhältnißmäßig sehr großen Anzahl von Nerven versehen sind. Beim Mann und den männlichen Thieren ist die Sensibilität um so erhöhter, je mehr Flüssigkeit die Saamenbläschen enthalten. (Vgl. G e s c h l e c h t s t h e i l e.) Denn der in diesen Bläschen befindliche männliche Saame ist der eigentliche, natürliche

Stimulus zum Beischlafe, und je länger er sich darin angehäuft hat, desto lebhafter fühlt das Individuum das Bedürfniß zu seiner Ejaculation. Das Weib hat keine Saamenbläschen, aber andere physische Verhältnisse provoziren in ihm eben so lebhaft den Drang zum Beischlafe. Welches Geschlecht aber lebhafter fühlt und inniger genießt — darüber zu entscheiden, werden wir uns wohl hüten. Der gute Tiresias hat bekanntlich durch sein vorschnelles Urtheil hierüber sein Gesicht eingebüßt, und unsere Leserinnen wären im Stande, uns stumm zu zaubern, wenn wir für sie entschieden! —

Der eigentliche Beischlaf wird physisch geendet durch die Ejaculation jener Flüssigkeit beim Manne, und durch die Excretion einer schleimigten Flüssigkeit beim Weibe, welche die Drüsen der innern Theile in den Sexualorganen absondern. Ob auch das Weib eine eigentliche Saamenflüssigkeit sezernire oder nicht, darüber ist oft gestritten worden. Man glaubt das Letztere.

Die natürliche Lage der Organe, die zur Generation dienen, bestimmt in den verschiedenen Thierklassen die Stellung, die zum Beischlafe die naturgemäßeste, die passendste ist.

Blumenbach besitzt in seinen reichen Sammlungen ein Gemälde von Leonardo da Vinci, das zwar eben in keiner Kirche aufgehängt werden dürfte, aber doch vom physisch-anthropologischen Standpunkte aus, sehr ernst und interessant ist, denn es stellt die passendste Lage für die Vereinigung beider Geschlechter beim Menschen dar. Die berüchtigten Memoiren des Freiherrn von H. zeigen dasselbe auf einem freilich viel schlechtern Titelkupfer, als jenes Gemälde ist. Aber es bedarf in dieser Hinsicht für den Ununterrichtetsten keines Lehrmeisters, und Adam hat lange vor Leonardo da Vinci gelebt! — — Interessant ist es zu bemerken, daß die Natur hier dem Menschen einige Schwierigkeiten in den Weg gelegt hat, deren Besiegung noch gerade nicht wenig zu den Reizen des Actes beiträgt. Die Lage, auf welche der Mensch dabei angewiesen ist, erfordert eine Vereinigung von Wünschen, Verlangen und Willen von beiden Seiten; den civilisirten Völkern bieten sich neue Hindernisse in der Bekleidung dar; die sexuellen Organe der Jungfrau zeigen Hindernisse, die von ihrem Willen ganz unabhängig sind, und die bei wenigen oder keinem andern Thiere zu finden sind, und endlich stößt das Bedürfniß

beim Menschen auf ein ihm durchaus eigenthümliches Hinderniß, das reizendste von Allen, auf die Schaam und die Keuschheit; aber wie glücklich der, der gerade viel Schwierigkeiten findet, wie viel glücklicher der, der sie zu überwinden weiß!

Ist nun zwar der Mensch von der Natur, wie alle Thiere, nur auf eine einzige Stellung in der Begattung angewiesen, so hat ihn seine grobe Sinnlichkeit bald auf eine, wenn möglich noch größere Potenzirung des Geschlechtsgenusses denken lassen, und er hat diese in gewissen größern oder kleinern Variationen in der nöthigen Lage gesucht, welche Variationen man uns nicht zumuthen wird, hier aufzuzählen. Ein französischer lüsterner Schriftsteller, der sich damit beschäftigt hat, meint deren ganzer vier und vierzig zusammen nehmen zu können. Uns bedünkt, es könnte Jemand das halbe Hundert wohl voll bekommen, der sich die Mühe nähme, alle die verschiedenen Anerbietungen zu addiren, die man ihm machen wird, wenn er zwischen elf und zwölf in einer schönen Sommernacht in Paris über die Boulevards, durch die hölzerne Gallerie des Palais-Royal, durch den Durchgang

Montesquieu, und durch die Vorstadt St. Jacques wandert! —

Eben diese natürliche Lage der Sexualorgane bestimmt auch bei den Thieren die Stellung, in der sie die Begattung vollziehen sollen, und diese geschieht denn freilich in manchen Thierklassen wunderlich genug. Die Leser haben mehrere dieser Eigenthümlichkeiten an unsren Hausthieren kennen gelernt, die sich nicht zu geniren pflegen. Die Naturgeschichte erzählt noch viel sonderbarere Curiosa, die wir aber nicht alle nacherzählen dürfen, da wir eben keine Naturgeschichte schreiben. Aber eines müssen wir als Eigenthümlichkeit erwähnen, daß nämlich in vielen Thierklassen das Männchen neben den Sexualorganen noch andere hat, die dazu dienen, das Weibchen in der Begattung noch fester und inniger an sich zu halten. So stößt das männliche Schnabelthier einen Sporn in die Seite seines Weibchens, wenn es sich begattet, und das Libellen-Männchen faßt sein Weibchen, noch undelikater, gar mit Zangen fest!

Die Weibchen aller Thiere, die sich zur Geschlechtsvermischung fortpflanzen, haben bestimmte Perioden, die ihnen eben dazu von der Natur angewiesen sind. Ist diese Zeit

vorüber, die bei sehr vielen Thieren nur einmal im Jahre erscheint, so weigern sie sich, den Liebkosungen des Männchens zu genügen, oder sie sind wegen physischer Disposition ihres Körpers förmlich unfähig dazu. Unter so vielen Vorzügen, die der Mensch vor den Thieren voraus hat, ist auch jener nicht geringe, zu allen Zeiten die Lust der Geschlechtsvermischung genießen zu können, vielleicht weil Er allein unter allen Geschöpfen der intellektuellen Liebe fähig ist, die eine so gewichtige Anregung zu jenem Genusse bietet, vielleicht ist er aber auch aus weiser Vorsicht der Natur dazu jederzeit disponirt, weil die Fruchtbarkeit des Weibes weniger groß und weniger sicher ist, als die der weiblichen Thiere. Für die Frequenz dieses Genusses sind einige Thierklassen berüchtigt; wir dürfen unter denen, die uns zunächst umgeben, nicht an die Sperlinge und Kaninchen erinnern. Sehr natürlich folgt hier die Frage: wie oft der Mensch in einer gegebenen Zeit diesen Act vollziehen könne, den wir ja ein natürliches Bedürfniß genannt haben, ohne daß er seiner Gesundheit nachtheilig würde? Die Antwort auf diese Frage ist die: daß eben darauf keine allgemeine gegeben werden kann. Konstitution, Gesundheit, Alter,

Nahrung, Beschäftigung, Klima u. s. w., können hier allein als Richtschnur dienen, und müssen im speziellen Falle entscheiden. Im Allgemeinen läßt sich nur dies physiologisch-ärztlich festsetzen: daß der Beischlaf so lange nicht in zu großer Frequenz vollzogen sei, als der Mensch nachher sich nicht zu sehr dadurch angegriffen und geschwächt fühlt. Denn der Beischlaf in gesundem Zustande und in normaler, naturgemäßer Frequenz geübt, muß, wenn jene eben angedeutete nur ganz augenblickliche Abspannung vorüber ist, durchaus gar kein Gefühl von Unbehaglichkeit, sondern gerade das Gegentheil hervorbringen. Vollzieht man ihn nur, wenn man wahres Bedürfniß dazu fühlt, so wird man sich nicht über keine Folgen zu beklagen haben. Das Bedürfniß dazu ist aber eben nach jenen Kriterien ungemein verschieden. Wer dem farnesischen Herkules und dem Apoll vom Belvedere gleicht, der wird es mächtiger und öfter empfinden, als ein durch Kummer, Krankheit u. dergl. geschwächter oder ein verkrüppelter Mann. Doch sind auf der andern Seite Buckliche und Verwachsene, Männer wie Frauen, berühmt wegen ihres lebendigen Geschlechtstriebes, vielleicht, wie Lichtenberg einmal bei Gelegen-

heit einer andern Leidenschaft scherzend sagt: „weil das Blut bei ihnen einen kürzern Weg in die Organe zu machen hat, und daher heißer ankommt!“ (Vgl. Buckel.) Das sogenannte heißere Blut hängt auch namentlich sehr vom Klima ab, das bei der Entscheidung unsrer Frage eine wichtige Rolle spielt; die Lappländer in ihrem eisigen Norden, werden seltener von dem Teufel der Sinnlichkeit geplagt werden, als die südlichen Nationen, und von seinen Parisern sagt der Kenner Mercier «qu'ils ont la lasciveté des moineaux francs qui peuplent leurs toîts, qu'ils sont encor plus volages et qu'ils changent de femelle *plus* fréquemment,» was doch viel sagen will. (Vgl. Ehe, Geschlechtstrieb.)

Warum muß der Mensch so oft jenen edlen Vorzug, den er vor allen Thieren voraus hat, mißbrauchen! Unsre Phantasie reizt uns die Genüsse der Geschlechtsvereinigung zu wünschen, wenn unser Körper nicht mit der erhitzten Einbildungskraft gleichen Schritt hält, aber durch tausend Mittel, worunter jenes «changer de femelles» keines der unsichersten ist, weiß der Mann sich bis auf einen gewissen Punkt hin unaufhörlich zu dem physischen Grade hinauf zu potenziiren, der, w

wir sahen, zum Beischlaf nothwendig ist; ja selbst für die Zeit, wo diese Mittel ihre Wirksamkeit verloren, wußte die ausschweifende Sinnlichkeit neue, noch unnatürlichere zu erfinden (vergl. Aphrodisiaca), und so strengt der Wüstling seine physischen Kräfte zu einem widernatürlichen Uebermaße an, das dann aber früher oder später unwiderruflich zur elendesten Entkräftung führt. Dann schleichen sie umher, diese hohläugigen, jungen, weiß-grünen Greise, schlaff an Körper wie an Geist, abgestorben für die größten Genüsse, und dafür in weniger menschlichen, und daher noch widernatürlicheren, in Spiel und Trunk und noch viel schlimmeren Dingen sich faden Ersatz suchend, eine Null in der Summe der Menschen, für den wichtigsten Zweck der Natur nicht mehr vorhanden, aber auch gar nicht die Absicht diesen Zweck zu erreichen in sich fühlend,

Und fliehen jedes Weibsgesicht
Und zittern, es zu sehn,
Denn dürften sie und können nicht —
Da möchten sie vergehn!

wie Schiller einmal exaltirt und ungemein treffend ausruft. Wer kennt nicht solche Unglückliche!

Was aber das Weib betrifft, so ist di
vermöge seiner Organisation, nur noch me
zu jenen Ausschweifungen prädisponirt, u
es bedarf bei ihm der Vernunftgründe, d
guten Erziehung und der Moral noch me
als bei dem Manne, um nicht auf jene St
herabzusinken, auf welcher sich das Weib
seiner scheußlichsten Gestalt darstellt. Die m
ralischen wie die physischen Folgen sind bei de
Weibe fast dieselben als bei dem Manne (v
Freudenmädchen), aber die moralisch
zeigen sich bei der Frau in noch widrigern Fa
ben und in ein noch weit ekelhafteres Gewa
gehüllt.

Kann sich nun freilich der Mensch zu je
Zeit begatten, so ist doch dasselbe Individu
unter gewissen Umständen mehr zum Beischl
aufgelegt, als unter andern. Diese Umstän
sind solche, die entweder physisch oder körperl
auf uns einwirken. Im heftigen Schme
im tiefen Gram wird man weniger gene
sein, an das andere Geschlecht zu denken, a
bei freiem, heitern, sorgenlosen Geiste. We
ein anderes körperliches Bedürfniß, wie Hung
und Durst u. s. w. für den Augenblick se
dringend gebietet, so tritt die Geschlechtsl
in den Hintergrund. Hat der Mann heu

ein Weib, das er mit inniger Seele umarmt, geblendet von ihren Reizen, so wird er feurigere Triebe fühlen, als wenn er morgen zu der Frau schleicht, die ihm eine gehässige Politik als Gattin aufdrang.

Der Gott, der Bub' und Mädchen schuf,
Erkannte gleich den edelsten Beruf,
Auch selbst Gelegenheit zu machen —

bemerkt Mephistopheles als großer Sachkenner bei Göthe, denn die sogenannte Gelegenheit trägt ungemein viel zu den Freuden der Begattung bei, was wir leicht ausmalen könnten, wenn wir nicht vorzögen, hier an den Geschmack und die Phantasie der Leser zu appelliren. Ferner wirken in dieser Hinsicht noch das Lesen von Schriften, die die Sinnlichkeit aufregen, gewisse Speisen mehr als andere, warme, enge Bekleidung des Unterleibes, die das Blut sehr gegen die sexuellen Organe hindrängt, und aus demselben Grunde, zu dem hier noch die gestreckte Lage kommt, und der Umstand, daß des Morgens überhaupt die Sensibilität des menschlichen Körpers am höchsten gesteigert ist, fühlt sich der Mensch auch des Morgens im Bette mehr zum Beischlafe aufgelegt, als zu andern Tageszeiten,

worauf sich auch die Antwort des guten Ma-
nes im Peregrine Pikle bezieht, der a
die Frage: ob er wohl zuweilen verliebt se
„o ja! des Morgens!“ erwiedert.

Nicht blos völlige Entkräftung, man h
auch den Tod unmittelbar auf übermäßig
oder unzeitigen Beischlaf folgen gesehen, b
sonders bei Greisen, die den Freuden der Lie
dem Willen der Natur gemäß entsagen mü
sen. Im vorigen Jahrhundert wußte sich
Frankreich ein vier und achtzig jähriger Man
gereizt von einem unnatürlichen, wahrscheinl
krankhaften Triebe in ein Kloster zu schleiche
und sich einer zarten, reizenden Jungfrau
bemächtigen. Wenige Stunden nachher w
den die Umgebungen durch eine Klingel h
beigerufen, und man findet den Unglücklich
— todt in den Armen des jungen Opfe
einer ekelhaft-unzeitigen Lust! Ein ande
unglücklicher Fall ist dem Verfasser dieses A
tikels bekannt; ein mehr als siebenzigjähri
Greis fühlt sich plötzlich nach langem, lang
Entbehren wieder berauscht von der Eingebu
Cupido's, und verlangt von seinem We
das, was diese in zwanzig Jahren nicht
die Verlegenheit gekommen war, ihm absch
gen zu müssen. Hier unbefriedigt, wendet

der gequälte Greis-Jüngling an öffentliche Dirnen, und treibt hier das unnatürliche Feuer zu einer solchen Flamme, daß sie ihm das Gehirn verbrennt, und der Arme bald darauf geisteskrank in einem berühmten Irrenhause sein Leben endete!! Doch gehören Fälle wie dieser, wohl mehr in's Reich der Krankheit, als zum gesunden Zustande, mit dem wir hier uns einzig und allein beschäftigen. (Vgl. Ehe, Fruchtbarkeit, Unvermögen, Zeugung.)

Beschnittene.

Die Beschneidung ist eine sehr alte Operation, die nur selten aus chirurgischen, meistens aus religiösen oder politischen Gründen unternommen worden ist. Sie war schon bei den alten Egyptern und Juden bekannt, welche Völker sie unstreitig der Gesundheit wegen bei sich eingeführt hatten. Aus derselben Ursache schreibt sich noch heute die Anwendung dieser Operation im Orient her, wo sie noch nicht vernachläßigt wird, wie die Abkommen der alten Israeliten sie auch noch jetzt nach religiösen Gesetzen an ihren Kindern vollziehen. Vielleicht schreibt sich die Idee zu dieser wun=

derlichen Operation, die man so früh schon unter die religiösen Gebräuche aufgenommen hatte, von der Ansicht her, daß der Mensch einen Theil von dem edelsten und wichtigsten Organe, dem Organe, das zur Fortpflanzung des Geschlechtes dienen soll, Gott opfern, und sich Ihm dadurch unterwürfig zeigen wollte. Aber noch wahrscheinlicher dünkt es uns, einen diätetisch-ärztlichen Grund als Ursache der alten Gesetze über diesen Punkt anzunehmen. Es ist nämlich den Lesern bekannt, daß die Circumcision in dem Ausschneiden eines kleinen Theiles von Haut von dem männlichen Sexualorgan besteht, die unter heißem Himmel wohl Anlaß zu mancherlei Uebeln werden kann, weshalb eben in jenen Zonen ihre Excision als der Gesundheit zuträglich betrachtet wurde. Weniger bekannt aber dürfte es vielen Lesern sein, daß bei den Morgenländern auch Weiber dieser Operation unterworfen wurden, und bei vielen Völkerschaften noch heute werden, wo sie wirklich zuweilen nothwendig ist. So wachsen auf einigen Punkten von Asien und Afrika die sogenannten Nymphen (s. Geschlechtstheile) zu einer so übermäßigen Länge, daß sie die Begattung gänzlich hindern würden, wenn nicht ein Gesetz ihre Beschnei-

dung geböte. Dies ist der Fall bei den Copten, Arabern, Mauren, Ethiopiern, Peguanen, auf der Küste von Malabar, in Abyssinien, Ormus u. s. w. Leon erzählt in seiner Reise nach Afrika, daß in gewissen Gegenden von Afrika, wo jene Unbequemlichkeit sehr allgemein und störend ist, es Männer gibt, die das Beschneiden der Weiber als Handwerk treiben, und in den Straßen laut ausschreien: »Qui est celle qui veut être coupée?« — Uebrigens sind die Gelehrten nicht ganz einig über den Grund der orientalischen Weiberbeschneidung, wie man nicht einmal die Organe mit Gewißheit nennen kann, die bei den verschiedenen Völkern dem Messer unterworfen sind, und wahrscheinlich veranlaßt der oben angeführte Grund nicht immer und überall die Circumcision. Auch bei den Weibern hat man das Gesundheitswohl angegeben; andere Reisende versichern, daß man im Oriente die Weiber verstümmele, um Mißbräuche mit den Sexualtheilen zu verhüten; wieder andere sagen, daß die Türken die Operation verrichten, um im Akte der Wollust eine ebene Fläche zu finden, u. s. w. In Europa wird glücklicherweise diese Verstümmelung nicht bewerkstelligt!

Bette.

Leider! bewährt die Geschichte der Erfindungen nicht den Namen des großen Geistes, der das erste Bette erfand, wie so viele der wichtigsten Erfindungen den Namen ihres Urhebers nicht auf die Nachwelt gebracht haben. Wir wissen, daß ein gewisser Fulvius Hircius es war, der die große Kunst erfand, zu Nutz und Frommen aller Schmeckzungen Schnecken zu mästen, und wir haben keinen Namen für den unsterblichen Erfinder des Bettes, eines der größten Wohlthaten des Menschengeschlechtes!! Im Allgemeinen freilich wissen wir wohl, daß wir ihre Erfindung und ihren Gebrauch den wollüstigen, weichlichen Persern verdanken. Aber dies müssen uralte Perser gewesen sein, denn schon die biblischen Bücher erwähnen der Betten. Der König Og zu Moses Zeiten hatte ein eisernes Bett. Salomo's Buhlerinnen schmückten ihre Betten schon mit ägyptischen Teppichen, und besprengten sie mit Myrrthen und Aloe und andern Düften. Schon in ihrer Heroen-Zeit hätten auch die Griechen Bettstellen mit Riemen, Matrazen und Kopfkissen. Die alten römischen Helden schliefen noch auf Baumblät-

tern und Thierhäuten, aber ihre verweichlichten Nachkommen stiegen mit dem Luxus der Betten bis zu den sanftesten Flaumdecken, der kostbarsten Miletischen Wolle und bis zu Gold- und Silber-durchwirkten Bettdecken hinauf. Ihre Bettstellen wurden vom feinsten Holze, von Elfenbein, auch wohl von gediegenem Silber gemacht, ja die spätern römischen Schriftsteller sprechen sogar von goldenen, mit Edelsteinen geschmückten Bettstellen, ein Beweis, welchem Werth man in jenem wollüstigen Rom auf das Bette legte! Ovid erwähnt auch schon eines Himmelbettes. Wahrscheinlich kam auch dieser Luxus durch die Römer in das eroberte Gallien. In den uralten französischen Schlössern sieht man noch Bettstellen von ungeheurer Größe, in denen ganze Familien schliefen, eine Gewohnheit, die ihren Ursprung aus den Ritterzeiten datirt. Die Ritter waren nämlich gewohnt, im Kriege mit ihren Kameraden Alles, Zelt, Tafel und Bett brüderlich zu theilen, daher wurde es eingeführt, sich auch in der Winterszeit, wenn man sich auf seinen Schlössern besuchte, eben so vertraulich zu behandeln. Hier schlief dann der Schloßherr, Frau, Kinder, Gäste, auch wohl

Jagdhunde, Alles freundschaftlich und ungenirt neben einander in demselben Bette.

In neueren Zeiten ist das beständige Nebeneinanderschlafen Erwachsener in eben und demselben Bette fast ausschließliches Vorrecht der ehelichen Liebe geworden, für die, wie die Geschlechtsgenüsse überhaupt, das Bett ein hochwichtiges Mobiliar geworden ist. Schon im Mittelalter gehörte in Deutschland die gemeinschaftliche Beschreitung des Ehebettes, oder wie man es nannte, der Bettsprung, oder das Beschlagen der Decke, zu den wesentlichen Bedingungen der wirklich vollzogenen Ehe. Der Bettsprung bestand in einer unter Vornehmen und Gemeinen üblichen Ceremonie, nach welcher Braut und Bräutigam nach geschehener priesterlicher Einsegnung an das Ehebettt geführt, und bekleidet in dasselbe gelegt wurden. So bestieg Joachim III., Churfürst von Brandenburg, noch vor drittehalbhundert Jahren mit seiner ganzen Rüstung das Brautbett. Unter dem „Beschlagen der Decke“ war also nicht die wirkliche eheliche Beiwohnung verstanden, was man daraus schon sieht, daß diese Feierlichkeit auch dann nicht unterblieb, wenn die Ehe unter fürstlichen Personen durch einen Bevollmächtigten voll-

zogen wurde, der dann der Ceremonie dadurch genügte, daß er den rechten Arm und den rechten Fuß mit Stiefel und Sporn bekleidet, zu der Braut in's Bett legte. Ueberhaupt aber geschah bei dieser alt-deutschen Gewohnheit, sagt Aeneas Silvius, weiter nichts, als — daß der Bräutigam seiner Braut einen Kuß gab. Noch heut ist diese Ceremonie in einigen Provinzen und Städten üblich, und von ihr schreiben sich die Sprüchwörter her: „Ist das Bett beschritten, so ist das Recht erstritten" und „wenn die Decke über den Kopf, sind die Eheleute gleich reich," weil von jener Ceremonie das Recht der Gemeinschaft der Güter unter den Eheleuten abhing.

Allein es ist wahrlich nicht diese steife, kalte Ceremonie, die das Bett hinsichtlich auf die süßesten Triebe so in Ehren gebracht hat, sondern der Umstand, daß der Mensch, im Bette liegend, alle Muskeln ruhen läßt, und gleichsam in einer physischen absoluten Gemächlichkeit hingegossen liegt,

Le lit est une bonne chose
Si l'on n'y dort, on s'y repose;
Franz. Sprichwort.

und daß ferner die angenehme Bettwärme das Blut, und zwar um so mehr in Bezug auf

jenen Instinkt aufregt, da eben durch die gestreckte Bettlage schon mechanisch ein großer Blutandrang in die Sexualorgane statt findet. In dieser Hinsicht war das Bette von jeher ein Gegenstand der Begeisterung für die erotischen Dichter:

Bettchen, o! wie viel Wollust wird
Deinem Herrn bei Nacht zu Theil,
Die bei Tage der Glückliche
Wiederholet! Catull.

— und von diesem Gesichtspunkte aus ruft Bürger in der etwas lasciven Ballade „der wohlgesinnte Liebhaber:"

O Bett! — du Freudensaal,
Du Grab der Sehnsuchtspein!

Es ist daher kein Wunder, daß unter den Erfindungen, die zur Potenziirung der Genüsse der Wollust ersonnen wurden, viele sich auf das Bette bezogen. Unter allen diesen künstlichen Betten hat sich Graham's Wunderbett am berühmtesten gemacht, ein sehr elegantes Bett, das statt der Federn mit Luft angefüllt war, um die Elasticität des Bettes zu erhöhen, und das in einem mit Düften und schönen Gemälden reich geschmückten Zimmer stand, in dem während des Gebrauches dieses

Wunderbettes, eine magische, unsichtbare Musik ertönte!

Blond. Blondine.

Menschen mit hellgelbem bis in's Hellbraune spielenden Haare nennt man bekanntlich Blonde. Es ist auffallend, wie die Farbe der Haare so oft, ja meistentheils, mit der moralischen und physischen Konstitution des ganzen Körpers übereinstimmt, was man aber begreiflich findet, wenn man bedenkt, daß die Haare ja eben nur ein Theil des ganzen Körpers sind. Blonde Menschen haben gewöhnlich eine zarte, milchweiße, im Gesichte leicht geröthete Hautfarbe, blaue, selten dunklere Augen, länglich weiße Zähne und im Allgemeinen ein sensibles, etwas zur Melancholie neigendes Temperament. Sie sind leicht empfänglich für alle Eindrücke, reagiren aber nicht eben so stark auf die Außenwelt zurück, und sie werden daher meistens für schwächlich und empfindsam gehalten.

Délicat et blond

sagen die Franzosen von einem Menschen, dem es an Energie, an Thatkraft fehlt. Was

Blondinen im Reiche der Liebe für eine Rolle spielen, geht schon aus dieser nur in flüchtigen Umrissen angedeuteten Charakteristik derselben hervor; sie sind zart und zärtlich, können treu und anhaltend, aber im Allgemeinen nicht so feurig und lebhaft und innig lieben, als sanguinische Temperamente, die sich durch brauneres Haar und dunklere Hautfarbe auszeichnen. Es läßt sich, wie überhaupt die Schönheit relativ ist, nicht im Allgemeinen hin bestimmen, ob Blondinen oder Brünetten schöner zu nennen seien; jede Farbe hat ihre Liebhaber, jede ihre Vorzüge, und unter den Dichtern und Malern haben diese bald die braunen, bald jene die blonden Köpfe verherrlicht. Die altdeutsche Malerschule malt fast immer blonde Madonnen und solche irdische Frauen, dagegen wir in der altitalienischen Schule, mit Ausnahme vieler Engelsköpfe des Hannibal Caracci und einiger andern Figuren, meist überall braunes Haar finden. Doch stammt diese Verschiedenheit wohl aus der Natur beider Nationen her, da es bekannt ist, daß die deutschen, wie alle nordischen Völker, mehr blond als braun, Italiener aber, wie alle Südländer, mehr braun, ja schwarz, als blond sind. Ein ächter Weiberfreund wird nach Um-

ständen in der Natur sich bald an diese, bald an jene Schattirung halten, wie die lustigen Soldaten in Göthe's allerliebstem Epigramme:

Nein! hier hat es keine Noth,
Weiße Mädchen, schwarzes Brod!
Morgen in ein ander's Städtchen,
Weißes Brod und schwarze Mädchen!

(Vgl. Brünette, Haar, Temperament.)

Brautnacht.

Im Schlafgemach, entfernt vom Feste,
Sitzt Amor dir getreu und bebt,
Daß nicht die List muthwill'ger Gäste
Des Brautbett's Frieden untergräbt.
Es blinkt mit mystisch heil'gem Schimmer
Vor ihm der Flammen blasses Gold;
Ein Weihrauchswirbel füllt das Zimmer,
Damit ihr recht genießen sollt.

Wie schlägt dein Herz beim Schlag der Stunde
Der deiner Gäste Lärm verjagt;
Wie glühst du nach dem schönen Munde,
Der bald verstummt und nichts versagt.
Du eilst, um Alles zu vollenden,
Mit ihr in's Heiligthum hinein;
Das Feuer in des Wächters Händen
Wird wie ein Nachtlicht still und klein.

Wie bebt vor deiner Küsse Menge
Ihr Busen und ihr voll Gesicht;
Zum Zittern wird nun ihre Strenge,
Denn deine Kühnheit wird zur Pflicht.
Schnell hilft dir Amor sie entkleiden,
Und ist nicht halb so schnell als du;
Dann hält er schalkhaft und bescheiden
Sich fest die beiden Augen zu.

Göthe.

In diesen schönen, hoch-lyrischen Stanzen malt der große psychologische Dichter die Wonne der ersten Umarmung zweier Liebenden, wie er darin zugleich treffend unsre heutige Sitte schildert, wie sie für die Feier der Brautnacht unter uns lebt. Wer von unsern Lesern die Wonne aller Wonnen empfunden hat, ein geliebtes Wesen ohne Rückhalt und Furcht, und nur aufgelöst in reiner Liebe als sein an die glühende Brust drücken zu dürfen, wer das große, die Nähe der Götter verkündende Wort: Brautnacht in seiner schönsten Bedeutung kennen lernte, der versteht den Dichter, der ihn hier mit uns an den schönsten Augenblick seines Lebens, an den Culminationspunkt seiner irdischen Existenz zurück erinnert. Wer aber jenes Götterfest auf Erden nicht gefeiert hat, für den maßen wir uns nicht an, eine genü-

gende Schilderung davon zu liefern, wenn ihm jenes Gemälde nicht genügt:

So gehet hin, und thut deßgleichen —

dann werdet Ihr wissen, was es heißt: eine Brautnacht feiern Das gewissermaßen Heilige dieses großen Festes haben alle Völker erkannt, daher wir bei allen Völkern Ceremonien und Gebräuche finden zur Vorfeier, Feier oder Nachfeier der ehelichen Verbindung, deren Pointe gleichsam; deren Siegel, deren punctum saliens die Brautnacht ist. Bei den Griechen wurde das Brautpaar beim Eintritt in das feierlich geschmückte Haus, das sie künftig bewohnen sollten, mit Feigen und andern Früchten überschüttet, als Vorbedeutung des zukünftigen Ueberflusses; auch verbrannte man die Achse des Wagens, damit es der Braut nie einfiele, in ihr väterliches Haus zurückzukehren. Nun folgte das hochzeitliche Mahl, während dessen Freude und Lust herrschten, und passende Hymnen gesungen wurden. Nach dem Mahle wurde getanzt, auch hierbei wechselte Gesang mit Musik. Wenn der Tanz geendiget war, führte man das neue Ehepaar in die Hochzeitkammer, Thalamus genannt. Hier stand das mit purpurnen Decken belegte,

und mit Blumen bestreute hochzeitliche Bette, das eine eigene Benennung hatte, je nachdem das Ehepaar noch jung war, zum erstenmal, oder schon zum zweitenmal heirathete. Ein anderes hier ebenfalls aufgestelltes Bekte war für den Bräutigam bestimmt, dessen er sich, wenn etwa üble Vorbedeutungen ihm die Vollziehung der Ehe furchtbar machten, bediente. Ehe die Braut das hochzeitliche Bette bestieg, wusch sie sich die Füße, wozu ein Knabe, der ein naher Verwandter war, das Wasser aus der Quelle Callirhoe brachte. Darauf aßen beide Liebende eine Quitte, das Angenehme und Gefällige ihrer ersten Unterhaltung zu bezeichnen; eine Sitte, die Solon gesetzlich befahl, und die auf die Geschichte der Proserpina anzuspielen scheint. Nun ward die Braut beim Glanze der Fackeln, die ihre nächsten Anverwandten trugen, zu Bette geleitet. Das Fackeltragen war für die Mutter der Braut das ehrenvollste Geschäft; sie umband die Fackel mit ihrer eigenen Haarbinde. Endlich löste der Bräutigam den jungfräulichen Gürtel der Braut, zum Zeichen der engsten Vertrautheit, und beide bestiegen nun das hochzeitliche Bette. Dieser der Braut abgenommene jungfräuliche Gürtel wurde öfter

einer Gottheit, der keuschen Minerva, oder der spröden, zweifach gegürteten Diana gewidmet, und sie legte sich dann einen neuen um. Während nun das junge Paar, in Liebe vermischt, Aphroditen die Erstlinge seiner Zärtlichkeit opferte, tanzten Knaben und Mädchen, blühend von Liebreiz, vor der Thüre der Brautkammer, stampften dabei mit den Füßen, und ließen laute Hymenäen erschallen, die Lobeserhebungen des Brautpaares und Wünsche für sein Wohlergehn enthielten. Alles dies geschah, um die Klagetöne der Braut nicht hören zu lassen; und damit nicht etwa eine mitleidige Matrone ihr zu Hülfe kommen konnte, mußte ein Mann von der Verwandtschaft des Bräutigams an der Thür der Brautkammer Wache halten. Endlich wünschte das Chor der Knaben und Mädchen dem Brautpaar sanfte Ruhe, und versprach, die Glücklichen am folgenden Morgen wieder zu wecken.

Bei den Römern machte am Hochzeitstage die Braut zunächst eine festliche Toilette. Während man der Juno — der Stifterin der Ehen, der Juno iuga, jochenden Juno — opferte, zertheilte man mit einer Lanze das Haar der Braut in sechs Locken, vielleicht um auf den Raub der Sabinerinnen anzuspielen.

Dann legte sie ihre jungfräuliche, verbrämte Toga ab, und zog ein unverbrämtes Gewand an; auf die Locken ward der Brautkranz gesetzt, der Brautgürtel und der feuerfarbene Schleier, als Symbol der jungfräulichen Unschuld, angelegt. Der Brautgürtel war von weißer Wolle, durfte noch nicht gebraucht sein, und war mit einem Herkulesknoten geschürzt, den der Bräutigam vor dem entscheidenden Moment löste. Mit dem Schleier verhüllte die Braut das Gesicht, und es war nur dem Bräutigam erlaubt, dies zu entblößen. Nun setzte sich die Braut in diesem hochzeitlichen Schmucke auf den Schooß ihrer Mutter, und der Bräutigam überraschte sie hier, wie von ungefähr, und raubte sie aus den Armen ihrer Mutter, auch damit wieder auf den Raub der Sabinerinnen hinzielend. Jetzt begann die feierliche Heimführung in die Wohnung des Bräutigams in einem sehr festlichen Geleite, dessen Glanz noch durch Leier- und Flötenspieler verherrlicht wurde. Ein fröhliches, durch Gesänge und Scherze erheitertes Mahl, verlängerte auch bei den Römern den jungen Liebenden die schon zu lange Zeit, bis sie sich in der Brautnacht umarmen durften. Endlich wurde, nach aufgehobener Tafel, die Braut feierlich von eine[illegible]

tugendhaften, verheiratheten Matrone in's Bett gebracht. Bei ihrem Eintritt in die Brautkammer mußte sie dem Priap die Erstlinge ihrer Jungfrauschaft opfern, und sich zu diesem Endzweck auf eine schön geschmückte, ungeheure Form des Theiles setzen, dem das wichtige Amt der Fortsetzung der Menschenschöpfung obliegt. Außer dieser Gottheit befanden sich in dem Brautgemache noch viele andere, die um thätigen Beistand bei dem Werke der Liebe angerufen wurden. Die Göttin Prema lösete der Braut den Gürtel, der Gott Subigus zwang die Braut, sich dem Bräutigam zu ergeben, die Göttin Prema nahm an dem zu erwartenden Glücke Theil, und verhinderte, daß das Ziel nicht verfehlt wurde, die Göttin Pertunda mußte endlich den Liebenden die Bahn des süßen Genusses erleichtern, und sie in dem Augenblick mit Blumen bestreuen, da Schmerz und Wollust den entscheidenden Kampf beginnen. — Die Matrone, die, wie es sehr wahrscheinlich ist, die sehr jung heirathenden, und in einer glücklichen Unwissenheit der Werke der Liebe lebenden Frauenzimmer, auch des Unterrichts wegen begleitete — legte nun die Braut in's Bette. — Während dessen überreichte man den Gästen kleine Geschenke, die vornämlich in

einer Art Kuchen (Mustacea) bestanden. Die jungen Frauenzimmer traten nun vor die Thüre der Brautkammer und stimmten einen Gesang an (Epithalamium), in dem sie die Neuvermählten auf das Feierlichste lobten, und ihr Glück schilderten. Um aber durch übertriebenes Lob der jungen Frau nicht zu schaden, und die Göttin Nemesis, oder wie eben bemerkt, den Priapus oder Fescinus nicht gegen sie aufzubringen, um ihre stolze Eitelkeit zu demüthigen, sang sogleich nach den Mädchen ein Chor von Knaben Lieder, in denen man den leichtfertigsten Scherzen die größte Licenz einräumte. Dies waren die fescennischen Lieder, von der hetrurischen Stadt Fescennia so genannt, wo man die Gewohnheit hatte, die muthwilligsten Hochzeitgesänge abzusingen. Hierauf entfernt sich nun das Chor, und singt nach Katull:

Jungfrauen schließet die Thüre zu:
Unser Spielchen ist jetzt ausgespielt.
Und nun liebendes, liebes Paar,
Lebe wohl, und bediene dich
Deiner Jugendkraft rüstig.

So feierte der griechische und der römische Geist das große Fest. Mit dem Glauben und den Göttern dieser Völker verschwanden die

Ceremonien auch dieser edlen Feier, und das einfachere, den Menschen mehr auf das Innere, Höhere, anweisende Christenthum, verbannte mit den Göttern der Liebe, der Ehe, der fleischlichen Begattung auch die Opfer derselben. Aber man suchte nun durch äußern Glanz, durch irdischen Tand und weltliche Gebräuche das Fest der Liebesvereinigung auszuzeichnen, und wenn wir mittheilen, wie Herzog Wilhelm von Jülich im Jahr 1585 seine Hochzeit und Brautnacht feierte, so geben wir dem Leser zugleich den schneidendsten Kontrast von Ceremonien in der Feier einer und derselben Gelegenheit, der sich vielleicht in der Geschichte des menschlichen Geistes erzählen läßt.

Der Herzog vermählte sich mit der Prinzessin Jacobine von Baden. Die ansehnliche Verwandtschaft des Hauses und mehrere deutsche Fürsten wurden zu dieser Feierlichkeit eingeladen. Küche und Keller waren reichlich versorgt, die Zimmer im neuesten Geschmacke meublirt und aufgeputzt, und alles zum Empfang der fürstlichen Braut angeordnet. Sechshundert Fußknechte in rothen Mänteln mit gelben Aufschlägen, rothen Westen und rothgefütterten weißen Hosen, grünen und gelben Strümpfen, mit Pulverflaschen und Lunten,

standen an den Thoren des Schloßthores bereit, ihrer künftigen Gebieterin die erste Huldigung zu bringen. Der vornehmste Adel, im Abentheuer geprüfte Ritter, Grafen und Herren, drängten sich in dem großen Saale, indeß Knappen und Junker die glatten Schilder noch glatter putzten, und die Rosse pflegten. Die Bürger waren beschäftigt, aus der herzoglichen Küche die ihrige zu versehen, damit ihre Gäste nicht darben möchten, wenn die Herren derselben aus goldenen Pokalen zechten. Um Zank und Lärm zu verhüten, sorgte die Polizei für Wachen, und für Dolmetscher zum Behuf der Fremden. Mehrere Stunden vergingen in diesem Taumel, und noch war man nicht fertig mit Zurüstungen, als die frohe Botschaft anlangte, die fürstliche Braut sei an das Land gestiegen, denn sie kam zu Schiffe auf dem Rhein herunter. Eine glänzende Gesellschaft bewillkommte sie im Namen des Bräutigams, der sie von da einzuholen versprach.

Johann Wilhelm, im rothen Karmoisinmantel, mit breiten goldenen Borden besetzt, zerschnittnen Hosen und Wams von goldnem Tollet, rothen seidnen Strümpfen, mit einem Perlenkranz auf seinem mit grünen und weißen

Federn geschmückten Hute, bestieg sein Roß, das unter seinen goldenen Decken und bunten Federn stolz einherging. Des Prinzen Seite deckte das goldene Gefäß seines Schwerdtes. Hinter ihm wurden drei Hengste, prächtig aufgeputzt, an der Hand geführt.

Bei dem Anblick seiner Braut stieg er vom Pferde und ging ihr entgegen. Pfalzgraf Philipp redete die Braut in seinem Namen an, und schloß mit einem herzlichen Gebet. Die Gegenrede hielt Jacobinens Bruder, Markgraf Philipp. Hierauf begann der Zug nach der Stadt, wo der Donner des Geschützes die Ankunft verkündete, und mit drei und zwanzig Trompeten und zwei Heerpaukern wetteiferte. Die Braut wurde aus ihrem Wagen nach dem Brautzimmer geführt, welches nach damaligem Geschmack mit schönen Tapeten, worauf die Liebe durch allerlei Figuren und Gemälde zu Genuß einlud, ausgeputzt war. Das Brautbett bedeckte ein goldenes Tuch, auf welchem man die Geschichte des Mars ohne einen Kommentar übersetzt sah. Der lose Näscher wurde vom Vulkan in einem Netz gefangen. Das Gegenstück dazu gab die Schloßkapelle, wo lauter evangelische Geschichten, und besonders die Hochzeit zu

Kana, aufgestellt waren, so wie in dem großen Audienzsaal beinahe die ganze Apostelgeschichte in den sonderbarsten Karrikaturen das Auge unterhielt. Nach alter Sitte ließen sich die fürstlichen Verlobten von ihren nächsten Verwandten zum Altar führen. Die Braut erschien in einem ausgeschnittenen Rock von silbernem Stück mit Gold bordirt, mit einem Halsschmuck von Diamanten und Rubinen, und einer goldenen Krone auf ihren fliegenden niedergeschlagenen Haaren. Zwölf Ritter trugen ihr zwölf Fackeln von weißem Wachs vor; ihr selbst folgten die Damen und Fräulein in weißen seidnen Kleidern mit Gold und Silber gestickt. In der Mitte gingen Trompeter und Pauker, und machten eine rauschende Musik. Hierauf folgte der Bräutigam in einem kurzen schwarzen Sammtmantel, weißen seidnen Hosen und Wams, alles mit Perlen bordirt, und silbernem Tollet gefüttert, weißen seidnen Strümpfen; auf seinem schwarzen Barret glänzte ein Kranz von Diamanten und Rubinen, in dessen Mitte eine Medaille hing, worauf Iustitia mit ihren Insignien eingegraben war.

Vor der Trauung hielt der Hofprediger eine Rede über den Text Ephes. 5. Außer diesem

schlug er sich weidlich mit andern Citaten herum, und brachte endlich das große Geheimniß dieses Sakraments heraus, wobei er denn der schönen jungen Braut, sehr zur Unzeit das: In dolore paries filios tuos (in Schmerz wirst du deine Kinder gebären) zu wiederholtenmalen vorsagte.

Der Bräutigam legte hierauf in die Hand des Priesters einen goldnen Ring für die Braut, diese aber überreichte ihm in einer goldnen Schaale einen Kranz aus lauterm Golde gewirkt, mit Blumen, Diamanten und Rubinen eingefaßt, welchen der Priester auf das entblößte Haupt des Bräutigams setzte. Ein Te Deum laudamus, unter Beistimmung der Trompeten und Pauken auf dem Burgplatze, beschloß diese feierliche Handlung. Die Unterhaltungen bei Tafel entsprachen der Freude des festlichen Tages. Chöre von Trompetern und Paukern, von Geigern, Lautenschlägern und Sängern wechselten und ergötzten das Ohr der Ritter. Unter dieser Musik eröffnete der Bräutigam mit seiner Braut den Tanz und zwar mit dem berühmten Fackeltanz, wo ihnen zwölf Windlichter vor- und nachgetragen wurden. Nach geendigtem Tanz begab sich die Gesellschaft in den großen

Versammlungssaal, wo ein herrliches Banket von Zuckerwerk, in Gestalt eines wohlgeschmückten Gartens, auf sie wartete. Hier sah man Lorbeerbäume mit goldnen Flittern behangen; Obstbäume in hohen Felsen und Bergen; perspektivische Wasserbäche, und darin mehrere Arten Fische; an den Ufern derselben Häuser, Schlösser und Thürme, Gehölz mit Elephanten, Löwen u. s. w. Auf Büschen und Bäumen schnäbelten sich verliebte Vögel, worunter der doppelte Adler, auf einem Löwen stehend und das österreichische Wappen tragend, besonders hervorragte, und die verliebten Vögel mit seinen Flügeln deckte. Ein Pelikan öffnete mit seinem Schnabel die Brust, und tränkte seine Jungen mit seinem Blute; auf den Flügeln trug er die Wappen der Vermählten. Die schalkhaften Ritter unterließen nicht, dies, als ein herrliches Bild, der jungen Braut vorzustellen. Mit dem Banket ging es wie mit dem Ochsen bei der Kaiserkrönung.

Das Brautpaar wurde hierauf in das Brautzimmer begleitet. Am ersten Morgen, da der Bräutigam seine Braut als Gattin küßte, überreichte er ihr die M o r g e n g a b e, ein Equivalent für — — —.

In neuerer Zeit sind mit der Veredlung

des Geschmackes solche groteske Feierlichkeiten wieder abgeschafft worden, und so kehren wir, nach einer Excursion zu den Griechen und Römern und in's Mittelalter, wieder zu der Zeit zurück, von der wir ausgingen, und die eben das herrliche Lied schildert, das diesen Artikel ziert.

Einer der schändlichsten Mißbräuche, den je die Geistlichkeit sanctionirt hat, ist das sogenannte Ius primae noctis, das Droit de seigneur, das Vorrecht, das die Gutsherrn im alten Frankreich hatten, bei der Verheirathung einer ihrer Bäuerinnen die Brautnacht mit dieser zu feiern, und dann erst den auf diese Art durch ein adeliges Reis gepfropften jungen Stamm dem rechtmäßigen Besitzer zur weitern Ausbildung zu überliefern! Dieses schändliche, beschimpfende Vorrecht ist jetzt Gottlob! ausgerottet, und ein despotischer Herr saugt nicht mehr den schönsten Saft aus der jungen Frucht, ehe er sie seinem Knecht hinwirft, der sie sich mit vieler Mühe gepflückt hat!

Es blieben uns hier nun noch die physiologischen Veränderungen zu beschreiben, zu denen die Brautnacht Anlaß gibt; aber wir werden diesen Faden schicklicher in dem Arti=

kel: Jungfrauschaft wieder aufnehmen. (Vergl. auch Entjungferung.)

Brille.

Das Auge ist unstreitig das beste, optische Instrument, aber es ist unglücklicherweise auch dasjenige unserer Organe, welches am leichtesten beschädigt wird oder sich verändert. Ueberdies können auch Bildungsfehler, Alter, Krankheiten es unfähig machen, seine Funktionen gehörig zu verrichten, und es ist daher ein sehr großes Glück für uns, daß die Kunst Mittel gefunden hat, einigen jener Unvollkommenheiten zu begegnen, die uns des vollen Gebrauchs des edelsten unserer Sinne berauben. Wirklich gewährt uns die Anwendung convexer und concaver Augengläser diesen Vortheil, und die Erfindung der Brillen, wie besonders auch der noch schärfern Augengläser, wie Mikroscope, Telescope u. s. w. gehört unter die wichtigsten Eroberungen der Physik.

Wem die Ehre der Erfindung der Brillen gebührt, ist nicht so ganz gewiß. Doch scheint der Erfinder ein gewisser Salvino, oder Salvinio degli Armati genannt, der daraus anfangs ein Geheimniß machte. Ein Mönch,

Namens Alexander von Spina, der 1313 zu Pisa starb, hörte aber davon reden, und machte nach seinen eigenen Gedanken Brillen nach, die er „sehr willig und fröhlich“ (corde hilari et volente, sagt eine alte Chronik) Andern mittheilte. Der Hauptgrund, warum man Salvino aber doch als eigentlichen, ersten Erfinder der Brillen betrachten darf, ist ein Grabmahl, welches noch im vorletzten Jahrhundert im Dom zu Florenz zu sehen war, und worauf man las: Qui giace Salvino d'Armato degl' Armati, di Firenze, inventor delli occhiali etc. MCCCXVII. Dieses Zeugniß hat eine Authenticität, die man einem andern Beweise für den viel ältern Ursprung der Brillen nicht beilegen wird. Ludwig Sigoli nämlich, ein für seine Zeit berühmter Künstler, hat auf einem Gemälde, dem Oberpriester Simeon, welcher die Beschneidung des Jesus-Kindes vornimmt, Brillen gegeben, weil dieser doch, wegen seines großen Alters, die schwierige Operation nicht wohl ohne Brille unternehmen konnte!!!

Wüßte man nicht, wie mächtig die Gewohnheit wirkt, so würde man nicht begreifen können, wie die Alten das Ding entbehren konn-

ten, dessen Gebrauch bei uns so sehr allgemein geworden ist. Allein leider! sind die Brillen, statt ein nothwendiges Hülfsmittel für schwache Augen zu bleiben, nur zu oft in neuerer Zeit Modeartikel für junge, flache Stutzer geworden, die wohl oft sich einer Brille bedienen mögen, um das in üppigen Lüsten erloschene Jugendfeuer ihrer Augen, um den Ausdruck aller Leidenschaften darin, vor den Blicken der Welt möglichst zu verbergen! Nichts ist gräulicher, als ein bebrillter Zieraffe, dem man es ansieht, daß er das edelste Organ, das ihm der allgütige Schöpfer gab, mit schnöder Willkühr durch ein Brillenglas abstumpft, weil er denn doch auch eine Brille tragen muß, und weil er denkt, daß das auf diese Weise veränderte Gesicht vielleicht einige Reize der Neuheit haben könnte, die ihm vielleicht wieder zu einer Eroberung verhelfen! Glücklicherweise rächt sich ein solcher Mißbrauch unwiderruflich; denn Niemand, wir wollen es aus vollem Herzen, der Wahrheit und der Erfahrung gemäß, hier niederschreiben, Niemand trägt längere Zeit bei gesundem Auge eine Brille, der nicht früher oder später dadurch sein Sehorgan abstumpfte und verstümmelte, so daß ihm bald ein beklagenswerthes Bedürfniß wird, was

anfangs nur schnöder Tand und eitles Spielwerk war!

Brünett. Brünette.

Wo sich ein brauner, von der hellen Kastanienfarbe bis in's Schwärzliche spielender Haarwuchs, gewöhnlich dabei dichtes, starkes Haar findet, da nennen wir solche Menschen brünette. Wie wir oben sahen, daß blonde Leute (s. Blondine) ihre eigenthümliche Constitution zu haben pflegen, so zeichnen auch die Brünetten gewisse wiederkehrende physische und psychische Eigenthümlichkeiten aus. Bei brünettem Haar ist zunächst gewöhnlich ein braunes, oder doch dunkles Auge, seltener ein blaues; die Hautfarbe des ganzen Körpers ist dunkler, als bei blondbehaarten Menschen; das Temperament ist sanguinisch, oft sanguinisch-colerisch. Brünette und Brünetten sind lebhaft, empfangen die äußern Eindrücke rasch und lebendig, sie sind gern unentschlossen, wankelmüthig, aber einmal bestimmt, pflegen sie gern fest auf ihrem Willen zu beharren. Für Vergnügen aller Art, wie überhaupt für die Freuden der Erde, haben sie einen offenen Sinn, und besonders in der Liebe sind sie feurig, herzlich, lebhaft.

Pour aimer, prenez la brunette.

Marot.

Unter den Völkern Europa's sind es die Franzosen und Französinnen besonders, die man brünett nennen kann, Spanier und Italiener sind schon mehr schwarz. Brünetten haben meist unter den Männern viele Anbeter; ihr lebhafter Blick, ihr feuriges Auge, ihre rasche Bewegungen, ihr deßhalb lebendiges Muskelspiel reizt unwiderstehlich — —

Brunette fut la gentille femelle,
Qui tant charma les yeux de Salomon.
Qui dit brunette, il dit spirituelle
Il dit aussi vive comme un démon.

Fontenelle.

(Vergl. Blondine, Haar, Temperament.)

Brust.

Bei den Menschen gibt man diesen Namen zweien ovalen, runden Körpern, die am Oberleibe angeheftet und von der Natur zur Secretion der Milch bestimmt sind. Die Zahl, die Stellung, der Umfang und die Beschaffenheit dieser Organe leiden einige Verschieden-

heiten, die wir andeuten wollen. Die meisten Thiere haben die Brust auf dem Bauch. Der Ort, an welchem sie bei dem Menschen sich befindet, gibt einen neuen Beweis, daß die aufrechte Stellung seiner Natur gemäß, und nicht die Folge der Gewohnheit und Erziehung ist, wie einige Philosophen behaupten wollten. Der Platz dieser Organe bei dem Weibe, sagt Roussel, ist für den Säugling der angemessenste, indem er, da er seine Nahrung nicht mehr in der Mutter selbst suchen kann, sie dennoch von ihr empfängt, und in den Armen und unter den Augen der liebenden Mutter seine ersten Bedürfnisse befriedigt. Man hat einige, wiewohl seltene Beispiele von gänzlicher Verschiedenheit der Lage dieser Organe. So soll einst, wie ein Mönch von Corbie berichtet, eine Bäuerin deren vier gehabt haben, zwei auf dem Rücken und zwei an dem gewöhnlichen Ort, die vermöge ihrer Stellung mit einander zusammenhingen. Er setzt sogar hinzu, daß diese Frau drei Zwillinge gehabt, die sie wechselsweise mit ihren vier Brüsten genährt habe. Wenn nun freilich dieser Bericht etwas fabelhaft klingt, so gibt es geprüftere Beobachtungen, die beweisen, daß die Natur in einzelnen Fällen mehr als freigeberisch mit diesem reizen-

den Geschenk umgegangen ist. Die schöne Anna Boleyn hatte drei Brüste, wovon die eine etwas unter und in der Mitte zwischen den beiden Andern saß. Dies ist in solchen Fällen der gewöhnliche Sitz der höchst überflüssigen dritten Brust, und hier fanden auch Gardeur, Baudelocque und Percy diese Mißgestaltung. Georg Hannaeus hat aber auch eine Dame beschrieben, die drei sehr schöne Brüste hatte, von denen zwei links und eine rechts in gerader Linie saßen. Borelli hat eine Frau beobachtet, wo eine dritte Brust unter der wohlgeformten linken saß. In Pfullendorf ließ sich vor zwanzig Jahren eine alte Jungfer sehen, die vier, in zwei parallelen Reihen sitzende Brüste hatte. Auch Gardeur hatte auf St. Domingo eine Mulattin mit vier Brüsten gesehen, und im Jahr VIII. der französischen Republik nahmen die Franzosen eine wallachische Marketenderin in Oesterreich gefangen, die sogar fünf Brüste hatte, wovon vier in zwei parallelen Reihen, die fünfte ganz kleine tief unten am Leibe stand! Man hat geglaubt, daß solche vielbrüstige Weiber auch einen übermäßigen Trieb zur Wollust hätten, und daß sie mehrere Kinder auf einmal bekämen, aber die Erfahrung hat dies Vorurtheil

nicht bestätigt. Wenn die Natur bei solchen, oben angeführten Ausnahmen mehr gespendet hat, als das Normale will, so hat sie sich in andern Fällen auch wieder zu stiefmütterlich gezeigt, und Weiber mit nur Einer Brust haben oft genug gelebt. Lousier hat das bei einer Dame und ihrer Tochter gesehen, und auch Marandel erzählt einen solchen Fall.

Auch der Umfang der Brüste variirt sehr nach dem verschiedenen Geschlecht, Alter, Klima, Temperament u. s. w. Was das Geschlecht betrifft, so haben bekanntlich Männer eine sehr kleine Brust; doch finden auch hier einige Ausnahmen statt. Der Doctor Renauldin erzählt von einem vier und zwanzigjährigen Fuhrmann, der vollkommene Weiberbrüste hatte. Zuweilen sind die Männerbrüste zwar nicht äußerlich ganz so entwickelt, als die weiblichen, aber sie geben Milch, und haben Kinder ganz förmlich ernährt. Ein Matrose, der seine stillende Frau auf dem Meere verlor, legte in der Noth sein Kind an die eigne Brust, und war sehr erstaunt, nach drei bis vier Tagen sein Kind wirklich nähren zu können. Ein Prediger im Hannöverschen stillte in einem ähnlichen Nothfalle sogar Zwillinge! Alexander Benedictus, ein italienischer Ana=

tom aus dem fünfzehnten Jahrhundert, erzählt auch von einem Manne, der auf diese Art sein Kind nährte magno totius orbi miraculo! „zum großen Wunder der ganzen Welt.“ Alexander v. Humboldt hat im Dorfe Arenas in Süd-Amerika dasselbe gesehen bei einem zwei und dreißigjährigen Bauer Namens Lozano.

Kinder haben, wenn sie zur Welt kommen, im Verhältniß starke Brüste, und man sieht sogar gewöhnlich eine milchähnliche Flüssigkeit daraus hervorströmen. In der Kindheit wachsen dann die Brüste nicht weiter, und entwickeln sich erst in den Jahren der Pubertät bei den Weibern. (S. Entwickelungsjahre.) Aber bemerkenswerth ist, daß die Brust sich bei jeder weiblichen Monats-Revolution etwas mehr entwickelt, wie sie auch in der Schwangerschaft überall ihre vollste Entwickelung bekommt. Besonders aus diesen beiden Umständen geht die große Sympathie der Brüste mit den Geschlechtsverrichtungen hervor, ja die Brust ist ein Glied dieser physiologischen Kette.

Auch nach dem verschiedenen Klima, sagten wir, sei der Umfang des weiblichen Busens verschieden. In Flandern haben die Weiber eine sehr starke, volle Brust; eben dafür sind auch die Holländerinnen, die Türkinnen und

die Frauen in Siam berühmt. Die Weiber in Marseille und im ganzen Languedok haben weniger Busen als die Schweizerinnen, die Engländerinnen mehr als die deutschen Weiber. Die schönsten Portugiesinnen haben eine hohe, volle Brust, dagegen die Castilianerinnen fast gar keinen Busen zeigen können. Boelli erzählt von einer Frau, an der jede Brust wenigstens dreißig Pfund wog, und die daher ihren Busen in einem eigenen Behälter unterstützen mußte, weil er ihr höchst beschwerlich war. Bartholinus hat gar ein Weib gesehen, dem die Brüste fast bis auf das Knie reichten! — Die Grönländerinnen haben so lange und so weiche Brüste, daß sie sie über die Schultern zurückwerfen, und so ihre Kinder nähren; dennoch soll dies noch nicht der schlechteste Reiz der grönländischen Damen sein! Eben solche Mode des Säugens können auch die Hottentottinnen mitmachen, weil auch sie solche lange und weiche Busen haben, was ihre barbarischen Männer für das Ideal der Schönheit halten.

Sehr fette Personen haben gewöhnlich sehr starke Brüste. Der Busen entwickelt sich auch stark bei Frauen, die viel Temperament zur Wollust haben, bei jungen Mädchen mit brau=

nem Haar und dunklem Teint, und bei sehr lebhaften Frauen. Ein warmes Klima macht die Brüste weich und schlaff, dagegen in nordischer Luft sind sie immer mehr fest und rund. Eine feste, runde Brust ist Zeichen einer reinen Jungfräulichkeit, und frühe, oder übermäßige, oder unerlaubte Geschlechtsgenüsse zerstören unwiederbringlich die größte Schönheit des Weibes. Stillen, Alter und Krankheiten machen gleichfalls den Busen welk und weich.

Die Haut, welche die Brüste bekleidet, ist sehr weich und zart, und sie muß weiß und glänzend, höchstens von einigen Aederchen durchflochten sein. Der Busen ist eines der edelsten, (edel in Hinsicht auf seinen Zweck!) eines der edelsten, anziehendsten Attribute der weiblichen Schönheit, und die Leserinnen mögen überzeugt sein, daß ihren Geliebten nichts mehr fesselt, als

das reizende Oval,
Das sittsam um und um verdeckt,
Sich in gewebte Luft vor seinem Blick versteckt.

Wieland.

Der Kenner Piron nennt die weibliche Brust:

Deux montagnes de lait
Où sur chacune une fraise est assise;

ein Andermal ist er entzückt über:

> le lis, la neige et le jasmin
> du demi-globe, que termine
> un petit bouton de carmin!

Und mit diesen pikanten Schilderungen haben wir das Ideal der weiblichen Brust geschildert! Der schöne Busen sei ganz gleichförmig, oval gewölbt, von der Größe, daß eine weibliche Hand ihn kaum bedecken kann —

> Die holde Brust, die kaum zu decken ist,

nennt Wieland den Busen der mediceeischen Venus — er sei blendend weiß, angenehm glänzend, leicht beweglich, und er ende regelmäßig in eine purpurrothe, nicht sehr entwickelte Warze. Bei allen civilisirten Völkern wissen die Weiber, daß der Busen eine ihrer schönsten Zierden ist, und sie tragen große Sorgfalt, ihn zu konserviren. Die Freudenmädchen in Indien schließen die Brüste, damit sie nicht stärker werden, als sie es wünschen, in Etuis von leichtem, dünne bearbeiteten, weichen Holze ein, das den Bewegnngen des Busens nachgibt. Die Griechinnen gebrauchten als Cosmeticum für den Busen einen gepulverten Stein von der Insel Naxos. Unsre heutigen Damen wissen nicht, wie sehr sie der Ausbildung und

der Form ihrer Brüste durch das Tragen der Corsets schaden (s. Schnürleib), und alle ihre Waschwasser und Schönheitspulver können nicht wieder gut machen, was diese garstige Mode verdirbt.

Buckel.

Unter mehreren andern Bedeutungen dieses ominösen Wortes versteht man darunter hauptsächlich eine Biegung der Rückenwirbelsäule, welches ein Hervortreten eines oder mehrerer Wirbel, und dadurch einen Höcker veranlaßt. Die Wirbelsäule kann sich auf verschiedene Weise verbiegen, nach hinten, nach beiden Seiten heraus, oder nach innen hinein. Der erste Fall ist der gewöhnlichste, und bildet recht eigentlich den Buckel. Die merklichste Wirkung einer solchen Beugung, wohin sie sich auch richten möge, ist die Verkürzung des Rumpfes, und deshalb die Verlängerung des Arms, der manchmal bekanntlich bis zu den Knieen reicht. Am gefährlichsten für die Gesundheit sind die Biegungen der Wirbelsäule nach innen hinein, die sogenannten Lordosen, weil hier immer wichtige Eingeweide gedrückt und verhindert werden, ihre Function gehörig zu verrichten.

Meistens sind die Höcker angeboren, und hängen mit einer sogenanten rhachitischen oder scrofulösen Constitution zusammen, die von den Aeltern angeerbt ist. Aber Verbiegungen des Rumpfes und der Wirbelsäule können auch zufällig entstehen, nämlich durch langes Tragen von schweren Lasten auf dem Rücken, durch anhaltendes, langes sitzendes Arbeiten, durch unvorsichtige Ammen, die die Kinder einschnüren und einpressen und durch eine schlechte Stellung, zu der man sich gewöhnt; so wie endlich durch Krankheiten der Wirbelsäule.

Bleiben wir aber bei jenen gewöhnlichen, angebornen Buckeln stehen, so finden wir, daß die Natur solche Unglücklichen sehr oft für ihr Mißgeschick zu entschädigen scheint, indem sie ihnen eine große Lebendigkeit des Geistes, ja nicht selten sogar wahres Genie mitgab, und so durch den edleren Theil im Menschen das ersetzte, was sie dem unedlern nahm, die Schönheit der Form. Unter den Buckligten hat es nicht selten berühmte Männer gegeben, wie wir ja nur an Aesop, Pope, Mendelssohn, Lichtenberg u. a., zu erinnern brauchen. Der letztere hat sich einmal in seinen geistreichen Schriften selbst über diesen Punkt,

über die Lebhaftigkeit seines Geistes, ausgesprochen und geäußert, bei ihm (und seines Gleichen) habe das Blut einen kürzeren Lauf vom Herzen bis in den Kopf, und käme daher frischer und heißer, als bei andern, an dem Orte seiner Bestimmung an. Diese Erklärung ist nicht bloß witzig, sondern es liegt ihr auch gewiß sehr viel Wahres und Naturgemäßes zum Grunde. Mit jener Lebendigkeit der Geisteskräfte mag auch wohl noch die Thatsache zusammenhängen, daß Buckligte gewöhnlich so übermäßig zu den Freuden der sinnlichen Liebe hinneigen. Weniger als alle Andre geschaffen scheinend zu den Genüssen, die der Körper zu empfinden bestimmt ist, beweisen sie doch durch die That, daß sie Ansprüche haben auf diese Genüsse, und Buckligte leben auch meist in einer guten Ehe. Doch gehört auf der andern Seite grade ein Buckel bei einem Individuo zu den Gründen, die wohl von Staats wegen eine Ehe desselben verbieten sollten, denn auf diese Art werden immer wieder Menschen fortgepflanzt, die die Gattung verunstalten, deren äußere Form sie nicht einmal an sich tragen.

Busen. (S. Brust.)

C.

Callipädie.

Man hat geglaubt, es hinge, unter gewissen Bedingungen, von dem Willen der Eltern ab, schöne Kinder zu erzeugen, und man hat die Kunst, die diese Bedingungen lehrt, Callipädie genannt. Claude Quillet hat in seinem Lehrgedichte de Callipædia alle Vorschriften mitgetheilt, welche schwangere Frauen halten müssen, um schöne Kinder zur Welt zu bringen, doch ist sein Werk empfehlungswerther wegen seiner Versification, als wegen der Richtigkeit und Wahrhaftigkeit seiner Lehren. Sein ganzes System beruht vorzüglich auf dem, so oft angenommenen und oft bestrittenen, Einfluß, den die Einbildungskraft der schwangern Mutter auf die Ausbildung der Frucht üben soll, ein Verhältniß, was bisher nur auf hypothetischen Vermuthungen begründet wurde, und von welchem aus sich also nichts wieder weiter schließen läßt.

Das beste Mittel, um schöne Kinder zu zeugen, und das Einzige, dessen Wirkung noch ziemlich gewiß ist, ist Gesundheit, möglichste Schönheit der Eltern, und ein bis zum Augen-

blicke der Ehe geführter reiner und keuscher Lebenswandel derselben. So viel ist gewiß, daß keusche und gesunde Eltern fast immer gesunde Kinder zeugen werden; daß aber ein hübsches Ehepaar auch schöne Kinder bekomme, das leidet schon bei weitem mehr Ausnahmen. Wir verwundern uns täglich, wenn wir ein schönes Kind auf den Armen von häßlichen Eltern sehen, und umgekehrt haben sich Ehepaare oft genug getäuscht, die wechselseitig von der Schönheit des Andern nichts als kleine Venusse und Adonisse hofften, und denen die höhnische Natur dann kleine Wechselbälge unterschob! So wenig liebt die große Mutter sich an dergleichen Gesetze zu binden, so wenig will sie, daß auch der Mensch in ihrem wichtigsten Geschäfte, der Fortpflanzung der Geschlechter, eine Willkühr, ein Wort mitzusprechen habe, und so wenig ist also selbst die sicherste Lehre der Callipädie sicher! Wie viel weniger die tausend andern, dummen Albernheiten, die man wohl gar zu jenem Behufe angegeben hat!

Claude Quillet gibt die oben beurtheilte Basis seines Systems in folgenden Versen seines Lehrgedichtes an, die wir hier

mittheilen wollen, um den Neugierigen eine Probe des Ganzen zu geben:

Nec turpes oculis facies, aut sordida monstra
Objicias, simulacra tibi observantur ubique
Formosa, et laetos semper recreantia visus.

* * *

Vos ergo, o gravidae! si mens est edere natos
Corporis egregii, solertem impendite curam,
Ut semper subeant oculos pulchra omnia vestros.
Si puer in votis lepidus, formosus Apollo
Formosa vestros delectet imagine visus.

Zeige nicht schnöde Gestalten dem Blick und alberne Fratzen;
All überall nur begegnen dir veredelte Formen,
Die dir das fröhliche Aug' ergötzen...

* * *

Ihr aber, schwangere Mütter, wenn wirklich liebliche Kinder,
Herrlichen Körpers, gebären Ihr wollt, so sorget bedächtig,
Daß nur Schönheit das Aug' erblicke, wohin es sich wende.
Wollt Ihr ein liebliches Knäbchen, so mag ein schöner Apollo
Euch in herrlichem Bild' ergötzen das fröhliche Auge.

(Vergl. Megalanthropogenesie, Zeugung.)

Castrat.

Wenn durch eine schmerzhafte, chirurgische Operation ein sehr wesentlicher Theil der männlichen Sexualtheile hinweggeschnitten, und dadurch dem Individuum die Fähigkeit geraubt wird, sich fortzupflanzen, so nennt man solche unglücklich Verstümmelte: Castraten. Zwar wird durch die Operation der Castration die äußere Form der männlichen Geschlechts-Parthien nicht wesentlich gestört, wie aber dieser Akt auf die ganze Organisation vom allerwichtigsten Einfluß ist, so erleidet doch auch selbst die äußere Gestaltung jener Theile einige Veränderungen, die sich hauptsächlich auf die schlechte Ernährung derselben vom Augenblicke der Castration an, begründen. Außer der physischen Veränderung des ganzen Körpers der Castraten, erstreckt sich auch der Einfluß solcher elenden Verstümmelung sehr bedeutend auf den Geist dieser

Art von Thieren,
Die durch die Stümm'lung just das Einzige verlieren,
Um dessentwillen man sie noch erträglich fand.

Wieland.

Sie sind im Allgemeinen ohne besondere Geistesanlagen, unempfänglich für alle edlen Empfindungen, traurig-melancholisch im Bewußtsein ihrer Nullität dahinschleichend, feig und engherzig — —

Schmach dem kombabischen Geschlecht!
Die Elenden, sie haben
Verscherzt ihr hohes Männerrecht,
Des Himmels beste Gaben.

Und schlendern elend durch die Welt
Wie Kürbisse, von Buben
Zu Menschenköpfen ausgehöhlt,
Die Schädel leere Stuben!

Wie Wein, von einem Chemikus
Durch die Retort' getrieben,
Zum Teufel ist der Spiritus,
Das Phlegma ist geblieben.

Und fliehen jedes Weibsgesicht,
Und zittern, es zu sehen —
Und dürften sie, und können nicht,
Da möchten sie vergehen!!

Schiller.

Dies ist, in meisterhaft-körnigt-treffenden Worten geschildert, das elende, bejammernswerthe Loos solcher Unglücklichen. Es ist bekannt, daß unter den Ursachen, die den

Menschen auf diesen nichtswürdigen Gedanken brachten, und welche Ursachen wir in diesem Artikel beleuchten wollen, in ältern Zeiten, besonders in Italien, sehr häufig die Erfahrung bei Knaben die Castration veranlaßt hat, daß solche Knaben ihre zarte Diskantstimmen die Lebenszeit hindurch erhalten, und so den einzigen erbärmlichen Ersatz bekommen für den Verlust des größten Gutes des irdischen Lebens. Viele von ihnen haben auch wirklich sich eine bejammernswerthe Berühmtheit ersungen. Wir wollen nur an Carlo Braschi Farinelli erinnern, der sich vom Hofsänger des Königs von Spanien in den Jahren 1735 — 1755 zum ersten Minister aufzuschwingen gewußt hatte, und der in jener glänzendsten Periode seines Lebens fast Beherrscher des Landes war. Auch soll nach verschiedenen Nachrichten, die indeß zweifelhaft sind, Theophrastus Paracelsus ein Castrat gewesen sein. Ein andrer, sehr berühmter Castrat, ein italiänischer Sänger, war Carestini; die Leser finden sein Bild in Hogarth's unvergleichlichen Blättern: „Die Heirath nach der Mode," (auf der vierten Platte,) und wir wollen unsern Lesern das Vergnügen um so lieber gönnen, die treffliche

Beschreibung dieses Portraits von dem großen Menschenkenner Lichtenberg hier zu finden, als Lichtenberg's Schilderung auch naturhistorisch sehr treffend und wahr alle die, oben nur kurz angedeuteten, physischen und moralischen Eigenthümlichkeiten des castrirten Mannes aufzählt.

„Der Hemling Carestini, sagt Lichtenberg, war, wie man sagt, eins der lieblichsten Pfeifchen, die das Stimm-Messer je aus italienischem Rohre geschnitten hat. Aber man sehe nun auch hin! Gütiger Himmel! was für ein ekelhafter Dudelsack aus dem Meisterstück der Schöpfung wird, sobald es die Kunst unternimmt, aus ihm ein Flötenwerk zu schnitzeln! Dem talgigten Unterkinn fehlt beides, Bart und Kraft. Die starrende Bandschleife mit dem funkelnden Demantkreuze sind nur ein erbärmlicher Ersatz für jenen Verlust. Dadurch erhält das Mäulchen eine gewisse milchbreiichte, schlabberichte Unbedeutsamkeit, die, wenn sie bei Erwachsenen noch irgend einen Reiz für den Anschauer hat, es in der Welt kein andrer sein kann, als der zum Daraufschlagen. Wie das Schmalz nicht alle Form und Elasticität aus den dicken Knieen und dem ganzen Beinmark verdrängt hat!" (Eine

große Fettleibigkeit nämlich, ist charakteristischer Zug am Körper der Castraten.) „Aus dem kraftlosen, schlotternden Pauschen der Beine zu schließen, sollte man sie fast für die Windschläuche zu dem Flötenwerke halten, die so eben einen guten Theil ihres Vorraths an einen Triller erster Größe abgesetzt haben. — O! wenn schon angeborne Neutralität in der Liebe, obgleich noch immer bewaffnet, die bedeutendsten Züge des menschlichen Gesichtes und menschlichen Anstandes für Kennerinnen und Kenner verwischen soll, was in der Welt kann die unbewaffnete, oder gar entwaffnete anders erzeugen, als ein solches Scheusal von Balggeschwulst?" — —

Man kann, hinsichtlich der verschiedenen Grade der Verstümmelung, verschiedene Arten von Verschnittenen unterscheiden. Die alten nannten Spadonen oder unvollkommne Castraten solche Männer, die nur auf der einen Seite castrirt waren. Menschen dieser Art haben keine der erwähnten Eigenthümlichkeiten an sich; sie können sich auch fruchtbar begatten, und das römische Gesetz erlaubte ihnen deshalb auch die Ehe. Eine zweite Gattung bilden die Unglücklichen, denen man ganz, um noch inmal mit Schiller zu reden, „das Erbtheil

abgedreht" hat, denen nämlich beide Testikel, sei es durch einen Schnitt, sei es durch eine sonstige Manipulation, fehlen. Diese Gattung bildet die eigentlich sogenannten Castraten. Sie können zwar bis auf einen gewissen Punkt hin, den Beischlaf vollziehen, und empfinden auch noch eine gewisse Wollust dabei, aber diese Begattungen sind durchaus unfruchtbar. Es läßt sich aber hieraus schließen, daß üppige Weiber dergleichen Umarmungen nicht verschmähen werden, und wirklich erzählt Juvenal, daß die römischen Damen in der Kunst der Liebe vorgeschritten genug gewesen wären, um dies zu wissen:

Sunt quas eunuchi imbelles ac mollia semper
Oscula delectent.

Weiber wohl gibt's, die feige Verschnittne,
und weichliche Küsse
Immer ergötzen.

Auch Frank versichert, daß in einer deutschen Stadt vier Castraten die Sitten der Frauen so verschlechterten, und solches Unheil stifteten, daß die Polizei sich in's Mittel legen mußte, um den scandalösen Scenen ein Ende zu machen.

Eine dritte Gattung von Verschnittenen

endlich, ist aller äußeren Sexualtheile durch die grausamste Operation beraubt; sie bildet die Klasse der eigentlich sogenannten: Verschnittenen oder Eunuchen, und wir werden von ihnen in einem eigenen Artikel reden. (S. Verschnittene.)

Wie man bekanntlich ganze Klassen von männlichen Thieren castrirt, wie z. B. Pferde, Hühner, Schweine u. s. w., um sie zur fruchtbaren Begattung untauglich, und dafür zu andern Zwecken geschickter zu machen, so hat man auch verschiedenen weiblichen Hausthieren einen Theil der innern Sexualorgane herausgeschnitten. Ja diese fürchterliche Operation ist sogar, nach durchaus glaubwürdigen Schriftstellern, zuweilen selbst an Weibern vollzogen worden, wo aber die Castration, sonderbar genug, gerade eine entgegengesetzte Wirkung als bei Männern zur Folge hat. Die monatlichen Krisen hören dadurch auf, Kinn und Oberlippen bekommen mehr oder weniger Bartwuchs, der Busen fällt zusammen, die Stimme wird heiser, der moralische Charakter wird roher und härter, zuweilen neigt sich der sinnliche Geschmack solcher Weiber zu ihrem Geschlechte, und so wird das ganze Weib mannähnlich. Nur darin gleichen castrirte Weiber castrirten

Männern, daß auch bei jenen der sinnliche Trieb durch diese Operation sehr abgestumpft wird. Boerhave erzählt von einem Schweineschneider, der seiner übermäßig wollüstigen Tochter beide Ovarien ausschnitt, (s. Geschlechtstheile) und dadurch endlich ihren Trieben einen Zügel anlegte. Ein grausam-nichtswürdiges Gesetz der Indianer verdammt die Ehebrecherinnen, noch kurz vor der Todesstrafe, zur Castration.

Verschiedene Beweggründe haben die Menschen bewogen, sich der Castration zu unterwerfen. Die Gewinnsucht, die schändliche Eltern sonst antrieb, die Männlichkeit ihrer Kinder hinzuopfern, indem sie sie zu künstlichen Sopransängern bildeten, haben wir bereits erwähnt. Ein bewährter Schriftsteller erzählt, daß in früheren Zeiten in Italien, namentlich im Kirchenstaate, jährlich im Durchschnitt mehr als Viertausend Knaben castrirt wurden, bis endlich ein tugendhafter, menschenfreundlicher Pabst, Clemens XIV., diesen abscheulichen Mißbrauch verbot. Dennoch war er durch das päbstliche Gesetz nicht ganz ausgerottet, und noch lange nachher wurde die Castration sogar so öffentlich mitunter getrieben, daß man in einigen Städten an den

Straßenecken die Adressen von Charlatans las, die ihre Kunstfertigkeit priesen.

Eifersucht und Rache haben in nicht seltnen Fällen das Messer zur Castration geführt. Wer hat nicht von der Liebe Abälards und Heloisens gehört? Wer weiß nicht, daß der rachsüchtige Fulbert, als er die feurig Liebenden en flagrant délit ertappte, in Zorn und Wuth an dem unglücklichen Abälard eine Operation verrichtete, von der man nicht allzugewiß weiß, ob sie den berühmten Liebhaber zum Castraten oder zum Eunuchen machte, gewiß aber, daß sie sein Feuer sehr abkühlte. Kästner scheint das Letztere geglaubt zu haben, denn er hat Abälard's Unfall in einem malitiösen Epigramm folgendermaßen geschildert:

> Als man dem Abälard in's Grab
> Der Heloise Leichnam gab,
> Streckt' er die Arme aus, sie liebreich zu bedecken —
> Sonst hatt' er Nichts mehr auszustrecken.

Aber es fehlt leider! auch sonst nicht an Beispielen, wo dieselben Gründe, Eifersucht und Rache, zur Castration Anlaß gaben. Oft haben Weiber, die wüthend waren über

die Untreue ihrer Liebhaber, im schicklichen Augenblicke diesen die Attribute ihrer Männlichkeit geraubt, und Jeder weiß, daß noch heute im Morgenlande der eifersichtige Orientale nur Verschnittenen die Wache über seine Weiber anvertraut.

Unter dem vielen Unheil, das religiöser Fanatismus in der Welt gestiftet hat, ist die Castration, zu welcher er sehr oft Anlaß gab, keines der kleinsten Uebel. Wieland sagt freilich von Kombabens That, sie sei

Der nächste Weg, dem Satan auszuweichen;

ja er setzt wohlmeinend-scherzhaft hinzu:

So gehet hin und thut desgleichen —

allein es ist keine Frage, daß die Gesetze eine solche That eben so verpönen müssen, als etwa den Selbstmord. Die Kaiser Constantin und Justinian mußten wirklich ihre ganze Macht aufbieten, um dem religiösen Wahnsinn der Priester der Cybele zu begegnen, welche sich selbst verstümmelten, und in der That stellten jene Kaiser die Castration mit dem Selbstmorde in eine Klasse. Die Valerianer, eine religiöse Sekte, glaubten nicht nur Gott wohlgefällig zu sein, indem sie sich selber ver-

stümmelten, sondern sie castrirten auch bongré malgré Jeden, der unglücklicherweise ihnen in den Wurf kam!!

Auch als gesetzliche Strafe hat man die Castration aufgestellt. Nach Diodorus wurden Solche, die sich der Nothzucht und ähnlicher Verbrechen schuldig gemacht hatten, in Egypten castrirt, und nach Pietro della Valle findet dieselbe Sitte in Persien statt. Endlich haben unwissende, marktschreierische Chirurgen die Castration, als vorgebliches, radicales Heilmittel der Brüche gemacht, wie denn einst ein einziger Charlatan dieser Art in der Stadt Breslau mehr als zweihundert Menschen so verstümmelt hatte! Ueber diesen Mißbrauch uns näher zu erklären, ist hier der Ort nicht, wo wir auch des einzigen Falls, wo die Castration gesetzlich erlaubt ist, da nämlich, wo sie von einem schon gewissen Tode rettet, also in Krankheiten, nur mit zwei Worten erwähnen dürfen.

Cicisbeat. Cicisbeo.

Das Cicisbeat der Italiener ist aus zwei Elementen zusammengebildet: aus der Galanterie des Ritterthums und der neuern Gesel-

ligkeit. Als jene die Damen nicht mehr vor Raub und Mord zu schützen und ihren Habedank in Turnieren zu gewinnen Gelegenheit fand, bot der Ritter seiner Gebieterin den entharnischten Arm, und führte sie durch die Straßen, hob sie in den Wagen, trug ihr den Fächer nach, stand in Festen und Schauspielen hinter ihrem Stuhle und flüsterte mit ihr; davon erhielt er den Namen Cicisbeo. In Genuá soll die allmählig einschleichende Sitte zuerst die Macht eines ehelichen und geselligen Gesetzes erlangt haben: die blühende Handelsstadt bedurfte desselben mehr als andre. Der Drang der Geschäfte trennte den Ehemann so oft und so lange von seiner Frau, daß diese während seiner Abwesenheit eines stellvertretenden Begleiters und Gesellschafters kaum entbehren konnte, wenn sie nicht tyrannisch eingesperrt werden sollte. Die von Fremdlingen aller Lande wimmelnden Straßen mögen auch wohl einen männlichen Schutz für jeden Ausgang besonders nöthig gemacht haben. So wurde denn durch beiderseitige Uebereinstimmung ein Hausfreund gewählt, ein armer Verwandter oder ein Geistlicher, der nun ein für allemal den Schutz

und die Wacht der anvertrauten Ehefrau übernehmen mußte.

Was die Nothwendigkeit erzeugt hatte, das wurde bald von der Mode genährt und ausgeschmückt, und verbreitete sich über das ganze Italien. Denn das neue Verhältniß schien allen Partheien bequem und anmuthig, und auch die Eifersucht mußte sich darein fügen, weil keine Ausnahme ohne Lächerlichkeit durchzusetzen war. Statt der armen Verwandten und Geistlichen, die nicht jede Familie in Bereitschaft hatte, trat mancher reiche, weltliche Fremdling in den Dienst eines Cicisbeo, und der Ehemann hielt sich für etwanige Zurücksetzungen bei einer andern Gebieterin schadlos. Eine Frau ohne Cicisbeo ward verachtet, ein Mann als Cicisbeo seiner eigenen Gattin verlacht, ein schöner und vornehmer Cicisbeo brachte Ruhm und erregte Neid, und ein unverändertes Cicisbeat hieß Treue und Standhaftigkeit. So erzählt in dieser Hinsicht Lullin de Chateauvieux, daß er in Florenz der Leichenrede eines als Greis Verstorbenen zuhörte, in welcher unter andern Lobeserhebungen auch die fünfzigjährige exemplarische Erfüllung seiner Pflichten als Cicisbeo aufgezählt wurde.

Das Cicisbeat besteht jetzt nirgends mehr in seiner vollen Macht und Ehre, und seine Ueberbleibsel, deren man die meisten und größten in Genua, Venedig, einigen andern lombardischen Städten und in Florenz antrifft, werden allmählig von einer weniger auffallenden Sittenlosigkeit verdrängt, besonders seit dem Einflusse der Franzosen. Dennoch muß ich hier von den Satzungen des Cicisbeats mit einiger Ausführlichkeit sprechen.

In dem ersten Jahre nach ihrer Verheirathung oder bis zu ihrer ersten Niederkunft heißt die Ehefrau Novizia, und darf in der Begleitung ihres Gatten auf Konversationen, Bällen und Schauspielen erscheinen. Nach dieser Periode wird ein Cicisbeo oder Cavaliere servente gewählt, der diese öffentlichen Dienstleistungen an des Eheherrn Stelle übernimmt. In der Wahl herrscht, nach den Umständen, bald der Geschmack der Frau, bald die Eifersucht des Mannes, bald gemeinschaftliche, uneigennützige Uebereinkunft, nicht selten ist auch schon im Ehekontrakte eine vorläufige Wahl getroffen worden. Der Kavalier erscheint alle Morgen bei der Toilette seiner Dame, und sucht ihr beim Putzen behülflich zu sein und sie zu unterhalten. Dann fragt

er nach ihren Befehlen für die Anordnungen der Vergnügen des Tages, die er vorbereitet und auch ökonomisch besorgt, entweder aus eigener, oder aus ihrer Kasse, je nachdem die Verhältnisse es erfordern. Er führt sie zu jedem Besuche, und wo sie selbst Besuche empfängt, macht er die Honneurs. An seinem Arme lustwandelt sie im Korso, an seiner Seite sitzt sie in der Karosse, in der Konversation und dem Schauspiele steht er hinter ihrem Stuhle. Nur zu der Mittagsmahlzeit und dem Schlafe überliefert er seine Dame dem Eheherrn, der ihm zu keiner Stunde den Eintritt in sein Haus erschweren darf.

Die Tugenden eines Cicisbeo sind, außer der gewandten Geselligkeit und Höflichkeit, blinder Gehorsam für die Befehle seiner Dame, ausschließliche Beschäftigung mit ihr, und die strengste Gleichgültigkeit gegen alle andere Frauen. Man mag sich also den Dienst eines Cicisbeo an und für sich keinesweges als angenehm und poetisch vorstellen. Vielmehr klagen die Kavaliere, mehr als Ehemänner, über Sklaverei und Launenmarter. Ein italienisches Sonett schildert witzig-treffend das ganze Wesen des Cicisbeates folgendermaaßen:

Femina di costume e di maniere
E d'esercizio sol maschio e di sesso,
Non marito, non celibe, mas pesso
L'uno e l'altro per genio e per mestiere:

Supplemento diurno, il cui dovere
E, di star sempre all' altrui moglie appresso,
Ed ha per patto e per costume espresso,
Nojarsi insieme le giornate intere:

Che legge, quando sa, cuce e ricama
E dieci ore del dì molle, indolente,
Serve or d'ombra or di corpo alla sua dama:

Quest' è lo strano indefinibil' ente,
Quell' anfibio animal, ch'oggi si chiama
Per tutta Italia *Cavalier servente.*

Ein Weib in seinen Sitten und Betragen,
Bloß männlichen Geschlechts an Regung, Bein und Leib,
Nicht ehelos, nicht Mann, und doch nicht ohne Weib,
Oft Beides aus Gewerb' und aus Behagen:

Verpflichtet, sich zu ganzen langen Tagen
Herumzudrehn um eines Andern Weib,
Kraft Sitte und Vertrag ihr Zeitvertreib,
Das Joch der Langenweil' mit ihr zu tragen:

Er liest, dafern er's kann, näht, strickt am Rahme
Zehn Stunden lang des Tag's, der weiche, indolente,
Bald Schatten, bald Adonis seiner Dame.

So steht dies Zwitterthier an unserm Firmamente,
Ein räthselhaftes Wesen, und sein Name
Durch ganz Italien — ist Cavalier servente.

Es konnte nicht lange fehlen, daß der Cavalier sich für das schwere Joch seines Dienstes einen reellen Habedank zu erwerben strebte und das alte böse Sprichwort von der Gelegenheit sich im Cicisbeate geltend machte. Ein System privilegirter ehelicher Untreue sollte man es aber dessenungeachtet nicht nennen, weil diese ja keineswegs in der Einrichtung selber liegt, sondern in ihrem durch menschliche Schwachheit herbeigeführten Mißbrauche. Auch mag es schwer sein, in dem großen Kreise der Wirkungen und Rückwirkungen zu entscheiden, ob die Unmoral des italienischen Familienlebens durch die Errichtung des Cicisbeates gefördert oder gehemmt ist. Wenigstens ist mit seinem Verfall die Sittenlosigkeit überall gestiegen.

Die Ehen der höhern Stände, von denen hier vorzugsweise die Rede ist, werden meistens durch Familiencontracte, ohne Zuziehung des Bräutigams und der Braut, die vielleicht ihres Alters halber noch keiner Stimme fähig sind,

abgeschlossen. Selten stört eine Weigerung der Verlobten das eingeleitete Geschäft: denn der junge Mann lernt vor der Periode der Verheirathung die galanten Sitten genug kennen, um vor dem kurzen Noviziate in den Armen seiner Zukünftigen keine unüberwindliche Furcht zu haben: sie aber, überdrüßig des Klosterzwanges, oder, wenn sie auch diesem schon entwachsen ist, der zurückgezogenen Beschränkung im elterlichen Hause, will ihre Freiheit um jeden Preis erkaufen. Findet sie zu einem bestimmten Jahre keinen Bräutigam, so muß sie den Schleier nehmen. Seltner als in Deutschland, wo die Jungfrauen in vielfachen, geselligen Berührungen mit den Männern stehen, widerspricht eine heimliche Neigung und Verpflichtung dem elterlichen Willen, und wenn dies der Fall ist, so überredet eben auch wieder der tägliche Lauf der Dinge zu der Convenienzheirath. Solche Perspektive leitet nicht selten sogar zu der Wahl eines geduldigen, lebensmüden Eheherrn, und der Liebhaber wird entweder privilegirter oder heimlicher Cicisbeo. Sogenannte Mißheirathen aus Leidenschaft sind in Italien eben deswegen romantische Raritäten, und auch die freie Wahl der Frauen greift öfter

nach Reichthum, Titelglanz und Karakter-
milde, als daß sie einem urtheilslosen Herzens-
zuge folgte. Ueberhaupt läßt sich den Ita-
lienerinnen, bei aller Gluth der sinnlichen
Leidenschaft, eine feste Bedachtsamkeit nicht
absprechen, die sich nicht leicht von unüber-
windlichen Augenblicken überraschen läßt.
Ihre Liebe, sagt ein geistreicher Schriftsteller,
ist weder Laune, noch Zeitvertreib, sondern
ernsthaftes Bedürfniß. Gleich weit von der
Denkungsart der Französin entfernt, die in
der gleichzeitigen Menge ihrer Anbeter, und
der Deutschen, die in deren raschen Abwechse-
lung einen Vorzug setzt, legt sie tiefes Gefühl
in eine Angelegenheit, die jene nur als modi-
sche Kleinigkeit behandeln, bringt sie den größ-
ten Theil ihres Lebens zu, über Dinge zu raf-
finiren, worin jene nur flüchtigen Sinnenge-
nuß, mit etwas Romanenjargon verziert,
suchen. Man erstaunt über die Geläufigkeit,
mit der sich selbst junge Mädchen über alles,
was die Metaphysik der Liebe angeht, aus-
drücken, und die Idee drängt sich auf, wie sehr
sie sich von Kindheit auf damit beschäftigt
haben müssen. Da die conventionellen Gren-
zen der weiblichen Delicatesse im Sprechen
weiter hinausgestreckt sind, als bei uns, so

legen ihnen die Sitten dabei weniger Zwang an. Eine Mutter, die man nach der Ursache der üblen Laune ihrer Tochter fragt, antwortet vielleicht: sie ist verliebt, und Liebe macht das große Thema aller gemischten Gesellschaften durch ganz Italien aus.

Dieser Karakter des schönen Geschlechtes und das willkührliche Nachspiel des gesetzlichen Cicisbeats bringt in Italien folgende Erscheinungen hervor. Das unverheirathete Mädchen ist streng bewacht, und wohl unterrichtet von allem, was es von männlicher Nachstellung zu befürchten hat. In größern Gesellschaften ist es schweigsam und zurückgezogen, in kleinern Kreisen aber offen, gesprächig, gegen das männliche Geschlecht selten verlegen und verträgt manchen Scherz, der bei uns beleidigt; nur darf er das Mädchen nicht besonders in Anspruch nehmen, und auf ein verstecktes Ziel hindeuten. Merkt dieß die Jungfrau, so wird sie große Augen machen und fragen: Volete far l'amore meco? Das heißt, ob man ein ernsthaftes Liebesverhältniß mit ihr anzuknüpfen gedenkt, was sie durch diese Frage eben einleiten will. Dazu wird aber gleich die Mutter, oder wenigstens eine Verwandte als Vermittlerin gezogen, welche die Geliebte

bei etwanigen Zusammenkünften begleitet, und nach einigen Tagen in ihrem Namen die zweite Frage aufwirft: Volete sposare la mia figlia? Dieser Gang ist der ordentliche der italienischen Liebschaften vor der Ehe, der freilich aber auch seine Ausnahmen hat, die jedoch ebenfalls selten etwas mit Mondschein, Vergißmeinnicht und Schwindsucht zu schaffen haben.

In Florenz und Venedig habe ich die Macht des Cicisbeats, als gesellige Etikette der höhern Stände, am uneingeschränktesten angetroffen. Daher denn der begünstigte Liebhaber in diesen Städten ohne Privilegium nicht so oft gegen den Eheherrn, als gegen den eifersüchtigen Cicisbeo zu Felde ziehen muß. Denn dieser will entweder einem Fremdling nichts gönnen, was ihm verweigert wird, und ist in diesem Falle ein Wächter der ehelichen Treue, oder er will sein Glück nicht theilen und bewacht sein eigenes Gut.

In Rom ist nur so viel von dem Cicisbeat zu finden, daß die meisten Damen, öfter aus Bedürfniß als aus Mode, einen ihrer Anbeter beglücken, der wohl auch Cicisbeo oder Cavalier servente genannt wird. Die Eheverhältnisse geben diesem Pseudo-Cicisbeat seine

jedesmaligen Grad und Karakter, so daß der Cavalier entweder die anvertraute Dame am hellen Tage ausführt, oder daß sie ihn in der Dunkelheit einführt. Ist der Cavalier treu und — rüstig, so sollen die Römerinnen in der Regel sehr standhaft sein, und manche wechselt auch wohl des guten Rufes wegen nicht. Denn, da die Ehe nun einmal, als ein Titularwesen, ganz in den Hintergrund tritt, so gehen ihre gesammte Pflichten auf den Cavalier über, Treue, Vertrauen, Verschwiegenheit, und alle Gefälligkeiten und Opfer, welche die Umstände erfordern, aber auch alle Leidenschaften und Launen, welche Ehen unglücklich machen, quälen den ausdauernden Cavalier. Es ist nicht zu läugnen, daß auf diese Weise das Cicisbeat die Moral durch ein Surrogat ehelicher Treue unter den Italienerinnen aufrecht erhält, und eine Reformation der Sitten müßte mit der Ausrottung dieser Mode nicht anfangen, sondern vielmehr endigen.

— Bis hierher haben wir in diesem Artikel einen sehr geistvollen Schriftsteller über Italien (Wilhelm Müller, in seinen: Rom, Römer und Römerinnen betitelten, höchst interessanten Briefen) selbst sprechen lassen, weil

man das Wesen des Cicisbeates wohl nicht sachkundiger, ausführlicher und angenehmer schildern kann. Gottlob! daß die schlaffe Mode des Cicisbeates, mit allen ihren Formalitäten und Statuten nicht in Deutschland Wurzel gefaßt hat. Wo etwa bei einer deutschen Ehefrau das Bedürfniß ja auch ein Wort mitzusprechen hat, da fehlt bekanntlich, auch ohne deutsches Cicisbeat, der liebe Hausfreund nicht!

Coelibat.

Der ehelose Stand, besonders der Geistlichen. Die Gesetze des großen Stifters unsrer Religion haben den Lehrern derselben nicht eine Sitte vorgeschrieben, die dem allgemeinen Zwecke des Menschengeschlechtes so entgegen ist; da man aber schon in alten Zeiten die Enthaltsamkeit für ein Zeichen eines höhern, geläuterten Geistes hielt, so wollten die Religionsprediger, die zugleich Tugendlehrer sein sollten und mußten, dem Volke auch hierdurch einen Beweis ihrer veredelten Seele geben, und so wurde das Cölibat sogar später durch päpstliches Gesetz in der katholischen Kirche eingeführt. Die Reformation stürzte bei ihrem

Anhängern auch diesen Mißbrauch, dessen physiologische und psychologische Folgen wir in den Artikeln: Hagestolz, Ehe betrachten werden.

Cul de Paris.

Schon die griechischen Schauspielerinnen verstanden, wie wir beim Athenaeus lesen, die Kunst, den Mangel der Theile, die wir hier meinen, durch Surrogate von Polstern zu ersetzen; sie fütterten ihre Hüften, wenn sie zu schmal waren, um eine schöne Ründung herauszubringen, grade wie es die Pariserinnen thaten, die vor etwa fünf und dreißig Jahren den weltberühmten Cul de Paris in die Mode brachten. Jene Griechinnen und die Pariserinnen schätzten so gut als andere Kenner und Kennerinnen den großen Werth des Theils für die Schönheit der menschlichen Gestalt, den man ja halb ironisch, halb ernsthaft im Deutschen den Allerwerthesten Theil genannt hat, und wie gut eben das griechische Alterthum wußte, in welchem hohen Grade dieser Theil die Sinnlichkeit in Anspruch nähme — wie es von einem Volke nicht anders zu erwarten ist, das jenem abscheulichen

Laster, welches man nach ihm die griechische Liebe genannt hat, so sehr ausschweifend ergeben war — das sehen wir, außer durch die vielen Stellen bei griechischen komischen Dichtern, besonders an der Menge der Statuen, die ganz hauptsächlich gebildet scheinen, um die Norm, das Ideal dieses Theils den Liebhabern zu versinnlichen. Vorzüglich berühmt hat sich unter allen diesen Bildwerken jenes gemacht, das unter dem Namen der Venus Callypigos allgemein bekannt ist, ein Beiwort, das eigentlich geradeheraus ausdrückt, worauf es bei dieser Statue ankommt. Eine Venus steigt aus dem Bade, und ist eben im Begriff, sich wieder zu verhüllen; dabei zeigt sie dem Beschauer in reizend-gebogener Stellung denselben Theil, den Mephistopheles im Faust zeigt, als er nach Göthe's Ausdruck „eine unanständige Geberde" macht:

Ich bin ein Cavalier, wie alle Cavaliere;
Du zweifelst nicht an meinem edlen Blut, —
Sieh' her, das ist das Wappen, das ich führe —
(„Er macht eine unanständige Geberde.")

Aber freilich welcher Unterschied zwischen dem Wappen eines Mephistopheles und den schön gewölbten Hemisphären einer Ve-

nus Callypigos! Viele antike Jünglingsstatuen und andre, die Hermaphroditen darstellen, zeigen auch ganz besonders die Absicht des Künstlers, den Theil quaestionis recht lockend und lüstig hervorzuheben. Kunstbewanderte wissen, daß vorzugsweise in der Skulptur aus dem Zeitalter Adrians diese sinnliche Tendenz recht vorwaltet. Wie sehr den Kenner aber auch die Schönheit jenes Theiles begeistern könne, davon hat der geistreich-ungezogene Piron eine Probe gegeben, der in seiner ungebundenen Sprache, die sich nicht zu geniren pflegt, in wilder Lust ausruft:

L'aimable C.. de Briséis
N'a point de pareil ni de prix!
Plus rond qu'une boule d'ivoire —
Le croira qui le voudra croire.
J'en ai presque mes sens ravis
Mon cœur de joie en est épris
Et j'ai toujours dans ma mémoire
L'aimable C..!

Auffallend ist es, daß kein Thier, außer dem Menschen, ein wirkliches, gewölbtes, stark hervortretendes Hintertheil hat, so daß ein Theil, auf den wir uns, sollte man denken, nicht eben besonders viel zu Gute thun dürften,

specifischer, auszeichnender Theil unsrer menschlichen Gattung ist. Ein bekannter, älterer Anatom hat den Zweck, das cui bono dieses Vorzugs mystisch-telologisch auf eine höchst possierliche Weise so ausgedrückt: „der Mensch, sagt er, ist das einzige Thier, das sich bequem aufrecht sitzend hält, das einzige Geschöpf, das ein fleischigtes hervortretendes Hintertheil hat; dieses breitet sich, wie ein bequemes Kissen, unter ihm aus, wenn er sich setzt, damit, wenn er behaglich und ohne Anstrengung in dieser Stellung verharrt, er seine Seele um desto gelassener der Betrachtung der Gottheit hingeben könne!"

Eben weil dieser wunderliche Theil, der in andern Hinsichten doch so verrufen und so garstig ist, so sehr die Sinnlichkeit reizt und fesselt, haben in allen europäischen Ländern — so viel derselben wir wenigstens gesehen haben — die öffentlichen Weiber der Freude die Manier, eben diesen Theil, den die verschämte Sittsamkeit bescheiden in den gehörigen Hintergrund zurückzieht, recht frech-lüstig zu präsentiren, und durch Bewegungen im Gange alle seine Formen recht anschaulich zu machen. Auf diese wahre Beobachtung haben die Italiener folgendes allerliebste Sprichwort

gemacht, das wir unübersetzt hier anführen wollen.

Donna cui camminando il cul traballa
Se puttana non è, proverbio falla!

Vergl. griechische Liebe, Hüfte.))

D.

Defloration.

S. Entjungferung.

Diablotin.

S. Aphrodisiaca.

Dirne.

Eine der Bezeichnungen für ein junges Individuum des weiblichen Geschlechtes. Dies Wort theilt mit dem französischen, ganz gleichbedeutenden Worte: Fille jene beiden Schattirungen, daß man Beide, um ein junges, unschuldiges Mädchen zu bezeichnen, wie z. B.

Blitz! wie die wackern Dirnen schreiten —
Göthe.

Beide aber auch, ganz im Gegensatz, von einer verworfenen, lüderlichen Weibsperson braucht.

> Der Eine
> Hofft eine wilde Nacht an einer Dirne Busen.
> Göthe.

Je nach diesen beiden Bedeutungen werden wir in den Artikeln: Mädchen und Freudenmädchen auf die Dirnen zurückkommen.

E.

Ehe.

Wir haben bereits in den Abhandlungen: Befruchtung, Begattung, Beischlaf die physiologischen und naturhistorischen Verhältnisse der Ehe besprochen, und es bleibt uns, bevor wir die Ehe vom Gesichtspunkte des öffentlichen Gesundheitswohles aus betrachten, nur noch die eine physiologische Frage hier etwas genauer zu untersuchen, die für die Ehe so hochwichtig ist: „Wie oft darf sich der Mensch den Geschlechtsgenuß erlauben, ohne davon Nachtheil für seine Gesundheit zu befürchten?"

Wir haben bereits im Artikel: Beischlaf erwähnt, daß diese Frage nicht allgemein beantwortet werden könne, daß sie vielmehr sich nach den Individualitäten der verschiedenen Menschen verschieden lösen lassen müsse. Man muß also bei der Untersuchung zuerst die Geschlechter, und dann noch verschiedene andre gleich zu erwähnende Verhältnisse von einander unterscheiden. Wie oft also kann erstens der Mann, ohne Nachtheil für seinen Körper, seine Gattin umarmen? Die Natur braucht eine lange Zeit, um im Körper des Mannes nach einem Beischlafe auf's Neue fruchtbaren Saamen zu bereiten. In vier und zwanzig Stunden ist wohl in den Saamenbläschen wieder eine Flüssigkeit angehäuft, welche schon wieder neu zur Umarmung aufreizen kann, allein um diese Flüssigkeit zu einer kräftigen, fruchtbaren auszubilden, dazu braucht die Natur wenigstens drei bis vier Tage Zeit. Und so wird man denn daran erinnert, was schon Luther gesagt hat:

Der Wochen zwier,
Schadet weder mir noch dir:
Thut des Jahres Hundert und Vier.

Doch muß man nicht übersehen, daß Luther

eben so stark und kräftig an Körper, als er es am Geist war; ja, man sagt, es sei auch noch sein Sprüchlein gewesen:

si nolit uxor, veniat ancilla,
Versagt's die Frau, so kommt die Magd —

und da mag Luthern das eine Lebensregel gewesen sein, was für Viele der jetzigen Generation schon sehr undiätetisch sein würde.

Wenn etwas Allgemeineres auf unsre Frage geantwortet werden sollte, so würde man wohl noch immer bei dem stehen bleiben müssen, was der berühmte alte Arzt Celsus schon gesagt hat: Concubitus neque nimis concupiscendus, neque nimis pertimescendus est. Rarus corpus excitat, frequens solvit. Cum autem frequens non numero sit, sed natura, ratione ætatis et corporis, scire licet, eum non inutilem esse, quem corporis neque langor, neque dolor sequitur. „Man muß den Beischlaf nicht zu häufig verlangen, noch auch sich zu sehr vor ihm scheuen. Selten ausgeübt, regt er den Körper an und kräftigt, zu oft, zerstört er ihn. Man muß indeß bedenken, daß das zu Häufig sich nicht nach einer Zahl, sondern nach der Beschaffenheit, dem Temperament

und dem Alter richtet, und so wird der Beischlaf nicht schädlich sein, wenn ihm weder Ermattung, noch Schmerz folgt."

Nach diesen Verhältnissen wollen wir nun unsre Frage untersuchen, und darin einem erfahrnen, physiologischen Schriftsteller folgen. Erstens also: das Lebensalter des Mannes. Jünglinge, die erst seit Kurzem zur Sinnlichkeit erwacht sind, denen der Geschlechtsgenuß neu ist, in denen der Bildungstrieb so eben die Geschlechtsorgane vorzugsweise vollendet, vermögen zwar außerordentlich viel, und fühlen sich unmittelbar nach dem Beischlafe weder geschwächt, noch befriedigt, vielmehr läßt sie der immer prickelnde Reiz der Organe und die aufgeregte Phantasie stets wiederholte Umarmungen wünschen. Allein grade sie zerstört die Befriedigung dieses in ihnen so gewaltsamen Triebes am meisten und sichersten. Die Kraft, die sie vergeuden, würde vor allem zur Ausbildung ihres Gehirns verwendet worden sein; sie machen sich zu willenlosen, karakterlosen Schwächlingen, die zu jedem, anhaltende Anstrengung fordernden, Geschäfte unbrauchbar werden, die immer im Halbtraume umherwanken, und höchstens in seltenem Aufblinken des entehrten Geistes die Ruinen dessen

ahnen lassen, was sie hätten werden können. Sie bedürfen dieses verschwendeten Saamens zur Vollendung ihrer Körperstärke, ihres Wachsthums, das nun halb fertig stehen bleibt und den jungen Greis mit frühem Siechthum bestraft. Sie schwächen besonders ihre Verdauungskraft, und indem sie viel mehr consumiren, als sie sollten, verderben sie die Quellen, aus welchen Ersatz der verwendeten Kräfte zufließen könnte. Wehe dem Jüngling, der in die Netze eines buhlerischen Weibes fällt! Dreimal wehe dem frühen Selbstschänder!

Erst wenn der Körper sein Wachsthum gänzlich vollendet hat, vom 24sten Jahre an bis gegen das vierzigste hin, ist der Mann in seiner größten Kraft, und die Natur, die nicht mehr so wie im jüngeren Menschen ausschließlich und angelegentlich das Zeugungssystem bildet, wird zwar eher befriediget, weil eben der Zufluß der Säfte dahin weniger stark ist, verträgt aber auch wohl einmal eine ungewöhnliche Anstrengung ohne Nachtheil.

Hat der Jüngling nicht die Frucht in der Knospe zerstört, so wird sich der Vierziger gewiß noch nicht über Mangel an Kraft beklagen, und zwar ohne die bunte Schwelgerei der Phantasie, doch immer noch mit aller männ-

lichen Stärke das Geschenk Aphroditens eher als Stärkungs-, denn als Schwächungsmittel brauchen.

In den fünfziger Jahren befiehlt das allmählig absteigende Leben, selbst dem Robustesten, weise Mäßigung und seltne Genüsse solcher Freuden, die mehr Gewohnheit, als Bedürfniß sind, bei welchen die Erinnerung mehr werth ist, als die Gegenwart. Mäßigkeit mag noch lange ins späte Alter hinaus die Kraft erhalten, die selbst den Greis verjüngt und manchen schönen, lauen Frühlingstag mit sparsamen, doch erfreuenden Blüthen in den Winter des Lebens einflicht. Allein ungemäßigter Genuß im Alter befördert das Ende der Kraft und des Lebens. Greise werden durch mäßigen Beischlaf mit jungen Mädchen gestärkt, vorausgesetzt, daß sie das Lager des alten Tithon mehrere Stunden lang theilen, mit einer Umarmung zufrieden und mit dem Anschmiegen des nackten, jugendlichen Körpers an den trocknen, alten nicht karg sind. Es gibt keinen wirksameren Magnetismus, als diesen, wie wir schon aus Davids Exempel lernen können; die Ausdünstung der Jugend ist das beste Stärkungsbad für den welkenden Greis, und sonderbar, die Mädchen fühlen

sich durch solche Dienste eben so entkräftet, als die alten Herren sich verjüngt fühlen. Man kennt das Raffinement der alten Sünder zu Paris, und das System, zu welchem sie ihr Restaurationsgeschäft ausgebildet hatten. Alte Kupplerinnen machten sichs zum Geschäft, junge, gesunde Landmädchen als Sunamitinnen zu verbrauchen, und es war förmlich berechnet, wie lange sie dies aushielten.

Die Lebensweise des Mannes. Hier sind Unterabtheilungen nöthig, denn die Lebensweise bezieht sich

1) auf die Beschäftigung. Der Mensch beschäftigt entweder den Körper mehr als den Geist, oder den Geist mehr als den Körper, oder beide gleich, oder beide gar nicht. Im ersteren Falle, wenn der Körper durch Arbeit ermüdet wird, meldet sich der Geschlechtsreiz selten, aber kräftig; auf den Genuß folgt unmittelbar Schläfrigkeit, Schlaf; der ermüdete Körper erholt sich, aber der Morgenstrahl weckt ihn nicht zu Spielen der Liebe, sondern zu neuer Arbeit. Die Phantasie hat dabei zu sonderlichen Schwelgereien weder Muße, noch Aufregung, und der von Staub und Schweiß bedeckte Körper der Schönen reizt eben auch nicht zu etwas mehr, als zur Stil-

lung des natürlichen Appetits. Darum erzielt der Landmann bei seltenem Beischlaf kräftige Kinder, und wenn er sich im Winter der Lust überläßt, so ist diese doch mehr eine Arbeit andrer Art, als eine Schwelgerei der Phantasie, wird während der sonstigen Ruhe eher vertragen, und äußert sich viel zu grob und unzart, als daß sie Flammen entzünden sollte, die die sich weigernden Kräfte verzehren. — Erzieher, wollt ihr die Jünglinge bewahren, deren brennende Phantasie ihr Gefäß zu verderben droht? Ermüdet ihren Körper durch Arbeit! Sie ist das wahre Gegengift gegen den Reiz, den ihr fürchtet.

Ganz anders mit dem Manne, der mit geistigen Arbeiten sich ermüdet, dessen Nervensystem allein thätig ist und sich anstrengt, während die Muskeln ruhn, der mit sitzendem Körper, besonders auf einem warmen, weichen Stuhle, lesend oder schreibend, in Ideen sich beschäftigt. Das Capital seiner Kräfte wird viel stärker angegriffen, als das des Tagelöhners, der überdies oft viel sorgenfreier lebt, als er, oft wenigstens eben so gute Mittel zur Restauration seiner Kräfte hat. Daher kommt es auch, daß Gelehrte, wie überhaupt Leute, bei denen die Gehirnthätigkeit sehr hoch

steht, also auch talentvolle Männer, die in den Künsten Epoche machen, und dergleichen nicht eben besondere Eheleute, wenigstens in der Regel nicht sind, weshalb man auch in allem Ernste die Frage aufgeworfen hat: ob sich solche Männer verheirathen sollen? (S. unten) Eine spanische Dame verklagte ihren Mann vor der Tribüne in Madrid folgendermaßen: Mi marido es grand musico, buen escrivano, singular contador — *salvo que no multiplica.* „Mein Mann ist ein großer Musikus, guter Schriftsteller, ausgezeichneter Maler — aber er multiplicirt nicht gut!" — Kopfarbeiten bereiten nicht so erquickenden Schlaf, aber eine Unruhe im Nervensystem, die zur unzeitigen Wollust reizt. Der Mann am Schreibtisch sei mäßig!

Wer Geist und Körper in immer gleicher Thätigkeit erhält, und den einen wie den andern braucht, je nach seinen Kräften, der ist, wo nicht im Besitz, doch auf dem Wege zum Besitz der größten Kraftfülle, welche ihm nach seiner individuellen Anlage zu erreichen möglich ist. Dies äußert sich auch in der Energie seines Zeugungstriebs, der wohl wärmer und thätiger, als beim Bauer, doch nicht so unruhig und rastlos, als beim Stubensitzer, auf

alle Fälle aber für ihn weniger erschöpfend ist. Die vollkommensten Menschen in allem sind, die bei gebildetem Geiste ihren Körper zu brauchen nicht scheuen, vertraut mit der freien Luft, an keine Diät ängstlich gebunden, frei von Sorgen sich nie bis zur Erschöpfung anstrengen, doch nie zum Scherz machen, was von ernster Natur ist.

Was soll ich endlich vom Müßiggänger sagen, dessen Geist eben so ruht, wie sein Körper? der zu gar nichts taugt, als zum Essen und Trinken? Nun, wenn er noch für die Weiber *taugt*, so nutzt er doch etwas, und sollte er sich sogar über Gebühr anstrengen, so wäre das immer besser, als wenn ein nützlicher Mensch durch Uebermaaß Schaden litte!

2) Auf die Nahrungsmittel bezieht sich der Unterschied in der Lebensweise des Menschen. Wer so dürftig und kärglich ernährt wird, daß ihm Sättigung fehlt, der wird ohnehin nicht in der Liebe excediren; der Hunger ist am Ende doch der größte Tugendmeister, der mehr ausrichtet, als alles Predigen der Moralisten. Anders ist der Fall, wenn zwar die Nahrungsmittel nicht in Quantität fehlen, aber von geringer Qualität sind. Die vegetabilische Kost des Armen, die Kartoffeln, die er genießt,

das Wasser oder Dünnbier, das er trinkt, raubt ihm nicht den Geschlechtsreiz, im Gegentheil, die blähende Eigenschaft der Vegetabilien reizt zum Beischlaf. Allein wenn er sich über Gebühr anstrengt, erschöpft er sich freilich eher, als ein andrer, der guten alten Wein trinkt und nichts als Fleischkost genießt. So lange der letztere nur nicht so ausschweift, daß die Eßlust und Verdauungskraft geschwächt werden, so lange hält er ziemliche Anstrengungen ohne Schaden aus, denn er ersetzt von der einen Seite schnell wieder, was er von der andern verliert.

Sine Cerere et Baccho friget Venus:
Ohne Brod und Wein ist Venus frostig

hat schon Terenz sehr treffend gesagt, und so erbauen denn auch Ceres und Bachus der Venus Heiligthümer und die ihr gebrachten Opfer werden von den ersten Göttern wieder ersetzt.

3) Der Grad der geistigen Cultur bestimmt den Hauptunterschied unter den Menschen, der auch auf Geschlechtsvermögen und dessen Stärke sehr großen Einfluß äußert. Der rohe Mensch, sei er auch noch so sinnlich, ist unfähig zu raffinirten Genüssen, und keine Phantasie zehrt

die Kraft seines Hirns weg. Er sucht und findet thierische Vergnügungen, deren ekelhafte Schattenseite nach gestillter Lust stark genug hervortritt, um ihn, der nicht gewohnt ist, durch den Willen seiner Sinnlichkeit zu gebieten, von einem schädlichen Uebermaaß abzuhalten. Blos die Ambition der Lüderlichkeit kann ihn allenfalls antreiben, über die Schranken zu springen — vielleicht verliert sie sich jetzt unter uns, seitdem die deutsche Nation Ursache zur Ambition andrer Art hat. — Es gab nämlich eine Zeit, wo ganze Stände, deren Seele die Ehre ist, keine Gelegenheit hatten, ihre Stärke anders zu üben, als an Flaschen und H—, und wo unter ihnen der einen bedeutenden Grad von Achtung zu erlangen sicher war, der sich im Bestürmen beider ganz vorzüglich auszeichnete. — Ohne Scherz, es gibt für Jünglinge kaum eine größere Gefahr, als den falschen Ehrgeiz, unter den Herren Kameraden für einen ganz besonders großen Helden in allen Thaten der Unehre zu gelten; vernünftige Vorgesetzte vermögen allein, durch Beispiel und Spott, ihm ein Ziel zu setzen. Wehe dem Corps, es sei ein Regiment oder eine Universität, wo diese

selbst nicht rein sind, oder sich darum nicht kümmern!

Immer indeß zerstört sich der rohe Mensch seltner durch Wollust, als der gebildete, auch ist der Schade geringer. Wer eine lebendige Phantasie hat, fällt viel tiefer. Denn er mißbraucht viel höhere, ihrer Natur nach einem edlen Ziel zugekehrte Kräfte; seine Mittel, zu sündigen, sind größer, und dabei quält ihn in den Pausen des Nüchternwerdens das vernichtende Bewußtsein, daß er gesunken ist, daß er unwerth seiner selbst, seine Blüthen zerstört hat, und auf die Achtung derer, zu denen er einst in den Jünglingsträumen einer besseren Zeit zu gehören wünschte, Verzicht thun muß. Neuer Sinnenrausch soll diese inneren Stimmen betäuben, und so geht jeder Schatten sittlicher Kraft zugleich mit der physischen reißend schnell zu Grunde. Den Mangel der letzteren ersetzen künstliche, oft seltsam raffinirte Genüsse zum Schein,

und ein Gefolg von Lüsten
begleitet sie ins Grab.

Das Temperament des Mannes. Hier findet sich ein außerordentlicher Unterschied; nicht Größe und Stärke des Wuchses, nicht

größere Ausbildung der äußeren Geschlechts-organe, nicht größere Muskelkraft, sondern wahrscheinlich allein innere Anlagen des Nervensystems bestimmen dieß, und was dem einen nicht nur leicht, sondern Bedürfniß ist, das würde vielen Tausenden völlig unmöglich sein. So erzählt man von einem Soldaten der Berliner Garnison, der auf Klage seiner Frau wegen Unmäßigkeit gerichtlich versprechen mußte, ihr in einer Nacht nicht mehr als drei Zumuthungen zu machen, und der gleich darauf umkehrte und fragte, ob er nicht das Versäumte nachholen dürfe, wenn er auf Wache oder Commando gewesen. So soll ein 93jähriger Greis seiner 48jährigen Gattin drei Jahre nach einander alle Nächte dreimal den Beweis seiner ungeschwächten Kraft gegeben haben. So rühmt sich der Kaiser Proculus, in vierzehn Tagen hundert gefangene sarmatische Jungfrauen in Frauen verwandelt zu haben; (ob mit Hülfe seines Generalstabs, davon schweigt er.) So finden sich in allen Strafanstalten Verbrecher aus Sinnlichkeit, die einen unmäßigen Trieb zu ihrer einzigen Entschuldigung angeben, und die oft dürftig, mager, schwächlich und klein genug sind. — Ein Schubkärner, der in Dr. mit einem lü-

derlichen Weibe lebte, übernachtete in M. bei einem Weibe derselben Qualität; des Morgens fuhr er seinen Karren weiter, begegnete einem allein gehenden zehnjährigen Mädchen, und mißhandelte sie. Er erhing sich im Gefängniß in der Wuth, in welche ihn die Unmöglichkeit, sich Weiber zu verschaffen, versetzte. Der Mensch war klein und mager; er konnte nie still stehen, sondern wankte unaufhörlich mit den Schenkeln; sein Nacken war sehr breit.

Mancher hält für Temperament, was weiter nichts als Gewohnheit ist. Wer sich Geschlechtsgenuß verschafft hat, fühlt einen oder ein paar Tage nachher das dringendste Verlangen zur Wiederholung; überwindet er es, so plagt es ihn noch ein paarmal vielleicht, dann schweigt es endlich, wofern nicht ungewöhnliche Reizungen es wieder wecken. Ein reiner Jüngling voll Kraft entbehrt die Weiber ohne Beschwerde; ist er eine Weile verheirathet gewesen, und an öfteren Beischlaf gewöhnt, so wird ihm eintretende Entbehrung von einigen Wochen kaum möglich, und bei wieder erneuerter Gelegenheit hat er alle Mühe, sich in den Schranken der Mäßigung zu erhalten. So macht die Gewohnheit denselben Menschen bald mäßig, bald unmäßig, und

erleichtert bald der Vernunft ihren Kampf, bald erschwert sie ihn.

Nichts kommt wohl wesentlicher in Betracht beim Geschlechtsgenuß des Mannes, als der Gegenstand, mit dem er ihn genießt. Ekelt ihn dieser an nach dem Genuß, so wird er nie mehr thun, als was nothwendig war. Allein zieht ihn unwiderstehliche Liebe an, wird sie erwiedert, wird alles Ekle an der Sache versteckt, und das Schöne herausgehoben, genießt er frische Reize der Jugend, begegnet er einer schönen Seele im schönen Körper, unterhält ihn Witz, Munterkeit, flieht die Grazie nicht vom Bett Erycinen's mit dem gelösten Gürtel, so leistet er freilich mehr, und er mag wohl das Höchste, was die Natur den Sinnen beut, einmal mit ein wenig Ermattung bezahlen; es wird ihm wenig schaden, wenn er nur nicht die Gegenstände seiner Genüsse oft wechselt, denn bald verliert den Reiz der Neuheit, was ihn in den höchsten Taumel des Entzückens brachte, und dieselbe Rose bleibt zwar eine liebliche Blume, die den immer erfreut, der ihren Werth versteht, allein die Phantasie löscht ihre Zauberlaterne aus, wenn nichts mehr zu errathen ist. Nur der ewige Wechsel im Gegenstand der Genüsse erschöpft; immer

neue, immer andre Reize, sollten sie auch viel schlechter sein, als die gewohnten, spornen zu immer größeren Anstrengungen, und mit dem Ende der Kraft erst wird dem Lüstling der Salomonische Ausspruch lebendig: „es ist alles eitel!“ Und an diese Erfahrungen knüpft sich dann nun auch die physiologische Nothwendigkeit der Ehen, die Liebe knüpfte, und Liebe erhält, und die allein das moralische und das naturgemäße Ideal der Ehe versinnlichen und erfüllen. (S. Begattung, Beischlaf.)

Wenn andre Leidenschaften das Herz bewegen, wenn Kummer und Sorgen niederdrücken, die man auf einen Augenblick gern vergessen, übertäuben möchte, da ist der Beischlaf ein zerstörendes Hülfsmittel. Die alle Kraft raubenden, niederdrückenden Leidenschaften, zehren am Mark des Seins und nun noch Nervenerschütterungen, die mit Säfteverlust verbunden sind! Entweder es sei das Herz ruhig, und lasse keiner andern Empfindung Raum, als der Liebe, die jetzt der Sinnlichkeit ihre Rosen bieten soll, oder es sei von der Freude bewegt. Für den Glücklichen ist die Lust!

Aber wahnsinnig ist der zu nennen, der mit schon gebrochener Gesundheit,

der krank und siech, und der wenigen Kräfte, die ihm zum Ueberstehn seiner Leiden höchst nothwendig sind, bedürftig, sich noch den Beischlaf erlaubt. Und so sehn wir besonders drei Arten von Kranken handeln, diejenigen nicht zu rechnen, deren Krankheit geradezu von Geilheit als Symptom begleitet ist, wie Aussätzige, von tollen Hunden gebissene und einige andre. Gichtbrüchige, Schwindsüchtige und Hypochondristen sind es vorzüglich, die ihre Uebel durch Wollust verschlimmern. Gicht sowohl als Hypochondrie entsteht gewöhnlich durch den Mißbrauch des Beischlafs; natürlich werden beide Uebel geradezu verschlimmert. Außer ihren Paroxysmen aber, wenn der Mensch ein vorübergehendes Wohlbefinden genießt, sei er auf seiner Hut, und denke, was ihm bevorsteht, wenn er das strenge Gesetz der Mäßigung aus dem Auge verliert. Ganz soll er nicht fasten, er müßte sonst auf diese Freuden völlig Verzicht thun, da die Harpyjen, die ihn ergriffen haben, ihr Opfer selten vor dem Tode los lassen, und ihm doch eine vieljährige Dauer gönnen. Aber mäßig soll er sein, und wissen, daß er der Strafe nicht entgeht, wenn er dies Gebot übertritt.

Und was soll der Schwindsüchtige thun?

Er lebt so heiter, täuscht sich mit dem Gefühl von Kräften, glaubt nicht, daß sein Haupt schon den Ungöttern geweiht ist. Er mag gar zu gern froh sein und sich des aufflackernden Flämmchens erfreun. In den Spielen Aphroditens fühlt er keine Schwäche, und gerade das tröstet ihn über seinen Zustand. Gibt er Geschöpfen das Dasein, so ist es ein elendes, für welches sie ihm keinen Dank sagen können, denn ehe sie sprechen, ist er, ehe sie denken, sind sie selbst dahin. Das Schlimmste ist, daß er seine Geliebte mit der eignen Krankheit ansteckt, denn, was ihn selbst betrifft, so ists wahrhaftig eine große Frage, ob es besser sei, daß er sein unvermeidliches Schicksal mit Rosen bedecke, und genießend den Kelch schneller leere, oder daß er durch Kasteien und Entbehren ein der Parze schon verfallenes Dasein eine Weile länger hinausdehne. So muß er denn entbehren, nicht um seiner selbst willen, denn er kann nun nichts mehr verlieren — sondern um andrer willen, die durch seinen Genuß um ihre Gesundheit kommen.

Schwelger, die schon entnervt der Rückendarre zueilen, die endlich den Genuß unmöglich macht, pflegen sich oft mit dem Gefühl großer Kraft zu täuschen, da alle Säfte dahin

gehen, wo sie ihnen den größten Abfluß verschaffen, und ein wenig prickelnder Reiz zu beweisen scheint, daß die gemißbrauchten Organe statt eines milden Safts, Schärfe absondern. Es bedarf wohl keiner Erinnerung, daß für diese kein Heil ist, als allein in der Enthaltsamkeit, zu welcher sie nicht plötzlich, sondern allmählig sich gewöhnen müssen, wenn sie nicht der Sünde Sold empfangen wollen.

Einer Abscheulichkeit mag hier noch beiläufig Erwähnung geschehen, die schon viele Tausende elend gemacht, besonders viel unglückliche junge Mädchen um Leben, Glück, Ehre und Selbstachtung gebracht hat; der, daß der Satan aus der Hölle den Glauben unter Wüstlingen aller Stände verbreitet hat, wer von gewissen Krankheiten frisch angesteckt sei, der werde sie los, wenn er ein Weib, das ganz rein sei, genieße. Geld und Lockung verhelfen dann nicht selten zur Ausübung eines infamen Bubenstücks, das nicht nur dem schändlichen Verbrecher nichts hilft, vielmehr um so ärger schadet, je stärker die Anstrengung ist, welche die Entzündung vermehrt, sondern das ein armes, mit seinem Unglück unbekanntes, Hülfe versäumendes, mit allen herzzerreißenden Lei-

denschaften und der Vergiftung zugleich in den Kampf gegebenes Mädchen elend macht. Und das Gesetz hat keine Donner gegen solchen Frevel!

So ist denn, wie wir gesehen haben, ein andres Gesetz geschrieben für den gesunden, jungen, fröhlichen Mann, der gut ißt und trinkt, und ein andres für den Darbenden, von Sorgen gedrückten, kränklichen, alternden, ein andres für den unbesonnenen, rohen, und ein andres für den, dessen geistige Kraft durch mancherlei Anstrengungen und Leidenschaften erschöpft wird, ein andres für den glücklichen Besitzer eines geliebten Weibes, ein andres für den, der mit dem Geschlecht im Weibe vorlieb nehmen muß, ein andres für den, der durch Temperament und Gewohnheit fortgezogen wird, ein andres für den, dessen Phantasie die widerstrebenden Sinne aufreizt.

Für das Weib gilt im Ganzen, was für den Mann gilt, doch mit sehr großen Modificationen. Ihr gibt die Geschlechtsbestimmung den Karakter, dem Mann nicht. Für ihn ist es eine große Nebensache, daß er auch seines gleichen zeugen kann; seine ganze Thätigkeit, seine Bestimmung hat eine andre Richtung. Dagegen ist das Leben der Frau von ihrer

Geschlechtsbestimmung abhängig, sie ist um des Geschlechts willen da. Während, bemerkt der höchst geistreiche Physiolog, mit dessen Worten wir hier reden, während beim Manne die Geschlechtsorgane nur neben dem Organismus angebaut sind, machen sie den Mittelpunkt des weiblichen Körpers aus, dessen ganzer Bau auf die Bestimmung zur Gattin und Mutter hindeutet. Das psychische verhält sich, wie das physische; die Frau kann nicht selbstständig leben: sie muß sich an Wesen außer ihr, an Gatten, Söhne, Freunde anhängen; unglücklich und zwecklos fühlt sie ihr Dasein, wenn sie allein steht.

Das Weib soll sich nicht selber angehören,
An fremdes Schicksal ist sie festgebunden.

Schiller.

Gleichwohl fühlt sie das Bedürfniß des Beischlafs viel weniger als der Mann. Selbst in der Jugend, wenn der Trieb erwacht, den der Jüngling selten vollkommen bändigen kann, leidet sie viel weniger im Kampf mit dem sinnlichen Gelüsten, das bei ihr mehr die Gestalt der Neugier als des Bedürfnisses annimmt. Nur wenn sie sich an einen Mann herzlich anschmiegen kann, dann ist es ihr un=

möglich, ihm nicht gern und willig alles zu geben, was sie geben kann, mehr weil sie ihn dadurch fest an sich zu fesseln denkt, oder auch aus Eifersucht, als aus eigentlicher Wollust. Diese wird erst in der reifen Frau, nach dem vier und zwanzigsten Jahre, gewaltiger, wenigstens in der Regel. Doch nur in wenigen, ihrem eignen Geschlecht verächtlichen, unweiblichen Messalinen erreicht sie die Heftigkeit, die dem Mann ganz gewöhnlich ist. Die Männer sind sinnlicher, weit sinnlicher, als die Frauen. Diese verlangen wohl nach Liebe und Genuß, sehen aber nicht in jedem hübschen Manne gleich das Mittel ihrer Befriedigung, wie der Mann kein halbweg hübsches Weib sieht, ohne seine Sinnlichkeit zu fühlen, sondern sie weichen erst der Aufforderung, die sie für Liebe nehmen. Das Weib verlangt Liebhaber, d. i. Männer, an die es sich anschließen, auf die es sich verlassen, deren Anhänglichkeit, Freundschaft, Partheilichkeit für sich es gewiß sein kann. Für diesen Preis ergibt sie sich, denn sie meint, dies sichre ihr des Mannes Herz. Und der Mann sucht nichts als ihr Geschlecht. Die Natur hat jedem männlichen Thiere geboten, daß es sein Weibchen suche, dem weiblichen, daß es sich finden lasse. Da-

rin steht die Frau allen andern weiblichen Thieren voraus, daß sie immer geschlechtsfähig ist, bis auf wenige Pausen, die ihr die Natur vorschreibt, auch immer dasselbe beim Beischlaf empfindet, wenn das Thier ihn nur periodisch zuläßt, und ihn verabscheut außer diesen Perioden. Dadurch aber ist ihr ein Mittel gegeben, sich bei größerem Geschlechtstriebe doch in sittlicher Würde zu erhalten, daß sie den Mann nach dem Genuß mehr liebt, als vorher, und ihn wie ihr Eigenthum zu bewahren sucht, während das thierische Weib ihn nachher nicht mehr kennt, und auch der Mann das genossene Weib minder achtet, als welches er nicht genoß, hierin die Erwartung des Weibes durchaus nicht erfüllend.

Man hat zwar tausendmal gesagt, die Frau sei sinnlicher als der Mann, und die Wollust sei ihr größeres Bedürfniß. Das ist wahr und nicht wahr. Wahr, wenn man meint, der Mann könne wohl allenfalls ohne Weib und Geschlechtslust männlich leben und wirken, und sie sei in ihm Nebensache, die er am Ende ganz niederkämpfen könne, ohne an seinem Werthe zu verlieren; das Weib hingegen könne nicht weiblich leben und wirken ohne Mann, und die Geschlechtslust sei für sie Hauptsache,

ohne welches sie den Inhalt ihres Lebens verfehle. Unwahr, wie wir schon oben behauptet haben, wenn man meint, die sinnliche Gier der Frau sei mächtiger, als die des Mannes, und sie rechne den Beischlaf eben so zu den unmittelbaren Lebensnothwendigkeiten, wie er gewöhnlich thut. Sie will nur erobern, an sich fesseln, gefallen; er will nur eine angenehme Stunde verscherzen. Er also, er ist das Thier, und sie der Mensch im Genusse.

Eine andre Frage ist: welcher von Beiden empfindet im Genuß höhere Wollust? Dies mag wohl gänzlich individuell sein, und wie ein Mann vor dem andern lebhafter fühlt, auch derselbe zu einer Zeit viel lebhafter fühlt, als zu einer andern, so auch die Frau; da kann es denn manche Weiber geben, die viel mehr empfinden, als kalte Männer, und wieder viel Männer, die lebhafter gereizt werden, als andere Frauen. Allein mit dieser Beantwortung ist die Neugierde nicht zufrieden gewesen, und da die Frage nur durch den entschieden werden kann, der zugleich Mann und Weib gewesen ist, weil jedem andern die Erfahrung hierin nothwendig abgeht, so haben sich die Götter einmal den Spaß gemacht, einen ausdrücklich deswegen die Dop-

velrolle durchspielen zu lassen. Dies war Tiresias, ein gescheuter Mann und Prophet, der aber Zeus und Hera damit erzürnte, daß er ein Paar Schlangen in der Begattung tödtete. Er wurde hierauf auf der Stelle in ein Weib verwandelt, und nach geraumer Zeit, in welcher er alles, was Weibern möglich ist, erfahren hatte, wieder zurückverwandelt. Er entschied für das Weib; sie empfinde mehr Lust als der Mann.

Tiresias dixit, tres uncias habere virum auri, et novem feminam.

Fulgent.

Tiresias hat ausgesagt, der Mann habe drei Unzen Goldes, die Frau aber neun.

Darüber wurde Juno böse, und bestrafte ihn mit Blindheit.

Wem soll ein physiologischer Tiresias nun aber seine Stimme geben? Im Manne sind die Geschlechtsnerven nicht so entwickelt und ausgebreitet, als im Weibe, welches viel größere und stärkere Geschlechtsnerven hat; aber der Mann hat dafür ein viel lebhafteres Gefühlsvermögen. Folglich scheint das Wollustgefühl intensiv größer im Mann zu sein, extensiv im Weibe. Aber beide empfinden an-

ders, und ein Gradmesser ist nicht zu gebrauchen, weil überhaupt nicht ein Unterschied des Grades statt findet, sondern der Art. Aber das lehrt die Erfahrung mit Gewißheit, daß das Uebermaaß, die Unmäßigkeit im Genuß dem Weibe viel weniger schade, als dem Manne. Hat sie sich einmal hingegeben, so würde sie es gar nicht übel nehmen, wenn das Spiel die ganze Nacht durch fortdauerte, und manche Wiederholungen am Tage sich noch überdies gefallen lassen. Das ermüdet sie gar wenig, und die unerfahrne wundert sich, warum der Mann viel eher aufzuhören Lust hat, als sie. Nur großes Uebermaaß wird zuweilen mit Blutabgang, ja endlich mit dem Tode bestraft. (Vgl. Nacht.)

In der Regel fühlt sich das Weib durch den Beischlaf nicht erschöpft. Der Mann wird elend durch öftere Wiederholung, und wir sehen alle Tage Dirnen, die beim lüderlichsten Leben dick und fett werden. Diese führt das Schicksal auf eine andere Art zum Tode; das ewige Reizen der Geschlechtstheile erschlafft endlich den Mastdarm so gänzlich, daß er endlich alle Contractilität verliert; ein unstillbarer Durchfall entsteht, und der gemißbrauchte Körper hört zu leben auf. Wieder-

holter Genuß hindert beim Weibe die Schwängerung, und die Nachgenüsse vernichten die Wirkung des ersten Umarmens. Tüchtig zum Beischlaf ist das Mädchen bald, aber tüchtig zur Zeugung nur der reife, weibliche Körper. Schwangerschaft zerstört häufig die Mutter, schadet ihr wenigstens; fruchtloser Beischlaf schwächt das Weib nur beim entschiedensten Uebermaaß. Nur seltne Verstimmungen des Nervensystems bringen Ausnahmen hervor, in welchen der Beischlaf die Convulsibilität reizt, und dadurch nachtheilig wird.

Nach diesen Betrachtungen über die physiologischen Verhältnisse der Ehe, bleibt uns die Ehe in Bezug auf das öffentliche Gesundheitswohl, auf das Wohl der Staaten und der menschlichen Gesellschaft zu betrachten übrig, und hier entsteht nun wieder zunächst die wichtige Frage: „ist die Ehe überhaupt der Erhaltung der Gesundheit und eines langen Lebens günstig?“ Es ist überflüssig zu wiederholen, was vom Anbeginn der Welt an gesagt worden ist, und was jeder fühlt, ohne daß man es ihm überhaupt zu sagen nöthig hätte, daß nämlich, als Theil der organisirten Wesen, der Mensch dazu da ist, um „zu leben und leben zu lassen,“ damit

die Natur in einem ewigen Frühlinge erhalten werde. Alles in ihm scheint für diesen Zweck geschaffen, und selten widersteht er ohne Gefahr diesem edlen Triebe. Die Menschen, die in katholischen Ländern noch im Cölibate leben, oder die sich heimlichen Umarmungen, oder gar der Selbstbefleckung hingeben, haben zu Zeiten gewisse Crisen, die noch durch die Gewohnheit häufiger werden, die aber nicht ohne Gefahr für den Organismus beschwichtigt werden dürften, hätte der Mensch nicht das Institut der Ehe begründet.

Der Doctor Haigarth hat in sehr genauen Sterbelisten nachgewiesen, daß im Verhältniß in einer gegebenen Zeit mehr Hagestolze als Verheirathete sterben, und daß die Letzteren auch längere Zeit leben als die Ersten. Auch Büffon hat dieselbe Bemerkung gemacht, und Parcieux hat bewiesen, daß es ein Vorurtheil sei, wenn man glaubte, Mönche und Nonnen lebten wegen ihres einfachen, einförmigen und regelmäßigen Lebens länger als andre ehrliche Leute. Er wies nach, daß von 1685 bis 1745 es wenig dergleichen gegeben hätte, die bis achtzig Jahre alt geworden wären, daß ferner Klostergeistliche nicht so lange leben, als Geistliche, die in der Welt

leben, und ihrer völligen Freiheit genießen, daß endlich weltliche Hagestolzen wieder länger leben, als unverheirathete Geistliche, daß aber von allen Menschen Eheleute das höchste Alter erreichen. Hufeland und Sinclair haben neuerlichst wieder durch viele Beweise dargethan, daß fast alle, die zu einem sehr hohen Alter gelangt waren, verheirathet gewesen sind, und daß selbst verheirathete Weiber, trotz der vielen Anstrengungen und Krankheiten, die die Ehe mit sich führt, im Allgemeinen länger zu leben pflegen, als unverheirathete. Foderé, ein berühmter französischer Arzt, glaubt für diese Erfahrungen vier Hauptgründe gefunden zu haben; er meint nämlich, daß dieses schöne Vorrecht der Ehen hauptsächlich abhänge: 1) von der gegenseitigen Unterstützung und Hülfe, die sich Gatten angedeihen lassen, und die man, außer in einer glücklichen Ehe, nirgends auf der Erde in diesem Maaße wiederfindet; 2) in der viel größern Thätigkeit, in der man leben muß, wenn man eine Familie, einen Hausstand hat: nun aber sind Arbeit und Kräfteanstrengung der Gesundheit so zuträglich, als die Nahrung; 3) in der Sicherheit, in der sich Eheleute (mit höchstwenigen Ausnahmen) vor den üblen Begleiterinnen

der Venus vulgivaga befinden, und endlich hauptsächlich noch in der Oekonomie der Zeugungssäfte, die nothwendig in einem Verhältnisse eintritt, wo Bequemlichkeit und Gewohnheit das Verlangen nur selten aufkommen lassen. Die Hagestolzen dagegen, die sich immer durch einen neuen Gegenstand hinreißen lassen, oft die Natur zwingen, und bei denen kein Geschlecht Ursache hat, das Andre zu schonen, im Gegentheil es durch das Uebermaaß einer flüchtigen Liebe zu fesseln glaubt, diese halten ihr Nervensystem immer durch zu viele Geschlechtsgenüsse aufgeregt; oder, was auch der Fall ist, Männer und Weiber, die, die öffentliche Meinung fürchtend, in einer scheinbaren Enthaltsamkeit leben, lassen sich einsame Verirrungen zu Schulden kommen, und ziehen sich dadurch Krankheiten zu, die noch gefährlicher sind, als die Erschöpfung, die aus den häufigen Umarmungen der verschiedenen Geschlechter entsteht.

Ist die Ehe, wie wir es bewiesen zu haben glauben, ein wohlthätiges Institut, so folgt daraus, daß man sich verheirathen müsse, sobald man ein wirkliches Bedürfniß dazu fühlt. Dieses Alter war und ist bei den verschiedenen Völkern, nach verschiedenem Clima und Sitten

verschieden. (S. Begattung.) In Rom konnte sich ein Knabe zu zwölf Jahren verloben, und zu vierzehn verheirathen; ein Mädchen durfte schon zu zehn Jahren Braut, zu zwölf Frau werden. Die alten Germanen beweibten sich erst sehr spät, und auch die Spartaner warteten, die Männer bis zum dreißigsten, die Frauen bis zum zwanzigsten Jahre. Dagegen scheinen die Athenienser sich bald nach der Entwickelung des Körpers verheirathet zu haben. Bei uns zu Lande, und in neuern Zeiten, scheint der Arzt schon deswegen für nicht zu späte Ehen bei Männern stimmen zu müssen, um dem infamirenden und verderblichen Laster der Selbstbefleckung, das leider! so allgemein verbreitet ist, zu begegnen, da es doch in der Ehe noch das beste Gegengift findet. Was die Mädchen betrifft, so ist wohl keine so große Eile nöthig. Freilich nennt die Arzneikunst bei gewissen Hysterischen und Nymphomanen (s. Geschlechtstrieb) die Ehe als Specificum, indeß hat man doch beide Krankheiten oft genug auch bei verheiratheten Weibern gesehen. Dagegen erzeugt eine zu frühe Mutterschaft nicht nur elende Nachkommen, sondern auch eine Menge von körperlichen Uebeln bei der Mutter selber, und es wird in

unserm Clima für Mädchen nicht rathsam sein, sich vor dem achtzehnten bis zwanzigsten Jahre zu verheirathen.

Was die Frage betrifft, ob Gelehrte sich verheirathen sollen, so hat man sie oft genug ganz im Ernste verneinend beantwortet. Indeß ist man damit gewiß zu weit gegangen. Die Cultur der Wissenschaften unterdrückt ja nicht alle natürlichen Triebe, und Stubengelehrten ist die Ehe vielleicht noch nothwendiger, als Leuten, die ein bewegtes, thätiges Leben führen. Doch auch abgesehen davon, daß dann die Ehe eine bloße Arznei für den Mann wäre, werden sie auch die Weiber der Gelehrten immer noch gut genug stehen, wenn diese ihre Männer nur nicht ein gar zu undiätetisches Leben führen; freilich ist

avoir toujours le cul sur selle

wie sich die geistreiche Frau von Sevigné ausdrückt, eben so wenig der Gesundheit überhaupt, als dem Geschlechtstrieb vortheilhaft; indeß, wenn solche sitzende Gelehrte auch zu Zeiten die körperlichen Kräfte gehörig üben u. s. w., so werden sie wohl eine hinlänglich gesegnete Ehe zu unterhalten im Stande sein.

Wir dürfen wohl nur an die Dorfprediger erinnern, die grade in dieser Hinsicht ausgezeichnet und bekannt sind, und von denen Jemand gesagt hat: „daß sie gewöhnlich nur Bücher und Kinder hinterließen."

Dem Staate liegt es ob, die Ehen zu begünstigen, um seine Bevölkerung zu erhalten. Freilich wird auch außer der Ehe eine große Menge von Menschen geboren, allein es ist wohl auch unsern nichtärztlichen Lesern bekannt, welchem Schicksal meistens die unehelichen Kinder ausgesetzt sind, die die liebende Vorsicht von Eltern nicht in ihren Schooß nimmt uud erhält. Schon Montesquieu hat bemerkt: que les conjonctions illicites contribuent peu à la propagation de l'espèce. Die meisten solcher Kinder werden in Schande gezeugt und empfangen, in Verlassenheit und Elend geboren; die entehrten oder dürftigen Mütter haben keinen andern Grund, als den der mächtigen, aber bald von fast noch gewaltsamern Trieben niedergedrückten Mutterliebe, Kinder am Leben zu erhalten, die entweder Zeugen ihres Verbrechens, oder eine große Last in ihrem Elende sind; diese ihrerseits sind so oft die Frucht von lüderlichen, durch alle Ausschweifungen geschwächten Eltern, und

bringen den Stempel der Lebensunfähigkeit an ihrem erbärmlichen und unreifen Körper meist mit zur Welt, und so wird es immer kein sehr langes Leben sein, das ihrer wartet, und die Bevölkerung darf sich von ihnen keinen dauernden Zuwachs versprechen.

Wenn nun, nach allen diesen Gründen Ehen vom Staate begünstigt werden müssen, so gibt es andre Ursachen, die sich im einzelnen Falle einer Heirath widersetzen, und wir wollen auch diese kurz berühren. So sollte man sie allen sogenannten rhachitischen Mädchen, die ein verbogenes, übelgebildetes Becken haben durchaus verbieten, denn ein solcher Bau bringt die Unglücklichen in die schreckliche Alternative entweder im Kindbette zu sterben, oder ih Kind in Stücken zerschnitten und so zur Wel gebracht werden zu sehen. Es wäre dahe sehr wünschenswerth, daß man bei einer ab zuschließenden Heirath den Arzt darüber zu Rathe zöge, ob auch die junge Dame natur gemäß Mutter werden könne? Aber freilic wenn es schon im Allgemeinen wahr ist,

> daß die Frauen, diese lieben Wesen, eher dem Manne, ja dem Teufel selber lieber folgen, a dem Diätetiker, dem Arzte,
>
> Jean Paul.

wie wenig werden sie erst in einem so hochwichtigen Punkte dem wohlmeinenden Arzte folgen!

Wollte man allen Schwächlichen und Kränklichen die Ehe untersagen, so wäre dies ein Attentat an die bürgerliche Freiheit und das Glück der Individuen. So sind z. B. Nervenkrankheiten und Scrofeln fast allgemeine Krankheit unsres jetzigen Geschlechtes geworden, und man würde ganze Städte finden, in denen sich die jungen Leute nicht heirathen dürften, wenn man jene Uebel als Grund dazu aufstellte. Allein ein Andres ist es mit schweren Krankheiten, die nicht nur dessen Tage bedrohen, der damit behaftet ist, sondern auch ganze Generationen anstecken, und den andern Gatten durch die Mitansteckung tödten. Solche Ursachen nicht beachten, hieße alle die Uebel herbeiführen wollen, die die Folge davon sind, hieße das Ehebett zum Tummelplatz der Zwietracht und des Unglücks machen.

Die hauptsächlichsten solcher Krankheiten, die durchaus die Ehe verbieten müssen, sind: 1) die verschiedenen Grade von Geistesschwäche, Tollheit und Imbecillität, die nicht nur in unglücklichster Folge forterben, sondern auch in der Ehe selber die schrecklichsten Scenen aller Art herbeiführen; 2) die wirkliche Epi-

lepsie. Diese Krankheit wird oft durch die Freuden des Ehebettes noch verschlimmert, und artet dann zuletzt in Geistesschwäche oder Apoplexie aus; sie erbt von Geschlecht zu Geschlecht, und bringt eine tiefelende Generation hervor; 3) Blutspeien und Lungenschwindsucht. Auch diese furchtbaren Krankheiten wachsen rasch im Ehebette und zeugen dem Tode geweihte Geschlechter! 4) Veraltete Syphilis, die den ganzen Körper untergräbt und schwächt, und gleichfalls auf die unglücklichen, an den Sünden ihrer Eltern unschuldigen, Kinder forterbt.

Faut-il qu'une affreuse épine
Se mêle aux fleurs de Cypris!
Pour ce poison de Paris
Que n'est-il une vaccine!
Cela serait divin
Qu'en dites vous, ma voisine?

Béranger.

Es ist auch gewiß das Schändlichste, was man ersinnen kann, wenn ein Gatte in den Schoos des Andern, Unschuldigen das böse Gift gießt, das in der unreinen, verbrecherischen Umarmung mit einem Dritten erwuchs, und wenn er so ganze Geschlechter vergiftet, indem er selber im Genusse schwelgt!! Hinweg von solchen Greuelsceenen. — —

– Vor ihm werden seine Geschlechter stehn,
Kraftlosen Lebens, dämmernden Schatten gleich,
Und wehe, die Geschlechter werden
Fluchend sein brechendes Auge segnen!

Heydenreich.

Eifersucht.

So nennen wir das Gefühl, welches in uns entsteht, wenn eine geliebte Person, die uns Treue schuldig ist oder von der wir, nach dem Maaßstabe unsrer Liebe, Treue fordern zu dürfen glauben, einer Anderen den Vorzug gibt. Die Nacheiferung und der Neid bestehen aus ähnlichen Elementen; oft sogar gibt man ihnen denselben Namen. Sie bestehen vorzüglich in einem Streben des Menschen, derselben Vorrechte, derselben Begünstigungen zu genießen, als die Leute, mit denen wir gleichen Schritt halten zu können glauben. Die Eifersucht entsteht vorzüglich in den Verhältnissen der Geschlechtsliebe, der Gunst eines Herrn, oder bei Eltern= und Familienliebe; während Neid und Nacheiferung sich mehr auf die Verhältnisse der Gesellschaft, auf geistige Vorzüge, Glücksfälle und dergleichen, beziehn. Auf jeden Fall ist Nacheiferung lobenswerth,

sie feuert edle Herzen zu großen Thaten an; Neid hingegen ist das Erbtheil der Schwachen und Schlechten, und führt oft zur niedrigsten Handlungsweise. Der Neidische strebt mit allen seinen Kräften gegen jeden Vorzug, er sei welcher Art er wolle, den ein anderer über ihn gewinnen könnte, und zeigt dadurch, wie sehr er selbst untergeordnet ist, sowohl von Seiten der beneideten Vorzüge, als des Verstandes: Qui invidet, minor est (Wer beneidet, ist der Geringere;) auch hütet er sich wohl, seinen Neid zu gestehen, er hat die Augen des Argus, um jedes Verdienst zu entdecken, und entdeckt es nur, um es zu verfolgen. Der junge Themistokles sagte, er habe noch nichts Erhebliches gethan, da er nicht einmal Neider habe; aber dennoch ließen ihn die Trophäen des Miltiades nicht schlafen, weil sie einen edlen Eifer in ihm erweckten. —

Die eigentliche Eifersucht nun, nämlich die in der Liebe, läßt sich wieder in zwei Classen eintheilen. Dies ist erstlich die neidische Eifersucht, die nicht will, daß ein Anderer Freuden genieße, die uns versagt sind; eine solche ist es, die uns die komischen Dichter so oft in den alten Vormündern oder Onkeln, die ihre Nichten oder ihre Mündel heirathen wollen,

schildern. Diese höchst unangenehme Geistes-krankheit befällt in der That sehr oft solche alte Leute, die unvernünftig genug sind, junge Mädchen oder Frauen zu heirathen, deren Alter mit dem ihrigen in zu großem Mißverhältniß steht, und deren Gesundheit eine andere Vorschrift erfordert, als die des Kalenders von Richard von Quinzika,

Qui mainte fête a sa femme allégua
Mainte vigile, et maint jour fétiable,
Et du devoir crut s'échapper par lâ.

Bekanntlich aber lassen junge Weiber mit Fasten sich nicht abspeisen; sie wollen genießen, aber da steht ihnen dann oft der greisig-eifersüchtige Gemahl zur Seite, der es dann macht, wie Piro's Eunuch im Serail:

Il n'y fait rien, et nuit à qui veut faire!

Die wüthende Eifersucht hingegen befällt uns im Alter der Kraft; selbst die Thiere zeigen Spuren davon, denn die männlichen machen sich in der Paarungszeit einander ihre Weibchen streitig. Die Franzosen haben sogar ein Sprichwort von der thierischen Eifersucht:

Jaloux comme un tigre.

Vielleicht war hier der Zweck der Natur der, daß die Schönheit mit der Kraft sich paare, indem dadurch, daß der Stärkere obsiegt, die Vollkommenheit der Gattung erhalten wird. Einem alten Autor zufolge hatte der Schäfer Cratis eine Ziege, welche er sehr liebte; sein Bock, wahrscheinlich aus Eifersucht, stieß, während er schlief, seinen Kopf so heftig gegen den seinigen, daß er in tausend Stücke zerschmetterte. „Lucullus, Cäsar, Pompejus, Antonius, Cato, und andere ähnliche Leute, sagt Montaigne, waren Hahnreie, und wußten es, ohne einen Lärm davon zu machen, nur ein Narr, wie Lepidus, starb aus Angst darüber.“ — Ohne Zweifel gibt die Furcht vor dem Einschieben eines fremden Kindes in seine Familie, dem Manne ein Recht zur Eifersucht, vorzüglich, wenn seine Frau jung und hübsch, und — koquett ist. Ein Römer, Octavius, liebte die Pontia Posthuma, und da er ihre Hand nicht erlangen konnte, tödtete er sie, um sie nicht in den Armen eines Andern zu sehen. Da indeß solche glühende Eifersucht zugleich ein Beweis der heftigsten Liebe ist, so würde wohl jede Frau sich mit Recht beleidigt finden, wenn ihr Geliebter es mit Gleichgültigkeit er-

trüge, daß ein Anderer sie ihm entrisse. Wie viele halten es sogar für einen Ruhm, wenn Degen und Pistolen die Macht ihrer Reize verfechten! Wie jede Leidenschaft bei reizbaren und zarten Personen sich heftiger äußert, so ist auch die Eifersucht bei den Frauen weit furchtbarer noch als bei den Männern:

Notumque furens quid fœmina possit.
Was ein wüthendes Weib vermöge, das wißt Ihr.

Jemehr Schönheit, Verdienst und Liebenswürdigkeit ihre Gatten besitzen, desto mehr Mißtrauen setzen sie in ihre Treue, und desto mehr hassen sie jede Andere, der er sich nähert. Wer kennt nicht die Wuth einer Medea, die der Nebenbuhlerin den sichern Tod in einem vergifteten Kleide sendete, die ihre Kinder mit eigner Hand ermordete?

Nullae sunt inimicitiae nisi amoris acerbae.
Es gibt nur eine Feindschaft, die der verwundeten Liebe.

Properz.

„Wenn die Eifersucht, sagt ein Philosoph, diese armen schwachen Seelen ergreift, so ist es jämmerlich mit anzusehn, wie sie von ihr zerrissen und gepeinigt werden. Unter dem

Mantel der Freundschaft schleicht sie sich in ihre Herzen, doch sobald sie davon Besitz genommen hat, werden dieselben Eigenschaften, die früher Liebe und Wohlwollen erregten, der Grund zu dem fürchterlichsten Haß. Alles dient dieser Leidenschaft zur Nahrung, und fast nichts ist im Stande, sie auszurotten."

Wirklich bemerkt man auch in den Irrenhäusern weit mehr Frauen als Männer, die aus Eifersucht den Verstand verloren haben. Von einem Undankbaren, dem man sich hingegeben, verlassen zu werden, ist die allergrößte Schmach, und vorzüglich kann die Schönheit eine solche Kränkung nicht ertragen.

Daß ein Besitz so fest sich hier erhält,
Wenn das Verlorne fern und ferner flieht,
Das ist die Qual, die das Geschiedene,
Für ewig losgetrennte Glied, auf's Neue
Dem schmerzergriff'nen Körper fügen will!

Göthe.

So sieht man die üppigsten Blumen, die der vergiftete Hauch dieser Leidenschaft getroffen, in ihrer schönsten Blüthe hinwelken; so wird ein Bund, geschlossen unter den glücklichsten Aussichten, den Gatten zur Folter, wenn eifersüchtiges Mißtrauen und Streit in dem Innern der Häuslichkeit den Frieden unter-

graben! Wie würde es dem Muhamedaner ergehen, wenn die Frauen seines Serails einander sich seinen Besitz streitig machten, hätte er nicht die weise Maaßregel genommen, durch die Furcht sie zu beherrschen? Doch auf der andern Seite, welches Loos für diese unglücklichen Sklavinnen, deren jede sich mit den Resten ihrer Nebenbuhlerinnen begnügen muß? Darum welkt auch ihre Schönheit schon frühzeitig, und darum verschließen die Mauern des Harems so viel Kummer und verborgene Thränen! Erniedrigt durch diese Wollust ohne Reiz, überträgt die Odaliske eines Sultans ihre ganze Zärtlichkeit auf ihre Kinder, in welche sie dann ihren einzigen Trost und ihre letzte Lebenshoffnung setzt. Die Frauen, die dem Vergnügen ihrer Männer jede eifersüchtige Regung aufopfernd, ihnen selbst junge Schönheiten zuführten, sind heut zu Tage nicht mehr. Sara that es für Abraham, Lea und Rahel für Jakob, Stratonika für König Dejotarus, Livia für Augustus; doch es ist zu vermuthen, daß diese listigen Frauen nur darum einer unabwendbaren Nothwendigkeit selbst hülfreiche Hand leisteten, um die unschädlichsten Nebenbuhlerinnen und solche, die nicht im Stande waren, sie selbst zu ver=

drängen, auszusuchen. So machte es Madame de *Pompadour*, »pendant que les fleurs naissaient sous ses pas:« um auf diese künstliche, aber gefährliche Art, ihre Herrschaft noch mehr zu befestigen. —

Je heißer das Blut des Liebenden, desto mehr neigt er zur Eifersucht, daher sind Italiener, Spanier und Morgenländer die eifersüchtigsten Völker, und daher sind die Verbrechen, bei denen der Dämon der Eifersucht die Hand des Verbrechers führte, auch in jenen Ländern am häufigsten. Aus dem Oriente, und von da aus Italien, stammt auch eine Erfindung, die im Französischen (auch, in Ermangelung eigenthümlichen Wortes, im Deutschen) ihren Namen von der Eifersucht hat, die Erfindung der sogenannten Jalousieen, die ursprünglich nur vorgehängt wurden, wo im Zimmer etwas gemacht werden sollte, was nicht Jeder Vorübergehende zu sehen brauchte, wobei aber doch dem Tageslicht im Zimmer nicht ganz der Eingang versperrt werden sollte. Die Leser finden vielleicht gern folgendes kleine Rondo, das sich in dieser Hinsicht klar genug ausspricht, „an eine Jalousie“ mit Vergnügen hier:

Discrète jalousie,
Fille de l'industrie,
En t'abaissant sur nous
Cache aux regards jaloux
Tous ces baisers si doux
Donnés à mon amie,
Qui n'ose résister;
Car il faut éviter
Le bruit, ou la voisine,
Qui bien souvent fait mine
De vouloir écouter,
Ira tout raconter . . .
Baisers que mon Aline
Me rendra sans compter
Pour ne pas disputer:
De crainte d'éveiller
Les soupçons de l'envie,
Dont la fille chérie
Est cette jalousie.
Que le plus tendre amant,
Derrière toi, défie
De causer son tourment!

Saint-Amand.

Embonpoint.

S. Wohlbeleibtheit.

Empfängniß.

Innige Vereinigung der Elemente, die beide Geschlechter im Akte der Zeugung liefern, und

aus welcher ein neues Leben hervorkeimt. Um die Verhältnisse dieses, in das tiefste Dunkel gehüllten, natürlichen Geschäftes zu entwickeln, wollen wir untersuchen: in welcher Lebensepoche das Weib empfangen kann; die Bedingungen, welche die Empfängniß im beiderseitigen Geschlechte voraussetzt, und endlich, wie die Natur verfährt, um dies wichtige Geschäft zu vollziehen.

Das Weib genießt im Allgemeinen des Vorzuges, empfangen zu können von den Jahren ihrer Entwickelung an bis zum kritischen Alter (s. Alter); da aber, wie wir schon in früheren Artikeln dieses Werkes gesehen haben, die Zeit der Entwickelung nach Klima, Land und Sitten sehr verschieden ist (vergl. auch Weib), so folgt daraus, daß auch für die Zeit des Anfangs der Empfängniß nichts Bestimmtes festgesetzt werden kann. In China, Japan, Hindostan, werden die Weiber zu eil zwölf Jahren Mütter. Fast im ganzen Archipelagus ist die Entwickelung des Weibes wie die der Pflanzen, rasch und lebendig, und es ist in Griechenland nichts Seltenes, mannbare Mädchen von zehn, und Mütter von zwölf Jahren zu sehen. Im Allgemeinen verliert nun die Frau die Fähigkeit zu em

pfangen wieder um das fünf und vierzigste, funfzigste Jahr herum. Indeß hat man auch hier wieder Fälle, die eine Ausnahme machen. Nach Plinius war die Mutter des Valerius Saturninus zwei und sechszig Jahre alt, als sie diesen Sohn gebar. Valescus von Tarent hat eine Frau von sieben und sechszig Jahren entbunden, eine andere siebenzigjährige.

Die Bedingungen, welche die Natur zur Empfängniß verlangt, kennen wir nicht Alle. Die bekanntesten sind eine gewisse physische und moralische Anlage in beiden Geschlechtern. Mann und Weib müssen eine gute Organisation besitzen, wenn ihre Umarmung fruchtbar sein soll; ihre Sexualtheile müssen gut gebildet, ihr ganzer Körper gesund sein, keine geistige Affektion darf ihre Seele in dem Augenblicke belästigen, wo die Natur sie an einander führt, und nur Sehnsucht nach dem bevorstehenden Genusse muß sie beleben, wenn dieser dann auch wirklich seinen Zoll an die Bevölkerung entrichten soll. Ist alles dies dem Wunsche der Natur gemäß, so bedarf es zur Empfängniß jener innigen Vermischung der Geschlechter, und jener Entleerung der erzeugenden Flüssigkeit des Mannes in die Ge-

schlechtstheile des Weibes, wie sie im Akte des naturgemäßen Beischlafes erfolgt. (S. Beischlaf.) Es scheint gewiß, daß im entscheidenden Augenblicke die halbgeöffnete Gebärmutter die Spitze des männlichen Gliedes empfängt, das dann mit Kraft seinen Saamen in sie ausspritzt. Indeß ist doch dieser Akt nicht unbedingt und wesentlich nothwendig zur Empfängniß, denn zahlreiche Thatsachen beweisen das Gegentheil. Das Glied des Mannes war nicht ganz in den weiblichen Körper eingeführt, und doch empfing dieser. Ja man hat Fälle von Schwangerschaften bei äußerlich jungfräulich gebliebenen weiblichen Geschlechtsorganen. Averroes erzählt sogar von einer Königin, die in einem Bade schwanger ward, worin kurz zuvor ein Mann gebadet hatte (welches räthselhafte Phänomen ein witziger Schriftsteller so erklärt, daß er annimmt, der Mann möchte wohl im Bade geblieben sein!). So haben denn mehrere Physiologen geglaubt, es bedürfe gar nicht einmal des eigentlichen männlichen Saamens zur Empfängniß, sondern nur des flüchtigen Stoffes desselben, den sie aura seminalis nannten, und der für sich allein befruchten könnte. Doch scheint diese — gefährliche —

Hypothese nicht in der Natur begründet zu sein, denn bei weiblichen Thieren, die man unmittelbar nach der Begattung tödtete, hat man immer den Saamen des Männchens in der Gebärmutter wiedergefunden, und auch bei einem Mädchen, welches ihr Liebhaber unmittelbar nach dem Genusse erdolchte, fand man ganz dieselbe Erscheinung.

Wie aber, fragt es sich, bildet sich denn aus einer faden Flüssigkeit in einem hohlen Muskel ein neuer Mensch? Wie trägt jedes Geschlecht für sich zur Bildung des neuen Wesens bei? Wird dies durch die Begattung ganz neu geschaffen, oder wird ein dazu schon vorhandener Keim durch die Befruchtung nur entwickelt? — Hier stehen wir an der Grenze unsres Wissens!

Geheimnißvoll am lichten Tag
Läßt sich Natur des Schleiers nicht berauben,
Und was sie deinem Geist nicht offenbaren mag,
Das zwingst du ihr nicht ab!

Göthe.

Wenn in *einem* Zweige der Naturwissenschaft, so hat man hier die scharfsinnigsten und kühnsten Hypothesen gewagt, um dem forschenden Geiste etwas vorzuhalten, was ihn über den wichtigsten Gegenstand seines For=

schens, über seine Entstehung nur einigermaßen befriedigte, und die verschiedenen Zeugungstheorieen, die man zu den verschiedensten Zeiten aufgestellt hat, sind ein edles Dokument für den menschlichen Verstand, wenn sie auch alle leider! Gegengründe zulassen, so daß auch hier noch immer gilt:

In's Inn're der Natur dringt kein erschaffner Geist.

Haller.

Doch können unsre Leser verlangen, daß wir sie darüber belehren, und wir verweisen sie in dieser Hinsicht auf die Artikel: Zeugung, wo wir die wichtigsten jener Theorieen über die Empfängniß erzählen werden. (Vergl. Befruchtung, Begattung, Beischlaf.)

Enthaltsamkeit.

Enthaltsamkeit nennt man, im engern Sinne, die Gewalt, die man sich anthut, um dem Vergnügen der Liebe zu widerstehen, und unterscheidet sie damit von der Keuschheit, die eine natürliche Anlage ist, und nichts Peinliches hat, keine Ueberwindung kostet, während die Enthaltsamkeit auf einen Kampf, einen Sieg deutet.

Nach dem gewöhnlichen Lauf der Dinge entsteht in beiden Geschlechtern um das zwölfte, vierzehnte, sechszehnte, achtzehnte Jahr herum eine ungemeine Veränderung im ganzen Körper. Organe, die bis dahin in einem tiefen Schlummer ruhten, erwachen plötzlich, ja ganz neue Organe scheinen zu entstehen, so sehr verändern sich die schon vorhandenen Keime zu diesen Organen an Gestaltung und Verrichtung, und diese Verrichtung bekömmt nun den größten Einfluß auf die ganze Maschine. Jüngling und Mädchen fühlen neue Wünsche, neue Triebe, und neue Verhältnisse zu der Außenwelt eröffnen sich ihnen plötzlich. Die hauptsächlichsten Organe, in denen diese Veränderungen vor sich gehen und durch deren Einfluß jene Erscheinungen entstehen, sind beim Manne die Testikel und alle diejenigen Theile, welche den männlichen Saamen bereiten, aufbewahren und mittheilen, bei dem Weibe die Gebärmutter, die Eierstöcke und die Brüste. (S. Entwicklungsjahre.) Um diese Zeit fängt zuerst die Enthaltsamkeit an, wenn man sich in der Nothwendigkeit befindet, Trieben zu widerstehen, deren Reiz die Neuheit noch verschönt, und die Unbekanntschaft mit den Gefahren, die sie zur Folge haben können,

noch vermehrt. Wirklich ist aber auch in dieser Zeit die Enthaltsamkeit höchst selten, und die meisten Menschen werden schon jetzt zufällig oder instinktmäßig auf Gewohnheiten geführt, deren Zweck ist, augenblicklich den Drang der Natur zu befriedigen.

So ist der Vorgang, wenn die Natur freies Spiel hat und nicht durch eine falsche Erziehung in ihrem Lauf gestört wird. Aber oft geschieht es auch, besonders in größern Städten, daß der Geist früher entwickelt ist, als der Körper, und daß er schon lange vorher Triebe befriedigt, die erst aus körperlichen Bedürfnissen entstehen sollten; dann entwickeln sich die geschilderten Revolutionen unter großen Stürmen, die den ganzen Organismus erschüttern. Es besteht in uns eine Wechselwirkung zwischen Körper und Geist, der zufolge jeder Theil den andern aufzuregen vermag. Nach der Entwickelung bringt die vollendete Ausbildung der Geschlechtstheile oft eine Verwirrung in den Geist, die sich meist erst dann wieder löst, wenn die Natur befriedigt ist. Ist nun aber der Körper noch nicht so entwickelt, daß eben in der Befriedigung eine nicht unschädliche Crise, eine heilsame Ausleerung entstehen kann, so werden die Organe nur ohne

Aufhören, und ohne daß die Natur selbst ein Maaß angäbe, gereizt und gekitzelt, und es entsteht ein Kampf in allen Organen, der zwar einen Augenblick nicht ganz unangenehm sein mag, der aber von den schädlichsten Folgen für die Gesundheit ist. Es entstehen durch solche zu frühe Geschlechtsgenüsse Zittern, Nervenübel aller Art, und auch namentlich für immer unheilbare Epilepsieen! Tissot erzählt von einem fünfjährigen Kinde, das, durch eine nichtswürdige Dienstmagd dazu angereizt, sich so häufig befleckte, daß es bald an einem Zehrfieber starb. Ein andrer kleiner Knabe von fünftehalb Jahren, der früher heiter, klug und lebensfroh war, war plötzlich in einigen Monaten sehr verändert, sein Gesicht hatte sich entfärbt, seine Fröhlichkeit hatte sich verloren, sein Gedächtniß wurde immer schwächer, und es zeigte sich, daß er das unglückliche Laster der Selbstbefleckung in einem hohen Grade trieb.

Glücklicherweise sind nicht alle Kinder zu solchen frühzeitigen Gefahren prädisponirt, und nur bei höchst sensiblen Organisationen kann von der frühesten Kindheit an in den Geschlechtsorganen ein solcher Reiz sein, daß schon dann ein unwiderstehlicher Instinkt die

Aufmerksamkeit auf diese Theile leitet. (Vgl. Selbstbefleckung.)

Wenn aber alles bisher Angeführte leider! nur zu erfahrungsmäßig in der Natur begründet ist, und wenn wir die höchst traurigen Folgen der übermäßigen Ausschweifungen auch bei Erwachsenen bereits kennen gelernt haben, (s. Ausschweifung), so ist es auf der andern Seite wohl auch mehr als wahrscheinlich, daß man nicht ungestraft dem mächtigsten Naturtriebe ganz und gar widersteht. Wir sagen „mehr als wahrscheinlich," da etwas sehr Gewisses darüber noch nicht festzustellen möglich zu sein scheint, denn wir finden hier die größten Autoritäten im Widerspruche mit einander.

Es gibt ein Alter, wo die physischen Genüsse der Liebe für jedes gut organisirte Wesen nothwendig sind, und eine durchaus absolute Enthaltsamkeit (wie sie aber so höchst, höchst selten ist!) ist dann gewiß häufig mit der kräftigen, ungetrübten Gesundheit unverträglich. Schon in den ältesten Zeiten kam der Mensch auf den Gedanken, wahrscheinlich weil ihn der physische Genuß ein wenig stark an seine Thierheit erinnerte, zu einem höhern, veredelteren, geistigeren Leben passe dieser Ge-

nuß nicht wohl, und daher finden wir schon in den ältesten Zeiten Leute, die sich aus moralischen oder religiösen Gründen förmlich die gesetzliche Verpflichtung auferlegt hatten, enthaltsam zu leben. Die Pythagoräer widmeten sich der Enthaltsamkeit, eben so die Essenier bei den Juden. Ovid sagt:

Est virtus placitis abstinuisse bonis.
Es ist eine Tugend, sich wohlgefälliger Genüsse zu enthalten.

Xenokrates war so übermäßig enthaltsam, daß er, ohne seine Gelübde zu brechen, ohne Reaktion die Umarmungen der schönen Phryne in einer schönen, warmen, griechischen Nacht hinnehmen und gelassen die Reizende seufzen hören konnte!: „Ich hatte gewettet, einen Mann zu reizen, nicht aber eine Bildsäule zu beleben!“ So verließ ihn Morgens die ärgerliche Buhlerin. Allein es darf bei solchen Erzählungen von weisen enthaltsamen Alten nicht vergessen werden, daß Viele dieser Philosophen nicht sowohl Enthaltsamkeit als Princip trieben, als sie einen Widerwillen gegen Weiber hatten. Diogenes, der so kaltblütig sich von den schönsten Frauen Athens küssen ließ, befriedigte die Natur nichtswür-

digerweise auf offenem Markte. Man höre darüber Galen, in einer Stelle, die wir für diesmal unübersetzt lassen:

Diogenem cynicum narrant, virum alioqui omnium mortalium quod ad continentiam pertinet constantissimum, libidini tamen induxisse, non a copulata illa voluptate veluti bono aliqua illectum, sed ut noxam quæ a retento semine provenire solet, evitaret. Cum meretrix adire pollicita, cum diutius cessaret, ipse manu pudendis admota, semen projecit, ac venientem deinde mulierculam remisit, inquiens: manus hymenæum celebrando te prævenit.

Auch die Stoiker erkannten in ihrem wenig menschlichen philosophischen Systeme Gleichgültigkeit gegen die Weiber als großen Grundsatz an, und Cato sagt: „Wenn die Menschen ohne Weiber wären, so würden sie mit den Göttern verkehren.“ Aristoteles vollends betrachtete das Weib als eine Verwirrung der Natur, und stellte es an die Spitze der Monstra!!

Die Neuern haben diesen Unterschied der Alten nicht grade erkannt, und sich oft, ohne alle Wiedervergeltung von einer andern Seite,

einer vollkommnen Enthaltsamkeit befleißigt. Man behauptet, daß eine solche Lebensart bei jungen, kräftigen, wohlgenährten Naturen sehr schädlich sei: sie soll Hysterie, Hypochondrie, Geistesverwirrung, Erotomanie, Nymphomanie (s. Geschlechtstrieb), ja selbst den Tod verursachen, und schon der Vater der Arzneikunde, Hippocrates, sagt von Jungfrauen, die an den Folgen der Enthaltsamkeit kränkeln:

> sed ego virgines hortor mandoque cum hoc patiuntur, quamprimum cum viris misceri et cohabitare: quæ si concipiant, sanescunt.
>
> Aber ich ermahne solcher Gestalt leidende Mädchen, daß sie Männern beiwohnen mögen, denn wenn sie empfangen, so werden sie gesund.

Blegny erzählt von einer Nonne, die mehrere Anfälle von Mutterwuth überstanden hatte, und dann einen so heftigen bekam, daß sie darin unterlag.

Aber bei allen Anfechtern der Enthaltsamkeit hat sich ganz besonders der berühmte Pfaffe Blanchet geltend gemacht, dessen Geschichte Büffon erzählt, und der an sich selber alle die merkwürdigen und furchtbaren Crisen er-

lebt haben will, zu denen eine übermäßige Enthaltsamkeit führen soll. Diese Geschichte hat ein ungemeines Aufsehen gemacht, und bei dem großen psychologischen Interesse, das sie auf jeden Fall erweckt, mag auch Vieles daran übertrieben sein; wie große Gegner vermuthet haben, werden es unsre Leser uns danken, wenn wir sie im Auszuge ihnen erzählen.

Von gesunden Eltern geboren, hatte dieser Blanchet eine kräftige und starke Constitution, die ihm sehr früh eine Neigung gegen das schöne Geschlecht einflößte. Dessenungeachtet ist sein Vorsatz, den vielen Lockungen zu widerstehen, da er sich dem geistlichen Stande gewidmet hat, bald gefaßt, und schon früh kämpft er mit sich, und siegt oft über die jugendlichen Triebe. Aber diese Kämpfe bringen seinen Geist bald mit sich selber in Widerspruch; er wird traurig, melancholisch, und das fleißige Lesen von ascetischen Schriften vollendet diese Gemüthsstimmung; zuweilen verabscheut er Natur, Eltern und sich selbst, und er bekommt Anfälle von Wuth, in denen es ihm einkommt, mit einem Messer die Wurzel aller seiner Leiden auszurotten. Bald wird er zum Priester geweiht, und die nun gesetzmäßige Verpflich-

tung zur Enthaltsamkeit läßt ihm seine Bemühungen, seine Anstrengungen verdoppeln. Unwillkührliche Entleerungen, durch welche die Natur in ihm sich erleichtert, scheinen ihm ein Verbrechen, und er verdammt sich, um auch diese zu unterdrücken, zu einer Lebensart, bei welcher er außerordentlich abmagert, und zu einer so unnatürlichen Aufmerksamkeit auf sich selber, daß dadurch sein Schlaf alle Augenblicke unterbrochen wird. Aber wir wollen ihn selber reden lassen:

„Ich lebte bereits einen Monat lang in dieser verdoppelten, angestrengten Aufmerksamkeit, und war im zwei und dreißigsten Jahre meines Lebens, als ich eines Morgens früh nahe daran war, in die Schlinge zu fallen, die ich so sorgfältig vermied. Rasch erwachte ich, sowohl durch die große Aufmerksamkeit auf mich, als durch das Wollustgefühl, und betrog gleichsam die Natur um eine heilsame Ausleerung. Indeß gab die zurückgehaltene Saamenflüssigkeit meiner Einbildungskraft eine Lebendigkeit, ein Feuer, wie ich es nie früher empfunden hatte. Meine Sinne bekamen eine ungemeine Schärfe, eine erstaunenswürdige Sensibilität. Nachmittags trat ich in das Gesellschaftszimmer eines befreun-

deten Hauses; ich heftete meine Blicke auf zwei Personen vom weiblichen Geschlechte, die einen so starken Eindruck auf meine Sinne und auf mein Herz machten, daß sie mir ganz erleuchtet schienen, wie wenn sie eben elektrisirt würden. Ich schrieb dies wunderbare Phänomen auf Rechnung des Teufels, und ich zog mich zurück. Die Hausfrau folgte mir, und befragte mich wegen meines plötzlichen Gehens, und es war sonderbar, daß diese Dame, jung und eben so hübsch, als jene Beiden, doch auf mich deren Eindruck nicht machte. Als ich aus dem Hause war, wurde ich zwar etwas ruhiger, aber mein ganzer Geist stand in Feuer, und als ich gegen Abend wieder einige weibliche Personen sah, empfand ich dieselben Sinnestäuschungen wieder. Am andern Morgen, als ich mich wieder zu mir zurückbegab, schien es mir, als wenn mein Wagen immer stürzte und umwürfe, und ich schrie mehreremal laut, daß meine Begleiter mir doch helfen möchten, worüber diese laut lachten. In einer kleinen Stadt, die auf meinem Wege lag, sah ich einige Weiber, und diese machten mir dasselbe Zittern, dieselben Illusionen, wie ich sie am Tage vorher empfunden hatte. Im Wirthshause reichte man

mir zu Essen, aber Brod und Wein, und Alles, was man mir gab, schien mir in Unordnung, umgestoßen und dergleichen. Ich fuhr unwillig die Gastwirthin an, als wenn sie Theil hätte an allen diesen Hexereien, und stieg wieder in meinen Wagen. Nun fing ich wieder an über meinen Zustand nachzudenken, ich bedachte meine Geistesverwirrungen, meine Abentheuer, ich dachte an so viele Heilige und Besessene, und es ward mir klar, daß auch ich unter dem Einflusse böser Geister stände, denen ich durch fleißiges Gebet, Fasten und Exorcismen zu begegnen hoffte. Indeß, als ich wieder in meiner Behausung angelangt war, wurde ich etwas ruhiger. Am andern Tage, eine halbe Stunde nach der Mahlzeit, fühlte ich aber plötzlich wieder alle meine Gliedern zittern, und dann wurde mein Körper krampfhaft wie von heftigen Anfällen von Epilepsie ergriffen. Jetzt schien es mir, als wollte sich die Weltmaschine auseinanderlösen, als wenn Himmel und Erde und alle Elemente in der gräßlichsten Verwirrung durch einander hin wütheten. Bald fühlte ich einen sehr heftigen Kopfschmerz, und es schien mir, als rollte mein Kopf umher, und ich machte, dieser Empfindung angemessen, einige höchst

lächerliche Bewegungen. Der übermäßige Kopfschmerz war von Raserei begleitet; man ließ mir zur Ader, aber dies verschlimmerte nur meinen Zustand; man badete mich, und das kühle Bad erfrischte in der That einen Augenblick meine brennenden Lebensgeister. Bald darauf aber kamen mir die schmutzigsten Bilder wieder vor die Seele; alle Schönheiten des Hofes Ludwigs des Vierzehnten wurden mir vorgeführt, denn ich bildete mir ein, daß der Gouverneur, verdrüßlich über meine halsstarrige Enthaltsamkeit, sie mir alle anbot. Ich sah diese Gestalten mir in's Bett gelegt werden, und glaubte, daß man mir Gewalt anthun wolle, ich schrie daher fürchterlich, und bekam heftige Krämpfe. Ich litt grenzenlos gräßlich in diesem Zwiespalt meiner Seele, der mich bald mit den heftigsten Begierden zu den vorgezauberten, schönen Gegenständen hinzog, bald mich eben so heftig, im Abscheu vor dem Bruche des Religionsgelübdes, davon zurückstieß. Dieser Zustand war zu gewaltsam, um lange dauern zu können; es trat wieder Ruhe ein. Nicht lange darauf kam nun wieder ein Anfall eigner Art."

„Die Exaltation, die in meinem Geiste war, wurde kriegerische Wuth, und alle die Helden

und Krieger, deren Bild mir in meiner Kindheit am meisten aufgefallen war, kamen mir wieder vor. Ich sah Kampf und Schlachten, und war bald Achill und Alexander, Pyrrhus und Heinrich der Vierte; dabei empfand ich ein reines, köstliches Vergnügen; meine Einbildungskraft war ungemein lebendig, und mit meinen Bewegungen versinnlichte ich Alles, was in mir vorging. Bald darauf sah ich siebenhundert Tyrier an einem Meeresufer an's Kreuz geschlagen, und nun bekam ich mit einemmale den gewaltigsten Abscheu vor dem Ungeheuer Alexander, in dessen Karakter ich mir bis dahin am meisten gefallen hatte. Ich schlief ein, beschäftigte mich aber sehr mit den unglücklichen Tyriern, nahm sie vom Kreuz, und flößte ihnen neues Leben ein. Sie dankten mir gerührt, und mein Auge schwamm in Thränen, mein Herz schwelgte in Freude und Genuß."

„Dieser schöne Zustand dauerte nicht lange, ich bekam einen neuen Anfall von kriegerischer Wuth, und nun war ich vorzugsweise Achilles. Ich umgürtete mich mit seinen Waffen, ich stand vor Troja, vor dem Pallast des Priamus, ich recitirte Stellen aus dem Virgil, ich schrie, focht, lief und alles mit einem

Leben, einem Feuer, daß Niemand die Lebhaftigkeit meines Geistes lange ertragen konnte. Meine Eltern, die nicht wußten, was in mir vorging, banden mir den Körper, und fesselten mir die Hände. Gott! welche Aenderung ging jetzt in mir vor! Von der Höhe, auf der ich entzückt stand, sah ich mich herab geworfen, sah meine Ketten, mein Elend! Ich schlief ein, und die furchtbarsten Bilder traten vor mich; ich sah das alte Rom aus seinen Trümmern emporsteigen, sah seine Gräber offen, sah die Skelette seiner größten Krieger mit verrosteten Waffen und in erschreckenden Gruppen Tänze vor mir aufführen, und dies Bild prägte sich mir so tief ein, daß ich lange Zeit noch meine Blicke nicht anhaltend auf eine eiserne Waffe heften konnte. Nun sah ich den Gott des Krieges, furchtbar geschmücket, und umgeben von Blut und Elend und Gemetzel. Aber ich wurde auch jetzt wieder ruhiger, und meine Eltern entfesselten mich."

„Nachts schlief ich besser, als es je bisher in meiner Krankheit der Fall gewesen war. Doch bekam ich gegen Morgen einen Traum, der einen dritten Anfall herbeiführte. Ich sah einen König, der an der Spitze einer zahlreichen Armee herbeimarschirte, um alle Pro-

testanten zu erwürgen und die Schrecken der Bartholomäusnacht zu erneuern. Ich bedauerte die unglücklichen Unschuldigen, und wollte eine Pike zu ihrer Vertheidigung ergreifen, die aus der Erde emporwuchs, als ich darüber erwachte. Ich ging in ein andres Zimmer, nahm eine Zeitung, las Jahreszahl und Datum, und rief laut aus: ja! ich will eine neue Laufbahn, von diesem Datum an, beginnen — mit jenem Enthusiasmus, zu zu dem das Bewußtsein einer großen That begeistert. Ich brannte vor Eifer, meine neue Sendung anzutreten, apostrophirte meine Pike, lief in den Garten, und war über eine Hecke gesprungen, als meine Eltern herbeieilten, und mich mit Gewalt in das Haus zurückbrachten. Auch hier noch, voll von dem Gedanken, den Protestanten beizustehen, beschäftigte ich mich mit Planen zu Festungswerken, Truppenübungen u. s. w. Während der ganzen Zeit war ich Heinrich der Vierte, hatte sein Gesicht, seinen Wuchs, seinen Ton, seinen Gang, und wenn ich es erlangen konnte, daß auch die Umstehenden mich für Heinrich den Vierten hielten, so war ich überglücklich."

„Ich siegte, und sah nun überall mich als siegenden Monarchen begrüßt. Meine Woh-

nung war in einen glänzenden Pallast verwandelt, der mit den schönsten Siegstrophäen geschmückt war, und ich fand darin alles, was Malerei, Bildhauerkunst und alle Künste des Luxus nur Schönes und Ausgesuchtes bieten können. Nun wollte ich mich auch verheirathen, und schon schien die Natur an meiner Heilung zu arbeiten. Ich sah Frauen von allen Farben und Nationen, und wählte darunter eine Anzahl aus denjenigen Völkerschaften aus, die ich besiegt hatte. Nun schien es mir, als müßte ich alle diese Weiber, je nach den verschiedenen Gesetzen ihrer Nationen, heirathen, und meine Einbildungskraft war damit auch ganz zufrieden; aber bald schien es mir wieder, daß ich dann in ein weichliches Wohlleben fallen würde, und ich faßte den Entschluß, alle diese Weiber, jede in ihr Vaterland, ziehen zu lassen, und sie nur von Zeit zu Zeit zu besuchen. Einer unter ihnen gab ich vor allen den Vorzug; sie war die Königin meines Herzens und das Bild einer jungen Dame, die ich vier Tage vor meiner Krankheit gesehen hatte. Ich drückte ihr auf die zärtlichste Weise meine Liebe aus, aber fern blieb es von mir, einen strafbaren Wunsch zu äußern. Ich hatte nie ein erotisches Buch gelesen, nie

ein Weib umarmt, ja nicht einmal je einer einen Kuß gegeben. Aller Welt erzählte ich von meiner Liebe, und wenn man sich über meine Wahl wunderte, so begriff ich nicht, wie man einen so liebenswürdigen, so reizenden, so himmlischen Gegenstand nicht lieben sollte!"

„In dieser heftigen Krankheit wurden meine Sinne so höchst reizbar, daß ich abwechselnd deshalb die größten Qualen und die größten Genüsse empfand. Das Licht schien mir zuweilen die Augen mit solchem Glanz, solcher Lebendigkeit zu treffen, daß ich es durchaus nicht ertragen konnte. Alle Farben mißfielen mir außerordentlich, bis auf das Grüne, das ich immer mit erneutem Vergnügen sah; schwarz aber war mir vorzüglich ein Gräuel. In der dunklen Nacht kamen mir tausend Bilder vor die Seele, scheußliche Ungeheuer, furchtbare Gestalten, zuweilen aber auch äußerst liebliche Scenen. Einmal sah ich mich auf diese Art ins Paradies versetzt. Auch das Gehör war auf ähnliche Weise krank, und so empfindlich, daß die leisesten Bewegungen der Luft mein Ohr mit Donnergetöse trafen. Wenn ich eine nahe Glocke schlagen hörte, so schien es mir, als schlüge sie an das Himmels=

gewölbe, und als hallten die Pole von dem furchtbaren Schlage wieder, als würden alle Planeten dadurch erschüttert. Ein andermal ließ mich mein Ohr den schönsten Genuß empfinden, dessen ein menschliches Gefühl vielleicht nur fähig ist: ich schien mit allen Muskeln und Nerven meines Körpers an die übrige Natur angekettet, und bildete mit ihr ein einziges, musikalisches Instrument, welches eine himmlische Musik belebte. Meine Mutter sagte mir, daß sie in diesem Augenblicke alle Theile meines Körpers in einem gleichmäßigen, gemessenen Takte sich bewegen gesehen habe. Auch die Sinne des Geruchs und Geschmacks waren solchen Illusionen unterworfen. Ich roch bald köstliche Wohlgerüche, bald unerträgliche Ausdünstungen, schmeckte die feinsten Essenzen, und wieder andere Dinge, die mir Ekel und Erbrechen machten. Auch der Tastsinn wurde von diesen Extremen von Lust und Schmerz ergriffen, aber er erschien zuletzt auf dem Theater." (Und hier wollen wir Blanchet in seiner Muttersprache reden lassen:) »Le rideau déjà levé, le Flambeau de la raison totalement éteint, il (der Tastsinn) vint faire le dénouement de la pièce par une catastrophe qui alarme la pudeur,

étonne la nature, et déconcerte là rèligion; nécessaire cependant et inévitable. A la suite de cette crise dont toute la honte rétombe sur la loi du célibat ou sur son législateur, je ne pus plus ignorer ni me dissimuler le principe de ma maladie, mais je vis et compris clairement, qu'elle avait été causée par l'abondance et l'effervescence de l'humeur séminale, augmentée et échauffée par ma résistance et mon opiniâtreté à réfuser à la nature de satisfaire à ses besoins.« —

Dies ist die berühmte Geschichte von Blanchet, die so oft citirt, und auf deren Autorität so oft gesündigt worden ist, weil man übermäßige Enthaltsamkeit für viel schädlicher hielt, als Ausschweifungen. Indeß darf man dies gar nicht so als ausgemacht hinnehmen. Berühmte Aerzte haben Blanchet's Geschichte ganz mit ihren Erfahrungen widersprechend gefunden, ja Andre sind noch weiter gegangen, so z. B. Blumenbach, welcher meint, die ganze abentheuerliche Historie sei eine reine Erdichtung eines geistlichen Herrn, dem sein Coelibat etwas sehr lästig gewesen. Ein andrer großer Kenner, der bekannte Markard, der so viele Jahre Brunnenarzt in Pyr=

mont war, und hier so vielfältige Gelegenheit hatte zu reichen Erfahrungen über alle möglichen Geschlechtskrankheiten, hat die Blanchet'sche Geschichte sehr kritisch untersucht und ihre Principien widerlegt. Es verlohnt sich der Mühe, nachdem wir in der obigen, ausführlichen Erzählung sehr oft gegen eine strenge Enthaltsamkeit, gewiß zur Herzstärkung mancher Leser, gesprochen haben, nun auch zu Gunsten derselben Markard's gewichtige Stimme reden zu lassen; wir bitten unsre Leser aber, nun auch die folgenden Seiten nicht zu überschlagen, wenn es ihnen hier um wahre Belehrung zu thun ist. Wir werden später sehen, wie die Wahrheit in diesem wichtigen Punkte, bei so streitenden Extremen, festzustellen sein dürfte.

„Man hat, sagt Markard, in neuern Zeiten sehr viel von den Ursachen und der Heilung der männlichen Geschlechtskrankheiten geschrieben; man hat lebhaft gegen die Laster geredet, aus denen die meisten herrühren; man hat die Krankheiten selbst definirt, und auf ein Haar, zuweilen ziemlich willkührlich, unterschieden; aber man hat verabsäumt, einen irrigen Grundsatz anzugreifen, der allem, was wider die Unkeuschheit gepredigt wird, Kraft

und Wirksamkeit benimmt. Von diesem möchte ich hier reden. Aber es läßt sich nicht davon handeln, ohne daß ich die Dinge deutsch bei ihrem Namen nenne."

„Es ist eine fast allgemeine Meinung, die man allenthalben hört, mit der Enthaltsamkeit sei es ein gefährliches Ding, und sie sei oft schädlich; es seien die Ergießungen des Saamens dem gesunden Manne eben so nothwendig, als es ihm nothwendig ist, sein Wasser zu lassen, und wenn dies unterbliebe, so könne die Gesundheit davon Schaden leiden. So was, sagt man sehr irrig, lasse sich nicht ausschwitzen, weil es doch allerdings, wenn man so reden will, ausgeschwitzt wird."

„Ich kenne gewiß manchen jungen Mann, der enthaltsam leben würde, wenn er recht überzeugt wäre, daß man es ohne Schaden sein könne, und wenn ihn nicht zuweilen der verzweifelte Gedanke plagte, es sei unnatürlich und ungesund, sich solche Vergnügen zu versagen; er könne sich dadurch Beschwerden auf den Hals ziehen, und seiner Gesundheit nachtheilig werden. Die Wollust hat für sich schon so viel Reiz, daß es nur einen Schatten von einem vernünftigen Grunde braucht, um dazu zu überreden. Wie weit die Verblen-

dung hierbei gehen könne, das sah ich einst an einem Menschen von einem erbärmlich schwachen Körper, der durch Selbstbefleckungen epileptische Zufälle litt, und doch noch immer glaubte, solche Ausleerungen seien seiner Gesundheit nothwendig, und seine Natur fordere sie schlechterdings. » Dieser Mensch sah gewisse, aus der Schwäche seines Körpers, aus seiner Reizbarkeit und lebhaften Einbildungskraft herkommende Antriebe für Beweise seiner Kräfte und für eine Stimme der Natur an.“

„Es ist mir nicht bewußt, daß weder in medicinischen Schriften, noch in solchen, die für den Unterricht und Gebrauch des Publici abgefaßt sind, diese Sache gehörig erörtert wäre; um die Wahrheit zu gestehen, es scheint mir, daß viele Aerzte nicht recht wissen, was sie hierüber glauben sollen, zumal eben einige gerade das Gegentheil von dem behaupten, was ich für wahr halte. Ich will deswegen hier umständlich davon reden, und einiges wiederholen, was ich schon darüber an andern Orten, sonderlich bei Gelegenheit des berühmten Priesters Blanchet gesagt habe, den ich hier nothwendig anführen muß. Blanchet, ein französischer Geistlicher, war, ohngeachtet seiner quälenden Begierden, aufs

strengste keusch gewesen; dieses scheint wohl gewiß zu sein. Nun verfiel er in eine Raserei; er beschreibt seine Geschichte in einem eignen Buche, das auch deutsch übersetzt ist, und er behauptet darin, diese Wuth sei von dem Saamen entstanden, der ihm nach dem Hirne gegangen. Das ist nun eine äußerst willkührliche Erklärung, die zwar Büffon dem Blanchet gelten läßt, weil sie seinem System der molécules organiques günstig ist, die aber in der That und vernünftiger Weise nicht zu rechtfertigen steht. Die Mutterwuth der Weiber (furor uterinus) ist ein Zufall, der dem seinigen völlig gleicht, der auch mit einer Begierde nach dem andern Geschlecht verbunden ist; aber die Weiber haben keinen Saamen, der ihnen das Hirn verrückt, daher ist hier blos die Einbildungskraft und ein reizbarer, in Aufruhr gebrachter Zustand der Nerven zu beschuldigen; diese allein war es auch unstreitig, was den Blanchet rasend machte."

„Sobald es wahr ist, daß ein Mann durch die blos physischen Folgen der Enthaltsamkeit um die Gesundheit kommen könne, so ist sie etwas Unnatürliches, und man muß ihr das Wort nicht reden. Aber es ist nicht wahr. Wenn die Zurückhaltung des Saamens phy-

fisch etwas schaden könnte, so sollten sich die nachtheiligen Wirkungen davon zuerst in den Saamenwerkzeugen und Behältnissen durch Ueberfüllung, Stockungen und Entzündung äußern, aber dergleichen sieht man weder bei Menschen, noch bei Thieren, und selbst Blanchet spürte nichts davon."

„Ich kenne verschiedene zuverlässige Beispiele von gesunden und jungen Männern, die in vielen Wochen, in zwei bis drei Monaten, zuverlässig gar keinen Saamen verloren hatten, die sonst wohl an mäßige Ausleerungen gewohnt waren, und die nach etlichen Monaten, die unter besondern Richtungen des Gemüths auf gewisse, dasselbe sehr beschäftigende Gegenstände, verstrichen waren, auch nicht die kleinste Spur von Beschwerden irgend einer Art daraus aus litten. Diese Beobachtungen sind unwidersprechlich wahr und richtig. Da nun aber doch bei gesunden Männern die Saamenbehältnisse in wenigen Tagen nach einer Ausleerung schon ziemlich wieder angefüllt sind, wenn auch keine Reize auf diese Theile, die aus wollüstigen Vorstellungen herkamen, diese Anfüllung beschleunigen; so darf ich wohl sagen: was in etlichen Monaten nicht Uebels daraus widerfährt, das widerfährt nie. Ich darf behaup-

ten: stockt und verdirbt nichts in so langer Zeit, so müssen Wege sein, welche diesen Saft auf andere Weise aus seinen nicht gar zu großen Gefäßen wieder hinwegführen. Ich darf aber dieses um so viel dreister sagen, weil wir vollkommen wohl begreifen, warum die gefürchtete Gefahr ein Hirngespinst sei."

„Wir wissen ja genugsam, welcher Wege sich die Natur bedient, um Säfte aus den Höhlen, worin sie behalten werden, wieder in den Umlauf zu bringen; und sollte wohl der weise Schöpfer dieses bei einer Gelegenheit versäumt haben, wo es wegen der Ordnung und zum Besten der Gesellschaft so höchst nothwendig war, und wo durch diesen Mangel der Tugend ein Riegel vorgeschoben oder gar eine Strafe zubereitet würde? Nimmermehr! Die Zergliederung zeigt deutlich, daß es in diesem Stücke gehe, wie in andern; und der berühmte Meckel hat es von den Saamenbläschen besonders gewiesen, wie sie die enthaltene Feuchtigkeit, wenn sie nicht vergossen wird, wieder den zirkulirenden Säften zuführen, und solchergestalt mit dem Blute vereinigen. Nicht allein geschieht dieses in den Saamenbläschen, sondern in der ganzen Strecke der Saamengänge und in den Hoden

selbst schon. Hieraus begreift man denn, wie einige Thiere, denen die Natur hierin weit größere Kraft gegeben hat, als dem Menschen, vornämlich die Pferde, ohne Ausleerung dieser Art doch sehr gesund und munter sind. Man sieht niemals bei den Hengsten, die man nicht decken läßt, geschwollene Geilen aus der Verhaltung des Saamens entstehen, und es erfolgt bei ihnen keine Wuth daraus, vielmehr wird das Thier dadurch munterer und kräftiger."

„Wenn wir aber auch hierüber beruhigt sind, sagen die Blanchete, und aus dem stockenden Saamen in unsern Zeugungstheilen keine Gefahr befürchten; so entsteht gerade das, was uns schreckt, nämlich der Saame geht in's Blut über, steigt in's Gehirn und macht uns toll. Freilich hat dieses noch niemand behauptet, außer dem Priester Blanchet, und niemand wird so etwas sagen, der die Natur des thierischen Körpers kennt. Schon die alten Aerzte behaupteten, daß der Saamen mit Nutzen im Leibe zurückbehalten werde, daß er den Körper stärke, munter, muthig, kühn, unternehmend und dauerhaft mache. Die Alten sahen also gerade das Gegentheil von dem, was Blanchet besorgt, und wir können uns täglich überzeugen, daß sie recht beobach-

teten. Sehen wir nicht allenthalben, daß unter den Gesunden diejenigen am gesundesten sind, die am keuschesten leben, und daß sie am spätesten alt werden?"

„Die Beobachtung der Thiere läßt hierüber keinen Zweifel zurück. In England erlaubt man niemals, daß einer von den Hengsten, die zum Wettrennen gebraucht werden, eine Stute decken darf, weil die Erfahrung zeigte, daß ihnen dieses im Rennen schadete. Und diese Thiere sind unter allen unstreitig diejenigen, welche die größte Stärke, Anstrengung, Gewalt und Schnelligkeit im Spiel ihrer Muskeln ausüben. Wer es nicht selbst gesehen hat, der begreift es kaum; und doch ist es wahr und zuverlässig, daß diese Hengste (andere Pferde braucht man dazu nicht) in einer Minute und etlichen Sekunden eine englische Meile zurücklegen, und ungefähr in etwas über fünf Minuten eine deutsche Meile. Dieses außerordentliche Vermögen eines Thieres setzt doch gewiß die höchste Vollkommenheit der Organe und der ganzen Maschine voraus. Es beweist auch, wie mir däucht, ganz unläugbar, was freilich diejenigen Engländer, die dieses Hazardspiel mit Wettrennen treiben, aus Erfahrung lange wissen, daß die größte Ent-

haltsamkeit diesen Thieren nicht nur nicht schade, sondern vielmehr sie vollkommener mache. Nur erst, wenn sie vor Alter nicht mehr laufen können, braucht man sie zur Zucht, um ihre Art zu behalten."

„Ach! wie oft sah ich jeden Sommer in Pyrmont einen betrübten Zustand des Kopfs, des Magens und des ganzen Körpers aus der Verschwendung dieses Safts, bei solchen, die gewiß heiter und gesund gewesen wären, und eine lange Jugend hätten hoffen können, wenn sie an die Keuschheit geglaubt hätten. Aber nun mußten sie nach Pyrmont kommen, um ihre arme Natur wieder ein wenig aufzurichten."

„Es ist seltsam, daß man bei so vielen Menschen, und zumal auch bei vielen Aerzten, eine Art von Hartgläubigkeit findet, die durchaus die häufige Vergießung des Saamens für ein ganz gleichgültiges Ding erklärt. Aber was kann man von einer Sache wissen, um die man sich nicht bekümmert, und wonach man nie fragt. Dieses ist wirklich der Fall mit sehr vielen Aerzten, die sich bei keiner langwierigen Krankheit, zumal junger Leute, nach diesem Umstand erkundigen; die immerhin ihre gewöhnlichen Recepte gegen den schwachen Magen, gegen Schwindel und Gedächtniß-

schwäche verschreiben, ohne sich zu bekümmern, aus welchem Grunde diese Schwachheiten eigentlich herrühren."

„Nur Aerzte, die von den gemeinen Vorurtheilen nicht eingenommen sind und die auf solche Dinge Acht geben, können wissen, wie unsäglich viele lange, drückende und quälende Krankheiten und Beschwerden ihre einzige und wahre Ursache in der, nach Verhältniß der Kräfte zum Uebermaaß befriedigten Wollust haben. Das Ehebette macht hier keine Ausnahme. Im Schooße der Ehe liegt die ganze Quelle des Elends von manchem Ehemanne, ohne daß er es argwöhnt. Sein Unglück ist, daß er eine Regel befolgen will, die Luther gegeben haben soll, und die für den kernfesten Doktor Luther leidlich sein mochte, aber nicht für ihn."

„Ich weiß es recht wohl, daß nicht der Eine wie der Andere sei, daß die Natur manches Menschen viel aushalte, und daß es einst auch einen Herkules gab. Indessen habe ich einen solchen wahren, berühmten und bekannten Herkules, dem Körper und den Kräften nach, gekannt, der von Rechtswegen neunzig Jahre gesund hätte leben müssen, der schon im sechs und vierzigsten Jahr ein kraftloser hin=

sinkender Greis war, und im acht und vierzig-
sten an Entkräftung des Leibes und der Seele
starb. Die menschlichen Kräfte sind endlich,
und ganz besonders in diesem Stücke. Wer
sagt uns auch immer, daß das schlaffe, träge,
unmännliche Wesen, das elende Aussehen, die
matten, todten Augen und tausenderlei andere
Schwachheiten bei Leuten die wir kennen, einen
andern Grund habe, als Uebermaaß in diesem
Stücke? Die häufige Ausleerung eines Saftes,
auf dessen Zubereitung die Natur offenbar
außerordentlich viel Arbeit wendet, der das
Blut seiner feinsten, geistigen und balsamischen
Theile beraubt, und die mit so großer Anstren-
gung und Erschütterung der Maschine geschieht,
kann unmöglich dem Körper ganz gleichgültig
sein. Die Gewohnheit macht hierin nicht viel
gut. Bekanntlich hält niemand besser aus,
als wer vorher enthaltsam gelebt hatte, folg-
lich nicht gewohnt war. Nicht leicht stelle sich
auch jemand zum Beispiel auf, und sage:
Mir schadet es nicht. Man sieht immer, daß
diejenigen am schwersten für ihre Ausschwei-
fungen büßen, bei denen die Folgen am läng-
sten ausbleiben; und die Ursache ist sehr be-
greiflich."

„Ich habe doch schon manchen Kranken ge-

sprochen, und darunter auch zuweilen sonderbare und seltene Fälle kennen lernen; aber noch soll der Erste kommen, der über die physischen schlimmen Folgen der Keuschheit geklagt hat. Gewiß nicht, weil es keine Keuschheit in der Welt gibt; dieses weiß ich besser: sondern weil sie keine physisch üble Folgen hat. Niemand klagte mir noch: dieser erbärmliche Zustand des Kopfs, mein elender, schwacher Magen, diese zerrütteten Nerven sind Folgen der Enthaltsamkeit, und ich zweifle auch, daß irgend ein andrer Arzt glaubwürdig eine solche Klage je gehört habe."

„Was hier angeführt ist, sind fast alles Erfahrungsgründe. Die Natur des milden Safts und ähnlicher Wirkungen des menschlichen Körpers beweist aber ebenfalls, und zur Ueberzeugung, theoretisch, die Thorheit von Blanchets Furcht. Schadet doch nicht einmal der Klapperschlange ihr fürchterliches Gift, wenn es nicht vergossen wird, sondern wieder zurück in ihr Blut geht."

„Es ist auch nicht gegründet, daß bei den Thieren eine unbändige Brunst aus dem in's Blut zurückgeführten Saamen entstehe; denn diese Brunst kommt nur zu gewissen Jahrszeiten, da doch die Absonderung des Saamens

ununterbrochen fortdauert, und durch Frühling und sanfte liebliche Luft etwas vermehrt wird. Angenehme Eindrücke der Wärme und des Frühlingsgefühls, die den Werkzeugen der Empfindung schmeicheln, sind die wahren Ursachen der aufwachenden Triebe, wenn sie ruheten; und diesen folgen natürlich, wie jedem Reize, stärkere Absonderungen, da, wo er hinwirkt. Heißes Klima reizet beständig, aber entmannet."

„Man zieht viele, aber gewiß irrige Schlüsse gegen die Enthaltsamkeit aus den freiwilligen nächtlichen Ergießungen, die der Mensch vor den Thieren voraus hat, und will daraus beweisen, daß die Entledigung von dem Saamen ein eben so nothwendiges Bedürfniß sei, als andere Ausleerungen. Eben darin, daß die Thiere diese Ergießungen nicht haben, liegt schon ein wichtiger Grund gegen die physische Nothwendigkeit derselben. Wenn man betrachtet, daß die schwächsten und der Wollust am meisten fröhnenden Menschen diesen nächtlichen Pollutionen am meisten, und oft zur völligsten Entkräftung, unterworfen sind, hingegen gesunde, die nicht etwa sehr an diese Ausleerungen gewöhnt sind, weit weniger und oft gar nicht; daß diejenigen, welche eine leb=

hafte, und auf solche Vorstellungen gerichtete Einbildungskraft haben, ihnen häufiger unterworfen sind, als solche, die weniger lebhaft sind, oder deren Gemüth von andern Gegenständen voll ist; wenn man erwägt, daß ein Gesunder niemals eine solche nächtliche Ergießung hat, ohne daß dabei wollüstige Vorstellungen oder Träume sind, so kann man fast nicht anders als annehmen, was ich schon vorlängst, und so viel ich weiß, zuerst behauptet habe: daß diese Ergießungen, in so fern sie nicht Krankheit sind, mehr für eine Wirkung der Einbildungskraft angesehen werden müssen, und mehr zu deren Bändigung dienen, als daß sie einen physischen Nutzen hätten. Und daher erklärte sich denn, warum die geilsten Thiere, wie Sperlinge und Hähne, die eingesperrt sind, hiervon nichts wissen, selbst die Affen nicht, so viel mir bekannt ist, die man doch sogar sich beflecken sieht."

„Ueberhaupt wird es nicht genug erwogen, von wie ausnehmend großem Einflusse die Einbildungskraft auf diese Dinge sei. Wie ganz gewöhnlich ist alles das blos das Werk der Einbildungskraft, was man für Naturtrieb ansieht, und aus dem Grunde zu befriedigen trachtet. Sieht man nicht so oft bei ganz

Gesunden alle Triebe dieser Art völlig und auf lange Zeit schlafen, wenn die Seele von andern Vorstellungen, die sie an sich ziehen, erfüllt ist? Hingegen der müßige Kopf, dessen Imagination freies Spiel hat, empfindet jeden Augenblick sogenannte Naturtriebe. Wer unter einer anhaltenden Aengstlichkeit, Furcht und Sorgen lebt, bei dem sind, wenn er auch das wollüstigste Temperament hat, alle solche Triebe völlig getödtet, so lange dieser Zustand dauert. Kann man dieses auch auf was anders, als auf die Einbildungskraft schieben? Denn die physischen Wirkungen gehen ihren Gang, und die Absonderungen der Säfte werden dadurch nicht unterbrochen, wie sich das genug zeigt, sobald der leidenschaftliche Zustand ein Ende hat."

„Man wird mich hoffentlich nicht beschuldigen, daß ich gewisse, in der Welt sehr nützliche und nothwendige Uebungen verschreien wolle. Auch würde man mir das größte Unrecht thun, wenn man mir aufbürdet, ich läugne die physischen Triebe und Reize aus angefüllten Saamengefäßen ab. Diese sind allerdings stark genug, und wirken bei dem Einen viel heftiger als bei dem Andern. Aber daß demungeachtet diese vermeinten physischen

Triebe zur Wollust oftmals in der Imagination sitzen, und ganz allein darin sitzen können, das beweiset endlich die bekannte Geilheit der Verschnittenen unläugbar genug, bei denen doch nun die physische Ursache ganz ausgerottet und getödtet ist."

„Ob es mir gleich nie einfallen wird, den Coelibat der römischen Geistlichen zu vertheidigen, weil er den natürlichen und rechtmäßigen Wünschen der Menschen widerstrebt, und sonderlich, weil er alle Hoffnung abschneidet, so kann ich doch niemals die physische Schädlichkeit der Enthaltung zugeben. Wer nun Lust hat, es zu versuchen, wer sein Gemüth wohl beschäftigt und den Leib übt, oder, wo es nöthig ist, ermüdet, der wird bald überzeugt werden, daß die Religion, durch das strengste Gebot der Reinigkeit, in diesem Stücke weder etwas Unmögliches, noch etwas Schädliches fordere, und daß Enthaltsamkeit keine so gefährliche Tugend ist, als man es geglaubt hat."

So wahr die meisten dieser Behauptungen, und so beherzigungswerth sie gewiß sind, so ist es doch auch gewiß, daß Markard mit etwas zu grellen Farben malte. Es fehlt, auch wenn wir Blanchet nicht ganz gelten lassen wollen, doch nicht an Beispielen, wo

bei ganz gesunden Menschen, mit lebhafter Phantasie, eine zu rigoröse Enthaltsamkeit nicht gesund war. Galen erzählt die Geschichte zweier Eheleute, die sich plötzlich die gewohnten Genüsse versagten, dadurch in einen üblen Zustand verfielen, und nur geheilt wurden, da sie das System der Enthaltsamkeit aufgaben. Tissot hat eine kräftige, vierzigjährige Wittwe gesehen, die lange Zeit das Vergnügen der physischen Liebe genossen, und es nun viele Jahre lang entbehrt hatte, und die darauf in eine so heftige Hysterie verfiel, daß sie den Gebrauch ihrer Sinne verlor. Kein Mittel konnte die Anfälle abkürzen, und nur wenn man die Sexualtheile ihr rieb, so daß ein krampfhaftes Zittern entstand, so kam sie wieder zu sich. Derselbe Arzt erzählt mehrere ähnliche Beispiele, und auch Haller und Zimmermann theilen Krankengeschichten mit denselben Verhältnissen mit. Aber in den meisten Fällen entstanden solche Zufälle doch nur, wenn die an Befriedigung bereits gewöhnte Natur wieder entwöhnt wurde. Unter solchen Verhältnissen ist der Mensch nicht das einzige Geschöpf, dem dann eine erzwungene Enthaltsamkeit nachtheilig oder gar schädlich ist; auch die übrigen

Thiere empfinden dann die Folgen des ungestillten Bedürfnisses, und von ihren Weibchen getrennt, suchen sie oft naturwidrige Befriedigung. Pfauen begatten sich mit Enten, ja der eingezwängte Trieb reißt wohl noch weiter entfernt stehende Gattungen in wilder Brust an einander, und das Leiden der Liebenden, jetzt im einsamen Käfig seufzenden Turteltaube, hat keinen andern Grund, als solche unfreiwillige Wittwen-Enthaltsamkeit!

Andre Thiere finden andre Mittel, ihren Drang zu beschwichtigen. Die schmutzige Selbstbefleckung der Affen ist berüchtigt und bekannt genug; Hunde reiben sich gegen irgend einen Körper, oder sie stoßen die Ruthe oft und wiederholt aus ihrer Scheide, um sich zu kitzeln; auch Pferde treiben zuweilen ein ähnliches Manövre, und das Kameel ist so wenig enthaltsam, daß das ungeschickte Thier sich in der Brunstzeit auf Alles wirft, was ihm vorkommt, und es so lange unter seinem Leib drückt und preßt, bis es befriedigt ist. Ja man erzählt, daß Einer von den Elephanten, die in den letzten zehn Jahren in Paris gestorben sind, seinen Körper so geschickt zu drehen wußte, daß er sich dadurch häufige Ejaculation machte, denen man sogar seinen frühen Tod zuschreibt.

Bei dem Menschen aber, der nicht, wie die Thiere, auf bloße Vegetation und Reproduktion angewiesen ist, und den ein veredelter Geist, eine höhere Vernunft meistens vor der Einwirkung der sinnlichen Triebe bewahrt, und ihn von den erotischen Gedanken abzieht, namentlich bei dem Manne, ist, wenn er nur einmal in den ersten Aufwallungen das Feuer des Geschlechtstriebes zu unterdrücken gelernt hat, und wenn er nicht durch frühere Genüsse seinen Körper an erotische Reize gewöhnt hat, dann, sagen wir, ist bei dem Manne eine strenge Enthaltsamkeit gewiß nicht so schädlich, als die Blanchete behaupten. Bei dem Weibe ist dies schon eher der Fall, und ein Weib verträgt schon seltener ohne allen Nachtheil eine strenge, vollständige Enthaltsamkeit ihr ganzes Leben hindurch.

> Alle langen Feuerhütungen schaden der Gesundheit, und wohl keine mehr, als die vestalischen.
>
> Die vestalische Hüttenkatze reißt wohl so viele Herzensschmelzerinnen weg, als die gemeine Metallschmelzer.
>
> Lichtenberg.

Und diese Sätze dürften denn nach unsern, und den Erfahrungen der berühmten Aerzte,

die wir in dieser Abhandlung citirt haben, das Resultat über diesen wichtigen Gegenstand ausmachen, das aber nun noch durch die Individualität des einzelnen Menschen sehr geändert wird. Folgern wird sich auf jeden Fall daraus lassen, daß eine strenge Enthaltsamkeit nicht naturgemäß ist, und daß es daher überall gewiß heilsamer ist, wenn man dem süßen Drange der Natur nachgibt, aber auch, wir wiederholen es, nur dann nachgibt, wenn die Natur, nicht wenn eine künstlich erhitzte Phantasie, eine verderbte, wollüstige Seele drängt; das heißt also, wenn der jugendlich kräftige Mensch den Becher der Freude, wenn er ihm dargeboten wird, mit Maaßen und bedächtig = schlürfend leert, nicht aber, wenn er ihn wild=lüstern vom heiligen Altar der Natur hinwegreißt, und ihn in viehischer Hitze hinunterstürzt. Unvermeidlich wird ihm dann der Labetrank zum zerstörenden Gift! (Vgl. Geschlechtstrieb, Unmäßigkeit, Wollust.)

Entjungferung.

Ein hochwichtiger Akt in dem großen Drama der physischen Geschlechtsliebe! So lange er nicht gespielt ist, dieser Akt, so lange ist die

Intrigue nur noch geschürzt, nicht gelöst, und auch in diesem Drama muß die Katastrophe vor sich gegangen seyn, wenn das Stück zu Ende gespielt werden soll. Ein heiliger Schauer bemächtigt sich des ernsten Beobachters und Erforschers der Natur, wenn er die Ueberschrift dieses Kapitels siehet! Von diesem Akte ist die fortdauernde Erzeugung der Menschengattung auf der Erde bedingt! Darum waren auch die meisten Völker zu allen Zeiten von dem Heiligen in der Idee der Jungfrauschaft durchdrungen, und wie die rohesten unter ihnen fast eine religiöse Feier derselben, und eigene Gebräuche und Ceremonien zu ihren Ehren ersonnen hatten, so haben die civilisirten Nationen und ihre Dichter ihrerseits mit poetischem Blicke die Erhabenheit, die Würde der Jungfrauschaft angeschaut.

Ut flos in septis secretus nascitur hortis,
Ignotus pecori, nullo contusus aratro,
Quem mulcent aurae, firmat sol, educat imber:
Multi illum pueri, multi optavere puellae;
Idem cum tenui carptus defloruit ungui
Nulli illum pueri, nullae optavere puellae,
Sic virgo dum intacta manet — —

Catullus.

Wie die Blume, die heimlich erblüht im umgitterten Garten,
Nicht von der Heerde gekannt, von keinem Pfluge zerstampfet,
Sanft von den Lüften gewiegt, von Sonn' und Regen erzogen:
Viele Knaben begehrten sie schon und Viele der Mädchen —
Aber wie sie, gepflückt mit zartem Finger, verwelket,
Und nun jetzo sie Keines begehrt der Knaben und Mädchen —
Also die Jungfrau, so lange sie unberührt — —

Nur Büffon hat bei dieser Gelegenheit einmal zeigen wollen, daß geistreiche Köpfe, auch gewaltige Paradoxen sagen können, und erklärte deßhalb die physische Jungfrauschaft für eine Narrheit. Es gibt nach ihm nur eine moralische Jungfrauschaft, und eine Mutter kann daher eben so gut Jungfrau sein, als ihre Tochter! Es ist klar, daß Büffon hier Jungfrauschaft und Reinheit des Herzens für identisch genommen hat, und allerdings ist die moralische Jungfrauschaft nichts anders als die Keuschheit (s. diesen Artikel); allein trotz seiner Autorität, werden wir doch wohl auch eine physische Jungfrauschaft statuiren müssen, die auch im Kapitel von der Entjungferung vorzüglich in Anregung kommt.

Wenn im Allgemeinen Entjungferung der Akt ist, durch welchen diese physische Jungfrauschaft (s. diesen Art.) des Mädchens vernichtet, und dadurch die Emmission des männlichen Theiles in den weiblichen Körper, folglich Befruchtung, möglich gemacht wird, so bezeichnet der Sprachgebrauch ganz eigentlich unter diesem Wort auch noch die physische Uebereinstimmung des Willens bei den Individuen beiderlei Geschlechtes in diesem Akte, dagegen eine von Seiten des Mannes erzwungene Entjungferung: Nothzucht genannt wird. (S. Jungfrauschaft.)

Wir ersparen eine kurze Belehrung über die Zeichen der unverletzten und die der verletzten Jungfrauschaft, also der Entjungferung, auf die Abhandlung: Jungfrauschaft, und wollen dafür hier mit dem Leser verschiedene Zeiten und Völker durchwandern, um ihm zu zeigen, wie die Idee der Entjungferung in ihnen auf den menschlichen Geist eingewirkt, und wie er nach dem verschiedenen Grade seiner Ausbildung durch Ceremonien und Gebräuche sich über diese Idee und ihre Wirkung auf ihn, ausgesprochen hat, welche Zusammenstellung wir für keinen unbedeutenden Beitrag zur Geschichte des menschlichen Geistes halten.

Wenn bei den Kamtschadalen ein junger Mann von seiner Schönen Zeichen ihrer Gunst, und später auch von dem Vater der jungen Dame die Erlaubniß sie zu freien erhalten hat, so berechtigt diese Erlaubniß den Bräutigam, jede Gelegenheit zu benutzen, seine Braut zu überraschen, und sich ihrer auf irgend eine Art zu bemächtigen. Da aber alle Weiber und Jungfrauen im Dorfe verpflichtet sind, eine Braut gegen die Unternehmungen ihres Liebhabers zu vertheidigen, und da jene sich sorgfältig vorsieht, daß sie mit diesem nicht allein, weder in noch außer der Wohnung zusammenkomme, so wendet der geduldige Freier oft lange und vergeblich alle List an, zu seinem Ziel zu kommen. Ueberdieß verwahrt sich die Braut sorgfältig gegen alle Angriffe, indem sie ihre engen Röcke oder Hosen mit starken Riemen befestigt und mit Fischernetzen umwindet.

Sobald nun der Bewerber einen glücklichen Zeitpunkt wahrnimmt, sein Mädchen allein, oder in der Gesellschaft weniger Gespielinnen anzutreffen, fällt er plötzlich über sie her, schneidet mit steinernen Messern Netze, Riemen und selbst die Hosen, wenn er sie nicht aufknüpfen kann, entzwei. Hierauf nimmt er sein Halsgehänge ab, und steckt solches, als ein Zeichen

seiner Eroberung, in die Hosen des Mädchens. Die junge Schöne erhebt hierbei ein lautes Geschrei; kommen andere Mädchen und Frauen hinzu, so wird ihm der Sieg sehr schwer gemacht. Sie schlagen ihn mit Fäusten, reißen ihn bei den Haaren von der Braut weg, und verwunden ihn oft so, daß ihm auf lange Zeit zu wiederholten Angriffen der Art die Lust vergeht. Ereignet sich hingegen ein solches Scharmützel nicht, oder ist er dessen ungeachtet stark genug, mit seiner Hand das non plus ultra zu erreichen, so hat er gewonnen. Die Braut selbst verkündiget diesen Triumph durch den weinerlichen Ton: Ni! ni! Alle laufen sogleich hinweg, und lassen das glückliche Paar allein. Oft erleichtert Temperament und Liebe des Mädchens ihrem Bräutigam den Sieg; doch darf jener nie, der weiblichen Ehre wegen, ohne allen Widerstand zum Ziel gelangen.

Man hat aber auch Beispiele, daß Jünglinge sieben Jahre hindurch gekämpft haben, und fast ganz zu Krüppeln geworden sind, und doch ihre Geliebte nicht errungen haben. Die Kamtschadalinnen sind übrigens in den Geheimnissen der Venus Pandemos gar nicht unerfahren; sie geben sich ihren jungen

Männern nie auf einmal ganz hin; stufenweise müssen sie immer weiter zu kommen suchen, immer feuriger werden, um durch Verlängerung des Genusses, durch längere Züge aus dem Zauberbecher der Wollust, die unersättliche Liebeskraft ihrer Weiber zu befriedigen. Bei den Esthen ist die Braut bei der Ankunft ihres Bräutigams versteckt, und mit einem Gürtel umgeben. Sie wird aufgesucht, und alsdann fängt sogleich das Tanzen an. Hierauf setzt man sich zu Tische und speist Suppe, Fleisch und Braten. Die Braut wird mit einer wollenen Decke, die ihr auch schon nach der Trauung auf das Gesicht gelegt wurde, verhüllt, und der sogenannte Brautvater steckt ihr einige Bissen unter der Decke in den Mund. Nach dem Essen tritt der Bräutigam seinen und der Braut Löffel in Stücken, wahrscheinlich um einer zu befürchtenden Zauberei vorzubeugen. Nachdem nun die ganze Nacht mit Tanzen, Schmausen und Trinken zugebracht worden, wird die Braut gegen Morgen in einem feierlichen Zug in das Haus des Bräutigams geführt. Sie hat ihren Bruder oder unter dessen Namen einen Fremden zum Fuhrmann. Ihr Kasten und einige gefüllte Trinkgeschirre, zuweilen auch ihre Aeltern,

folgen der Gesellschaft. Sobald sie in des Bräutigams Hause ankommt, wird sie gehaubet. Bei dieser Ceremonie muß sie sich auf ihres Bruders Schoos setzen. Der Bräutigam, der Bräutigamsvater und der Herold tanzen mit aufgehobenem Degen um sie herum. Man wirft ihr ein Kind in den Schoos, dem sie ein Paar Strümpfe schenken muß. Eine Mannsperson bindet ihr eine Schürze vor, und reicht ihr für diese Ehre ein Geschenk an Geld. Alsdann setzt ihr eine der vornehmsten Weiber mit Beihülfe anderer die lange Haube auf, nebst den dazu gehörigen Tüchern, und gibt ihr einen Backenstreich. Die Singweiber lassen ihre Hochzeitlieder aus vollem Halse erschallen. Die Braut gibt jedem Gaste ein Stückchen Butterbrod, darauf wird gegessen und getanzt. Am Abend theilt die Braut an jeden Gast durch den Bräutigamsvater Geschenke aus, die in einem Korbe aufgetragen werden. Sie bestehen in Hemden, Gurten, Strümpfen und Handschuhen.

Endlich bringt man das neue Paar zur Feier der Brautnacht in den Viehstall, wo die Frau beim Aufstehen ein Geschenk auf ihrem Lager hinterlassen muß. Ein Gleiches geschieht, wenn sie am Morgen im Hause

herumgeführt wird, und zum erstenmal als Frau den Ofen fegt. In gewissen Gegenden wird am Morgen nach der Brautnacht dem jungen Weibe das Haar abgeschnitten, und ihr ein besonderes Band vor die Stirne gebunden, woran Geld oder Zahlpfennige hängen; dieses darf sie ein Jahr tragen. Bemerkt man den Ehestandssegen zu früh bei ihr, so wird ihr dieser Schmuck genommen. —

Ehemals bestand in Rußland die Vollziehung der Hochzeit in der wirklichen Feier der Umarmung; die Verlobten begaben sich bei hellem Tage in die Brautkammer; vor derselben stand ein Bedienter, der durch ein Zeichen den Augenblick der Hochzeit verkündigen mußte, um denselben mit Trompeten und Pauken zu feiern.

Bei den Tatarn in Sibirien versammeln sich die zur Hochzeit geladenen Gäste in dem dazu bestimmten Hause. In dem Zimmer der Braut wechselt Musik mit muntern Hochzeitliedern. Das Trinken wird dabei nicht vergessen. Sind die Gäste beisammen, so führen die Verwandten der Braut den Bräutigam in den Hof, den er dreimal umgehen muß; kommt er bei dem Zimmer der Braut vorbei, so wirft man ein Stückchen von Tuch

zum Fenster heraus, worüber das Volk unter lautem Jubel herfällt. Hierauf begibt sich der Bräutigam in das Zimmer, worin der Priester ist; dieser fragt ihn, ob er die Person zur Ehe verlange. Alsdann schickt man zur Braut, und läßt eben dieselbe Frage an sie thun. Haben sie nun beiderseits mit Ja geantwortet, und auch die Eltern ihre Einwilligung gegeben, so erklärt der Priester dem Bräutigam die im Lande üblichen Ehegesetze, von denen die Pflicht, ohne Bewilligung der ersten Frau nicht noch eine andere zu nehmen, ein Hauptartikel ist. Darauf segnet er das junge Paar ein, und endigt diese Ceremonie mit einem lauten Gelächter, worin alle Umstehende mit einstimmen. Den Tag nach der Hochzeit versammeln sich bei der Neuvermählten ihre Verwandten und Freundinnen, und beklagen den Verlust eines Gutes — das ja erst durch den Verlust ein Gut wird!

Ein Spiel, wo man verliert, um zu gewinnen.
Shakespeare.

Wenn sich am Abend ein junges türkisches Paar in die Brautkammer begeben hat, so kleidet der Bräutigam die Braut aus. Zur Keuschheit einer türkischen Braut gehört vor-

züglich die Sorgfalt, ihren Leibgürtel mit einer Menge Knoten zu befestigen. Diese löset der Bräutigam auf, während die Braut ein andächtiges Gebet verrichtet. Da jene mühsame Arbeit oft eine stundenlange Beschäftigung ist, so läßt es sich denken, welche Probe dies für die Geduld des Bräutigams und die Andacht der Braut sein muß. Den Tag nach der Hochzeit erscheinen die jungen Hochzeitsgäste wieder bei den Neuvermählten. Findet sich, daß der Mann mit der unentweihten körperlichen Keuschheit seiner Braut zufrieden ist, so werden die hochzeitlichen Feierlichkeiten verdoppelt. Hat der Mann hingegen keine Merkmale der unbefleckten Keuschheit gefunden, so wird die Braut mit Schimpf behandelt, und ihren Eltern wieder zurückgeschickt. Die Rache dieser geht oft so weit, daß sie wegen solcher auf sie zurückfallenden Schande ihre Tochter auf der Stelle ermorden.

Die Perser haben, wie die Türken, dreierlei Arten von Ehen, welche von den Gesetzen begünstiget werden. Sie heirathen nämlich entweder förmlich, oder miethen eine Frau auf eine gewisse Zeit, oder sie verbinden sich mit Sklavinnen. Die Braut wird des Nachts unter einer rauschenden Musik, ganz verschleiert,

und von zwei Frauen und Verschnittenen begleitet, in das Haus des Bräutigams geschickt. Eine Stunde nach ihrer Ankunft führen sie zwei Matronen in das Schlafgemach, ziehen sie aus, und legen sie in das Bette. Bald hierauf erscheint der Bräutigam, von Verschnittenen oder alten Weibern begleitet, und erblickt nun seine Verlobte zum erstenmal, da bis dahin die Perserinnen sich vor keinem Mann sehen lassen dürfen.

Bei den herumstreifenden Arabern, den Beduinen, herrschen andere, seltsame Gebräuche. Nach geschlossenem Ehevertrage wird die Braut von Weibern in das Bad geführt, wo sie dieselbe waschen, ihre Haare salben und ihr die besten Kleider anziehen. Dann wird sie auf ein mit Decken, Blumen und Zweigen geschmücktes Pferd oder Kameel gesetzt, und mit Musik in das Zelt gebracht, wo die Hochzeit gefeiert werden soll. Die Mannspersonen begleiten ihrer Seits den Bräutigam auch in das Bad, ziehen ihn auf das Beste an, und führen ihn zu Pferde in einem feierlichen Zuge wieder zurück. Die Männer machen sich bei dem Bräutigam, die Weiber bei der Braut lustig; diese tanzen, singen, spielen auf kleinen Trommeln, und sagen der Braut über

ihre Schönheit und Verdienste tausend Schmeicheleien. Hierauf beten alle und bitten Gott, daß er die Eheleute vor den Augen des Neids, d. h. vor Bezauberung, welche böse Leute an ihnen ausüben möchten, bewahren wolle. Wenn es Abend wird, bringt man die Braut zu ihrem Manne, der sie in einem besondern Zelte allein und sitzend erwartet. Sie sagen einander nichts; die Weiber aber machen dem Bräutigam ein Kompliment der mit einer ernsthaften Miene sitzen bleibt, kein Wort spricht, und sich nicht eher beweget, als bis die Braut vor ihm niederkniet, da er ihr dann ein Stück Gold oder Silber auf die Stirne legt. Diese Ceremonie wird an demselben Abend dreimal wiederholt, und jedesmal verändert die Braut ihre Kleider. So oft sie dem Bräutigam vorgeführt wird, empfängt er sie auf gleiche Art, und mit eben der Ernsthaftigkeit. Bei dem drittenmal, da ihm die Braut vorgeführt wird, steht der Bräutigam auf, umarmt sie, und trägt sie in das Zelt, wo sie schlafen wollen. Hier bleiben sie etwa eine Viertelstunde allein, und opfern die Erstlinge ihrer Liebe; hernach waschen sie sich beiderseits mit kaltem Wasser, und kleiden sich um. Die junge Frau begibt sich wieder

zu den andern Weibern, der junge Mann aber zu seiner Gesellschaft, und zeigt daselbst die Beweise der unbefleckt gewesenen körperlichen Reinigkeit seiner Braut. Jedermann wünscht ihm Glück, und man bringt den Rest der Nacht vergnügt zu.

Unter allen Nationen ist vielleicht keine, bei denen die eheliche Verbindung für eine wichtigere Handlung gehalten würde, als bei den Hindus; diese sind so sehr überzeugt, daß ihnen die Götter, nur der Fortpflanzung ihres Geschlechts wegen, das Dasein gegeben haben, daß sie die Unfruchtbarkeit als das größte Unglück ansehen. Sie verheirathen sich oft von Neuem, bis sie eine männliche Nachkommenschaft erzielen; und wenn alle ihre Weiber unfruchtbar sind, so adoptiren sie einen Knaben aus ihrer nächsten Verwandtschaft, damit Jemand da ist, der die kindlichen Pflichten bei ihrem Leichenfest an den Tag legen könne. Dies ist der mächtige Beweggrund, sich eine zahlreiche Nachkommenschaft zu wünschen, der unter allen Nationen ihnen nur allein eigen ist. So wie viele andere morgenländische Völker, verbinden sie mit der unbefleckten körperlichen Reinheit der Jungfrauen den höchsten Werth. Sie knüpfen schon das Band der

Ehe mit Mädchen, die noch lange nicht die Jahre der Reife erlangt haben; sie verachten die mannbaren Jungfrauen, weil sie von ihrer noch unentweihten Keuschheit keine völlige Sicherheit haben zu können glauben. Wenn es aber einem Mädchen zur Schande gereicht, vor ihrer Mannbarkeit noch unverheirathet zu sein, so ist es gleichwohl keine für einen Mann, der in einem Alter noch zur Ehe schreitet, wo er seine Zeugungskraft schon verloren hat; daher sieht man nicht selten sechzigjährige Greise, die sich mit Mädchen von vier Jahren verbinden.

Wenn nun der Tag der Hochzeit bestimmt ist, so fängt man an, den Kal in dem Hofe der Wohnung der Braut oder des Bräutigams zu pflanzen, d. h. einen Pfahl von dem Zelt in die Erde zu setzen, welches hier aufgerichtet wird. Die Freundinnen bringen den Verlobten Betel zum Geschenk, und sitzen unter einem Dach. In der Mitte des Hofes errichtet man einen steinernen Pollear, so heißt der Gott der Ehen, der mit einem Elephantenkopf und einem dicken Bauch vorgestellt wird. Die Braminen opfern ihm Kokosnüsse, Bananen und Betel, und bitten ihn, durch seinen Schutz die Heirath zu begünstigen. Hierauf

wird ein Ast von einem dem Ehestand geheiligten Baume in die Erde gesteckt; der Kal wird in einer Ecke des Hofs errichtet; sobald aber das Zelt aufgeführt wird, entfernt man den Pollear. Unter dem Zelt werden alle Feierlichkeiten der Hochzeit vollzogen. Man bringt vor dem Hause Verzierungen und Gemälde an, worauf zuweilen die Geschichte des nicht sehr züchtigen Gottes Guichena zu sehen ist. Täglich erscheinen die Tänzerinnen, um die Verlobten durch ihre Ballets, und durch auf ihre Verbindung abgefaßte Hochzeitlieder zu ergötzen. Am Morgen und Abend reiben sich dieselben in dem Innern des Gezelts mit Beeren von einer der Ehe geweihten Pflanze. Reiche Leute lassen am Abend das junge Paar in prächtigen Palankins auf den Straßen und Spaziergängen beim Glanze zahlreicher Lichter herumtragen, von Musik, von tanzenden und singenden Bajaderen, den reich geschmückten Kindern der Verwandten und Freunde, von Elephanten, Kameelen und Pferden &c. begleitet. In diesem feierlichen Zug führt man den Bräutigam in die Wohnung der Braut. Wenn er in die Thüre tritt, wird er auf eine gewisse Art entzaubert, denn die Indier glauben, daß boshafte Blicke

neidischer Menschen die verderblichsten Folgen über andere bringen können. Am Tage der Vermählung selbst, die bei den Brautleuten in einer Ecke des innern Gezelts vor sich geht, stellt man viele mit Wasser angefüllte Krüge in einen Kreis vor sie hin. Unter diesen sind zwei größere, die zunächst bei dem Brautpaar stehen. Mitten im Kreise ist ein kleines hölzernes Gerüste. Eine Menge kleiner brennender Lampen, den Gott des Feuers vorzustellen, nehmen den übrigen Raum ein. Nun fangen die Braminen ihre Gebete an, mit denen sie den Gott und die oberste Göttin in die zwei größeren Krüge herabzusteigen bitten, nämlich den Schiwen und Parwadi, wenn die verheirathende Familie von der Secte dieser Götter ist. In die kleineren Krüge laden sie die Untergottheiten ein.

Nach vielen Ceremonien schwört der neue Ehemann vor dem Feuer in Gegenwart der Braminen, daß er für seine Braut sorgen wolle. Er faßt sie darauf beim kleinen Finger der rechten Hand, und führt sie in dieser Stellung dreimal um das hölzerne Gerüst herum, neben dem ein flacher Stein steht, worauf man die Gewürze zerreibt. Wenn sie zu diesem Stein kommen, nimmt der Mann

einen Fuß seines Weibes, und stellt ihn auf diesen Stein, um sie an ihre künftige Schuldigkeit zu erinnern, für das Hauswesen zu sorgen. Oben auf dem Zelt ist eine Oeffnung angebracht, durch die man gegen den Himmel sehen kann. Wenn sie unter diese Oeffnung zu stehen kommen, ruft der Bramine dem neuverheiratheten Weibe zu: Betrachtet die Arindody (eine wegen ihrer Klugheit und Tugend sehr geehrte Heilige) und folget ihrem Beispiel! das Weib sieht in die Höhe und geht weiter.

Die Weiber vom Hause bringen nun mit rothem Palmzucker vermischte Milch und Bananen, die sie den Neuvermählten verehren, welche auch davon etwas Weniges kosten müssen. Die übrige Zeit des Tags wird mit verschiedenen Ergötzlichkeiten zugebracht. Am Abend lassen sich die beiden Eheleute in einem Palankin auf öffentlichen Spaziergängen von dem prunkreichsten Gefolge begleitet, herumtragen. Sobald die Vermählte die Jahre der Mannbarkeit erreicht, stellt man neue Opfer an, und wiederholt beinahe die nämlichen Feierlichkeiten, wie am Hochzeitfeste. Man erhält von Jedermann neue Glückwünsche und ladet seine Verwandten zu Gast. Diese

Feierlichkeit heißt die kleine Hochzeit oder die zweite Hochzeit. Die erste Schwangerschaft ist ein Anlaß zu einem neuen Fest, den Göttern für das geschenkte Kind zu danken. Im siebenten Monat der Schwangerschaft dankt man abermals den Göttern auf das feierlichste für den der Leibesfrucht bisher gewährten Schutz. Der Geburtstag ist vollends ein Tag der höchsten Freude und Dankbarkeit. Die Frau darf nie bei ihrem Manne schlafen, außer wenn es ihr die Schwiegermutter bewilliget, und selbst dann muß sie sich ganz unbemerkt in seine Schlafkammer schleichen. Wahrscheinlich will man hierdurch den unmäßigen Genuß der Liebe bei den Neuvermählten verhüten, oder vielleicht glaubt man auch, das Weib empfange desto leichter, wenn sie die Umarmung ihres Mannes nur verstohlnerweise genieße. Sobald sie aber einmal Mütter sind, haben sie hierin eine uneingeschränkte Freiheit. —

In Macassar führt man das Brautpaar in eine dunkle Kammer, worin nur eine kleine Lampe in einem Winkel brennt. Hier werden sie drei Tage und drei Nächte allein gelassen, ohne daß sie heraus noch andere hineingehen dürfen. An der Thüre steht eine alte Frau,

welche ihnen dasjenige, was sie nöthig haben, reichen muß. Damit sie unter keinem Vorwand herausgehen dürfen, befindet sich zur Entledigung der natürlichsten Bedürfnisse in der Kammer ein kleines Kabinetchen.

Auf den Philippinen, wo man nur entjungferte Mädchen heirathet, und wo, ehe die Spanier in's Land kamen, das Geschäft der Entjungferung ein öffentliches Amt war, sind die Heirathen mit unmäßigen Kosten verknüpft. Zuerst muß der Heirathslustige die Erlaubniß bezahlen, daß er zu seiner Geliebten in das Haus gehen darf, dies heißt Passava; hierauf erlegt er das Patignog, und darf mit ihr sprechen; alsdann folgt das Passalog, für die Erlaubniß mit ihr zu essen und zu trinken, und endlich zahlt er den Eltern für die Freiheit, bei ihr zu schlafen, das Ghina-puang, welches nach Stand und Vermögen bestimmt wird. —

Auch im Königreiche Pegu überlassen wenigstens die Vornehmen die Feier der Brautnacht einem Andern, als ein sehr mühsames Geschäft, und bezahlen ihn dafür.

Wenn in Bantam der Bräutigam mit feierlichem Geleite durch die Stadt geführt und hierauf das Gastmahl geendiget worden

ist, so wird das junge Paar von den Anwesenden unter ein mit Vorhängen umgebenes Dach geführt, um hier die Brautnacht zu feiern.

Eine chinesische Braut wird nach monatelangem Fasten und Ceremonien endlich von ihrer Schwiegermutter in das für sie und ihren Bräutigam bestimmte Zimmer geführt. Dieses Zimmer wird als heilig angesehen. Keiner Mannsperson wird der Eingang in dasselbe verstattet. Weder der Schwiegervater, noch des Bräutigams Brüder dürfen dasselbe betreten. Nach Verlauf eines Monats reiset die junge Frau auf eine Zeit lang zu ihrem Vater zurück, welche Reise die Wiederkehr zur Ruhe genannt wird. —

In der Bucharei sehen sich die Verlobten während der Hochzeitceremonie gar nicht; der Jüngling begibt sich unentkleidet und in Gegenwart vieler Matronen zur Braut in's Bette; er darf aber nur einen Augenblick darin verweilen. Diese Farce wird drei Tage wiederholt; in der dritten Nacht endlich genießt er die Rechte des Ehestandes.

Gegen Mädchen, an denen man außer der Ehe Zeichen wahrnimmt, daß sie der Liebesgöttin gehuldigt haben, sind die Sineser sehr unbarmherzig; sie werden auf den öffentlichen

Markt geführt und an den Meistbietenden zur ewigen Sklaverei verkauft. —

Im Königreiche Japan erhebt sich am frühen Morgen die zum Hochzeitfeste gebetene Gesellschaft und holt die Verlobten ab. Braut und Bräutigam besteigen jedes seinen besondern Wagen, der mit vier Ochsen bespannt ist. Der Zug geht vor die Stadt und ist mit Musik begleitet. Die Hochzeit selbst wird auf einem Hügel gefeiert. Wenn beide bei dem Hügel auf verschiedenem Wege angekommen sind, so gehen sie, die Verwandten und Musikanten, alle auf verschiedenen Seiten den Hügel hinan. Auf demselben nehmen die Verwandten ihren Platz, zwei und zwei, unter einem von Bedienten gehaltenen Sonnenschirm hinter der Braut; die Musikanten stellen und lagern sich hinter dem Bräutigam; einige spielen auf Instrumenten, andere schlagen auf messingene Kugeln, die an zwei Stücken Holz mit Ketten hängen, und noch andere tanzen nach dieser seltsamen Musik. Die feierliche Verbindung oder die Trauung geschieht in einem Zelte, welches auf dem Hügel errichtet ist. Die Form desselben ist achteckig. Ueber demselben erheben sich Pyramiden, welche zur Bedeckung dienen. Die äußern

Wände des Gezelts sind mit in Oel getränktem Papier überzogen, die innern mit reichen Stoffen ausgeschlagen. In der Mitte des Zelts befindet sich ein schön geschmückter Altar; auf demselben steht das Bild des Gottes der Ehe. Er ist mit einem Hundskopf abgebildet, um Treue und Wachsamkeit, gleich wichtige Eigenschaften im Ehestande, anzuzeigen. Der Götze breitet seine Arme auseinander, und hält, die Festigkeit des Ehestandes anzudeuten, in den Händen einen messingenen Draht. Vor dem Altar steht ein Priester, an beiden Seiten das Brautpaar, die Braut zur Rechten und der Bräutigam zur Linken. (Die linke Hand hat bei diesen Nationen den Vorzug.) Jedes hält, nach altgriechischer und römischer Sitte, eine Hochzeitfackel in der Hand. Während der Priester einige Gebete hermurmelt, steckt die Braut ihre Fackel an einer Lampe an, hierauf der Bräutigam die seinige an der Fackel der Braut. Der Priester ertheilt ihnen seinen Segen; alle Umstehende erheben ein Freudengeschrei, singen Hochzeitlieder, und bringen den Neuvermählten ihre Glückwünsche dar. Unterdessen die Ceremonieen auf dem Hügel vor sich gehen, beschäftigt sich ein Theil der am Fuße desselben

gebliebenen Hochzeitgäste mit andern durch die Gewohnheit geheiligten Gebräuchen. Einige werfen die Puppen und dergleichen Gegenstände der jugendlichen Spiele der Braut in's Feuer; andere haben ein Spinnrad und einen Rocken in den Händen, und machen damit verschiedene Wendungen, um anzudeuten, daß die Neuvermählte die scherzenden Spiele der Kinder mit den ernsthaften Geschäften einer Hausfrau vertausche. Zum Beschluß opfern die Priester am Fuße des Hügels zwei siamische Ochsen und einige Hammel dem Heirathsgotte. Hierauf führt man die Braut wieder zurück, und begleitet sie unter dem jauchzenden Zurufen und Glückwünschen des Volks in die Wohnung des Bräutigams. Jünglinge und Mädchen mit Blumenkränzen geschmückt, pflanzen Fahnen auf den Gipfel des Hauses, und bestreuen mit Blumen alle Zimmer. Das Fest dauert gewöhnlich acht Tage und verursacht ungeheure Kosten. —

Bei den Mauren wird der Bräutigam in die ganz finstre Kammer seiner Braut begleitet. Wenn das Brautpaar aber von Stande ist, so findet sie der Bräutigam auf einem seidenen oder sammtenen Polster hinter einem kleinen Tische sitzen, auf dem zwei Wachslichter bren-

nen, mit den Händen vor den Augen. — Auf ein gegebenes Zeichen wird die Thür wieder geöffnet, und zweien Abduln, welche erwartungsvoll vor derselben stehen, wird das Tuch mit den mosaischen Zeichen des verlornen jungfräulichen Zustandes überreicht, worüber sie sogleich ein Dokument abfassen, welches dem Vater der Braut überliefert wird. Einige Weiber nehmen dieses Tuch in Empfang, und bringen es unter Freudengeschrei und unter Trommeln nach dem Hause des Vaters, wo es nebst dem schriftlichen Dokument, zum Beweis bei einer etwa von dem Bräutigam zu erhebenden Klage, als eine heilige Urkunde in Verwahrung niedergelegt wird. Bei der Eröffnung der Thür erlangt der Bräutigam erst das Recht, seine Braut zum erstenmal zu sehen, und er muß nun mit ihr zufrieden seyn, es wäre denn, daß jener Beweis ihrer unbefleckten Keuschheit gefehlt hätte, in welchem Fall er sie sogleich verstoßen darf, und der Vater derselben verbunden ist, die Mitgabe und Alles, was der Bräutigam auf dieselbe verwandt hat, zurück zu geben. Die Braut darf in den ersten acht Monaten nicht aus dem Hause gehen; dem Mann steht solches aber schon nach den ersten acht Tagen frei. Wäh-

rend dieser Zeit wird er von seinen Freunden und Verwandten im Scherz für einen König angesehen, der Urtheile sprechen und Strafen auflegen kann. Seitdem aber Mulei Abd Allah einst an einem Tage acht dergleichen Bräutigams- oder Bohnenkönige an die Schwänze von Mauleseln binden, und sie so lange auf den Straßen umherschleifen ließ, bis sie den Geist aufgaben, verfährt man sehr vorsichtig mit der Königswürde. —

Wenn die Braut bei den Negern in Senegambien sich für eine unentehrte Jungfrau ausgibt (Jungfrauen gibt es aber hier selten), so wird ein weißes Tuch auf das Brautbette gelegt, wozu? wird man leicht errathen. Findet man nach dem ersten Opfer der Liebe das Erwartete, so wird mit dem Tuche um das ganze Dorf ein feierlicher Zug gehalten, wobei sich die Quirioten einfinden, die das Lob der Schönen in hochzeitlichen Liedern besingen. Jannequin erzählt, daß sie der Mann von den Aeltern nackend empfängt, und mit ihr zu dem Priester oder Marbuten geht, der sie unter allerlei Ceremonien ein wenig Band verschlucken läßt, und ihnen dann befiehlt, ihre Heirath diese Nacht zu vollziehen. Die Braut wird auf ein weißes Ziegenfell gelegt, und

wenn den folgenden Morgen die Zeichen der Jungfrauschaft nicht darauf gefunden werden, so wird sie von dem Manne verstoßen. Daher sind denn auch die Jungfrauen der Schwarzen in diesem Punkte so gewissenhaft, daß sie lieber sterben, als sich den Schatz ihrer jungfräulichen Ehre vor der Heirath rauben lassen. Doch sind die betrogenen Männer an dem Gambia sehr duldsam; sie würden sich großem Aergernisse aussetzen, wenn sie die in der Brautnacht gemachte unangenehme Entdeckung verbreiten wollten.

Bei den Negern auf Sierraleona stellt der Bräutigam am Tage der Hochzeit in eine gewisse Entfernung mit Getränken und Erfrischungen versehene Leute an den Weg hin, auf dem man die Braut erwartet. Sobald der Zug die Stadt erreicht hat, hält er stille, um sich mit des Bräutigams Gesandtschaft zu vereinigen; der ganze Troß bezeugt seine Freude durch Schießen, Jauchzen, Singen und Schreien, wobei das Trinken nicht vergessen wird. Die Braut ist mit einem Tuche bedeckt, und darf sich vor Vollziehung der Heirath von keiner Mannsperson sehen lassen. Ein altes Weib nimmt sie auf den Rücken, und schleppt sie unter dem Jauchzen und Lärmen ihrer Begleiter

in die Wohnung des Bräutigams. Der Weg, den das alte Weib mit ihrer Bürde betritt, ist mit Matten belegt, damit ihre heiligen Füße die Erde nicht berühren.

Abends begibt sich der Bräutigam mit der Braut in die Brautkammer, und löset ihr den Gürtel. Glaubt er an ihrer Keuschheit zweifeln zu dürfen, so verläßt er sie auf der Stelle wieder. Sobald dieß ihre Verwandten erfahren, entfernen sie sich schreiend und heulend vor Beschämung. Ist er aber mit ihr zufrieden, so bleibt er die ganze Nacht über bei ihr. Ihre Verwandten freuen sich dieses Triumphes, und ziehen mit dem ehrenvollen Zeichen ihrer Jungfrauschaft im wilden Taumel durch die Straßen der Stadt. —

Die Gewohnheiten und Formalitäten der Neger bei ihren Heirathen sind zwar längs der Goldküste in Guinea in einigen Umständen verschieden, in der Hauptsache aber einerlei. Ihre Hochzeiten sind mit sehr wenigen Ceremonieen verbunden. Wenn ein junger Mann im Stande ist, sein Brod zu verdienen, so sucht er entweder selbst, oder sein Vater eine Frau für ihn. Sind die jungen Leute mit einander einig, so spricht der Vater des Bräutigams mit den Eltern der Braut, und kommt mit

ihnen überein, was sie für dieselbe haben wollen. Sobald dieser Punkt berichtigt ist, wird ein Fetischier geholt, um den Eid abzulegen zu lassen. Die Braut schwört, ihren Mann zu lieben und ihm getreu zu sein; der Bräutigam schwört auch, sein zukünftiges Weib zu lieben; den Punkt der Treue übergeht er aber. Nach dieser Ceremonie beschenken die Eltern von beiden Seiten einander, und bringen den Tag mit Schmausen und Lustbarkeiten zu. Auf den Abend führt der Mann seine Braut, in Begleitung einiger Frauenspersonen, welche ihr die erste ganze Woche Gesellschaft leisten, nach Hause, um der neuen Verbindung das Siegel aufzudrücken. Müller sagt, während der ersten sieben Nächte müsse ein Mädchen von sieben bis acht Jahren zwischen den Neuvermählten liegen, um zu verhindern, daß sie während der Zeit einander berühren. Es ist auf der Goldküste nicht selten, daß Mädchen vor ihrer Mannbarkeit sich verheirathen. In diesem Falle kommen die beiderseitigen Verwandten in dem väterlichen Hause der Braut zusammen und machen sich lustig. Abends wird die Braut in des Bräutigams Haus geführt, und daselbst in des Ehemanns Bette zwischen zwei Weiber gelegt, um eben zu ver-

hindern, daß er sie berühre. Diese Ceremonie wird drei Nächte hinter einander wiederholt, worauf sie der Mann ihren Eltern wieder zurückschickt, um daselbst bis zu ihrer Mannbarkeit zu verbleiben. Wenn nun dieser Zeitpunkt kommt, so wird die Ehe vollzogen, und der Bräutigam muß jeder der jungen Weibspersonen, die die Braut nach Hause begleitet hatten, einen Akki (den sechszehenten Theil von einer Unze) Gold geben. Es heirathet hier jeder so viel Weiber, als er ernähren kann, doch beläuft sich die Zahl derselben, außer den Beischläferinnen, selten über zwanzig, und wenn Jemand so viel nimmt, so geschieht es blos, um für groß und reich angesehen zu werden.

Die Priester und Priesterinnen der großen Schlange zu Fidah (die wahrscheinlich als eine wohlthätige Würgerin anderer dem Feldbau schädlicher Thiere ursprünglich vergöttert wird) spielen eine merkwürdige Rolle bei diesem Volke. Unter der Maske der Religion durchstreifen die Priesterinnen wie begeisterte Furien das ganze Land, und holen die schönsten Mädchen zusammen, um sie dem ehrenvollen Dienste ihrer Gottheit zu weihen. Sie bringen solche in Wohnungen — die unsern Nonnenklöstern

gleichen, und heiligen sie der Schlange, indem
sie solche tetauiren, d. h. ihnen Figuren von
Blumen, Thieren und besonders von Schlan-
gen in den Leib schneiden. Unter den fürch-
terlichsten Drohungen müssen die Eingeweihten
die Sage verbreiten, die große Schlange selbst
habe sie mit den Mahlen bezeichnet, und ihre
Eltern müssen diese Ehre und die Kosten ihres
Unterhalts in dem Schlangenhause den Prie-
sterinnen theuer bezahlen. Diesen Gewinn
theilen sie mit den Priestern. Die jungen
Priesterinnen bleiben dann bei ihren Eltern
und gehen von Zeit zu Zeit in das Haus, wo
sie eingeweihet worden sind, um die Tänze und
Gesänge, die sie zu Ehren der Schlange gelernt
haben, zu wiederholen. Sobald sie mannbar
sind, nämlich in ihrem vierzehnten oder fünf-
zehnten Jahre, wird die Feier ihrer Verehe-
lichung mit der großen Schlange vollzogen.
Sie werden mit Ceremonieen in den Tempel
der großen Schlange geführt; hier steigen bei
Nacht zwei oder drei auf einmal in eine ge-
wölbte Grube hinab, worin sich, wie man sagt,
zwei oder drei Schlangen, als Anwälte
der großen Schlange, befinden. Wenn sie
darin sind, tanzen und singen die Priesterinnen
und ihre Gefährtinnen nach dem Klange von

Instrumenten um den Ort herum, doch aber in solcher Entfernung, daß sie nicht hören können, was vorgeht. Nach Verlauf einer Stunde werden sie wieder herausgerufen, und dann als Frauen der großen Schlange betrachtet. — Selbst die Klügeren der Nation vermuthen, diese Stellvertreter der großen Schlange möchten wohl andere Wesen sein, die zu einem Beilager mit jungen Negerinnen weit mehr Geschick haben, als jene kriechenden Thiere. Die nach einer gewissen Zeit in menschlicher Gestalt erscheinenden Früchte dieser heiligen Weihe beweisen, daß sie sich nicht geirrt haben!! Wahrlich, eine Ceremonie, die an die Schändlichkeit des Fronsac'schen Fauteuils erinnert! (S. Sopha.)

In Kongo und Loango werden die Heirathen ohne besondere Ceremonieen vollzogen. Hier herrscht jedoch der Unterschied, daß es in Kongo den Männern erlaubt ist, ihre Braut einige Zeit auf die Probe zu nehmen, um ihre Eigenschaften zu prüfen, und sich von ihrer Fruchtbarkeit zu überzeugen. Das Fortschicken gereicht den Mädchen keinesweges zur Schande; aber auch die Mädchen haben die Freiheit, die Männer zu proben, und sind gemeiniglich eigensinniger und unbeständiger als diese.

In Loango hingegen findet diese Sitte nicht statt, und es wird hier vielmehr für das größte Verbrechen angesehen, ein Mädchen vor der wirklichen Heirath zur Frau zu machen. Zur Strafe muß das liebende Paar vor dem König erscheinen, und vor seinen Augen dasjenige wiederholen, wozu beide wahrscheinlich vorher keinen Zeugen gerufen hatten.

Bei den Hottentotten herrscht u. A. ein ganz eigener Gebrauch. Gefällt der junge Freier dem Mädchen nicht, so hat sie nur einen Weg, ihn los zu werden. Sie legt sich nämlich mit ihm zu Bette, und bringt eine Nacht an seiner Seite zu. Wird sie von dem Jüngling nicht besiegt, so ist sie frei; überwindet er sie aber, wie es gewöhnlich geschieht, so muß sie ihn heirathen.

Die Bewohner des Königreichs Arrakan sehen die Entjungferung eines Mädchens als ein niedriges, ihr unwürdiges Geschäft an. Man bezahlt daher gewöhnlich Leute vom niedrigsten Pöbel, um diese für einen Indier so beschwerliche Verrichtung zu übernehmen. Nur dann, wenn ein Mädchen sich rühmen kann, nicht mehr Jungfrau zu sein, darf es sich Hoffnung machen, einen Mann zu bekommen; je mehr Buhler sie gehabt hat, desto eifriger be-

treiben Jünglinge die Werbegeschäfte um ihre Hand; und ist sie schwanger, oder hat gar eine lebendige Probe ihrer Fruchtbarkeit aufzuweisen, so sind mit ihrem Besitz die ehrenvollsten Vorzüge verbunden!! Jedoch scheint der König von Arrakan einen ganz andern Geschmack zu haben, als seine Unterthanen. Er wählt seine Weiber fast auf dieselbe Art, wie der Kaiser von Sina. Er läßt in dem Königreiche zwölf keusche Jungfrauen aussuchen, so schön man solche nur finden kann. Diese Mädchen werden in weißen Kattun gekleidet, und während einem Zeitraume von sechs Stunden den brennenden Strahlen der Sonne ausgesetzt. Hierauf trocknet man ihnen den Schweiß mit ihren Kleidern ab und gibt ihnen andere. Jene ausgezogenen Kleider werden gewissen Leuten überreicht, die dazu bestimmt sind, mit der Feinheit ihrer Nase den Geruch derselben zu untersuchen. Diejenigen Mädchen, deren Kleider keinen unangenehmen Dunst von sich geben, werden als die Gesündesten betrachtet, und haben das Glück, dem König als Beischläferinnen überliefert zu werden.

Bei einem Mädchen in Nordamerika einen Liebesbesuch machen, nennen die Wilden, s e in

Hölzchen anzünden, eine maliciöse Allegorie, die in den Gallerien des Palais royal erfunden sein könnte! Bei Tage nehmen es die Schönen dieses Landes sehr übel auf, wenn man ihnen etwas von Liebe vorsagen wollte; allein des Nachts stehen jedem verliebten Abentheurer ihre Hütten offen. Er geht hinein, zündet an dem unter der Asche glimmenden Feuer eine Art Schwefelhölzchen an, und nähert sich damit dem Mädchen. Man muß über die Bescheidenheit eines amerikanischen Anbeters erstaunen, der sich, wenn er nicht gut aufgenommen wird, augenblicklich und ohne alles Geräusch wieder davon schleicht; oder der in eben dem Augenblicke, da ihm die hoffnungsvolle Gunst gewährt wird, sich zu den Füßen des Bettes niederzulassen, von einem andern Ankommenden, der in den Augen des Mädchens einen Vorzug vor ihm hat, verdrängt wird, und ganz kaltblütig die Hütte verläßt.

Obgleich die morlackischen Schönen einen freien Umgang mit dem männlichen Geschlechte genießen, so steht bei ihnen doch die jungfräuliche Ehre in hohem Preise. Man sieht an Festtagen alle Frauen und Jungfrauen, alle Männer und Jünglinge von mehr als einer Stadt sich unter einander küssen, wenn sie auf

dem Kirchplatze zusammenkommen. Dies sonderbare Schauspiel bringt jeden fremden Zuschauer auf die Vermuthung, alle gehörten zu einer Familie. Man erblickt sogar noch andere kleine Freiheiten, die sich der kühne Jüngling bei seiner Schönen ungestraft herausnimmt. Indessen verliert mit der Keuschheit ein Mädchen zugleich das Recht, den jungfräulichen Schmuck zu tragen, der in einer scharlachenen Mütze besteht, von der ein Schleier über die Schultern herunter hängt, und an dem sich noch einige Schnüre von Silbermünzen befinden, wenn eine vornehme morlackische Jungfrau in glänzendem Putze erscheint. Es ist so schändlich für eine Morlackin, ihre Keuschheit verloren zu haben, daß sie sich ihrer Familie entzieht, und aus ihrem Vaterlande flieht. Abbate Fortis sah den barbarischen Auftritt in einer Kirche, daß der Priester einem Mädchen, das sich einen schlimmen Ruf zugezogen hatte, und durch ihre Gegenwart diesen Ort entweihete, den jungfräulichen Schmuck abriß, und daß einer ihrer Verwandten ihr zum Zeichen der Schande das Haar abschnitt.

Ist bei den Morlacken eine Ehe beschlossen, so wird nach vollbrachten Kirchenceremonieen und einem unmäßigen Mittagsessen, der Nach=

mittag mit Tanzen, mit Singen alter Volkslieder, mit körperlichen und andern scherzhaften Spielen zugebracht. Nach dem Abendessen wird das Brautpaar in das Brautgemach geführt, welches gewöhnlich der Keller oder der Viehstall ist. Einer von den Suaten oder Verwandten führt die Braut zu Bette und löst ihr den Gürtel auf, das übrige Auskleiden verrichten einander Braut und Bräutigam. Sobald sich das Brautpaar im Hemde befindet, entfernt sich der Suate und horcht an der Thüre, um den glücklichen Erfolg der ersten Umarmung mit einem Pistolenschuß bekannt zu machen, worauf sogleich einige andere von den Suaten antworten. Macht der Bräutigam aber die unangenehme Entdeckung einer nicht verwahrten Keuschheit, so hat die Feierlichkeit augenblicklich ein Ende.

Nach der Ankunft in dem Hause des Bräutigams werden die Neuvermählten bei den Wallachen, nachdem vorher einige Becher Wein ausgeleert worden, von den Brautführern in das Schlafzimmer begleitet. Die im Punkte der Keuschheit der jungen Frau gemachten Entdeckungen verhehlt der Mann, besonders vor seinen Schwiegereltern, in den ersten Tagen sehr sorgfältig, denn dieselben müssen drei

Tage nach der Hochzeit mit allen Blutsfreunden ihre Tochter besuchen, welche Reise der große Weg genannt wird, weil auf demselben den Eltern entweder viele Ehre oder Schande widerfährt. Wird die Tochter als unbefleckte Jungfrau befunden, so herrscht nicht nur unter der ganzen Familie die ausgelassenste Freude, sondern die Eltern werden auch mit einer ansehnlichen Mahlzeit bewirthet, und nachdem zum zweitenmal Essen aufgetragen worden, erscheint auf einer Schüssel das Brauthemd, mit den ehrenvollen Zeichen der aufbewahrten Keuschheit. Dieses Schaugerichte geht von Hand zu Hand, und keiner reicht es seinem Nachbar, bevor er nicht, zur Bezeugung seines Wohlgefallens, ein kleines Geschenk auf die Schüssel gelegt hat. Doch geschieht dies nur bei den gemeinen Leuten; unter den Vornehmen erlaubt die Delikatesse nur den Schwägern die Besichtigung der Geheimnisse der Brautnacht. Findet sich aber der junge Mann in seiner Erwartung betrogen, so sammelt er am andern Tage alle seine Verwandten, und macht ihnen die Schande seiner jungen Frau kund. Diese bringen, wenn die Eltern der Frau ankommen, einen schlechten Karren mit zerrissenen Riemen herbei, setzen

die junge Frau auf denselben, spannen ihre Eltern statt der Pferde daran, und zwingen sie unter Schlägen ihre darauf gesetzte Tochter als eine H — nach Hause zu ziehen. Dieses darf Niemand auf der Straße oder unterwegens verhindern, oder eine derbe Tracht Prügel, und außerdem noch eine Strafe die auf Uebertretung der Gesetze steht, warten seiner!

Unter den übrigen Nationen des heutigen Europa herrschen mit wenigen Ausnahmen und Abänderungen überall dieselben, bekannten Gebräuche für die Feier der ersten gesetzlichen Umarmung; der Akt der erlaubten Verletzung der Jungfrauschaft wird bei uns meist in stiller Clause, ohne Aufhebens gefeiert, und keine barbarische Sitte zwingt uns, Gottlob!, von unserm Thun und Lassen, oder gar von den Ergebnissen unserer Expedition neugierigen Pathen und Muhmen und Kaffeeschwestern Rechenschaft abzulegen. Selbst wenn

Pris au trebuchet
L'époux, quelle disgrace!
De l'oiseau qu'il cherchait
N'a trouvé que la place —

Béranger.

selbst in solchem ominösen Falle bleibt dem europäischen Manne Nichts übrig, als sich

mit den Männern auf den philippinischen Inseln oder im Königreiche Arrakan (s. oben) zu trösten. —

Qu'à tout il se fasse!
Du livre des époux
Il n'est qu'à la préface!

Béranger.

Sonst gab es auch in Frankreich eine solche, förmlich zum Gesetz constatirte Sitte, wie sie etwa in Arrakan ist, die Sitte, gegen die der kluge Figaro so sehr protestirt, daß der Gutsherr (seigneur) bei einer Verheirathung von einer der ihm als Vasallen untergebenen Bäuerinnen mit dieser die erste Nacht zubrachte, und dem armen Bräutigam die ihm rechtmäßig gehörende Blume vor der Nase weg pflückte. Dieses sogenannte jus primae noctis (das Recht der ersten Nacht) mag den vornehmen Herrn keines ihrer liebsten Vorrechte gewesen sein! Jetzt gibt es in Frankreich keine seigneurs mehr, und so ist denn auch dies »droit de seigneur« abgeschafft, gegen das die gesunde Vernunft und die Moral gleich sehr empört sein müssen:

Oh! le joli droit du seigneur!

S. Begattung, Brautnacht, Ehe, Hochzeit.

Entwicklungsjahre.

Die verschiedenen Lebensalter des Menschen zeigen eine Reihe von Erscheinungen, die deren unterscheidenden, eigenthümlichen Karakter ausmachen. Unter allen diesen Erscheinungen des Lebens sind keine wunderbarer als die, die sich um die Jünglingsjahre herum entwickeln, und die eben die Lebenszeit bilden, die man die Pubertät oder die Entwicklungsjahre des Menschen nennt. Man sieht dann in beiden Geschlechtern eine Revolution entstehen, die die wunderbarsten Folgen für den ganzen Organismus hat, und wenn schon Jeder im Allgemeinen weiß, welcher Unterschied sei zwischen dem Knaben und dem Jüngling, dem kleinen Mädchen und einer herangereiften Jungfrau, so werden unser Leser noch mehr erstaunen, wenn wir sie hier ein wenig in das Detail der Folgen dieser wunderbaren Entwicklung einweihen. Die Gesetzgeber derjenigen Völker, welche die merkenswerthen Begebenheiten im menschlichen Leben durch religiöse Ceremonien zu feiern pflegten, hatten für die Pubertät ganz eigenthümliche aufgestellt. Bei den Römern gab man seiner Fa=

milie ein Gastmahl. Den Knaben schnitt man die Haare ab, und warf einen Theil davon in's Feuer, zu Ehren des Apoll, den andern Theil in's Wasser, dem Neptun zu Ehren. Die Mädchen opferten der Venus ihre Puppen, und man nahm ihnen die goldne Kugel ab, die sie bis zu der Pubertät am Halse trugen. Auch bei neuern Völkern wird diese Lebensepoche ausgezeichnet. Kolbe erzählt, daß die Kinder der Hottentotten bis in ihr achtzehntes Jahr unter der mütterlichen Obhut stehen. Dann aber werden die Knaben unter die Männer aufgenommen, mit denen sie bis dahin Nichts gemein hatten; alle Männer des Stammes versammeln sich, und hocken im Kreise nieder; der Candidat kommt an, wohlparfümirt mit Fett und Talg, und der Aelteste der Versammlung eröffnet ihm feierlich, daß er fortan die Gesellschaft der Weiber verlassen, und in die der Männer eintreten solle, worauf der Mannbare sogleich als fröhlichen Willkommen eine Salve — Urin über den Kopf gegossen bekommt!

Die Schriftsteller über die Pubertät stimmen nicht überein über die Dauer, die man dieser Lebensepoche geben solle. Einige trennen sie von der Mannbarkeit (s. diesen

Artikel), Einige verlängern die Pubertät bis in's zwanzigste, ein und zwanzigste, Büffon (für Männer) sie sogar bis ins fünf und zwanzigste Lebensjahr. Die Hauptantwort ist die, daß sich im Allgemeinen nichts Genaues darüber bestimmen läßt, da auch die Pubertät, wie das Leben und Wachsthum des Menschen überhäupt, nach verschiedenen Einwirkungen der Nation, des Landes, des Klimas, der Sitten, sich verschieden modificirt.

Unter jenen oben angedeuteten Lebensphänomenen, die die Entwicklungsjahre bezeichnen, gibt es Einige, die beiden Geschlechtern eigenthümlich sind. Das Knochensystem bekommt mehr Kraft, und wächst nach allen Dimensionen, und die sie bedeckenden Muskeln treten deutlicher und kräftiger hervor. Die Hautausdünstung wird wahrnehmbarer, und sie verbreitet einen deutlich ausgesprochenen Geruch. (S. Ausdünstung, Geruch.) Die Genitaltheile beginnen zu wachsen und sich zu entwickeln, wie wir dies sogleich beim einzelnen Geschlechte näher betrachten werden, und sie werden ein Heerd, von dem aus ein neues Leben durch die ganze Organisation ausstrahlt. Das Blut der Pulsadern wird heißer, lebhafter geröthet, darum werden alle

Secretionen kräftiger, und darum nimmt auch das Wachsthum des Körpers so rasch und bedeutend zu. Das Nervensystem verliert seine kindliche Reizbarkeit, gewinnt dagegen, eben so wie das Gehirn, an Energie, und die Intelligenz wird immer mehr und mehr ausgebildet. Besonders entwickelt sich auch das kleine Gehirn, und darauf, wie auf ähnliche Beobachtungen an Thieren gestützt, baute Gall seine Hypothese, das kleine Gehirn sei das innere Geschlechtsorgan, sei das organe législateur des Geschlechtstriebes. Gall lehrte, das kleine Gehirn sei der wahre Sitz der Geschlechtslust, und wo dies eine vorzügliche Bildung habe, da sei die Vorstellung unwiderstehlich auf Gegenstände derselben gerichtet; hinten im Nacken sitze die brennende Phantasie, die so reizend male, was Kirche, Gesetze und Sitte so oft vergeblich verpönten. Einen Hauptbeweis seiner Behauptung nahm er von den Veränderungen des Nackens, welche durch die Castration junger Thiere hervorgebracht werden, dann von der allgemeinen Erfahrung, daß ein starker, breiter Nacken, bei beiden Geschlechtern, bei allen Thieren, Stärke des Geschlechtstriebes verkündige. Den Grund andrer Neigungen und Instinkte wies er an

den Wölbungen des Schädels nach, den Grund des allgemeinsten, unwiderstehlichsten von allen im Nacken. Der Natur sei zu viel an der Erhaltung der lebendigen Species gelegen, als daß sie dieselbe an die zufällige Wölbung einer Stelle des großen Gehirns hätte knüpfen sollen; um so weniger habe sie dies gekonnt, da die meisten Thiere nur ein sehr unvollkommenes, ja die niederen gar kein großes Gehirn, alle Thiere aber Geschlechtstrieb besäßen. Aber einen Nervenknoten über dem Rückenmark hätten alle Thiere, die nur ein Rückenmark hätten, und die keins hätten, wären doch nicht ohne den Nervenknoten, welcher dem kleinen Gehirn der größeren sich vergleichen ließe.

Auf den ersten Blick kam es auffallend vor, daß die Ursache des größeren oder geringeren Wollusttriebes nicht in der Bildung der Organe desselben, sondern des Hirns zu suchen sein solle. Allein ein wenig Ueberlegung zeigt bald, daß Gall hierin wohl Recht haben mag. Denn der Wille bestimmt offenbar mehr und stärker die Geschlechtsorgane, als diese den Willen, und selbst temporaire Krankheit und Schwäche derselben mag das innere Feuer der Phantasie nicht dämpfen, zu deren großem Verdruß die Stärke des Fleisches oft der Wil-

ligkeit des Geistes nicht gleich kommt. Ob aber das ganze kleine Gehirn nichts weiter sei, als das innere Geschlechtsorgan, das ist gar sehr zu bezweifeln, vielmehr mag es wohl einen viel ausgedehnteren Zweck haben; aber je größer es ist, desto stärker ist das ganze Rückenmarksystem, desto stärker folglich auch das untere Ende desselben, von welchem alle Geschlechtsnerven ausgehn. In so fern hat denn Gall allerdings Recht, daß ein gut gebautes Cerebellum starken Geschlechtstrieb verräth, und die Bemerkung ist richtig, daß ein dicker und starker Nacken hiervon das physiognomische Zeichen ist, wie im Gegentheil ein dünner Nacken geringes Temperament beweist. Ein Stier hat einen ganz anderen Hals, als der als Kalb gerissene Ochse, der Hengst einen andern, als der Wallach. Die Stärke der Geschlechtsnerven bestimmt auch die Kraft der Geschlechtsorgane, und wo die Nerven energisch wirken, da ist der Wille lebhaft und die Kraft unterstützt ihn. Hat aber die Kraft schon bei der Ausbildung gefehlt, wie im früh castrirten Thiere, so haben sich auch die Nerven anders entwickelt, und wir sehen die Formen nicht, die die Stärke des Zeugungstriebes verkündigen.

Nach dieser kleinen Digression über das berühmte kleine Gehirn zurück zu den Revolutionen der Entwicklungsjahre. Das System der Drüsen, des Zellgewebes, der absondernden Häute, das System der Haare, Alle zeigen größeres Leben, größere Thätigkeit; die Haare werden länger, dunkler, und es entsteht neuer Haarwuchs an bis dahin unbehaarten Stellen. Das Gesicht bekommt einen ganz neuen Charakter; der Hals wird stärker, und alle seine Organe entwickeln sich, daher denn auch die bekannte Veränderung der Stimme bei Männern, die vom Knaben-Discant, freilich durch viele sehr dissonirende Tonleitern, endlich zum Tenor oder Baß übergeht. Auch die Thätigkeit der Lungen wird vermehrt, ja gerade die respiratorische Funktion steht in solcher nahen Beziehung zu der Entwicklung in der Pubertät, daß gerade in diesen Jahren alle Brustkrankheiten am häufigsten ausbrechen, und die Pubertät für alle Schwindsüchtige der gefährlichste Paß ist, den sie im Leben zu passiren haben. Mit dem Andrange der Säfte nach der Brust hängt ja überdies auch die Entwicklung des Busens in der Pubertät zusammen, wovon wir später sprechen werden, nachdem wir erst die dem Manne, außer diesen allgemeinen

Veränderungen, noch eigenthümlichen, speciellen Entwicklungsphänomene auseinander setzen wollen.

Vor allen gehört zu diesen das starke Produciren von Haaren. Das Kinn wird mit einem daunenartigen Wollhaar bedeckt, das dann bald einem ordentlichen Barte Platz macht (s. Bart), an den Sexualtheilen wachsen Haare, und je nach dem verschiedenen Teint und der kräftigern oder schwächern Constitution wird auch der Körper mehr oder weniger überall mit kleinen Haaren bedeckt. Vir pilosus et libidinosus et fortis, sagten schon die Alten; ein behaarter Mann ist auch ein kräftiger und feuriger Mann. Das Gesicht des jungen Mannes wird ernster, und läßt die künftigen männlichen Züge ahnen. Die Brust erweitert sich, aber ganz besonders deutlich wird die rasche Entwicklung der Geschlechtstheile. Der Teint derselben verliert die kindliche Weiße; er wird dunkler; alle einzelnen Theile der Geschlechtsorgane werden fast um das Doppelte ihres bisherigen Umfanges größer; es ist ein Andrang von Säften nach diesen Theilen, ein sogenannter Orgasmus, der sie zu einer großen Reizbarkeit heraufstimmt. Erotische Träume verfolgen den schlafenden Jüngling —

La jeunesse s'échauffe si avant dans son harnais toute endormie, qu'elle assouvit en songe ses amoureux désirs.

Montaigne.

und die Bereitung des männlichen Saamens tritt jetzt bei ihm ein. Diese mächtigen Veränderungen in seinem Körper wirken eben so mächtig auf seinen Geist zurück. Ein namenloses Gefühl bemächtigt sich des jungen Mannes, das Leben, die Welt stellen sich ihm in einem neuen Lichte dar, er fühlt, empfindet, und weiß doch noch nicht klar, was er fühlt, wofür er empfindet. Liebliche Bilder umgaukeln seine Phantasie, und die Knabenspiele werden verdunkelt durch den Lichtglanz dieser schönen Bilder; schon dünkt es ihm, als müsse er ein wenig mehr auf sein Aeußeres geben, als es bisher geschah, und schon nimmt er sich ältere Jünglinge zum Maaßstab seines äußern Treibens. Da plötzlich

Herrlich, in der Jugend Prangen,
Wie ein Gebild aus Himmels Höhn,
Mit züchtigen, verschämten Wangen
Sieht er die Jungfrau vor sich stehn.
Da faßt ein namenloses Sehnen
Des Jünglings Herz; er irrt allein,
Aus seinen Augen brechen Thränen,
Er flieht der Brüder wilden Reihn.

Erröthend folgt er ihren Spuren,
Und ist von ihrem Gruß beglückt.
Das schönste sucht er auf den Fluren,
Womit er seine Liebe schmückt.

Schiller.

Er liebt! Schüchtern und verschämt entdeckt er seinem Busenfreunde, daß er liebt! Da gewinnt sein innres Leben nun einen gewissen, sentimentalen Anstrich, er kritzelt Verschen und Sonnettchen „an die Geliebte, an Sie, an meine Lina, für mein Mädchen, Ihr zum Geburtstage," und so weiter — mit Grazie in infinitum, bis endlich die sich mehr und mehr vollendende Entwicklung ihm wieder einen mehr thierischen Impuls gibt, und seine Empfindungen den Gang gehen, den wir im Eingange dieses Werkes (s. Amor) *ad naturam* zu zeichnen versucht, und der Kritik der erfahrnen Leser und Leserinnen unterworfen haben. — — —

Die Pubertät, die das junge Mädchen zu ihrer würdigen Bestimmung, der Mutterschaft, vorbereitet, ist auch bei dem schönen Geschlechte von fast unbeschreiblichem Einfluß.

Was auch hier zuerst die körperlichen Wirkungen betrifft, so gehen der merkwürdigen Revolution in den innern Geschlechtstheilen

des Mädchens zunächst physisches Unwohlsein, oft deutlich ausgesprochene Schmerzen, Schauder, Kopfweh, Appetitlosigkeit u. s. w. voraus. Die Formen werden runder, mehr eigenthümlich weiblich, das Becken wird größer, daher treten die Hüften weiter heraus, und der Schwerpunkt beim schnellen Gehen oder beim Laufen wird schwankend, weßhalb auch die Weiber beim Laufen fast immer genirt sind.

> Les femmes ne sont pas faites pour courir quand elles fuient, c'est pour être atteintes; la course n'est pas la seule chose qu'elles fassent d'un air géné, mais c'est la seule qu'elles fassent de mauvaise grace.
>
> *Rousseau.*

Der Busen entwickelt sich, und die früher schlummernde Knospe erwacht zur reizenden Blume. Alle Contoure des Mädchens werden zart, weich, die Formen rund, elastisch, markigt, der Schooß bedeckt sich mit Haaren, das Haupthaar wird stärker, länger und bildet eine der schönsten Zierden des Weibes, die Augen bekommen einen neuen, eigenthümlichen Reiz durch den Ausdruck einer gewissen schwärmerischen Melancholie, die aus ihnen strahlt, oder bei Lebhaftern durch den Abglanz eines Verlangens, das sie nur schlecht zu verbergen

wissen, und das sich bei solchen Temperamenten durch ein rascheres Leben im Auge, durch einen viel feurigern Blick, dem Kenner deutlich genug offenbart. Die Gebärmutter, die bis dahin als ganz unbrauchbares Organ tief im Innern des Körpers schlief, wird jetzt durch den Zustrom eines warmen, aufreizenden Blutes geweckt, und die monatliche Krise beginnt ihren Lauf, der dann bis in's vierzigste, fünf und vierzigste, auch wohl fünfzigste Jahr hinaus geht. Oft tritt die erste Krise dieser Art so plötzlich ein, daß das erschreckte Töchterchen, den nahen Tod wähnend, zur Mutter läuft, die überglücklich über dieses Omen der Mannbarkeit, sie lächelnd beruhigt; öfters aber kündigt das Blut sein Erscheinen durch monatelange, vielleicht jahrelange Vorboten an, die zuweilen beunruhigend für die Gesundheit werden. Auch die äußeren Sexualtheile halten mit der Entwicklung der inneren gleichen Schritt. Der sogenannte Venusberg erhebt sich zu der schönen, jungfräulichen Rundung, und wird von Haaren beschattet, und auch in den tiefer liegenden Partieen entwickelt sich ein freudeverkündendes Wachsthum und Leben.

Eben so wie bei den Männern wirkt diese körperliche Revolution auch sehr mächtig auf

den Geist des jungen Mädchens, und sie kann sogar hier Veranlassung zu den seltsamsten, wunderlichsten Geisteskrankheiten werden. Verliebt sich das junge, eben entwickelte Mädchen, so hat ihre Liebe meist mehr einen idealischen, schwärmerischen Karakter, aber bald „laufen doch, wie Sterne sagt, einige Fäden von Verlangen mit durch das Gewebe der zärtlichen Empfindungen.“ Ganz unübertrefflich zeichnet Göthe mit gewohnter Meisterhand solche gemischte Empfindung eines jungen, kleinen, eben erwachten Mädchens:

Meine Ruh' ist hin,
Mein Herz ist schwer;
Ich finde sie nimmer
Und nimmermehr.

Wo ich ihn nicht hab'
Ist mir das Grab,
Die ganze Welt
Ist mir vergällt.

Mein armer Kopf
Ist mir verrückt,
Mein armer Sinn
Ist mir zerstückt.

Meine Ruh' ist hin,
Mein Herz ist schwer;
Ich finde sie nimmer
Und nimmermehr.

Nach ihm nur schau' ich
Zum Fenster hinaus,
Nach ihm nur geh' ich
Aus dem Haus.

Sein hoher Gang,
Seine edle Gestalt,
Seines Mundes Lächeln,
Seiner Augen Gewalt,

Und seiner Rede
Zauberfluß,
Sein Händedruck,
Und ach! sein Kuß!

Meine Ruh' ist hin,
Mein Herz ist schwer;
Ich finde sie nimmer
Und nimmermehr.

Mein Busen drängt
Sich nach ihm hin,
Ach dürft ich ihn fassen
Und halten ihn!
Und küssen ihn
So wie ich wollt',
An seinen Küssen
Vergehen sollt'!

Wäre es erlaubt, neben dies psychologisch, wie poetisch gleich vortreffliche, kleine Meister-werk noch überhaupt Etwas zu stellen, so würden wir ein Wort von — — Piron ci-

tiren, der, um den ähnlichen Seelenzustand auszudrücken, einmal eben so lakonisch als witzig sagt:

Rosine prit garde à ses charmes
Et sentit ses petits besoins!

Die Zeit des Eintritts der Entwicklungsjahre variirt erstens nach dem Geschlechte. Der Mann bedarf einer längern Zeit, um zu reifen, als das Weib, und er wird gewöhnlich zwei bis drei Jahre später mannbar, als die Frau.

Zweitens: nach dem Klima.

Individuen, die dem Einfluß eines heißen Klimas ausgesetzt sind, werden sehr früh entwickelt. In gewissen Ländern Afrika's, Asiens und Amerika's sind die Männer schon im zwölften, elften, ja zehnten Jahre mannbar, die Mädchen zu acht, neun Jahren geregelt. Mandeshof sah in Indien ein Mädchen, die zu zwei Jahren schon gut geformte Brüste hatte, zu drei Jahren heirathete, und zu fünf Jahren Mutter wurde. (?) In sehr kalten Ländern dagegen zögert die Zeit der Entwicklungsjahre sehr. Die Genitalien werden nicht so aufgereizt, und wirken langsamer auf den Organismus zurück. Unter solchen Verhältnissen (wie z. B. in Rußland, Holland, Däne-

mark) wird das Mädchen etwa zu dreizehn, vierzehn, die Knaben zu fünfzehn bis siebenzehn Jahren mannbar. Länder, die in ihren klimatischen Verhältnissen zwischen solchen Extremen des Nordens und Südens mitten inne liegen, wie z. B. Deutschland und Frankreich, entwickeln die Jugend in ähnlichem Verhältniß, so daß sie später mannbar wird, als in sehr südlichen, früher als in sehr nördlichen Ländern. Bei uns zu Lande sehen wir die jungen Mädchen sich etwa zu dreizehn, die Knaben ungefähr zu fünfzehn, sechszehn Jahren entwickeln. Einzelne Ausnahmen finden sich auch hier, wie bei jeder Regel, und man hat auch in Frankreich und England mannbare Kinder von vier, fünf und acht Jahren gesehen.

Die Entwicklung ist auch der Zeit ihres Eintritts nach verschieden, je nach den verschiedenen Sitten, Gebräuchen und Lebensart der Menschen. Der Arbeiter, der Bauer, der Handwerksmann üben kräftig ihren Körper, und bilden ihre Muskeln auf Kosten ihres Nervensystems aus; eine derbe, aber nicht aufreizende Nahrung, erhält ihre Kräfte; immerwährende Arbeit bewahrt ihren Geist vor Exaltationen. Die Frauen theilen die Arbeiten

der Männer, und sie kennen keinen Müßiggang; meistens werden sie im vierzehnten, die Männer im sechszehnten Jahre entwickelt. Bei dem verzärtelten Städter aber wird die Nervensphäre früh angeregt; schwache Körperanstrengungen, langes Ruhen in weichen Betten, geistige Getränke, gewürzte Speisen, Schauspiele, die die Liebe unter der reizendsten Gestalt malen, Bälle, Romane, Gemälde — Alles erweckt früh die Phantasie und regt den Geist, und durch ihn den Körper auf, und daher treten die Entwicklungsjahre immer in großen Städten früher ein, als in der Provinz und auf dem Lande. Wie Sitten und Lebensart auf die Pubertät wirken, das sehen wir endlich noch bei Schauspielern und Tänzern, die meist sehr zeitig mannbar werden.

Wir haben oben erwähnt, wie mächtig diese ungeheure Revolution der Entwicklungsjahre auf den Geist zurück wirkt. Die gewöhnlichsten Folgen der durch sie erhitzten Phantasie sind das unglückliche Laster der Selbstbefleckung, und ein zu vorzeitiger Genuß eines mehr erlaubten Vergnügens. Wir müssen jenes Laster in allen seinen Verhältnissen in einer eigenen Abhandlung betrachten (s. Selbstbefleckung), so wie wir den frühzeitigen Geschlechts-

genuß in seinen Folgen schon geschildert haben. (S. Begattung, Ehe ꝛc.) Aber wir können uns nicht enthalten, dem Leser hier noch einige pathologische Erscheinungen mitzutheilen, die häufig in den Entwicklungsjahren, namentlich bei Mädchen, auftreten, weil sie den kräftigsten Beweis von der Macht dieser Entwicklung auf den Geist abgeben, und weil sie für den Beobachter des menschlichen Geistes von unendlicher Wichtigkeit sind, weßhalb wir auch gern mit ihrer Erzählung in diesem Werke eine Ausnahme machen wollen, von dem die Pathologie, aber wieder vorzugsweise nur die physische Pathologie, eigentlich ausgeschlossen bleibt.

Eine der merkwürdigsten Erscheinungen in dieser Hinsicht bei den weiblichen Entwicklungskrankheiten ist die Nachahmungssucht, nämlich die Geneigtheit durch die Erinnerung oder die Ansicht von krankhaften Zufällen bei Andern mit Aehnlichen befallen zu werden, oder der unwiderstehliche Hang, offenbare Thorheiten von Andern nachzuahmen. So ist das Entstehen von epileptischen oder andern krankhaften Anfällen durch bloßen Anblick solcher Kranken, bei jungen Mädchen keine gar seltene Erscheinung. In einer Baumwollenfabrik in

England steckte im Jahr 1787 ein muthwilliges junges Mädchen einer Andern eine Maus in den Busen. Sogleich wurde dieses von Zuckungen befallen, die vier und zwanzig Stunden lang auf das Heftigste anhielten. Den folgenden Tag bekamen drei, am dritten Tage sechs andre Mädchen denselben Anfall; ehe ein Arzt am vierten Tage kam, waren ein und zwanzig junge Frauenzimmer von den Krämpfen ergriffen. In der Berliner Charité besuchte ein junges Mädchen eine Bekannte, und ward dort von Zuckungen ergriffen: sogleich bekamen vierzehn anwesende junge Frauenzimmer, auf die der Schreck über diesen Anfall wirkte, ähnliche Zuckungen. In einem zahlreich besetzten Nonnenkloster in Frankreich fiel es einer Nonne ein, nach Katzenart zu miaun: bald darauf miauten auch andre Nonnen, und endlich machten alle Nonnen im lieblichen Tutti ein Katzenconcert! In einem deutschen Nonnenkloster fiel es einer Nonne ein, alle ihre Mitschwestern zu beißen; es verging eine kurze Zeit, und alle Nonnen des Hauses bissen einander. Bald verbreitete sich das Gerücht von dieser Nonnenwuth, aber nun ging sie auch von Kloster zu Kloster durch einen großen Theil von Deutschland. Nachher kam sie auch

in die Nonnenklöster von Holland, und endlich bissen sich die Nonnen bis Rom! Es ist der berühmte, glaubwürdige Leibarzt Zimmermann, der diese curiose Geschichte erzählt. Solche ansteckende Thorheiten wurden überall in den vorigen Jahrhunderten in Nonnenklöstern beobachtet, und der Einwirkung des Teufels und seiner Trabanten zugeschrieben, denen man durch Exorcismen und allerhand Spuck zu begegnen suchte, obgleich sich oft genug zeigte, daß hier die unbefriedigten »petits besoins« die tollen Streiche angerichtet hatten. In einem Kloster der Grafschaft Horn fanden die Nonnen auf dem Corridor der Schlafzimmer kleine Küchelchen, welche sie für Zuckerplätzchen hielten, und von deren Genuß alle wie bezaubert wurden. Bald glaubten sie eine Stimme zu hören, die ihnen zurief; wenn sie aber kamen, war Niemand da; wollten sie des Nachts thun, was Madame de Rambouillet that, als sie aus dem Wagen stieg, und worüber sie sich so naiv gegen Yorik aussprach, so riß ihnen eine unsichtbare Hand das dazu nöthige Geschirr weg; zuweilen wurden sie bei den Füßen aus den Betten gezogen, ein andermal so in die Fußsohlen gekitzelt, daß man fürchtete, sie würden vor Lachen sterben.

Einigen wurden Stückchen Fleisch aus dem Leibe gerissen, andre fielen plötzlich rückwärts nieder, und bekamen fürchterliche Verdrehungen und Zuckungen. Wieder andre wurden mannshoch in die Höhe gehoben, und fielen dann wie todt nieder; einige rutschten auf den Knieen, andere kletterten auf die Bäume. Diese Auftritte dauerten drei Jahre in dem Kloster. In einem andern Kloster der heiligen Brigitte, bei Xanthen, waren ähnliche Zufälle unter den Nonnen. Ein Mädchen außerhalb des Klosters ward melancholisch aus Liebe zu einem Jüngling, den ihre Eltern haßten. Der Teufel erschien dem Mädchen und quälte sie, in's Kloster zu gehen. Kaum war sie drinn, so machte sie das tollste Zeug; bald aber machten alle andre Nonnen eben so tolle Streiche; sie hüpften, schrieen, brüllten, rissen ihre Schleier ab, bekamen Erstickungszufälle u. s. w. Die Nonne, die alle Andere angesteckt hatte, wurde viel früher gesund, und dies verhielt sich folgendermaßen. Man nahm sie aus dem Kloster und sperrte sie in ein Gefängniß, worin sie ihre Gesundheit so befestigte daß sie — zweimal ihre Entbindung hielt, und der Teufel sie nun in Ruhe ließ. Im Jahr 1564 entstand im Nonnenkloster Nazareth in Köln

ein gewaltiges Scandal durch eine gewisse Gertrudis. Diese kam in ihrem vierzehnten Jahre, also in ihrer Entwicklungszeit, in's Kloster, und machte alle Nacht unter erschütterndem Gelächter Bewegungen mit dem untern Theile ihres Körpers im Bette, wie sie einer Nonne am wenigsten ziemen — infima corporis parte succusata ad eum modum, qui veneri solet adscribi, oculis interim clausis. — Diese Bewegungen steckten an, und bald waren sie bei allen Nonnen des Nachts wahrzunehmen!

Eine andre geistig-krankhafte Erscheinung bei der Entwicklung des Mädchens zur Jungfrau ist die mystische Melancholie. Eine gewisse verliebte Schwärmerei in diesen Jahren kennt man bei den heißen, sanguinischen Italienern so genau, daß man nach Düpaty oft eine Mutter sagen hört: meine Tochter ißt nicht, trinkt nicht, schläft nicht — sie hat die Liebe! A L'amore! Jene mysteriöse Schwärmerei soll auch, wie ein neuerer Arzt, Osiander, behauptet, der Bewegtrieb zu der Jungfrau von Orleans Thun und Treiben gewesen sein. Wir wollen, der Curiosität wegen, unsern Lesern jenes berühmten, aber oft paradoxen

Gelehrten Meinung, mit seinen eignen Worten mittheilen:

„Eine mysteriöse Schwärmerei in den Jahren der Entwicklung des jungfräulichen Alters war es, welche die junge Johanna d'Arc zu dem wundervollen Mädchen von Orleans machte. Sie war im Jahr 1412 zu Domremy geboren, und daher erst neunzehn Jahr alt, als sie am dreißigsten Mai öffentlich zu Rouen als Zauberin verbrannt wurde. Bei der in ihr nie erschienenen monatlichen Reinigung war es um so weniger zu verwundern, daß das zurückbleibende und wahrscheinlich periodisch aufwallende Blut das sanfte, bescheidne, einfache und fromme Mädchen, von ihrem vierzehnten Jahre an zu einer Erscheinungenseherin, göttliche Reden vernehmenden Prophetin, keuschen Amazonin, schwärmerisch mächtigen Heldin, Grausamkeit hassenden und nie Blut vergießenden Anführerin des Rettungsheeres ihres Vaterlandes, und endlich zu einer mit Lammesgeduld dem Feuertode übergebenen Märtyrin machte."

Das also ist dein Loos, wunderbares Mädchen! Der Physiker, der Arzt meint, dein stockendes Blut habe dich begeistert, und mit einigen Fußbädern, Blutigeln und Bluttrei-

benden Pillen wärst du vielleicht eine fruchtbare Mutter, aber dann auch nichts weniger als Heldin geworden, während die Dichter dich verherrlichen und dir zurufen:

Das edle Bild der Menschheit zu verhöhnen,
Im tiefsten Staube wälzte dich der Spott;
Krieg führt der Witz auf ewig mit dem Schönen,
Er glaubt nicht an den Engel, an den Gott.

* * *

Die Dichtkunst reicht dir ihre Götterrechte,
Schwingt sich mit dir den ew'gen Sternen zu,
Mit einer Glorie hat sie dich umgeben!

Schiller.

Zurück zu der mystischen Schwärmerei der Entwicklungsjahre! Die jungen Prophetinnen, begeisterten Seherinnen, verzückten Jungfrauen gehören fast immer in diese Kategorie, und wenn man im alten Württembergischen Gesangbuch liest:

Ich suchte dich in meinem Bette,
Holdseligster Immanuel,
O daß ich dich gefunden hätte,
So freute sich mein Leib und Seel!
Komm, kehre willig bei mir ein,
Mein Herz soll deine Kammer sein.

Kannst du dein Haupt sonst nirgends legen,
So leg' es hier auf meine Brust,
So kann ich süßer Wollust pflegen u. s. w.

so sieht man, aus welcher Quelle diese Inbrunst, diese Andacht geflossen ist!

Auffallend ist als krankhafte Tendenz der Seele in der Entwicklungsperiode des weiblichen Körpers auch eine unersättliche Lust nach Leiden und Ungemach, eine Freude am Schmerz.

the joy of grief.

Ossian.

Die jungen Mädchen jenes Alters bekommen plötzliche Lust an Kasteiungen aller Art, hungern standhaft, lassen sich einkerkern, verschlucken Nadeln, Instrumente u. s. w. Endlich erwähnen wir noch der Geneigtheit des Körpers in den Pubertätsjahren zu Ohnmachten, Epilepsie, Veitstanz, Starrsucht, Lungenentzündungen u. s. w., deren Schilderung wir aber hier unterdrücken müssen.

Erection.

Dies Wort, für welches wir kein passendes, in die gebildete Muttersprache eingeführtes, zu setzen wissen, bezeichnet gewöhnlich eine gewisse

Congestion, einen Andrang von Blut in die Blutadern des männlichen Gliedes und der weiblichen Clitoris, in Folge welcher Congestion diese Theile an Gewicht und Umfang zunehmen, ein gewisses, bekanntes Wollustgefühl veranlassen, und wodurch namentlich noch das männliche Glied zur Einführung in den weiblichen Körper, zur Ejaculation des befruchtenden Saamens, und folglich zur Zeugung geschickt wird, zu welcher, wie weltbekannt, die Erection conditio sine qua non ist. Von ihr hängt die Möglichkeit einer naturgemäßen Begattung ab, wozu, so lange die Welt steht, schon Viele ein wehmüthiges Leider! ausgesprochen haben, denn unglücklicherweise ist die Erection nicht dem Willen unterworfen, wie etwa so viele andre physiologische Verrichtungen. Oft zeigt sie sich ganz gegen unsre Absicht, und wo wir ihrer gar nicht bedürfen: oft wieder schmeichelt sich umsonst die Phantasie und der Wille, daß sie dies Phänomen hervorrufen würden; die eigensinnige Natur gehorcht nicht, um mit dem Dichter auszurufen:

> Entbehren sollst du, sollst entbehren,
> Das ist der ewige Gesang,
> Der Jedem an die Ohren klingt!
>
> Göthe.

Der Mann fühlt sich dann im Schooße des Glücks und an der Quelle der Lust machtlos und schwach, elend und ohnmächtig, und Widerwärtigkeiten aus dieser Ursache haben schon manches Unheil in der Welt, und nicht selten Selbstmorde veranlaßt. Dieses böse Geschick ist zwar meist Folge von Schwäche und von Mißbrauch des Geschlechtsgenusses, aber zuweilen entsteht es auch grade aus einem Uebermaaß von Wollust oder Liebe, aus einer tief ergreifenden moralischen Affection, aus Furcht oder Schaam. Ehedem glaubte man an eine geheimnißvolle, magische Kraft, die bei solchen Fällen im Spiele wäre, und sagte, solche Männer ständen unter dem Einflusse von Nestelknüpfern. (S. Nestel.) Bei Montaigne findet man die Geschichte einer Heilung, die er an einem Grafen vollbrachte, qui avait été saisi de défaillance au giron même de la jouissance. Montaigne's Regeln, die er bei dieser Gelegenheit für ähnliche Fälle gibt, sind höchst naiv, und — sehr wahr, und wir wollen sie deshalb hier mit anführen. »Ils ne doivent, sagt er, ny presser, ny taster leur entreprise, s'ils ne sont prests, et vaut mieux faillir indécemment, à estreiner la couche nup-

tiale, pleine d'agitation et de fièvre, attendant une et autre commodité plus privée et moins alarmée, que de tomber en une perpetuelle misère, pour s'estre estonné et désespéré du premier refus.« Diese Regeln drücken in der That Alles aus, was man in solchen Fällen zu beobachten hat, und Männer müssen nie eine Umarmung rasch erzwingen wollen, »s'ils ne sont prests.« Zuweilen aber ist die Erection rein unmöglich; so im Alter, wo sie nicht mehr eintritt, wie die ganze Geschlechtsfunction erloschen ist; aber auch im kräftigen Alter sollicitiren Viele vergeblich eine gute Erection, wenn sie sie gemißbraucht, und besonders, wenn sie sie oft durch unnatürliche Reize erweckt haben. (S. Selbstbefleckung.) Oft bemerkt man dann wohl noch eine Art von Erection, d. h. das Glied schwillt mäßig an, aber es verändert nicht seine respektive Lage, bekommt nicht genug Consistenz, und schleudert den Saamen nicht so weit, als es zur Befruchtung nothwendig ist.

Der Reiz, der die Erection verursacht, wirkt entweder direct oder sympathisch, d. h. durch Einfluß der Phantasie oder des Nervensystems auf die Sexualtheile. Directe Berührungen

der Geschlechtstheile oder der Theile, die zu ihnen gehören, wie z. B. der Brüste, bewirken Erection. Große Anfüllung der Saamenbläschen ist ein Hauptagens in der Erection, daher tritt sie um so häufiger bei Gesunden ein, je seltner sie den Beischlaf üben, und je mehr also die Saamenbehälter angefüllt sind. Auch Kitzeln mehr entfernter Theile, wie der Lenden, der Hüften, der Schenkel bewirkt durch den Nervenreiz Erection. Einige Arzneimittel, die wir uns wohl hüten werden zu nennen, indem wir an den Schaden denken, den der Mißbrauch solcher Mittel angerichtet hat, einige Medicamente also wirken gleichfalls sehr erigirend. (Vgl. Aphrodisiaca.) Das beste Mittel für einen Gesunden bleibt eine naturgemäße Aufreizung der Phantasie. Wenn bei dem nähern Umgang mit einem allerliebsten Mädchen, bei dem Anblick eines üppig reizenden Busens, bei den feurigen Küssen, die Euch die verlangende Geliebte aufdrückt, wenn da nicht

la bagatelle s'y mêle un peu

Bei Sterne.

— dann wahrlich seid Ihr zu beklagen! Schon Abgestumpftere reizen dann noch Lectüre, wie

die des Amour conjugal, der Aventures du Chevalier de Faublas, der Schriften von Piron, Grecourt, Althing u. s. w., wollüstige Gemälde und Statüen, und es verdient bemerkt zu werden, daß im Allgemeinen alle Mittel, die durch Hülfe der Phantasie auf die Geschlechtsorgane wirken, meist sicherer und rascher die Erection begünstigen, als directe Reizungen der Sexualtheile.

Unter der großen Menge von Ursachen, die erigirend wirken, gibt es endlich noch mehrere pathologische, aber der ausgemachteste, schwächste Wüstling wird sich um diesen Preis keine Erection wünschen! So bewirken sie Blasen- und Nierensteine, Würmer, Hämorrhoiden, Entzündungen der Harnröhre, und manche andre Uebel. Endlich kann auch die Erection selbst Krankheit sein, wenn eine pathologische Ursache einen anhaltenden und erzwungenen Blutdrang in jene Theile veranlaßt.

Erotomanie.

S. Geschlechtstrieb.

Eunuchen.

S. Verschnittene.

Erzeugung.

S. Zeugung.

F.

Fettleibigkeit.

Der Zustand des Körpers, in welchem er beträchtlich an Umfang gewonnen hat, und zwar durch ungewöhnliche Anhäufung von Fett im Zellgewebe. Diese Ursache unterscheidet den Zustand von der sogenannten Leibesdicke, bei der der Körper durch die Fülle der Muskeln, die Stärke drr Knochen florirt, und eben so auch von der Wohlbeleibtheit, die nur einen höchst gesunden Zustand, und zwar jenen bezeichnet, den die Franzosen so glücklich Embonpoint nennen. (S. Wohlbeleibtheit.)

Ueber die Ursachen, die die Fettleibigkeit veranlassen, sind die Aerzte nicht einig. Einige schreiben sie einer zu großen Thätigkeit des Magens zu, der in einigen Stunden eine große Menge Nahrung verdaut, Andre meinen, es sei ein Uebergewicht im Körper in den Verrichtungen der Leber vorhanden; wieder Andre nehmen anhaltende Ruhe, tiefe Geistesapathie

u. s. w. als Ursache der Fettleibigkeit an. Wenn reichliche Aderlässe oft wiederholt werden, so hat man auch danach den Körper sehr fett werden gesehen. Der Verlust irgend eines Gliedes, ganz vorzüglich aber die Castration, prädisponiren sehr merklich zur Fettleibigkeit. Diese Erfahrung war ja von so wichtigem Einfluß in der Gastronomie, denn es ist bekannt, daß Hühner, Schweine und andre Thiere durch die Castration fett gemacht werden. Ja man hat die Veredlung der Leckmäulerei sogar bis auf die Castration von — Fischen ausgedehnt! Samuel Tull, ein englischer Fischer, verschnitt zuerst im Jahr 1642, in Gegenwart von Sachverständigen, einige Fische, und man hat förmlich gelehrt, wie diese wichtige Operation kunstgemäß zu unternehmen sei!

Eigentlich bringen wir eine gewisse Anlage zur Fettleibigkeit Alle mit zur Welt, und es bedarf nur gewisser günstiger Umstände, um diese Anlage zu entwickeln. Dahin gehören: eine sehr kräftige Nahrung, reichlicher Genuß von hitzigen, von warmen und süßen Getränken, mäßiges Reiten und eine große Seelenruhe. Gewisse Handwerke prädisponiren besonders zur Fettleibigkeit, wie z. B. Brauer,

Schlächter, und man hat die Bemerkung gemacht, daß oft Anatomen sehr dick werden. Der Einfluß des Klima ist auch in dieser Hinsicht höchst wichtig. In heißen, feuchten Ländern neigen die Menschen sehr zur Fettleibigkeit, und Prosper Alpinus erzählt, daß das Klima, die häufigen warmen Bäder, der Mißbrauch des Geschlechtsgenusses die Egyptier so fett mache, daß man häufig Männer sieht, die Brüste, wie Weiberbrüste, haben. Ein ruhiges, eingezogenes, sorgenfreies Leben macht sehr leicht fett, und die Fettleibigkeit der Mönche ist bekannt genug. Die Franzosen sagen sogar als Sprichwort: gras comme un moine, und Boileau schildert einen fetten Prälaten, der

Muni d'un déjeûner
Dormant d'un leger somme, attendait le dîner.
La jeunesse en sa fleur brille sur son visage,
Son menton sur son sein descend à triple étage,
Et son corps ramassé, dans sa courte grosseur
Fait gémir les coussins sous la molle épaisseur.

Jeder hat einmal übermäßig fette Menschen gesehen, die von Zeit zu Zeit umher reisen, und ihre nicht beneidenswerthe Körperbeschaffenheit Neugierigen zur Schau stellen. Eduard Bright wog zu zehn Jahren 144

Pfund, zu zwanzig 365, und ein Jahr vor seinem Tode 584 Pfund; dabei war er fünf Fuß neun Zoll groß, und der Umfang seines Bauches betrug fünf Fuß elf Zoll, der Arm hatte zwei Fuß zwei Zoll, und das Bein zwei Fuß acht Zoll im Umfange. Günz erzählt die Geschichte eines Mädchens, das in ihrer Kindheit schon 492 Pfund wog. Marie Clay, eine sehr arme Frau, die sechs Kinder geboren hatte, war gleichfalls von ungeheurer Fettleibigkeit. Der Kopf lag so in den fetten Schultern, daß er ganz unbeweglich schien, ihre Brüste hatten acht Zoll im Durchmesser, und zehn in der Länge, und hingen bis auf den Bauch hinunter; das viele Fett unter den Achseln hielt den Arm ganz vom Leibe ab; die Lenden waren dritthalb Fuß breit, und die Hüften bildeten zwei ungeheure Kissen, um die Arme zu unterstützen. Friederike Ahrens, die sich vor einigen Jahren noch sehen ließ, wiegt (zwanzig Jahre alt) 450 Pfund; sie wog schon dreizehn Pfund bei ihrer Geburt, zwei und vierzig im Alter von sechs Monaten, und 104 Pfund, als sie vier Jahre zählte. Ihre Arme haben anderthalb Fuß im Umfange. Genug von solchen Ungeheuern! Manche mehr als billig starke Dame unter

meinen Leserinnen, wird sich nach der Lectüre dieses Artikels mit zufriedenem Gesichte und mit neuem Trost vor den Spiegel stellen, daß sie doch nicht so begünstigt sei mit dem unangenehmen Geschenk der Natur, als jene ihrer Schwestern, die eben erwähnt worden sind, und wie glücklich wollen wir uns schätzen, wenn wir solchen lieben Leserinnen einen heitern Augenblick gemacht haben!

In der That sind zu fette Personen nie für absonderliche Schönheiten gehalten worden. Die römischen Damen hielten einen zu fetten Hals für den unerträglichsten Fehler, und sie suchten ihn durch das Auflegen eines Fisches zu curiren. Griechen und Römer hatten einen Haß gegen zu fette Personen, denen sie wenig Geist und Gedächtniß zutrauten. Dies ist indeß nicht immer gegründet. Große Leckmäuler, die keine andere Lebenstendenz kennen, als hinter dem Tische die Seltenheiten aller Welttheile in müßiger Behaglichkeit zu schlürfen, die mit Lucullischer Lüsternheit nur darauf denken und raffiniren, wie diese oder jene Pastete noch piquanter, noch saftiger zu bereiten sei, die nur von der wohlbesetzten Tafel eilen, um im weichen Sorgenstuhl die Verdauung durchzuschlafen, um

dann wieder an's Werk zu gehen — solche Fettsäcke haben freilich zu keiner Zeit die Welt erleuchtet und Künste oder Wissenschaften bereichert, indeß finden sich doch zu Gunsten der Fetten einige ehrenwerthe Ausnahmen. David Hume war z. B. ungemein fett.

Hippocrates hat es zuerst als Grundsatz aufgestellt, daß sehr fette Weiber nicht empfangen könnten, weil das um die Oeffnung des Muttermundes angehäufte Fett sie daran hindere. Wenn auch die Beobachtungen neuerer Zeiten diesen Grund nicht bestätigt haben, und fette Weiber nicht grade immer als unfruchtbar anzunehmen sind, so ist doch unbezweifelt oft zu große Fettigkeit des Weibes die Ursache einer unfruchtbaren Ehe. Auch bei den Thieren finden wir sogar ähnliche Erscheinungen, und fette Hühner z. B. legen immer wenige Eier, hören auch wohl endlich ganz damit auf.

Finger.

Die Finger sind nebst der Hand die vorzüglichsten Organe des Gefühls. Man hat deren fünf an jeder Hand, und es gibt wenig Beispiele, daß Menschen mit weniger denn

fünf Fingern zur Welt gekommen sind; eine Mehrzahl ist hingegen nicht selten. Schon in der heiligen Schrift liest man in dem zweiten Buch der Könige: quartum bellum fuit in Geth, in quo vir fuit excelsus, qui senos in manibus pedibusque habebat digitos, id est viginti quatuor, et erat de origine Arapha, et blasphemavit Israel. Anna Boleyn, die durch ihre Reize und ihr Unglück gleich berühmte königliche Geliebte, hatte sechs Finger an der rechten Hand, einen übelgewachsenen Zahn in der oberen Zahnreihe, und eine überflüssige dritte Brust! Plinius spricht von zwei Schwestern, die an jeder Hand sechs Finger hatten, und darum den Beinamen six-digites erhielten. Auch in den Memoiren der Pariser Academie für das Jahr 1743 liest man von einem sechzehn Monat alten Kinde, welches an jedem Fuß und an jeder Hand sechs Finger hatte. Ruysch hat ein in dieser Beziehung höchst merkwürdiges Skelet beschrieben: die rechte Hand hatte sieben und die linke sechs Finger, und überdies war noch der Daumen doppelt. Der rechte Fuß hatte acht, der linke neun Zehen. Einen noch merkwürdigern Fall führt Saviard an, wo er erzählt, in dem Hôtel

Dieu zu Paris ein neugebornes Kind gesehen zu haben, welches an jeder Hand und an jedem Fuß zehn Finger hatte, deren Glieder alle zerbrochen schienen.

Die Form der Finger ist die eines gestreckten Kegels, oder einer kleinen, aus mehreren beweglichen Theilen bestehenden Säule; diese Theile, welche man Glieder nennt, sind so angebracht, daß sie in der nämlichen Richtung stehen, oder sich unter verschiedenen Winkeln kreuzen können. Solcher Glieder nun hat jeder Finger drei, den Daumen ausgenommen, der nur zwei hat. Wenn die Hand sich selbst überlassen ist, so ruht das zweite Glied leicht auf dem ersten, und dieses auf dem Mittelknochen, während das dritte auf dem zweiten liegt. Bei einigen Personen, und vorzüglich bei den Frauen, neigen die beiden letzten Glieder etwas gegen die obere Seite des Fingers, wie wir es auch bei der Medizeischen Venus bemerken. Uebrigens wird die Richtung der Finger fast in jedem Augenblick durch die Muskeln, die sie bewegen, verändert.

Die Länge und der Umfang der Finger richtet sich gewöhnlich nach der Größe und Stärke des Körpers, oder auch der besonderen Entwickelung der untern Gliedmaßen. Diese

Organe sind gewöhnlich bei müßigen Menschen, bei Weibern u. s. w. feiner als bei andern, die viel und angestrengt arbeiten; so werden sie z. B. vom Brodkneten und andern dergleichen Arbeiten vergrößert. Ramazzini behauptet, daß die Hände der Bäcker nicht allein von der Art ihrer Bewegung bei der Arbeit, sondern auch von der nahrhaften Materie, in der sie unaufhörlich sich bewegen, groß und stark werden. Ob diese, etwas sonderbare, Hypothese gegründet sei, lassen wir dahingestellt. Bei Personen von geringer Wohlbeleibtheit werden die Finger nach oben zu unmerklich dünner; bei sehr mageren Leuten haben sie mehr oder weniger ausgesprochene Erhabenheiten um die Gegend der Gelenke. Bei fleischigten Menschen, und vorzüglich bei jungen Frauen, die recht schwellende Hände haben, zeigen die anmuthig gerundeten Finger auf der obern Seite am ersten Gliede ein kleines Grübchen, das bekanntlich als eine Zierde einer hübschen Hand angesehen wird. Uebrigens ist der Umfang der Finger auch bei den nämlichen Personen, unter verschiedenen Verhältnissen, häufigen Veränderungen unterworfen; äußere Kälte vermindert ihn; kaltes Wasser macht die Haut der Finger ungleich

und runzlicht; heiße Luft hingegen, vorzüglich in Zimmern, eine ungewohnte heftige Bewegung der Hände, warme Bäder u. s. w. machen die Finger anschwellen. Noch merklicher ist der Unterschied der Finger unter sich, an einer und derselben Hand; der Mittelfinger ist um ein Drittheil länger als der kleine und der Daumen; der Zeigfinger ist etwas kürzer als der Ringfinger; die beiden letztern halten die Mitte zwischen den drei übrigen. Ueber den Werth der Finger als Bestandtheile der Schönheit des Körpers, wie über den Werth derselben als Organ des Tastsinnes in der Liebe, s. Hand. (Vergl. auch Selbstbefleckung.)

Flagellation.

S. Geißelung.

Frau.

Welches Wort sprechen wir aus! Welches Thema zu Betrachtungen! Welcher Stoff für die Philosophie, für die Dichtkunst, für die Malerei, für die Skulptur, für die — Satyre, und wofür sonst nicht noch! Uns schwin=

delt fast vor dem Gedanken, eine Abhandlung über diesen, über einen solchen Gegenstand zu schreiben, denn blicken wir hin, wo wir auch wollen in die Gegenwart, in die Vorzeit, in die Geschichte aller Länder und Völker, in die Naturgeschichte des Menschen, in's Thierreich, in die Staatenkunde, in die Politik, in die Moral — — wo fänden wir nicht Material für unsern Zweck? Aber eben diese kaum zu übersehende Fülle zwingt uns zu gewissen Abtheilungen bei der Bearbeitung unsres Gegenstandes.

Wir verweisen daher hinsichtlich der Schilderung des Weibes in den Jahren der Jugend auf die Artikel: Entwicklungsjahre, Jungfrau, Mädchen; für die Schilderung des Weibes als Gattin und Mutter auf die Abhandlungen: Ehe, Weib, in welchem letzteren Artikel wir Alles zusammenfassen, was auf diese schöne Hälfte des Menschengeschlechtes sich bezieht, wie ja auch die Artikel: Alte Jungfer, Begattung, Brust, Blondine, Brünette, Empfängniß, Entjungferung, Freudenmädchen, Fruchtbarkeit, Geschlecht, Keuschheit, Matrone, Reinlichkeit, Temperament, Unfruchtbarkeit, Wittwe,

Wollust, Zeugung und viele Andre, eben so viele Grundzüge zur Vollendung dieses großen Gemäldes bilden, das die edlere Hälfte der Schöpfung so schön versinnlicht.

Freudenhaus.

Freudenhaus! Ort des Elends, des Erbärmlichen Jammers, du Altar, an dem der Mensch sein Heiligstes, seine moralische Ehre schaamlos hinopfert, an dem er mit viehischer Sinnlichkeit, mit verruchter Frechheit den edelsten Trieb, das köstlichste Gefühl des Menschen, die Geschlechtsliebe, zum thierischen Nervenkitzel entwürdigt, Stelle, von welcher der menschliche Geist beschämt und zerknirscht flieht, um nicht an seinem eignen Grabe zu trauern, das ihm seine viehischen Lüste bereiten — Dich nennt man Freudenhaus!! So hat der Mensch zu allen Zeiten das, was ihn erschrecken, beschämen, zittern machen müßte, mit einem wohlklingenden, angenehmen Namen getauft, damit er sich selbst, wenigstens in dem Augenblicke, wo ihm jener Begriff durch das lebendige Wort vor die Seele gerufen wird, darüber täuschen möge, und so nannte schon der Grieche seine Furien: Eumeniden,

die Wohlgesinnten, und so nennen wir den finstern Schlupfwinkel der Verworfenheit das Haus der Freude!!

Ausschweifungen in Hinsicht auf den Geschlechtstrieb müssen einmal als nothwendiges Uebel in der Welt angenommen werden. Sie ausrotten, mit Stumpf und Stiel aus der Gesellschaft ausrotten, und die sexuellen Triebe auf rechtmäßige Ehen begränzen wollen, das hieße Menschen in Engel, Thiere in Götter verwandeln wollen. Das Warum? brauchen wir nicht zu beweisen; und wir geben uns auch keine besondere Mühe zu diesem Beweise, damit es nicht scheine, als wollten wir jene Thatsache vertheidigen: als Thatsache bleibt sie drum doch stehen, was auch vielleicht einige Rigoristen dawider einwenden mögen, die, unfähig, die wahre Natur des Menschen in ihren verschiedensten Extremen zu begreifen, die Menschen nach ihren Gesetzen schaffen möchten, statt daß der vernünftige Gesetzgeber die Gesetze nach den Menschen schaffen muß.

Wenn also die Unmöglichkeit gegeben ist, die Geschlechtsausschweifungen auszurotten, so wird es überall darauf ankommen, sie so zu zügeln, daß wenigstens das Gesetz und die Behörde ein wachsames Auge über sie behalten

können. Dies ist aber nicht wohl anders möglich, als daß die verrufenen Weiber, die jenen nichtswürdigen Commerz treiben, einmal öffentlich gekannt sind, und daß zweitens ihnen bestimmte Orte für ihr infames Gewerbe angewiesen, und sie auf diese Orte beschränkt werden. Wer die Regierungen sich selbst erniedrigen sieht, die solche Gesetze entwerfen, der gehört eben zu jenen oben bezeichneten Rigoristen, und der weiß nicht, daß die Erfahrung schon früh die weisesten Fürsten dahin belehrt hat, daß sie es nicht unter ihrer Würde hielten, Gesetze für die Freudenmädchen zu geben, ja ihnen sogar einen väterlichen Schutz angedeihen zu lassen. Französische Könige gaben schon in den ältesten Zeiten der Monarchie solchen Dirnen »des lettres de sauve-garde,« damit sie unter dem Schutze der Gesetze ständen, und damit es die viehische Lust von Wollüstlingen nicht zu noch größern, als den gewöhnlichen Excessen kommen ließe. Karl VI. gab schon im Jahr 1389 solche Sicherheitsbriefe, und als man Karl VII. im Jahr 1423 anzeigte, daß man ein solches Haus zu Toulouse, das Chastel vert genannt, sehr oft beunruhigte und beschimpfte, und »que certaines gens de mauvaise vie en-

treprenaient d'aller casser les vitres de cette maison, sans aucune crainte de Dieu« — gab der Monarch auch diesem Hause einen beruhigenden Sicherheitsbrief. Vorzüglich aber hat sich Johanna I., Königin von Neapel, in der Geschichte der Gesundheitspolizei berühmt gemacht, indem sie, die gute Königin, höchsteigenhändig Gesetze vorzeichnete für ein neues Freudenhaus, daß sie in Avignon errichten ließ. Dies Reglement, datirt vom 8 August 1347, ist, bis auf einige dem Zeitgeist angehörige Ausnahmen, noch heute ein Muster solcher Gesetze.

Einer der größten Nachtheile der Unzucht ist unstreitig der, daß sie zu früh den Instinkt der männlichen Jugend weckt, ihn dann mißbraucht, und so das junge Geschlecht physisch und moralisch entkräftet und verschlechtert. Wahrscheinlich war es dieser Grund, der veranlaßte, daß in größern Städten die öffentlichen Weiber oft auf gewisse Straßen, bestimmte Stadtviertel eingeschränkt wurden; man hoffte durch diese Maaßregel einmal den Augen der Menge das Skandal der Unzucht zu entziehen, und zweitens die Jugend von diesen verpesteten Wohnsitzen zu entfernen: übrigens war dies auch ein Schimpf für das Laster, dem man

dadurch bewies, daß man es nur gezwungen dulde. Man nannte dergleichen Straßen in Frankreich sonst: »des rues chaudes.« Noch heut hat man in vielen Städten Deutschlands, z. B. in Berlin, diesen vernünftigen Gebrauch beibehalten, wo man solche Dirnen, wenn auch nicht auf gewisse Straßen, doch auf gewisse Stadtviertel einschränkt.

Schon im alten Rom, das eben so gut als wir, das Gewerbe der Lustdirnen kannte, (s. Freudenmädchen) mußten diese dem Staate eine Auflage zahlen. Die Taxen sind noch heute überall beibehalten, wo es vom Staate bestätigte Freudenmädchen und Freudenhäuser gibt, und in mehr als einer Hinsicht zu rechtfertigen und nothwendig.

Diese Auflagen dienen gleichfalls wieder, um dem Laster sein Treiben zu erschweren, und dann bilden sie eine nothwendige Kasse zur Heilung und Verpflegung der Geschöpfe, wenn sie an dem Uebel darniederliegen, das von ihrem Gewerbe fast unzertrennlich ist; man weiß ja

Qu'une affreuse épine
Se mêle aux fleurs de Cypris!

Beranger.

Im alten Rom ging man sogar noch weiter, man brauchte das schmutzige Geld, das der Staat auf diese Weise erwarb, auch noch zur Verschönerung und Salubrität der Stadt.

Wie nun Freudenhäuser aussehen, und was darin getrieben wird? das werden hoffentlich die etwanigen unerfahrnen Leser doch wohl von uns nicht beschrieben haben wollen? Müssen wir so oft auf unsern Lieblingsmaler, auf den großen Seelenschilderer Hogarth zurückkommen? Dort könnt Ihr auf der dritten Platte im „Weg des Liederlichen" ein Exempel sehen von einem Bordell, das bei allen seinen sehr markirten Eigenthümlichkeiten doch noch keines der odiösesten sein dürfte! Häuser dieser Art, in denen nun einmal der Mensch gleich beim Eintritt (oft mit seinen Kleidern) seine menschliche Würde ablegt, und als nackter, von Lüsten und wilden Trieben feurig belebter, Fleischklump dasteht, Häuser dieser Art haben oft die wüthendsten Excesse menschlicher Leidenschaften verüben gesehen; der Mord des unglücklichen Fualdez ist allen Lesern noch im frischen Gedächtniß, und gemeine Mordthaten sind in den niedrigsten Schlupfwinkeln dieser Art in London, Paris, Hamburg oder wo sonst eine ganz gemeine Menschenklasse,

wie z. B. Matrosen sich findet, gar nichts ganz Seltnes! Das sind die Häuser der Freude!

Freilich ist es wahr,

> Der Teufel hat Gewalt sich zu verkleiden
> In lockende Gestalt — —
>
> Shakespeare.

und in großen, luxusreichen Städten, wie eben Paris, London u. s. w. weiß sich auch dies Laster in solche glänzende Flittern zu kleiden, daß man seinen Wohnsitz wohl auf den ersten Eintritt für ein Freudenhaus halten könnte. Mercier erzählt von einem Hause, das vor der Revolution im Palais-royal in Paris bestand, und von einem Restaurateur gehalten wurde; bei der Mahlzeit öffnete sich in einem Salon particulier auf ein gegebenes Zeichen beim Rauschen einer sanften Musik und unter einer Wolke von Wohlgerüchen der Balkon, und herabstiegen, wie aus einem Olymp, eben so schön als — leicht gekleidete Nymphen, die dann — — — die Verdauung befördern halfen. Solche satanisch-geistreiche Erfindungen dürfen wohl heut zu Tage nicht mehr gewagt werden; aber es gibt in Paris und London eine Menge von Häusern, in denen scheinbar der anständigste Ton herrscht; bei

Hereintritt findet ihr eine kleine Gemälde-Gallerie — nicht von titianischen Venusbildern etwa — sondern von Schönheiten ad naturam gezeichnet, einen in Farben dargestellten Katalog, nämlich von den Raritäten, die das saubere Kabinet, in dem Ihr seid, enthält. Von allen reizt Euch, nach langer und schwerer Wahl, endlich dies oder jenes Kniestück am meisten, und — auf einen leisen Wink steht das hübsche Original selber vor Euch, bereit in alle Eure Wünsche einzugehen! Aber auch dann noch muß eine erheuchelte Sittlichkeit dem Genusse größern Reiz geben; gefällige Conversation, Entwicklung angenehmer Talente, ein geschmackvoll angeordnetes Souper u. s. w. müssen Euch in reizender Abwechselung hinhalten, und der scheinbar noch immer verwehrte Genuß macht das Verlangen danach nur um so heftiger. Werdet ihr angeregt — — bald wieder zu kommen, so ist der ganze Zweck dieser glänzenden Anstalten erfüllt!! Werft nur ein Goldstück zu wenig beim Weggehn auf die Tafel, und Ihr werdet mit einem Zauberschlage alle jene Schönheiten verschwinden, und das Laster nackt da stehn sehn, denn trotz der Seide, der Wohlgerüche, der Talente und des Aufwandes

aller Künste wird Euch nun nicht mehr das Triebrad dieser ganzen, glänzenden Maschinerie verborgen bleiben! Das sind die vornehmen Häuser der Freude!!

Quaeque ipse miserrima vidi:
Geschaut hab' ich selber das Elend!
Virgil.

Freudenmädchen.

Wer den Menschen practisch erfaßt hat, wer ihn erfaßt hat, wie er sich in seinen Aeußerungen im wirklichen Leben darstellt, der darf sich gestehen, daß er ihn besser kennt und zu würdigen weiß, als diejenigen, die in stiller Klause über ihn meditiren und philosophiren. Je inniger man aber den Menschen kennt, desto mehr und herzlicher wird man sich über seine Verirrungen betrüben und darüber weinen, und so können auch wir gestehen, daß wir gern nach der Bearbeitung des vorigen Artikels die Feder niedergelegt, und einen Schleier über diese Verhältnisse gezogen hätten, als uns leider! die Ueberschrift zu dieser Abhandlung, unserm Berufe in diesem Werke gemäß, nöthigt, wieder gleichsam von vorn anzufangen,

und noch einmal diese Verirrungen zu beleuchten. O! daß uns wenigstens keine andere im Verlaufe dieses Werkes begegneten! Eitle Hoffnung, deren Nichterfüllung nicht lange ausbleiben wird!

Wenn wir die Geschichte des Menschengeschlechtes verfolgen, so stoßen wir überall auf unaufhörliche Widersprüche, die aus dem Kampfe der gesellschaftlichen Einrichtungen mit der Natur nothwendig hervorgingen. Priesterinnen der Vesta werden nach einem einzigen Fehltritte lebendig begraben, und neben dem Grabmale spotten *Lupanaria* (Freudenhäuser in Rom), Bacchanalien, Saturnalien, und ähnliche Einrichtungen der armen Jungfrau; die keusche Diana wird neben dem Gotte Priapus verehrt, und auch in unsern Zeiten kreuzen sich die Fastenzeit und das ausgelassene Carnaval in ihren Tendenzen, und dieselbe Stadt umschließt in ihren Mauern Nonnenklöster und — Freudenhäuser! Wirklich haben überall die Menschen, darüber empört in gewisser Hinsicht dasselbe Loos als die Thiere zu haben, ihre Mitmenschen von solchen Verirrungen zu entfernen gesucht, aber die Macht der Thierheit hat immer das Uebergewicht behalten, und im Alterthume

konnten weder die strengen Vorschriften des Pythagoras, noch die rigorösen Gesetze des Numa dies moralische Uebel ausrotten. Das Christenthum ist nicht glücklicher gewesen, denn man liest schon bei Tertullian, wie mächtig er gegen die große Anzahl der öffentlichen Frauen eifert, die zu seiner Zeit sich den Mönchen und Priestern hingaben, und bei den Aposteln finden wir ähnliche Strafpredigten, die uns zum Trost beweisen, daß wir heut zu Tage eben so viel oder wenig taugen, als unsre Vorfahren.

Willst du Bess're besitzen,
So laß sie Dir schnitzen.

Göthe.

Wir müssen genommen werden, wie wir nun einmal sind; wenn also das Laster, das uns jetzt beschäftigt, nicht vertilgt werden kann, so wird die Gesetzgebung nur dahin zu sehen haben, wie es am besten und vernünftigsten zu zügeln sei. Schon Solon betrachtete die öffentlichen Weiber als nothwendiges Uebel, um das hitzige Temperament der atheniensischen Jünglinge zu dämpfen, damit es nicht Excesse andrer Art beginge. Er kaufte daher mit Vorsatz Fremde, besonders Thracierinnen,

und erlaubte ihnen, mit ihrer Schönheit oder ihren respektiven Reizen Handel zu treiben. Diese Einrichtung ließ sich alle Welt in Athen gern gefallen, so lange die Bürger von der heiligen Idee des Ehestandes noch durchdrungen waren; in der Folge aber wurden mit der Verschlechterung der Sitten die Hetären dem Staate sehr schädlich. Im Anfange mußte ein junger Mann, wenn er sich verheirathete, die Freundin — Hetäre aufgeben, oder er verlor die Mitgift und auch wohl die Frau obenein, und setzte sich der Verachtung seiner Familie aus. Aber die Zeit änderte sich, die Hetären lernten und übten alle Künste der Verführung, umschlangen ihre Liebhaber mit den unauflösbaren Ketten der Wollust, und bald hatten die Männer (tout comme chez nous!) neben der Frau, die sie schätzten, eine Freundin, die sie liebten. Nach und nach sah man die ersten und ausgezeichnetsten Staatsmänner, wie Perikles mit der schönen Aspasia, in einem öffentlichen Verhältniß mit den Hetären leben, und das ewige Reich des Lasters in der bürgerlichen Gesellschaft war gegründet!

In Rom genossen die Priesterinnen der Venus pandemos nicht gleicher Ehre; sie

gehörten keiner Familie an und ihre Kinder legitimirte der Staat nicht. In spätern Zeiten, unter den Kaisern, war je nach der Laune der einzelnen Herrscher, ihr Loos bald besser, bald schlechter. Domitian gab unter andern das harte Gesetz, daß kein öffentliches Weib eine Erbschaft antreten könne.

Was spätere, christliche Herrscher in Folgezeiten, wo das Uebel immer mehr überhand genommen hatte, für die öffentlichen Frauenzimmer thaten, haben wir im vorstehenden Artikel erzählt. Immer noch suchte man durch strenge Gesetze den Mißbrauch und das Ueberhandnehmen des Lasters wenigstens einzuschränken. Joinville, Zeitgenosse und Geschichtschreiber des heiligen Ludwig, erzählt z. B.: „que dans la ville de Césarée un chevalier ayant été trouvé au bordeau, fut condamné par condition, ou que la ribaude, apec laquelle il avait été trouvé, le menerait parmi l'armée, *en chemise, ayant une corde liée à ses génitoires, laquelle ribaude tiendroit d'un bout*, ou s'il ne vouloit souffrir telle chose, qu'il perdroit son cheval et harnois, et qu'il serait banni de l'armée du roi; le chevalier dit qu'il aimait mieux perdre son

cheval et armure, et quitta l'armée.« Aber Nichts ist lächerlicher als die Sitte, die zu Mont-Luçon beobachtet wurde, wenn eine Frau ihren Mann geschlagen, oder sich preisgegeben hatte, eine Sitte, die wir gleichfalls mit den Worten des alten Geschichtschreibers nacherzählen müssen. »Item in et super qualibet uxore maritum suum verberante unum tripodem. Item in et super filia communi, sexus videlicet viriles quoscunque cognoscente de novo in villa Montis-Lucii eveniente quatuor denarios semel aut unum bombum, sive vulgariter *un pet* super pontem de castro Montis-Lucii solvendum!!« — Doch halfen am Ende alle diese Strafen nichts, und die Anzahl der öffentlichen Weiber wuchs überall immer mehr, und unter andern waren schon im fünfzehnten Jahrhundert in Straßburg dreißig privilegirte Bordells, ja bis in den heiligen Thurm des Münsters hatten die saubern Vögel sich einzunisten gewußt, und man nannte sie deshalb sehr naiv: „Münster-Schwalben!“

Man hat oft vorgeschlagen (und es auch ausgeführt) den Freudenmädchen eine eigenthümliche Kleidung zu geben, damit man das

Laster gleich beim ersten Anblick erkenne, und damit es nicht in der Hülle der Tugend umherwandele, und sich darunter verbergen könne. Im Anfange waren die römischen Lustdirnen halb nackt, und nur mit einem dünnen durchsichtigen Gewebe bekleidet, das man bezeichnend genug toga vitrea nannte; wir haben solches „gläsernes Gewand" nicht selten auf den Pariser Boulevard's an schönen Sommerabenden wieder gefunden. Aber in der Folge wurde es den römischen Lustdirnen verboten, sich öffentlich ohne irgend ein Abzeichen, z. B. rothe Schuhe, zu zeigen. Die kluge Königin Johanna, die wir bereits genannt haben, verordnete, daß die öffentlichen Weiber eine Nestel auf der linken Schulter trügen. Man findet folgende Stelle in dem Briefe, den Karl VI. im Jahr 1379 den öffentlichen Mädchen in Toulouse gab, welche gebeten hatten, von der auszeichnenden Tracht befreit zu werden: »et octroyons aux dites suppliantes, que dorénavant elles et leurs successeurs en la dite abbaye, portent et puissent porter telle robes et chaperons et de telles couleurs, comme elles voudront investir et porter parmi, ce qu'elles seront tenues à porter autour

l'un de leurs bras, une enseigne on différence d'un jarretier ou lisière de drap, d'autre couleur que la robe qu'elles auront vestue ou vestiront.«

Aber alle diese Auszeichnungen in der Kleidung helfen zu Nichts: denn der, der das Laster liebt, wird sich durch eine Schnalle, eine Schleife, die es trägt, gewiß von keiner Umarmung desselben abschrecken lassen, für die ehrlosen Dirnen selber aber kann ein solches Abzeichen unmöglich Gewicht haben, denn sie sind so entwürdigt, so mit der Moral, der Ehre zerfallen, daß ein solches Bändchen sie nicht aus ihrem lethargischen Schlummer wecken wird. Viel mehr und ernster muß die Behörde darauf sehen, daß die öffentlichen Mädchen eine mit den Sitten verträgliche Kleidung haben, und die Inschrift, die man bei etwas zweideutigen, öffentlichen Oertern in Paris am Eingange prangen sieht:

une mise décente est de rigueur,

diese Inschrift muß das Motto für die Polizei der Lustdirnen sein. Die „lockende Gestalt," in die nach Hamlet's Meinung der Teufel sich zu verkleiden Gewalt hat, besteht hauptsächlich darin, daß er sich entkleidet. Man

sieht in Paris und London oft Lustdirnen in einem Gewebe umherhüpfen, das fast nichts zu errathen übrig läßt, und wir haben in einer deutschen Residenz einst eine Dirne aus dem Fenster eines öffentlichen Hauses liegen sehen, die auf dem Brusttheil ihres Kleides einen kleinen zirkelrunden Ausschnitt trug, aus welchem — man räth schon was? — hervorguckte! Solche Schändlichkeiten müssen mit der Geißel bestraft werden, denn wenn auch der Staat das Gewerbe der Freudenmädchen als nothwendiges Uebel toleriren muß, so ist es doch seine Hauptpflicht dabei, dahin zu sehen, daß es nicht durch buhlerische Teufelskünste verführe.

Ueberall, es ist wahr, sind die öffentlichen Mädchen ein Gegenstand der allgemeinen Verachtung, und es ist ihnen auch wirklich mehr um die Liebe, die Zuneigung, als um die Achtung des Publikums zu thun; allein man sollte doch auch nicht vergessen, daß Viele, sehr viele derselben eher Mitleid, das herzinnigste Bedauern, als Spott und Verachtung verdienen. O! es gibt der Wege zu der Hölle so viele, und so rosenbeschattete! lernt nur die Geschichte so Mancher dieser Nymphen kennen, die

sur le déclin du jour
Vont aux lieux frequentés colporter leur amour.

Liebe, Sinnlichkeit, Gelegenheit, Verführung warfen die Unschuldige einem Manne in die Arme, der sie treulos verließ, als er erhalten hatte, um was es ihm zu thun war: ein Bedürfniß ist nun in ihr geweckt, das früher in ihr schlummerte: der Fehltritt hat sie auch vielleicht von den Verhältnissen auf immer getrennt, in denen sie früher lebte, und bald gebietet ihr die Noth mit eisernem Scepter, ihr Gewissen zu beschwichtigen, und aus der Lust einen Beruf zu machen; so geht es dann, wie der erfahrne Valentin in Göthe's Faust so treffend sagt:

Du fingst mit Einem heimlich an,
Bald kommen ihrer mehre dran;
Und wenn dich erst ein Dutzend hat,
So hat dich auch die ganze Stadt!

Also auch hier, und grade hier vorzüglich ist es der erste Schritt, der zu meiden ist!

Freudenmädchen sind fast überall unfruchtbar, weil das Uebermaaß der Wollust und des Genusses diesen schwächt, und ihnen die hohe Sensibilität raubt, die zur Empfängniß nothwendig ist. Daher hat man aber oft gesehen,

daß, wenn öffentliche Dirnen auf den Pfad der Tugend zurückkehrten, und Gattinnen wurden, also wieder den Geschlechtsgenuß mehr regelten und seltner machten, daß sie dann Kinder gebaren, wie auch das berühmte Beispiel der englischen Lustdirnen beweist, die, um die Colonie zu bevölkern, nach Botany=bay geschickt und dort verheirathet wurden, und die durch zahlreiche Nachkommenschaft das Naturgesetz bestätigten und den Zweck ihrer Verbannung erfüllten.

Die Wahrheit, daß die Lustdirnen meistens Trägerinnen und Verbreiterinnen der unseligen Krankheit sind, für die es leider! bis jetzt noch keine Vaccine gibt, diese Wahrheit dürfen wir hier nur berühren, wo wir noch die Erfahrung zur ärztlichen Warnung hinzusetzen wollen, daß das Gift sich viel leichter dann verbreitet, wenn die Geschlechtssünden heimlich, als wenn sie öffentlich, unter dem Schutze der Gesetze, getrieben werden. Auch dies war von je ein Hauptgrund, warum der Staat sich in die sexuellen Ausschweifungen mischte. Fürchtet daher, Leser, weniger die Mädchen, die Euch offen mit dem Gewerbschein entgegentreten, als jene, die heimlich sich der Wachsamkeit und der Aufsicht (oder vielmehr der Ansicht) der

Behörde entziehen, und ganz im Finstern schleichen. Das sind die Gefährlichsten!

Frisur.

Die eigenthümliche Einrichtung, die der Mensch mit seinem Kopfhaar trifft, um ihm eine Form zu geben, die bald den Kopf schützt, bald ihn, nach den relativen Begriffen von Schönheit, zieren soll, bald auch als Auszeichnung in der bürgerlichen Gesellschaft gedient hat. So trugen bei den alten Römern die Sclaven das Kopfhaar sehr nachläßig, die Freien dagegen kunstgemäße Frisuren.

Sie kräuselten schon ihr Haar mit einem, wie es noch heut Sitte ist, in heißer Asche gewärmten Eisen. Die Sclavinnen, die diese Arbeit bei den Damen verrichteten, wurden Ciniflones, Aschenbläserinnen, genannt. Das gekräuselte Haar wurde bald durch übereinanderstehende Locken aufgethürmt, bald ließ man es auf die Stirn herabringeln, bald erhob es sich über der Stirn in einem Wulste. Der Zopf wurde bald fest an den Hinterkopf oder auf den Scheitel geknüpft, bald herabhängend geflochten. Die Frisur wurde noch — tout comme chez nous! — mit Diademen, Bän-

dern und Perlen geschmückt; das schwarze Haar wurde auch wohl durch Salben — fi donc! — blau oder goldgelb gefärbt. Das Einsalben der vorher aufgelösten und durchgekämmten Haare geschah so, daß das dazu bestimmte Mädchen die Oele und Salbe aus dem Munde im feinsten Staubregen auf das Haar der Gebieterin spritzte. Unter Trajan und Hadrian thürmten die Damen das Vorderhaar in einen hohen Wulst auf, den man durch ein Diadem schmückte, das Hinterhaar hing locker über den Rücken hinunter, und war unten in einen kleinen Knoten geknüpft. Die bekannte Faustina, Antonius Gemahlin, brachte folgende Mode auf: das Vorderhaar erhob sich über der Stirn, und wand sich vereinigt mit den Seitenhaaren in wellenförmigen Schwingungen über die Schläfe herab bis an das Ohr, wo es sich hinter dem Ohre verlor, und vor demselben nur einige gekräuselte Locken herabringeln ließ. In dieses Haar drückte sich eine Perlenschnur ein, die es in zwei Hälften theilte. Auf der Stirn war das Haar der untern Hälfte gescheitelt, und auf beide Seiten ausgebreitet, worüber in der obern Hälfte eine aus Haaren geschlungene Schläfe stand. Die Hinterhaare waren

von dem Nacken heraufgeschlagen, und oben auf dem Scheitel in einen Knoten gedreht. Den Nacken umspielten kleine Haare, die von den aufgeschlagenen Hinterhaaren nicht gefaßt wurden. Der Schmuck des Haares bestand aus Perlenschnüren in mannigfaltigen Schwingungen. Zur Zeit der Gemahlin des Septimius Severus, wurde ein neuer Kopfputz eingeführt, der aber schon von schlechterm Geschmack zeugt; das Haar wurde lockenartig über den ganzen Kopf ausgebreitet, und in regelmäßig parallelen Abtheilungen von dem Scheitel an bis auf den Nacken herabgeführt, der durch sie ganz bedeckt war.

Auch die alten Germanen hielten viel auf die Schönheit der Frisur, und sie schoren die Könige, die sie absetzten. Die Gallier trugen sehr langes Kopfhaar; bei den Franken zeichneten sich die Oberhäupter deß Staates und des Heeres durch die Länge ihres Kopfhaares aus, und es wird erzählt, daß Clodomir, als Gefangener der Burgunder, von den Soldaten nur an der Länge seines Haarwuchses als Oberhaupt der Feinde erkannt ward. Bei neuern Völkern ist es Sitte, daß Verbrecher, ehe sie zum Richtplatz geführt, kahl geschoren werden, und es ist bekannt, daß der geistliche

Stand die Tonsur als Bedingung zum Eintritt aufgestellt hat.

Aber welche Verschiedenheit in der Frisur bei verschiedenen Völkern und in verschiedenen Zeiten! Hier ein kahl geschorner Kopf, wie die Türken ihn haben, dort bleibt, wie bei den Chinesen, doch noch ein einziger Büschel stehen; hier ein langer, dicker, wohlgepuderter Zopf, dort ein kahl geschnittener, mit Sorgfalt heraufgestrichener Hinterkopf; hier Blei und Stahl und Nadeln und Brenneisen als Apparat zum Kunstbau der Frisur — (die Leser erinnern sich der vortrefflichen Schilderung von Jean Paul einer alten Kokette, die am andern Tag auf einen Ball gehen wollte, und sich die Nacht durch in's Fenster legte, damit die köstliche Frisur, die der einzige Friseur des Städtchens schon, aus Mangel an Zeit, am Tage vorher hatte arrangiren müssen, nicht zerstört würde!) hier also eine kunstgerechte Meisterfrisür, dort ein frei, in natürlichen Locken um die Schulter flatterndes Haar!

Besonders bei den Weibern, wo das Haupthaar eine der schönsten Zierden ist, hat die Frisur tausend Veränderungen der Mode unterlegen. Schon die Römerinnen suchten den Verlust der Haare durch künstliche Perrücken

zu ersetzen, und zwar stand das blonde Haar unsrer altdeutschen Vorfahren bei ihnen ganz besonders in Gunst. Aber das non plus ultra von Frisuren hat das achtzehnte Jahrhundert gesehen. Wenn man diese Baue noch in natura, oder wenn man sie auch nur in Bildern gesehen hat, so begreift man nicht, wie der menschliche Geschmack sich so verirren konnte, einen Thurm von Haaren, abgeschmacktem Flitterstaate und Puder erbaut, der durch seine unverhältnißmäßige Höhe die Proportionen der menschlichen Statur ganz über den Haufen warf, wie der Geschmack solchen Unsinn toleriren, wie er ihn schön finden konnte!

Niemand wird hoffentlich verlangen, daß wir hier nach den obigen Notizen, die ein antiquarisches Interesse haben, nur noch die unzähligen Arten der neuern Frisuren, deren allein in Paris jeder Monat ganz neue Variationen gebiert, mit aufzählen, oder gar ein System der Frisurkunst aufstellen sollen. Das wäre die unnützeste Zeitverschwendung für Schreiber und Leser. Aber für mehrere nicht unwichtige Bemerkungen, die sich doch bei dieser Gelegenheit aufdringen, verweisen wir auf die Artikel: Haar und Perrücke.

Fruchtbarkeit.

Die Zeugungskraft, dieses wunderbare Vermögen der organisirten Körper, entwickelt sich auf verschiedene Weise bei Pflanzen und Thieren. In allen Familien der geschlechtslosen Vegetabilien, wie bei den Trüffeln, den Moosen rc., eben so wie bei den Thieren der untersten Ordnung, wie z. B. bei Strahlenthieren, Polypen, Medusen rc., entsteht Reproduction, indem das gegebene Individuum sich theilt, und der abgetrennte Theil wieder zum ähnlichen Individuum wird, oder durch Keime, die aus dem Individuum hervorschießen. Mit getrennten Geschlechtszeichen versehene Pflanzen und Thiere hingegen bedürfen eines zusammengesetzten Begattungsaktes, um sich fortzupflanzen. Unter diesen Gattungen gibt es indeß in Hinsicht auf die Fruchtbarkeit noch große Unterschiede zwischen Vegetabilien und Thieren. Bei jenen scheint das weibliche Geschlecht am meisten fähig sich fortzupflanzen, selbst ohne Mitwirken des Männlichen; im Thierreiche dagegen sind die männlichen Individuen im Allgemeinen stärker und geeigneter zu befruchten, als die Weiber, und bei vielen Gattungen, wie bei den Ochsen, den Hühnern,

ist ein Männliches für viele Weibliche hinreichend. Umgekehrt ist es z. B. bei den Bienen, deren Königin ein ganzes Serail von Liebhabern hat.

Was die respektive Fruchtbarkeit der Thiere und Pflanzen betrifft, so scheint sie in beiden Reichen gleich groß zu sein. Freilich kann ein Stamm türkischen Weizens zweitausend Körner hervorbringen, eine Sonnenblume viertausend, ein Mohnkopf zwei und dreißigtausend Saamenkörner, ein Tabacksstengel vierzigtausend, eine Platane, eine Buche hunderttausend jährlich, ein Nelkenbaum siebenhundert und zwanzigtausend, und diese Resultate sind unermeßlich, ja wenn die Fruchtbarkeit nun wieder in allen Saamenkörnern gleich groß wäre, und in Wirksamkeit gesetzt würde, so würden alle Welten bald nicht mehr hinreichen, um alle diese Pflanzen zu ernähren: aber alles dieses ist noch wenig in Verhältniß zu den Resultaten der Fruchtbarkeit im Thierreich. Ich erwähne nicht der unzähligen Vervielfältigung der Insekten, und der fünf bis sechstausend Eier, die jede Bienenkönigin jährlich producirt, ich spreche nicht von den tartarischen Fliegen, die in so dichten Haufen erscheinen, daß sie die Sonne verdunkeln, denn vor Allen

muß hier das Reich der Wasserthiere genannt werden. Der kleinste Häring hat zehntausend Eier. Bloch fand hunderttausend in einem halbpfündigen Karpfen; ein Andrer von vierzehn Zoll Länge hatte zweihundert und zwei und sechszigtausend zweihundert und vier und zwanzig Eier, und ein Andrer, der sechszehn Zoll lang war, dreihundert und zweiundvierzigtausend ein hundert und vierundvierzig. Ein Barsch hatte zweihundert und achtzigtausend, ein Andrer dreihundert und achtzigtausend sechshundert und vierzig Eier. Noch mehr! Ein weiblicher Stör hatte einhundert und neunzehn Pfund Eier bei sich, und da sieben von diesen Eiern einen Gran wogen, so hatte sie der Zahl nach sieben Millionen sechshundert drei und fünfzigtausend zweihundert Eier! Leuwenhoek hat, auf diese Weise berechnet, bis zu neun Millionen dreihundert und vier und vierzigtausend Eier in einem einzigen Kabeljau gefunden. Wenn man nun bedenkt, daß dieser Fisch eine Reihe von Jahren hindurch immer wieder eben so viel producirt, daß der Ocean wohl Millionen solcher Kabeljaus birgt, daß alle ihre Eier wieder Fische werden, und diese wieder Milliarden von Eiern und von Fischen produciren

können, so bleibt man schwindelnd vor der ungeheuren Fruchtbarkeit der Natur stehen!

Glücklicherweise ist die Reproduktion beim Menschengeschlechte begränzter, obgleich der Mensch sich häufiger begattet, als die übrigen Thiere. „Wachset und mehret Euch," sagt zwar die Schrift zu dem Menschen, aber zuweilen wird dieser heilige Wunsch nicht erfüllt, und die Begattung bleibt unfruchtbar. Im Allgemeinen gibt es weniger unvermögende Männer, als unfruchtbare Weiber, und es scheint, als sei das schwächere Geschlecht auch den natürlichen Unvollkommenheiten mehr ausgesetzt, als wir.

Der Mann muß vor Allem seine Zeugungstheile gut gebildet haben. Wenn keine Erection statt finden kann, wenn einzelne Theile fehlen oder verbildet sind, so kann keine Befruchtung statt finden. (S. Unfruchtbarkeit, Unvermögen.) Wenn aber diese Theile auch naturgemäß beschaffen sind, so gibt es noch eine Menge Gründe zum Unvermögen, einen fruchtbaren Beischlaf zu vollziehen, wie dahin gehören: ein sehr phlegmatisches Temperament, große Fettleibigkeit, Erschöpfung durch übermäßige Ausschweifungen u. s. w. Es gibt im Geschlechtsvermögen gar große

Verschiedenheiten, je nach den verschiedenen Constitutionen. Der sanguinisch-arterielle Mann ist meist sehr fruchtbar, wenn gleich er nicht die Kraft des galligten, cholerischen Temperamentes hat, das sich schon durch stärkern Haarwuchs als den Körper mehr kräftigend ankündigt. Jener liebt mehr ein etwas phlegmatisches Weib, die ihm sein Uebermaaß von Lebendigkeit etwas dämpfte, und solche Vermischungen sind meist sehr fruchtbar.

Auch bei dem Weibe können besonders physische Fehler, Mißbildungen in den Zeugungstheilen Unfruchtbarkeit veranlassen. (S. diesen Artikel.) Die gänzliche Abwesenheit der monatlichen Krise ist kein Beweis von Unfruchtbarkeit, denn viele Erfahrungen, besonders aus heißen Ländern, lehren das Gegentheil. Der Verfasser dieses Artikels hat eine Bäuerin gekannt, die, obgleich nie menstruirt, vier gesunde Kinder geboren hat. So ist denn auch das Aufhören der Regeln keine Gränze für die Fruchtbarkeit, denn man hat Fälle von sechszigjährigen Mutterschaften. (S. Weib.) Aber auch bei der Frau vermehren oder vermindern mehrere Verschiedenheiten der Constitution die Fruchtbarkeit. Eine zu feurige, zu lebhafte Frau, behält die

männliche, befruchtende Flüssigkeit eben so wenig gut bei sich, als ein zu schlaffes, phlegmatisches Weib. Das fette Huhn legt keine Eier, und Castration, umgekehrt, macht fett. Die mittelmäßig starken und sanguinischen Frauenzimmer, die einen heitern Charakter haben, zärtlicher Empfindungen fähig, ruhig ohne Kälte sind, das sind die besten Mütter, die fruchtbarsten Weiber, besonders wenn sie wohl gebaut sind, mehr einen Mittelteint, als einen zu blonden, oder zu braunen, einen schön entwickelten Busen haben (Zeichen einer eben so gut entwickelten Geschlechtsthätigkeit) und mehr empfindsam und zärtlich als heftig-leidenschaftlich sind. Aber ein Weib mit trockner, reizbarer Haut, leidenschaftlichem Karakter, heftigen Gefühlen, das leicht zum Zorn, zum Haß, zur Rache neigt, ein sehr verliebtes Temperament, eine braune, galligte Constitution, ein solches Weib behält die Frucht in der Regel nicht lange.

Indeß gibt es gewisse, noch wenig bekannte, Verhältnisse zwischen den Geschlechtern, die es machen, daß ein Mann und eine Frau, die Jeder für sich vollkommen ausgerüstet sind, zusammen doch nicht fruchtbar werden. Man hat darüber folgende Erfahrungssätze:

1) zu einer fruchtbaren Ehe gehört eine gewisse physische und moralische Harmonie der beiden Gatten; diese Harmonie spricht sich schon im Gefühl der Liebe aus, die zwei Individuen aus der großen Menschenmasse sich, und grade sich einander, finden läßt.

2) Diese Harmonie besteht nicht sowohl hauptsächlich in einer Gleichheit des Temperamentes, des Alters ꝛc. als in einer gewissen Verschiedenheit, so sonderbar dies auch klingen mag. Der sehr heiße Mann liebt eine etwas kühlere Frau, und so umgekehrt, und auf diese Art stellt sich das naturgemäße Verhältniß in der Umarmung wieder her, die weder zu kalt, noch zu heiß viel taugt.

3) Doch bleiben zu weit von einander getrennte Karaktere, aus Mangel an Uebereinstimmung unfruchtbar. Manchmal stellen dann noch die Jahre ein gewisses Gleichgewicht in solchen Ehen wieder her, in denen z. B. ein äußerst lebhafter Mann ein Weib umarmt, das im entscheidenden Augenblick, etwa wie Tristram's Mutter — — nach der Uhr sieht! So bekommen dann manchmal Eheleute, nachdem sie fünfzehn, zwanzig Jahre in unfruchtbarer Ehe lebten, mit einemmale ganz unverhofft, Kinder. Von Abraham und

Sara, Rahel und Jacob ist in dieser Hinsicht schon in der Bibel zu lesen. Manchmal muß sich der Arzt oder — der Nachbar durch solche Thatsachen nicht täuschen lassen, wenn er sie aus obigem Gesichtspunkte erklärt, denn die Sache kann noch viel einfacher zusammenhängen. Man lese nur, wie Thümmel sich die Geburt Ludwig's XIV. erklärt, der bekanntlich auch nach einer zwei und zwanzigjährigen, unfruchtbaren Ehe zur Welt kam, und wegen dessen Geburt die königliche Mutter

> wohl etwas Andres noch — ich wag' es nicht
> zu sagen

mit dem heiligen Fiacre gemacht haben soll, als beten und Gelübde ausdenken!

Wenn die Gatten sich anwidern, hassen, verabscheuen, so ist die Begattung selten fruchtbar. Wenn Mädchen schwanger werden, und Nothzucht anklagen, so straft, dünkt uns, ihre Schwangerschaft sie wohl Lügen, die wohl beweist, daß sie nicht sogar gewaltig sich gesträubt haben mag, denn Wollust, oder wenigstens ruhiges Hingeben und Abwesenheit von jeder Antipathie scheint nothwendige Bedingung zur Zeugung eines neuen Geschöpfes. Oft

fangen sie auch wohl in Haß an, und endigen in Lust und Liebe!

Doch glaube man nicht, daß je lebhafter die Wollust, desto rascher und leichter auch eine sichre Empfängniß sei. Viele Erfahrungen vielmehr beweisen gerade das Gegentheil. Viele Thiere, die aus Uebermaaß von Wollust immer wieder anfangen möchten zu genießen, wenn sie noch nicht einmal aufgehört haben, muß man mit Wasser begießen oder prügeln um sie abzukühlen, um dem Weibchen Zeit zu lassen, den Saamen gehörig in sich aufzunehmen. Die Araber ermüden ihre Stuten erst sehr, eher sie sie dem Hengste bringen, damit sie matt und weniger lebhaft werden. Alle Priesterinnen der Venus vulgivaga sind meist unfruchtbar, aus Uebermaaß wollüstiger Genüsse, und englische Lustdirnen wurden auf Botani-Bay fruchtbar, als man sie zu regelmäßigen Ehen zwang. (S. Freudenmädchen.) So wird auch der Mann unfruchtbar, der zu viel den Beischlaf übt, weil er der Natur nicht Zeit läßt, einen reifen, fähigen Saamen auszuarbeiten, und deshalb fördert auch, wie man doch glauben sollte, die Vielweiberei nicht eben die Bevölkerung mehr, als die europäische Ehe. Keuschheit dagegen und Züch=

tigkeit ist eins der sichersten Mittel zur Fruchtbarkeit. Daher werden auch Weibchen von Thieren, die sich nur um die Brunstzeit, ein- oder zweimal im Jahre begatten, gewöhnlich von einem einzigen Akte sicher schwanger.

Aus dieser Ursache stammt eine wichtige Kette von Folgeschlüssen für den Staat und die Moral; die Sitten nämlich haben einen wichtigen Einfluß auf die Bevölkerung. Man betrachte nur die Reproduction in den großen, luxusreichen Städten im Verhältniß zu jener auf dem dürftigen platten Lande. Wer sollte nicht glauben, daß jene sich ohne Ende bevölkere bei der reichlichen und guten Nahrung, der Sorgenfreiheit, dem Wohlleben der Bewohner, während der arme Landmann im Schweiße seines Angesichts in sauren, ermüdenden Arbeiten untergeht, und kaum Zeit behält, an die Freuden der Liebe zu denken, und sich nicht sehr häufig reproduciren wird? Grade das Gegentheil ist wahr! Der Städter verheirathet sich spät, und kann sich nur erst spät verheirathen, weil der hohe Luxus mit seinem unabsehbaren Gefolge von Bedürfnissen ihm nicht sobald die Mittel an die Hand gibt, einen Haushalt zu führen: sehr häufig knüpft deshalb dann auch noch mehr das Interesse,

als die Neigung das Band: der große Luxus macht eben wieder eine starke Kinderzahl zu einem gefürchteten Unglück, und zu der schon nicht sehr herzlichen Liebe gesellen sich dann die schnöden Mittel, die der listige Mensch ersonnen hat, die Natur in ihrem heiligsten Wirken nichtswürdig zu täuschen! Ueberdies wird nun gar in großen Städten das Cölibat für viele Bewohner nothwendig. In der Provinz dagegen und auf dem Lande kann man nicht lange in einer ungesetzlichen Verbindung leben, denn alle Welt sieht und kennt uns, und man fürchtet die Muhmen und Gevatterinnen, die in dieser Hinsicht mit ihrer Zunge eine vortreffliche moralische Polizei üben; man verheirathet sich früher, denn man bedarf weniger, um glücklich zu leben, man lernt daher weniger die Genüsse der Ausschweifung kennen, man heirathet weniger nach Interesse unter Verhältnissen, in denen fast alle sich gleich sind, man ehelicht sich daher mehr nach freier Wahl und »on s'aime plus naïvement par nécessité même« wie ein französischer Schriftsteller selbst recht »naïvement« sagt.

Selbst innerhalb der großen Stadt findet man diese Wahrheiten bestätigt; in den armen Vorstädten wimmelt Alles von Kindern, wäh-

rend in den reichen, eleganten Vierteln das einzige Kind, oder die geringe, kleine Familie der vornehmen Eltern, schon früh verzärtelt, von der Bonne spazieren geführt wird. Die armen Länder sind die volkreichsten. Die Schweizer, die Savoyarden, die Auvergnaten schicken jährlich eine große Fülle von fleißigen Arbeitern nach den großen Städten Europa's, und decken damit das Deficit derselben in den Geburtslisten, und eben so lehren alle geschichtliche Beobachtungen die Wahrheit, daß arme, aber freie Völker, sich mehr verheirathen, und sich rascher vervielfältigen, als reiche, luxusreiche, unter dem Despotismus seufzende Nationen. Türken, Perser, Asiaten überhaupt, die in einem fruchtbaren Klima leben, und mehrere Weiber nehmen dürfen, müßten eigentlich bald die ganze Welt überschwemmen; keinesweges; ihre Länder sind öde, ihre Felder unbebaut, Alles keucht unter dem Eisenscepter der Pascha's und Nabobs. Indeß ist das Volk fruchtbar unter der väterlichen Herrschaft der Mandarinen in China. In den amerikanischen Freistaaten reproducirt sich der Mensch leicht, und er stirbt fast ohne Nachkommenschaft in den benachbarten spanischen Besitzungen.

Dies sind die Verhältnisse der Sitten und

der Staaten zur Bevölkerung: aber auch abgerechnet diese Ursachen, ist die Fruchtbarkeit bei verschiedenem Klima und verschiedener Nahrung in ihren Wirkungen nicht dieselbe.

In unsern temperirten Ländern rechnet man im Allgemeinen eine Geburt auf fünf und zwanzig Personen; aber auf dem Lande ist oft eine Geburt auf achtzehn, ja auf vierzehn Personen, während sie in den Städten auch wohl nur wie eins auf dreißig kommt. Immer aber sind mehr Geburten als Sterbefälle. Mäßig kalte Länder zeigen in der Regel eine größere Fruchtbarkeit als sehr warme. So z. B. hat man zu allen Zeiten die Fruchtbarkeit der Schwedinnen sehr gerühmt, die gewöhnlich zehn, zwölf Kinder bekommen, und bei denen man ausnahmsweise bis zu dreißig Kinder in Einer Familie gefunden hat. Isländerinnen haben recht gewöhnlich fünfzehn bis zwanzig Kinder, und da im Jahr 1707 Island durch eine Pest verödet wurde, so befahl der König von Dänemark, daß jedes Mädchen, das bis zu sechs Kinder bekäme, deswegen noch nicht entehrt sein solle; man erzählt aber, daß es sich die Isländerinnen so angelegen sein ließen, ihrem öden Vaterlande recht bald wieder mit Bewohnern auf

die Beine zu helfen, daß man der Kinder-überschwemmung bald wieder durch ein neues Gesetz begegnen mußte. Die Geburtslisten in Rußland sollen jährlich auf eine furchtbare Weise anwachsen, und auch Saxo Grammaticus nennt schon die nordischen Wälder eine *officina gentium*, zu ehrlich deutsch: eine Menschenfabrik. Im Gegentheile sind die Länder am Aequator, trotz des Reichthums und der Fruchtbarkeit des Bodens, trotz der Hitze und der Schönheit des Klima's, die die Liebe so begünstigen, trotz des Ueberflusses an Frauen und der Vielweiberei, die den Genuß so erleichtert, weniger fruchtbar, und zwar erstens: eben der großen Hitze wegen, die die Bewohner immer in Schweiß badet, wo man dann nicht sehr aufgelegt ist zur Begattung; zweitens: wegen des Gebrauchs oder vielmehr des Mißbrauches der Bäder, der die Geburtstheile besonders sehr schwächt; drittens weil die südlichen Weiber feuriger sind als die Männer, weil sie in größerer Zahl da sind, und daher seltener Gelegenheit haben zu genießen, ferner haben die südlichen Weiber große Neigung zu Blutflüssen, die leicht Abortus bewirken; viertens endlich, weil die Männer in jenen heißen Gegenden zu ausschweifend

leben, und deshalb bald unvermögend werden.

Die Negerrasse allein ist fruchtbarer unter dem südlichen Himmel, als im kalten Klima, woran wohl die ganz eigenthümliche Constitution der Neger Schuld ist.

Aber auch in den andern Menschenrassen sieht man die Fruchtbarkeit abnehmen, wie man sich von den Polen aus dem Aequator nähert. Wenn die Isländerin fünfzehn bis zwanzig Kinder hat, so hat die Niederländerin deren zehn bis zwölf, die Deutsche sechs bis acht, die Französin vier bis fünf, die Italienerin, die Spanierin zwei bis drei, und ein armer Römer, der drei Kinder hatte, genoß schon einiger eigenthümlicher, bürgerlichen Rechte. In Schottland, auf den orkadischen Inseln, in Schweden, in Nord-England sieht man viele Frauen Zwillinge gebären; es gibt sogar ganze Familien, die immer Zwillinge produciren; in Pensylvanien ist derselbe Fall, ja die Kühe sollen hier sogar den Weibern nichts nachgeben. Dagegen sind unter den Tropen Zwillinge eine sehr seltene Erscheinung, aber Chili, das wegen seiner Berge eine gemäßigte Temperatur hat, gebiert viele Zwillinge.

Wenn aber eine solche mäßige Temperatur, wie wir eben gezeigt haben, der Fruchtbarkeit

günstig ist, und sie sogar bis in ein vorgerückt-tes Alter hinein erhält, so ist eine große Kälte, wie bei den Pflanzen, auch bei dem Menschen der Entwicklung der Fruchtbarkeit schädlich. Die Lappländer, Samojeden, Ostiaken, Jakuten, Kamtschadalen, Eskimo's, Grönländer, sind sehr wenig fruchtbar, und Zwillinge z. B. werden bei den Grönländern fast gar nicht erhört. Die meisten Nomaden-Völker im nördlichen Amerika pflanzen sich sehr wenig fort; sie fühlen fast gar keine Liebe und mißhandeln deßhalb ihre Weiber so schrecklich.

Auch in einzelnen Ländern ist in gewissen Gegenden mehr Fruchtbarkeit als in Andern. So sind in Afrika Egypten, in Asien China, als höchst fruchtbare Länder berühmt. In Europa sind Holland, die Niederlande, einige französische Provinzen als besonders fruchtbar bekannt. Lucern in der Schweiz ist fruchtbarer als die übrigen Cantone u. s. w. Vielleicht ist an diesen Erscheinungen die Feuchtigkeit Schuld; denn alle trockne, hochliegende, den Winden ausgesetzte, Gegenden sind weniger bevölkert und weniger fruchtbar, als die tief und feucht liegenden, fetten Länder. Eine mäßige Feuchtigkeit scheint überhaupt Bedingung zur Erzeugung zu sein; auch sind Fische

beim Erwachen sieht er vielleicht mit diesem sensibleren Sinn neben sich das holde, geliebte und liebende Wesen, an das gerade in dieser aufgeregten Stimmung die Erinnerung genossener Freuden ihn mächtiger als gewöhnlich zieht, und — aber wozu diese Schilderung aus meiner Feder, da der große Meister im Dichten und Lieben uns diese Situation so reizend und wahr gemalt hat?

Dich, Aurora, wie kannt' ich dich sonst als Freundin der Musen!
Hat, Aurora, dich auch Amor, der Lose, verführt?
Du erscheinst mir nun als seine Freundin und weckest
Mich an seinem Altar wieder zum festlichen Tag!
Find' ich die Fülle der Locken an meinem Busen! das Köpfchen
Ruhet, und drücket den Arm, der sich dem Halse bequemt.
Welch' ein freudig Erwachen, erhieltet ihr ruhige Stunden,
Mir das Denkmal der Lust, die in den Schlaf uns gewiegt! —
Sie bewegt sich im Schlummer, und sinkt auf die Breite des Lagers
Weggewendet; und doch läßt sie mir Hand noch in Hand.

Herzliche Liebe verbindet uns stets und treues Verlangen,
Und den Wechsel behielt nur die Begierde sich vor.
Einen Druck der Hand, ich sehe die himmlischen Augen
Wieder offen. — O nein! laßt auf der Bildung mich ruhn!
Bleibt geschlossen! Ihr macht mich verwirren und trunken, Ihr raubet
Mir den stillen Genuß reiner Betrachtung zu früh.

Göthe.

* * *

Es gibt für die Frau noch eine Zeit, in welcher sie geschickter zur Befruchtung ist, als zu andern Zeiten, nämlich um die Zeit des Eintritts und bald nach dem Wiederverschwinden der jedesmaligen Regeln. Besonders im letztern Falle ist der Beischlaf fruchtbar, und Catharine von Medicis wurde schwanger, indem sie auf den Rath ihres Arztes nach diesem Naturgesetz verfuhr.

Nahrung, Gewohnheit, Lebensart sind sehr wichtige Verhältnisse bei der Fruchtbarkeit. In allen Ländern vermehrt oder vermindert sich die Bevölkerung, je nach dem Ueberfluß oder dem Mangel an Nahrungsmitteln, und Jahre des Mißwachses sind immer von einem

großen Deficit in den Geburtslisten begleitet. Daher vermehren sich auch wilde Völker sehr wenig, weil sie keine gesicherte Nahrung haben, und ackerbauende Völker, die jeden Sommer ihre reiche Ernte haben, verbreiten und reproduciren sich rasch. Auch Hunde, Katzen ꝛc. vermehren sich im zahmen Zustande, wo es ihnen nie an Nahrung fehlt, viel leichter als im Urzustande, wo sie oft lange hungern müssen. Daher auch das alte Wort:

Sine Cerere et Baccho friget Venus,
Ohne Brod und Wein keine Liebe!

Das mächtigste Mittel, um den Stachel des Fleisches abzustumpfen, ist ja, nach allen Kirchenvätern — das Fasten. Aus demselben Grunde macht auch der Beischlaf Hunger, und umgekehrt reizt eine reichliche Mahlzeit zu den Freuden der Venus.

Aber nicht jede Nahrung hat in dieser Hinsicht gleiche Wirkung; mag der Mensch sich noch so reichlich von Pflanzenkost ernähren, nie wird er die Körperkraft, das verliebte Temperament des Fleischessers bekommen. Die wiederkäuenden Thiere füttern wir in unsern Ställen gewiß sehr reichlich mit Pflanzen und Saamen und Wurzeln; doch gebären sie nur

eins oder zwei Jungen, während die fleischfressenden Thiere, auf deren Fütterung gar nicht solche Sorgfalt gewandt wird, und die ihre Nahrung in allen Winkeln und unter dem Heerde mühsam hervorklauben, gewöhnlich eine ganze, kleine Familie mit einemmale zur Welt bringen. Die Erfahrung hat auch gelehrt, daß eine Fischnahrung sehr fruchtbringend sei, und man hat immer beobachtet, daß fischessende Küstenvölker sehr fruchtbar und sehr zahlreich seien. Dies mag vielleicht daher kommen, weil einmal der Fischfang immer eine große Menge Fische liefert, die dann reichlich genossen werden, und alle andere Pflanzen- und andere Kost verdrängen, zweitens weil solche Nahrung immer sehr salzig und gewürzt genossen wird, was die Menschen dann hitzig macht, und weil endlich das Fleisch der Fische viel Phosphor enthält, dessen excitirende Kraft bekannt ist.

Auch mehrere Vegetabilien haben auf die Fruchtbarkeit Einfluß; so sind als dahin gehörig der Buchweitzen, der Sellerie, der Spargel, die Orchisarten und andere berühmt.

Wenn ein mäßiger Genuß geistiger Getränke der Fruchtbarkeit günstig ist, so ist der Mißbrauch derselben, eben so wie der Mißbrauch des warmen Thees und Kaffees ihr sehr schäd-

lich. Man hat gesagt, daß wirkliche Trunkenbolde unfruchtbar seien, oder nur Mädchen erzeugten, daß also der Liebestrieb bei ihnen gar nicht groß wäre, oder der Saamen nicht gehörig ausgearbeitet würde. Gewiß ist es, daß bei einer starken Anfüllung des Magens der Beischlaf nicht nur schlecht vollzogen wird, sondern dann auch oft sehr gefährliche Indigestionen entstehen, da nichts den Magen mehr schwächt als Excretion der Saamenflüssigkeit, wie umgekehrt nichts die Zeugungskraft mehr schwächt, als Krankheiten der Verdauungsorgane. Die Trunkenheit, die die Muskeln erschlafft und die Nerven schwächt, macht oft den Beischlaf unmöglich, oder wenigstens unvollständig, und man hat eine merkliche Abnahme in der Reproduktion beobachtet, seitdem der Mißbrauch geistiger Getränke in Dänemark, Schweden, England, Rußland, Deutschland so zugenommen hat. Dagegen hat man Wassertrinker in den Kämpfen der Liebe sehr tapfer fechten gesehen, und die wassertrinkenden Egypter, Syrier, Chaldäer, waren schon im grauen Alterthum als tapfer berühmt. Wenn es daher in einem alten Studentenliede heißt:

Cerevisiam bibunt homines,
Caeteraque animalia fontes;

Die Menschen trinken Bier,
Das andre Vieh säuft Wasser,

so werden vielleicht künftig nach dieser Belehrung unsere Musensöhne nicht mehr so wegwerfend auf das Wasser saufende Vieh herabsehen!

Wichtig ist es noch für die, die narkotische Getränke oder Arzneimittel als stimulirende Mittel nehmen, zu erwähnen, daß Opium z. B., mit Gewürzen versetzt, allerdings anfangs zur Liebe aufregt, aber bald die Zeugungskraft dermaßen schwächt, daß es völliges Unvermögen verursachen kann. Besonders in Egypten findet man Beispiele für diese Erfahrung nicht selten. Thurnbull hat auf Otaheiti weibische, durch narkotische Mittel geschwächte Männer gesehen, die man Mahoos nennt, und die so heruntergekommen sind, daß sie sich den schamlosesten Akten hingeben, um vielleicht die verlorne Kraft wieder zu bekommen. Man schaudert, wenn man Thurnbull's Erzählung liest, und man entsetzt sich vor der Tiefe, bis zu der herab die menschliche Natur sinken kann, wenn jener Despot, der Geschlechtstrieb, sie zügellos beherrscht!

Endlich gibt es Lebensarten, die der Fruchtbarkeit mehr oder weniger günstig sind. Die

Alten hatten schon beobachtet, daß Männer und Frauen, die Leinwand weben, wegen des vielen Sitzens und der Bewegungen des Unterleibes mehr Geschlechtstrieb hätten, als Andre. Die Stellung der Schneider scheint gleichfalls so zu wirken; Hippocrates bemerkt, daß dagegen Reiter oft unfruchtbar werden, was aber besonders wohl nur von den alten Scythen gilt, die Hippocrates im Auge hatte, welche ohne Sattel und Steigbügel ritten. Hinkende, und besonders Personen, die eine Unter-Extremität verloren haben, scheinen offenbar fruchtbarer und wollüstiger zu sein als Andre. Die Lebensart, die gewiß am meisten der Fruchtbarkeit schädlich ist, ist ohne Zweifel, wie wir es schon in mehreren Abhandlungen dieses Werkes zu bemerken Gelegenheit hatten, die Lebensart der Gelehrten, und der Leute, die viel mit dem Kopfe arbeiten. Selten sind Männer von großem Geiste sehr fruchtbar; die Alten gaben daher auch den Statüen ihrer großen Männer immer nur kleine Sexual-Parthieen, und sie machten ihre Musen zu Jungfrauen. Piron erkennt zwar diese geistreiche Allegorie nicht an, wenn er einmal irgendwo die Sache anders erklärt und Alles auf Apoll schiebt!

Apollon n'est qu'un effeminé; depuis des siècles qu'il est avec neuf filles, ne sont elles pas encor pucelles?

Man weiß ja auch, wie sehr das Uebermaaß von Liebesgenüssen den Geist abstumpft. Recht thierische Menschen dagegen und Alle, die mehr den Körper als den Geist pflegen, sind zum Zeugungsgeschäft die Geschicktesten, und Lafontaine hat sehr pikant gesagt:

Un mualetier à ce jeu vaut trois rois.

Frühling.

Unter Wonnemelodieen
Ist der junge Lenz erwacht.
Seht, wie froh den Phantasieen
Neuer Lust sein Auge lacht!
Golden über Thal und Hügel
Blau und golden schwebet er;
Wohlgefühle weh'n die Flügel
Milder Winde vor ihm her.
Wolken hinter ihm verleihen,
Tränkend Wiese, Hain und Flur,
Labsal, Nahrung und Gedeihen
Jedem Kinde der Natur.

Lieb' und Gegenliebe paaret
Dieses Gottes Freundlichkeit.
Ihre Nektarfülle sparet
Liebe für die Blüthenzeit.

Was auf Erden, was in Lüften
Lebensodem in sich hegt,
Wird von frischen Würzedüften
Zum Verlangen aufgeregt.
Selbst die Sehnsucht, die erkaltet,
Die erstorben war, entglüht,
Wenn die Knospe sich entfaltet,
Wenn die Hyacinthe blüht.

In diesen schönen Zeilen schildert Bürger in seiner, dem Catull nachgedichteten „Morgenfeier der Venus“ die Allgewalt des Frühlings auf die belebte Natur. Der Frühling ist unter allen Zeiten des Jahres recht vorzugsweise die schöpferische, schaffende, gebärende; die ganze Natur regt sich, und alle Geschöpfe, alle organische Wesen in der Thier- und Pflanzenwelt fühlen sich neu belebt durch den erwärmenden Hauch der Lenzessonne —

Führt der gleiche Tanz der Horen
Freudig nun den Lenz zurück,
Wird das Todte neu geboren
Von der Sonne Lebensblick!
Keime, die dem Auge starben
In der Erde kaltem Schooß,
In das heitre Reich der Farben
Ringen sie sich freudig los.

Schiller.

Darum ist man auch gewohnt, Jugend und Liebe und Frühling für verwandte Begriffe zu nehmen! Besonders gilt dies von der Sinnenliebe. Einer der eben genannten Dichter sagt von dieser:

> Nur für den Lenz hat die Natur
> Dies Flatterkind geboren,
> Im Lenze lebt und webt sie nur,
> Gehegt, gepflegt von Floren.
>
> Bürger.

Alle Dichter haben, von den ältesten Zeiten her, dies frohe Erwachen der Natur im Lenze gefeiert. Alles, um diese Zeit, athmet Liebe. Das Rindvieh, jauchzend in Lust, springt froh=kräftig über die Wiesen, in süß elegischen Melodieen singt der Vogel seine Liebe, bald verlangend = seufzend wie der Kukuk, bald schwärmerisch=verliebt klagend, wie die Nachtigall, Alles, bis auf das brutale Insekt, äußert in ungewöhnlichen Tönen und Bewegungen das Sinnenleben, das die Frühlingssonne in ihm erregt! Alles drängt und verlangt danach, seinen kleinen Beitrag zur allgemeinen Feier der Natur zu liefern, und Mitarbeiter zu werden, im großen Werke der Fortsetzung der Schöpfung!

Deshalb haben auch die Alten geglaubt,

die Welt sei im Frühling geschaffen worden, und im Paradiese wehte nach den ältesten Kirchenvätern ein ewiger Frühling, wie ein ewiger Lenz, nach Ovid's Schilderung das goldne Zeitalter auszeichnete:

Ver erat aeternum, placidique tepentibus auris
Mulcebant zephyri natos sine semine flores.

Ewiger Frühling war's, und in lauen Lüften umwehten
Liebliche Zephirn sanft die von selbst entsprossenen Blüthen.

Die Ursache aller dieser wunderbaren Erscheinungen ist die neu erzeugte Wärme der Sonne. In den kurzen Tagen des Winters war der Erdball und seine Atmosphäre erkaltet; die Sensibilität aller Geschöpfe abgestumpft, gleichsam vernichtet. Das Leben war gleichsam zu einem periodischen Stillstand gezwungen worden. Nun steht die Sonne wieder am Horizonte auf und erwärmt nun alle Organismen; die Lebensthätigkeit wird nach außen und in die Peripherie gelockt und die Expansion des Lebens erreicht ihre höchste Stufe. Die Pflanze treibt Blätter, entwickelt Knospen, das Thier erwacht aus dem trägen Winterschlafe, oder wenigstens aus dem matten Leben des Winters, der Schmetterling bricht

aus seiner Hülle hervor, und regt die Flügelchen zu neuem Leben, die Schlange streift die alte Hülle ab, und paradirt in der Frühlingssonne mit einem glänzend-neuen Schuppenpanzer, die vierfüßigen Thiere legen den Winterpelz, die Vögel ihre ausgedienten Federn ab, und legen eine neue Hülle zur Feier des allgemeinen Naturfestes an, ja auch im Meere hat sich der Fisch ein neues Silberschuppen-Kleid angelegt!

Und der Mensch allein sollte in dieser Freudenfeier aller mitgeschaffenen Wesen kalt und unbewegt bleiben? Dann müßte er kein thierisches Erbtheil mit zur Welt gebracht haben! Was ist denn das Thema der unzähligen Frühlingsgedichte, die jeder Mai unter den Titeln: „an den Mai, Mailied, im Frühling, an den Lenz, Lenzesfreude u. s. w.“ in infinitum mit den Pflanzen aufblühen und — verblühen sieht? Was anders bewegt die Saiten der Leier dieser Dichter und — — — Dichterinnen, als eben jenes Gefühl, jener Drang — des Mitarbeitens? Man schelte uns nur Materialisten — es bleibt dennoch so! Und es gibt ärztliche, unumstößliche Beweise genug für diese allbekannte Behauptung: mit dieser Frühlingsexpansion des Lebens wird das Blut

thätiger, daher Blutstürze und Blutflüsse, Schwindsuchten und alle ähnlichen Krankheiten einer erhöhten Lebenskraft grade im Frühling so häufig sind, und grade dann so gefährlich werden. Daher haben auch schon alte Gesetzgeber, die das öffentliche Gesundheitswohl ihrer Völker bei ihrer Legislation im Auge hatten, für den Frühling eigene diätetische Verordnungen gegeben, Fasten, knappere Diät u. s. w. um dem frisch-kräftigen Leben möglichst den Zügel zu halten. Alle Thiere, mit wenigen Ausnahmen, sind ferner im Frühling am geschicktesten zur Fortpflanzung, und die Brunstzeit der meisten fällt in die Zeit des Frühjahrs. Daß auch der Mensch im Frühling sich am meisten, am leichtesten und am gesündesten zur Reproduction eigne, dafür spricht die, durch die Erfahrung von Jahrtausenden bewährte Thatsache, daß im Winter, in den Monaten December, Januar und auch wohl noch im Februar, die meisten Kinder geboren werden, und man braucht kein Adam Riese zu sein, um dies Verhältniß mit unserem Ausspruch von der Macht des Frühlings auf die Geschlechtslust, in arithmetische Uebereinstimmung zu bringen! Deshalb hat Hippocrates den Frühling die „Zeugungsjahr-

zeit" par excellence genannt, und Celsus, indem er gleichsam dem Frühling in dieser Hinsicht eine Lobrede hält, sagt: neque aestate vero, neque autumno utiles Venus est; tolerabilior tamen per autumnum: aestate in totum, si fieri potest, abstinendum est. „Aber weder im Sommer noch im Herbste taugt die Liebe besonders viel; angemessener jedoch ist sie noch im Herbste: im Sommer aber muß man sich ihrer, wenn es möglich ist, ganz begeben." Der berühmte Venette in seinem noch berühmtern Tableau de l'amour conjugal klagte ebenfalls (und mit Recht) in dieser Hinsicht den Sommer an, und unterstützt seine Meinung mit Gründen: »L'excès de la chaleur du mois de Juillet et d'Août, jointe à notre complexion bouillante, détruit notre chaleur naturelle, dissipe nos esprits et affaiblit toutes nos parties. Elle produit beaucoup de bile, et d'excrémens apres, qui ensuite nous rendent foibles et languissans. Si nous voulons alors nous joindre amoureusement à une femme, nos forces nous manquent aussitôt, et bien qu'au commencement la passion nous en fournisse assez pour faire quelque effort, nous ressentons

néanmoins bientôt après des épuisemens extraordinaires, qui nous empêchent d'être vaillans. Et si nous voulons nous affaiblir tout à fait et nous procurer des maladies, nous n'avons qu'à caresser souvent une femme. Au contraire les femmes sont beaucoup plus amoureuses pendant l'été. Leur tempérament froid et humide est corrigé par les ardeurs du soleil. En verité ces passions amoureuses sont mal partagées. Pendant que les femmes, sont ardentes, nous sommes languissans. Leur passion ne commence pas plutôt à paraitre, que la nôtre se dissipe, comme si la nature nous voulait montrer par là que l'excès de l'amour est tout à fait contraire à la santé.«

Aus denselben medicinischen Gründen, die eine Pause der ehelichen Pflicht in der größten Sonnenhitze gebieten, haben die Italiener folgendes Volks-Sprichwort aufgenommen:

Mese di Giuglio e d'Agosto
Moglie mia, io non ti conosco.

Dagegen aber, und wir schließen mit diesem recht physiologisch-treffenden Ausspruch unsre Abhandlung über den Frühling in seiner Be-

ziehung auf die Geschlechtsverrichtung, dagegen sagte eine geistreiche Französin: »Je réponds de ma chasteté dans tous les mois de l'année, mais dans le mois de *Mai* je n'en réponds pas!«

Fuß.

Ein schöner Fuß ist ein Hauptstück in der schönen Menschenstatur. Was und wie aber ist ein schöner Fuß? Darüber ist der Geschmack der Kenner uneinig, wie ja überhaupt nirgends für die Schönheit ein sicheres Criterium da ist. Einen kleinen Fuß scheinen sie wohl einstimmig zu verlangen

Sint quoque breves dentes, auris, *pes* —
Klein seien Zähne und Ohren und Fuß,

sagt der witzige Nevisan (s. Reiz), und bekannt ist es, wie viel sogar die Chinesinnen auf einen kleinen Fuß geben, die in der Kindheit, um allen Wachsthum desselben möglichst zu verhindern, dieses Glied in metallne Behälter zwängen, und dadurch auch in der That eine solche Kleinheit des Fußes erzwingen, daß er sie oft gar nicht mehr tragen kann! — Wie die Hand, so ist auch der Fuß eines mit

von den wesentlichen, eigenthümlichen Unterscheidungszeichen der Menschengattung. Kein Thier, selbst unser Cousin germain der Affe nicht, hat einen grade so als der unsrige gebildeten Fuß aufzuweisen, und man kann es daher den Menschen nicht verargen, daß sie auf das charakteristische Glied erstaunlich viel halten! Freilich —

> Setz' deinen Fuß auf ellenhohe Socken
> Du bleibst doch immer, was du bist!
>
> Göthe.

Wenn nun der Fuß nicht so klein sein soll, daß er den Körper nicht mehr gehörig trägt, und ein schwankender Gang entsteht, so darf er doch auch nicht so groß sein, daß er die schönen Verhältnisse stört. Der Fuß der mediceischen Venus, und der Fuß des Antinous, des Apoll von Belvedere, müssen auch für die Aesthetik des Fußes als Normen genannt werden. Der Fuß muß eine gehörige, schwellende Menge von Fleisch haben, denn nichts ist widerlicher, als wenn die große Anzahl der dicken Knochen, die die Grundlage des Fußes bilden, hervorstehn und sichtbar werden. Alle Wellenlinien des Fußes müssen in sanfter Windung gebogen sein, und ein

hervorstehender Ballen ist so wenig schön, als eine zu tief hereingehende Mittelbiegung. Die Haut des Fußes muß zart, weich und weiß, dünn, nicht schwielig und knotig (mit Auswüchsen besetzt) sein; dies gilt besonders auch von der Sohle des Fußes, obgleich die Fußsohle der Theil am menschlichen Körper ist, der am wenigsten (vielleicht nie) von einem Andern gesehen wird, weßhalb auch die eben so schöne und eitle, als geistreiche Ninon de L'enclos das treffende Wort aussprach: „Sie würde, wenn man sie bei der Schöpfung befragt hätte, die Falten dahin gelegt haben, wo Achilles verwundbar war!" Die Zehen müssen parallel und grade nebeneinander liegen, nicht umgebogen oder auf den Nachbar gekrümmt sein; in den Statüen des Fechters, des Herkules von Farnese und des Antinous ist der zweite Zeh der längste, und dies ist die Norm des schönen Fußes. Die Nägel sollen eigentlich wie jene der Hand beschaffen sein (s. Nagel); aber Zehen und Nägel werden überall durch unsere heutige Fußbekleidung entstellt und verdorben. Die Füße dürfen nicht zu sehr auswärts, nicht zu sehr einwärts, und auch nicht wie bei dummen, noch ganz unschuldigen Mädchen, ganz parallel neben-

einander stehen, denn alle diese Stellungen machen den Gang unsicher, unedel. (S. Gang.)

Da die Füße die Hauptstützen der Menschenstatur sind, so hat man sie oft bildlich angewandt. Wer auf schlechten Füßen steht, der pflegt nicht mehr viel Freude am Leben zu haben; desto mehr freut es ihn, wenn er durch glückliche Combination wieder auf die Beine kommt. Vielleicht hat er einem Gönner die Mittel dazu unter den Fuß gegeben, und er fußt nunmehr auf die Versprechungen dieses Gönners. (Vgl. Bein, Fußbekleidung, Gang, Wade.)

Fußbekleidung.

Die Art, die Füße zu bekleiden, ist der Sitte verschiedener Nationen und der Mode zu sehr unterworfen, um sie hier in ihren vielfachen Formen und Stoffen zu erwähnen. Im rohen Naturstande, noch nicht entnervt durch die Gesetze und Gewohnheiten der Civilisation, fürchtete der Mensch nicht, gleich den Thieren sich allen Stürmen der Witterung, und allen Verletzungen von Insekten auszusetzen. Aber sobald die Fortschritte, die er in seiner äußeren und inneren Bildung machte, zunahmen, so=

bald der in ihm wohnende Keim der Perfektibilität sich zu entwickeln begann, sobald fühlte er auch eine Menge, ihm bisher unbekannt gebliebener Bedürfnisse, und er mußte seinen schon verweichlichten Körper vor den äußern Einflüssen zu bewahren suchen. Daher die Entstehung der Kleider, und vorzüglich die der Fußbedeckung, die wir schon in der Kindheit des Menschengeschlechtes finden. Ihrer ursprünglichen Bestimmung zu Folge, die Füße vor der Verletzung durch äußere harte oder spitze Gegenstände zu schützen, bestand sie anfangs nur aus langen Blättern, Baumrinde und dergleichen. Bald aber führte der beginnende Luxus zur Erfindung der Sandalen und reichen Cothurne, die wir noch jetzt an den Heldenstatüen der Griechen und Römer finden. Mit wenigem Geschmack und Kunstsinn, aber angemessen ihrem rauhen und unbeständigeren Klima, wählten die nördlichen Nationen eine Fußbedeckung, die sie vor der Einwirkung eines immer nassen oder beeisten Bodens schützen konnte. Sie erfanden Stiefel und Schuhe, und da diese nördlichen Völker späterhin die Beherrscher der Erde wurden, so nahmen auch die ihnen unterworfenen Nationen ihre Gewohnheiten an; so sind also unsere heutigen

Fußbekleidungen noch die der alten Scythen und Gallier, und die mit wenigen Abstufungen und Veränderungen, die Zeit, Sitte, Verhältnisse und Mode nothwendigerweise hervorbringen mußten, sich bis auf unsre Zeiten erhalten haben.

Zu allen Zeiten hat die Bekleidung der Füße Anlaß zur ärztlichen Betrachtung gegeben, und wenn sie schon bei den Griechen und Römern, wo sie aus einer einfachen Sohle von Leder, mit Schnüren verziert, bestanden, die Aufmerksamkeit des Hippokrates und Galenus auf sich zog, um wie viel mehr müssen die heutigen Aerzte darauf sehen, wo ein hartes, unbiegsames Zeug sich dicht an den Fuß preßt, und ihn verletzt, statt ihn zu schützen und zu bedecken, wie es die ursprüngliche Bestimmung erfordert. Wir fröhnen auch nicht ungestraft der Mode auf Kosten dieses eigentlichen Zweckes der Fußbekleidung, denn die Leichtigkeit in den Bewegungen, die Festigkeit der Haltung, ja selbst die Ausbildung der Füße, leiden unfehlbar darunter. Welcher andern Ursache können wir sonst jene schmerzhaften Hühneraugen und ähnliche Krankheiten des Fußes zuschreiben, als dieser übertriebenen Enge der Stiefel und Schuhe? Allen diesen Unannehmlichkeiten kann

man sehr leicht durch eine weite, bequeme und dem Fuß angemessene Bekleidung entgehen, die von weichem biegsamen Leder gemacht, jeder Bewegung der Muskeln nachgibt. Die Stiefeln haben noch das Unangenehme, daß sie um das ganze Bein herum eine feuchte thierische Atmosphäre erhalten, welche die Haut sehr erweicht; auch sind sie deßhalb für Leute, die viel gehen müssen, sehr unbequem, um so mehr, da das harte Leder den Muskeln die zum Gehen nöthige Bewegung erschwert. Jeder, der über diese vielfachen Unbequemlichkeiten nachdenkt, wird sie einsehen und sehr leicht vermeiden können; ein Nachtheil der Fußbekleidung bleibt uns jedoch immer, nämlich der, daß dadurch die Füße jedem andern Gebrauch als dem des Stehens und Gehens entzogen werden, daß wir jene vielleicht sonst gleich den Thieren, eben so wie die Hände gebrauchen könnten; wie uns ja schon einzelne Beispiele von Menschen, die ohne Hände geboren waren, oder sie verloren hatten, und die mit den Füßen schrieben, zeichneten u. s. w. lehren. —

Unter den sonderbaren Moden, die die Zeit über die Fußbekleidung hat hingehen sehen, ist eine interessante, die einem deutschen Sprichworte sein Dasein gegeben hat, jene nämlich,

daß im Mittelalter die Fußbekleidung in der Größe sich nach dem Stande des Besitzers richtete. Reiche und adeliche Leute trugen mehrere Fuß lange Schuhe, während niedere Handwerker knapp anliegende Fußbekleidung trugen. Ganz genau war für die verschiedenen Stände von der eigensinnigen Mode das verschiedene Maaß ihres Fußwerkes vorgeschrieben, und wer

auf einem großen Fuße lebte,

war daher ein reicher oder vornehmer Mann. Bei den Römern mußten die öffentlichen Weiber, als warnende Auszeichnung, rothes Fußwerk tragen. Wir haben uns schon oben über die Sitte ausgesprochen, den Priesterinnen der Venus eine auszeichnende Bekleidung zu geben. — —

Die hohen Hacken der Damen aus dem letzten Jahrhundert sind denn nun Gottlob! auch wieder abgekommen; sie gaben dem Gange etwas Schwankendes, Unsicheres, und machten die Damen größer, als es das Normalverhältniß wollte. Auch diese Mode hat, wie so viele Andre, ihr Entstehen der Eitelkeit zu verdanken. Ein Graf Anjou, ein sehr schöner Mann, der in Paris den Ton angab, hatte einen be-

trächtlichen Auswuchs an der Spitze des rechten Fußes; um diesen zu verbergen, ersann er die hohen Hacken, die bald allgemeine Mode wurden. Sie wurde aber so übertrieben, daß bald die Geistlichkeit dagegen zu eifern anfing, und ihr zu Liebe Karl V. solches Fußwerk als den guten Sitten zuwider, verbot. Doch kamen die hohen Hacken wieder auf; besonders suchten sich vornehme Personen dadurch auszuzeichnen, und noch heute heißt ein Pied-plat aus diesem Grunde ein Mensch von niederer Geburt (weil er keine Hacken trägt). Unter Ludwig XIII. verbreitete sich die Mode wieder sehr, die Hacken wuchsen unter Ludwig XV. bis zu sechs Zoll Höhe, und sie verschwanden nicht vor den neunziger Jahren des vorigen Jahrhunderts. Die jetzige Fußbekleidung unserer Frauen ist leicht (oft aber zu eng anschließend), einfach und elegant, und wir brauchen uns nicht über die Nothwendigkeit einer eleganten, niedlichen Chaussüre bei Frauen (aber auch bei Männern) weitläuftig zu erklären, da der Fuß und was dazu gehört, eine Hauptzierde des Menschen ist. (S. Fuß.)

G.

Galan. Galanterie.

Wir haben bereits im Artikel Cicisbeo die Bedeutung des fast synonymen Galans erklärt, und gezeigt, wie sich das System der Galanterie heut zu Tage noch in Italien darstellt. In so fern man Galanterieen auch jede, den Damen erwiesene, kleine Gefälligkeiten nennt, ist darüber hier weiter nichts zu sagen. Bemerkt möge aber werden, daß das Wort: Cicisbeo mehr von Männern gebraucht wird, die verheirathete Weiber umschwärmen, dagegen auch unverheirathete Damen einen Galan haben können.

Ist's nicht ein Mann, sei's derweil ein Galan.
'S ist eine der größten Himmelsgaben,
So ein lieb' Ding im Arm zu haben!

— Daß man gewisse Uebel,

Le fruit cuisant d'un amoureux pêché,

galante Krankheiten nennt, dies ist eben derselbe Euphemismus, von dem wir oben erzählt haben, daß ihm zu Folge Lasterdirnen, der Auswurf des Menschengeschlechtes, Freudenmädchen genannt werden!

Gang.

Die fortschreitende Bewegung, durch die der Körper in einem gewissen, ruhigen Zeitmaaße durch eine Reihenfolge von Schritten von einem Orte zum andern gebracht wird.

Der Mensch geht bekanntlich nur auf seinen zwei Füßen, und wenn gleich Rousseau als Paradoxe behauptet hat, wir seien bestimmt, auf Vieren zu gehen, so zeigen doch nicht nur der Lauf der Dinge, sondern auch, was mehr werth ist, die Anatomie und vergleichende Anatomie, daß dem nicht also sei, und daß Rousseau's Ausspruch eben nur ein paradoxer, hingeworfner Satz sei. Freilich geht der Mensch zuerst auf Vieren, aber nur, weil er die Kunst noch nicht versteht und aus Erfahrung gelernt hat, sich aufrecht zu halten, wie denn überhaupt der Gang des Menschen schwieriger ist, als der der Thiere: aber mit demselben Rechte könnte man behaupten, daß wir eigentlich schreien, nicht sprechen sollten, da wir lange vorher schreien, eher wir sprechen lernen!

Der Mechanismus des Gehens, welcher hauptsächlich darauf beruht, daß dem stets veränderten Schwerpunkt auch ein stets verän-

derter Stützpunkt gegeben werde, diesen Mechanismus können wir hier nicht genauer beschreiben, wo wir eine genaue anatomische Kenntniß der Gliedmaaßen des menschlichen Körpers bei unsern Lesern nicht voraussetzen dürfen, wo es genügen mag, einige Verschiedenheiten zu erzählen, die der Gang, je nach Alter, Geschlecht, Temperament u. s. w. darbietet.

Im ersten Jahre, oft noch später, wenn das Kind anfängt sich von den Vieren und vom Boden zu erheben, und sich zuerst auf den eignen Beinen zu versuchen, ist sein Gang noch sehr schwankend, es sucht überall Halt- und Stützpunkte, und erst nach längerer Zeit wagt es frei und fast allein zu gehen. Große Leichtigkeit und Schnelligkeit des Ganges karakterisirt dann die erste Kindheit und die Jugend. Fester und sicherer, aber auch deswegen langsamer und behutsamer wird er beim Erwachsenen, bis er endlich, wie ja Alles im Leben seinen Kreislauf geht, beim Greise wieder schwankend und unsicher wird, der dann ohne seinen Stock nicht mehr gehen mag. Frauen können, wegen der Gewohnheit unsers geselligen Lebens und ihrer natürlichen Anlage zum sitzenden Leben, weniger gut gehen, als

die Männer, deshalb z. B. können sie auch lange Fußreisen nicht wohl ertragen. Ihre Schritte sind viel kleiner und haben weniger Umfang, als die der Männer, und man kann z. B. grade an den Schritten vorzugsweise, so wie am Bau der Hüften ein verkleidetes Weib von einem Manne leicht unterscheiden. Weil nämlich das weibliche Becken größer ist, als das männliche, und deshalb beim Weibe die Hüften breiter hervorstehen, sind auch die Füße nicht so parallel als beim Manne, und die Kniee einwärts gebogen, was man keineswegs für garstig halten muß, was vielmehr der Karakter der ächten Weiblichkeit ist. Wenn diese Disposition beim Weibe nun schon nicht die günstigste ist, um einen leichten und sichern Gang zu Stande zu bringen, so wird dieser gar noch erschwert, wenn andre Hindernisse hinzutreten, wie Schwangerschaft, Leibesdicke, kleine Statur u. s. w. Die Schwangerschaft, die den Schwerpunkt sehr nach vorne hinauswirft, macht den Gang oft sogar ungemein schwierig. Auch die sich vorbereitende, oder eben anwesende monatliche Krise erschwert den Gang nicht selten sehr. Daß Krankheiten der zum Gang mitwirkenden Theile diesen oft schwer, gefährlich, unmöglich machen, sei gar

nicht erwähnt. Gottlob! daß zu unsern Zeiten endlich die Hackenschuhe aus der Mode sind, die einen so ekelhaften Einfluß auf den Gang hatten! Man kann sich davon noch heute bei den Bäuerinnen in manchen Gegenden überzeugen, die noch krähenartig auf ihren Stelzenhacken einherhinken! Auch in England trägt die niedere Weiberklasse ihre sogenannten Pattens, Schuhe, die auf eisernen, erhöhenden Stäben befestigt sind; man muß diesen Gebrauch gesehen haben, um zu wissen, wie sehr er den Gang entstellt. „Sähe man nicht," sagt Lichtenberg sehr wahr von den Frauen, die sich dieser Pattens bedienen, „sähe man nicht, daß es Fußgängerinnen wären, wenn man sie kommen hört, so sollte man zuweilen glauben, es käme Reiterei, wenigstens leichte."

Männer haben also, wie gesagt, einen leichtern und sicheren Gang als die Weiber, aber das Temperament modificirt ihn doch sehr mannigfaltig. Lymphatische Menschen gehen meist sehr langsam, und können nicht lange ohne Anstrengung gehen. Nervöse Personen gehen rasch und eilig, und halten auch meist das Gehen lange aus. Starke thätige Menschen gehen tüchtig und lange. Daß Gewohnheit, Eigenthümlichkeit, Bildung der Füße

und dergleichen wesentlichen Einfluß auf das Gehen haben, versteht sich von selbst.

Wie wichtig ein vollkommner Gang auf die Schönheit, die Anmuth des Menschen wirke, wissen wir Alle.

Sein hoher Gang, seine edle Gestalt

Göthe.

diese kann schon das unschuldige Gretchen an ihrem Faust nicht vergessen, und ein häßlicher, unedler Gang kann wirklich uns allen einen übrigens schönen Menschen ganz und gar verhäßlichen. Ein Weib, das über die angemessene Sphäre des kleinen, anmuthigen Weiberschrittes hinausgeht, und wie man zu sagen pflegt, „wie ein Grenadier" einherschreitet, ist unweiblich und widerlich. Ein Mann, der beim Gehen von einer Seite zur andern schaukelt, oder mit dem Kopf vorne übergebückt geht, wie Stubengelehrte oder viel sitzende Handwerker zu thun pflegen, oder der in kurzen Weiberschritten einhertrippelt, wird keinem Weibe gefallen. Wollüstige Weiber pflegen gern in so fern krumm zu gehen, als sie den Theil vorzugsweise präsentiren und bewegen, der vor Allen sich verschämt verbergen sollte,

und die Italiener haben ein, hier nicht zu übersetzendes, launigtes Sprichwort:

Donna, cui camminando il cul traballa,
Se puttana non è, proverbio falla.

(Vergl. Bein, Wuchs.)

Geilheit.

Der übermäßige, mehr als natürliche, geistige Drang nach den Genüssen und Freuden der Sinnlichkeit, ein zu reger, zu starker Wollusttrieb. Seine Bedeutung und seine Folgen finden an andern Stellen in diesem Werke eine schicklichere Gelegenheit, worauf wir verweisen. (Vgl. Ausschweifung, Geschlechtstrieb, Unmäßigkeit, Wollust.)

Geißelung.

Wer das Buch aller Bücher, das Conversationslexicon bei diesem Artikel aufschlägt, und dort von den „willkührlichen Selbstpeinigungen" liest, die die „Andächtelei finstrer Jahrhunderte" erzeugte, von den verschiedenen Systemen der Geißelungen, von

den Flagellanten in Frankreich, den Flagellatori in Italien, den Fleglern in Deutschland u. s. w., der wird sich wundern, in unserm Werke dieser Sache Erwähnung geschehen zu finden. Allein wir bitten nicht zu übersehen, daß hier weder von der Geißel und der Geißelung, in so fern sie Buß- oder Marterinstrument ist, noch auch von der Geißel, die in den Erziehungssystemen eine hochwichtige Rolle spielt, sondern nur von jener Geißelung die Rede sein soll, deren entnervte Wüstlinge schon zu der Römer Zeiten und früher sich bedienten

pour réparer du tems l'irréparable outrage,

um die abgestumpften Sinne zu einer flüchtigen Thätigkeit anzureizen.

Auf der dritten Kupfertafel von Hogarth's „Buhlerin" sieht man über dem Bette der jungen Lustdirne eine Ruthe hängen, die nicht etwa zur Selbstzüchtigung, sondern grade zu dem Zwecke dient, über welchen wir jetzt hier reden. Lichtenberg sagt bei dieser Gelegenheit über alle Geißelungen überhaupt, und namentlich über die physiologische Flagellation folgende geistreichen Worte:

„An der Kopfwand der Bettlade schwebt

zwischen Betthimmel und Erde ein Comet mit fürchterlichen Schweifen — der Educations-Besen. Wir nennen ihn fürchterlich, blos dem Sprachgebrauch zu liebe, denn diese Cometen am Firmamente der Moral sind so wenig jenem System schädlich, als die am Himmel dem System der Welt. So wie Newton gemuthmaßt hat, daß die letzteren mit ihren Schweifen vielleicht stärkenden Duft in das System hereinfächeln könnten, so ließe sich nicht bloß muthmaßen, sondern geometrisch erweisen, daß die ersten mit dem ihrigen eine Menge Uebel aus der Welt hinauskehren. Betrachtet man sie aber auch nicht als Besen, sondern blos als einen Büschel Wellenholz, so ist ihr Nutzen wirklich unübersehbar. Denn, kann man fragen, was würde aus dem reißenden Strome von Unterricht und Lehre werden, der auf Schulen durch beide Ohren in uns hineinstürmt, wenn man ihm nicht mit solchen Faschinen am andern Ende zu gehöriger Zeit entgegen baute, zu verhindern, daß er nicht grade mir nichts dir nichts, da wieder durchbreche?“

„Wie kommt aber, wird man fragen, die pädagogische Faschine oder der Staubbesen der Philanthropie hierher, und grade an die

Bettwand? Das Problem, ich muß gestehen, ist fürwahr nicht leicht. Ich wünschte, es wäre schwerer, oder gar so schwer, daß es schlechterdings nicht aufgelöst werden könnte. Indessen wir wollen es versuchen, doch stehen wir hier bei einer Stelle, wo selbst die Moral das Moralisiren verbietet, und die gesprächigste Hermeneutik verstummt, oder, wenn sie genöthigt wird zu sprechen, wenigstens nichts weiter sagt, als: „Ich bin stumm!"

„Die Weltweisen haben längst bemerkt, daß Erblinden die Hälfte des Todes sei, und wirklich scheint die Natur diese Meinung zu unterschreiben, welches eben nicht immer der Fall bei Bemerkungen der Weltweisen ist. Ich zweifle nämlich, ob es gegen irgend ein Uebel in diesem Jammerthal mehr Hülfsmittel gibt, als gegen das nicht sehen können. Bliebe die Sonne aus, gut, so steckten wir Lichter an. Das ist eine Kleinigkeit. Verschließt der Staar das Fenster, wiederum gut, so macht der Augenarzt den Laden wieder auf. Wird der Mensch Myops (Kurzsichtiger), oder sieht er von dem Universo nichts als die Spitze seiner Nase, oder wird er Presbyt (Weitsichtiger) und sieht den Kirchthurm deutlich, aber nicht seinen Nächsten, der vor ihm steht, so ist der

ganze Handel mit zwölf Groschen abgethan, die man an den Glasschleifer bezahlt. Mit Hülfe dieser großen Tripel=Allianz von Lichter=Zieher, Augenarzt und Glasschleifer hat der Mensch bisher die absolute sowohl, als relative Blindheit so kräftig bekämpft, defensive wenigstens, daß ihre Eingriffe, die sie dennoch hier und da thut, kaum der Rede werth sind — — —."

„Aber ach! wenn es doch auch Telegraphen für die übrigen Sinne gäbe! Allein da sieht es erbärmlich aus. Wer da ein Licht anzünden oder den Staar ausziehen, oder eine Brille schleifen könnte! O, es wäre der Stein der Weisen, ich meine des Alters, ohne welches keine Weisheit möglich ist. Man hat es tausendmal versucht, aber mit welchem Erfolg? Der Geist, erst voraus und willig, und das Fleisch hinten drein schwach, eröffneten den Zug; dann folgte armselige, erzwungene Willigkeit des Fleisches, hinter welches der Geist erbärmlich herkroch und endlich — war gar kein Zug mehr, und Geist und Fleisch und Auge und Brille waren verloren. — — Aber wir sprachen von dem Educationsbesen an der Bettwand. Ist denn das eine Brille — für Presbyten? Die Wahrheit zu gestehen, ich weiß es selbst nicht, nur so viel weiß ich,

daß sie, wenn es eine ist, nicht auf die Nase applicirt wird."

So weit Lichtenberg; wir wollen nun unsrerseits die Sache physiologisch näher betrachten, und untersuchen, was es mit dieser Brille, „die nicht auf die Nase applicirt wird" für eine Bewandtniß habe, mit einem Worte, wie sich die Flagellation (Geißelung) als Reizmittel für die abgestorbene Sinnlichkeit verhalte.

Schon zu Nero's und Petronius Zeiten kannte man die Kunst, die männlichen Theile durch das Peitschen mit frischen Brennesseln aufzureizen, und eine Priesterin des Priap, Eunothea, verspricht dem Encolpus, ihm durch dies Mittel

fascinum rigidum ut cornu

zu machen. Menghus Faventinus räth eine solche Flagellation bei männlichem Unvermögen wegen zu kurzen Gliedes und Graf Mirandola, ein für seine Zeit stupend Gelehrter, erzählt von einem ihm bekannten Wüstling, der nicht bei einem Weibe sein konnte, ohne vorher bis auf's Blut gegeißelt worden zu sein. Er brachte immer eine in Essig getränkte Ruthe mit, und bat das Frauen-

zimmer, ihn ja nicht zu schonen, denn Schmerz und Wollust bedingten sich wechselseitig bei ihm! So könnten wir noch mehrere ähnliche Fälle aus ältern Schriftstellern anführen, wie von Coelius Rhodinogus, André Tiraqueau, Otho Brunfels, Meibom u. s. w.

Es ist ein in der Heilkunde bekannter Satz, daß Alles, was die Haut sehr stark anreizt, auf die Sexualorgane mächtig einwirkt. So haben Menschen, die an Flechten oder andern stark juckenden und reizenden Hautausschlägen leiden, fast immer einen aufgeregten Geschlechtstrieb. Mehrere Bettler-Mönchs-Orden, deren Anhänger sich ehemals in Hanfhemden kleideten, die natürlich die Haut sehr stark jucken, waren deshalb sehr berüchtigt im Casus der Liebe

Les dévots, qui portaient des *haires* (Hanfhemden)
n'étaient pas de pauvres *hères* en amour.

Montaigne.

Auch Rabelais hat denselben Satz aufgestellt. So ist es denn auch diesem physiologischen Gesetze gemäß, wenn ein Peitschen der Haut durch Ruthen eine stimulirende Kraft auf die Zeugungsorgane äußert.

Besonders macht es die reiche Nervenverbindung des untern Theiles des Rückenmarkes mit den Nerven jener Theile erklärlich, daß ein Geißeln der Schenkel und der dahinter und herumliegenden Partieen stark aufreizend auf die Geschlechtsorgane wirken müsse; daher ist auch der bekannte Akt der Bestrafung unartiger Kinder, durch welchen immer der unschuldige Theil für den schuldigen leiden muß, daher ist dieser Akt bei sehr reizbaren Kindern keineswegen ohne berücksichtigungswerthen Einfluß auf die zu frühe Erweckung der Sinnlichkeit, und die Leser erinnern sich, daß Rousseau in den »Confessions« erzählt, wie er jedesmal während jenes Streich- und Geißelungsaktes „Mann geworden wäre," so daß zuletzt seine darüber erschreckte Gouvernante davon abstehen mußte!

Bemerkenswerth ist es, daß die Natur, ihrem eben ausgesprochenen Gesetze getreu, daß eine starke Anreizung der Haut auf den Geschlechtstrieb wirkt, in mehrere Thierklassen einige Instinkte oder Operationen für das heilige Geschäft der Fortpflanzung der Gattungen gelegt hat, die sich auf das Thema der Geißelung zu beziehen scheinen. Der vor Liebe brüllende Löwe, der wilde Stier, der

nach sinnlicher Vereinigung verlangende, muthige Hengst schlagen sich derb-kräftig mit dem Schwanz. Noch mehr! Der Tiger schlägt tiefe Wunden mit seinen Krallen in die Seite der Tigerin, wenn er sie umarmt, und mehrere Schneckengattungen stoßen gar eigenthümliche Pfeile, die ihnen grade zu dem Begattungsgeschäfte wachsen, in den Hals des Weibchens, um sie zu gleicher Zeit zu fesseln und anzureizen. Der Hahn pickt die Henne mit seinem spitzen Schnabel, und wir haben schon Gelegenheit gehabt, mehrere ähnliche Beispiele für diese Behauptung anzuführen. (S. Beischlaf.)

»Partout je vois, sagt ein geistreicher franz. Schriftsteller, der gleichfalls von der Geißelung als erotisches Reizmittel spricht, partout je vois de tendres peines échauffer aux plus ardentes voluptés, comme on assaisonne les mets les plus doux par quelque substance piquante pour relever leur fadeur. Ainsi la folâtre galatée lance une jomme et s'enfuit: ainsi les peux, qui préludent aux faveurs doivent être melés *de quelque piqûre cuisante*, pour les rendre plus ravissantes. Les épines ajoutent du prix à la rose que l'on cueille, et ces obstacles de pudeur et de

coquetterie, cette barrière même de l'hymen, mince et fragile clôture de la virginité, avivent par de légères douleurs les plus delicieux sentiments de la nature.«

Alles, was wir über den etwanigen Nutzen oder vielmehr den Schaden der Geißelungen als erotische Stimulanz mitzutheilen hätten, ist bereits oben ausgesprochen. (S. Aphrodisiaca.) Wehe dem, der zu ihnen seine arme Zuflucht nimmt! Auch der vielleicht noch schlummernde Lebensfunken, den er durch dieses Mittel noch einmal zur flüchtigen Flamme weckt, wird ganz ersterben, und die ausgedörrten Nerven werden bald Zeugen abgeben, daß die Natur in ihrem geheimsten und liebsten Wirken auch durch die raffinirteste Erfindungskraft sich nichts abzwingen läßt, und daß sie solche Versuche mit verdoppelter Strafe rächt!

Geruch.

Wie der Sinn des Geruchs vor allen übrigen Sinnen (wir nehmen vielleicht das Auge aus) das glückliche Vorrecht besitzt, uns angenehme, den ganzen Geist in Anspruch nehmende, wohlgefällige Eindrücke zu geben, so steht er noch überdies in ganz besonderer Be=

ziehung zu den Freuden der Geschlechtslust. Die Sorgfalt, mit der viele Damen sich parfümiren, beruht auf dieser physiologischen Wahrheit, wenigstens oft, und wenn die parfümirten Damen auch derselben sich häufig nicht bewußt sein mögen, so wissen sie doch, wie angenehm süße, liebliche Ausdünstungen alles, was in ihre Nähe kommt, umweben. Die Jahreszeit der duftenden Blumen ist die Jahreszeit der Liebe, und wer hat nicht schon einmal in wohlriechenden Laubengängen, in lieblich duftenden Büschen an sein Liebchen gedacht?

O fleurs!
L'amour, dont vos parfums enflamment le délire,
Souvent par vos bosquets étendit son empire.

Fontanes.

Viele, ja die meisten Thiergattungen haben um die Jahreszeit der Liebe, in der Brunst, einen eigenthümlichen Geruch, woran sich die gleichgesinnten Paare erkennen, und durch welche Ausdünstungen sie sich zusammen finden, und daß auch bei dem Menschen die berauschend-angenehme Geruchs-Atmosphäre, die viele Individuen (dem andern Geschlechte

wohl wahrnehmbar!) verbreiten, sehr wichtig sei für den Liebestrieb, dafür haben wir schon oben das berühmte Beispiel des liebenden Heinrichs des Vierten angeführt. Ganz hierher gehörig ist auch die Thatsache, daß grade die Theile, die bei dem Fortpflanzungsgeschäfte die wesentlichsten sind, bei den Thieren, wie bei dem Menschen, die Quelle einer meist ganz eigenthümlichen, stark den Geruch afficirenden Ausdünstung sind. Unangenehme Exhalationen stoßen widerlich ab, und entfernen den Mann vom Weibe, während da, wo in der Umarmung dem Geruchssinn wohlgefällig geschmeichelt, diese Umarmung gewiß noch inniger und sinnlicher wird. Wie sehr deshalb auch alle wollüstigen Menschen und Völker im Genusse der Wollust für den Sinn des Geruchs Sorge tragen, wie z. B. die Orientalen, indem sie eigene wohlriechende Substanzen käuen u. s. w., das haben wir bereits erzählt. (S. Ausdünstung, vgl. auch Athem.)

Geschlecht. Geschlechtstheile.

Zum erstenmale in diesem Werke kommen wir an eine Materie, bei der die Feder etwas

scheu vom Papiere zurückprallt, und bei der ihr Genius ihr in's Ohr flüstert:

Hic haeret aqua

(was ein derb-kräftiges, deutsches Sprichwort übersetzt: „Hier stehen die — — am Berge.") In den physiologischen Verrichtungen des Menschen, deren Entwicklung unser Zweck ist, spielen die Theile, die die Ueberschrift nennt, eine so wichtige Rolle, daß sie ja die Angel bilden, um welche dieses ganze physiologische Verhältniß sich dreht. Von ihnen ganz schweigen, hieße also eine unverzeihliche Lücke in diesem Werke lassen, was uns alle jene Leser schlecht danken würden, die über die wichtigsten Verhältnisse ihres Körpers und der ganzen Menschengattung, (da ja deren Existenz durch sie bedingt ist,) von uns unterrichtet zu werden fordern dürfen. Von jenen Dingen aber in verblümter, humoristisch-verschleierter Sprache reden, hieße einmal ihre Heiligkeit gradezu entweihen, wie es denn zweitens auch nicht einmal möglich sein dürfte. Es bleibt uns also nichts übrig, als mit Boileau zu denken:

J'appelle un chat, un chat —

und, mit andern Worten, die Sachen bei ihrem rechten Namen und in ihrer wissenschaftlichen Bezeichnung zu nennen. Ueberzarte Gemüther mögen dies Kapitel überschlagen; wir hoffen, daß Ihnen auch sonst wohl noch allerhand Interessantes in diesem Werke begegnen dürfte.

Es gibt in der Natur zwei Hauptarten von Wesen, die unorganischen und die organischen oder belebten. Zu jenen gehören die Metalle und Mineralien, zu diesen Pflanzen und Thiere. Diese beide letzteren Klassen von Geschöpfen haben ein doppeltes Leben: eines nämlich, das ihnen eigenthümlich ist, gleichsam ein ihnen verliehenes Kapital, von dem sie aber durch ihre Existenz den Nießbrauch ziehen, und ein andres, das sie selber überlebt, und das ewiges Erbtheil ihrer Gattung bleibt, welches sie dieser durch das Geschäft der Zeugung überliefern. Nur von diesem zweiten Leben, dem Leben der Liebe, sprechen wir hier.

Das Individuum stirbt, und kein Atom verräth nach gegebener Zeit sein allzuflüchtig dahingeschwundenes Dasein; aber die Gattung besteht im ewigen Frühling fort. Es ist ein großer Baum, der im Tode seine Wurzeln, seine Aeste in einem ewigen Leben hat! Dieses Gattungsleben, um uns so auszudrücken,

hat aber in den höheren und edleren Geschöpfen wenigstens nicht seine eigene Quelle in dem ganzen Leib des Individuums, sondern sein eigenthümlicher Heerd ruht in den Organen, die zur Fortpflanzung und Erhaltung der Gattung bestimmt sind. Wir müssen dies näher erläutern.

Die Fortpflanzung geschieht in den verschieden gebildeten organischen Geschöpfen auf die mannichfachsten Arten. Die einfachste und niedrigste ist die, wo ein Zweig, ein Stamm sich vom Mutterindividuum trennt, und für sich nun lebensfähig und individuell fortbesteht. So sehen wir es an den sogenannten Schnittlingen bei vielen Pflanzen, und auch die untersten Thierklassen, wie z. B. die Polypen, geben davon Beispiele. Wenn man einen Polypen in zwanzig Theile zerschneidet, so wird bald jeder Theil ein vollkommnes Polypenthier.

Die zweite Art der Fortpflanzung findet in jenen belebten Geschöpfen statt, wo in demselben Individuum (des Pflanzen- oder Thierreiches) beide Geschlechter, das männliche und das weibliche Princip, vereinigt oder doch einander genähert sind; dies nennt man den

Hermaphrodismus. (Ueber den menschlichen Hermaphroditen, s. Zwitter.)

Die dritte Gattung der Fortpflanzung endlich, die ausgebildetste und vollkommenste von Allen, ist dort, wo erst eigentlich der Geschlechts-Unterschied eintritt, wo man durch eigenthümliche Bildung männliche und weibliche (Thier- oder Pflanzen-) Individuen unterscheiden kann, und wo es zur Regeneration der innigen organischen Vermischung beider, des männlichen und des weiblichen Principes bedarf, der eigentlichen Zeugung.

Wir bleiben hier bei dieser vollkommnen höhern Reproduction stehen. Der wesentliche Geschlechtsunterschied nun besteht in folgenden Hauptpunkten. Das männliche thierische Geschöpf hat Organe, in denen der Saamen, der Keim zu neuen Individuen bereitet wird, und ein andres Organ, welches Mittel wird, daß der bereitete und zur Fortpflanzung reife Saft auf geschickte, vorgeschriebene Art in den Körper des weiblichen Individui gebracht werde. Jene bereitenden Organe sind meistens kleine, runde Körperchen, die sehr reich an mannichfaltigen Blut- und Lymphgefäßen sind, und Testikeln oder Hoden genannt werden; das ausführende Organ ist meistens ein Kanal,

der nach Bedürfniß kürzer oder länger, oft, wie bei mehreren Fischen, gar nicht äußerlich sichtbar ist, und im Allgemeinen die Ruthe oder das männliche Glied genannt wird.

Es versteht sich, daß bei der unendlichen Mannichfaltigkeit der thierischen Formen auch diese hochwichtigen Theile unendlich mannichfaltig gebaut und gebildet sind; es kann aber begreiflich hier nicht verlangt werden, daß wir eine sogenannte vergleichende Anatomie der Geschlechtstheile aus allen Thierklassen liefern, und es wird genügen, eine kurze anatomische Beschreibung dieser Organe im Menschen zu geben.

Die Geschlechtsorgane des Mannes werden zusammengenommen gebildet durch die Hoden mit ihren Nebenhoden und deren Umhüllungen, das Saamengefäß mit seinen Bläschen, die Vorsteherdrüse und das männliche Glied. Die Umhüllungen der Hoden sind theils jedem Hoden eigenthümlich, theils beiden gemeinschaftlich. Die gemeinschaftliche Hülle bildet das Scrotum oder den Hodenbehälter, dessen dünne, mit krausen Haaren bewachsene Haut, sich durch ihre große Contractilität, ihre dunklere Farbe und ihre Reproductivität unterscheidet. Im Zustande der Erschlaffung

durch Wärme, Geschlechtsgenuß oder spätes Alter hängt sie schlaff zwischen den Schenkeln herunter, während sie sich im Begattungsgeschäft, bei Saamenfülle, bei wollüstigen Reizungen und in der Kälte in eine Menge runzlicher Falten zusammenzieht und fest wird. Eine Naht scheidet sie in zwei gleiche Hälften. Wird sie durch Brand oder äußere Gewalt ganz oder zum Theil zerstört, so erzeugt sie sich wieder, vollkommen eben so, wie die vorige war: ein Vorzug, den sie vor allen übrigen Organen des Körpers voraus hat.

Die eigenthümlichen Hüllen jedes Hoden sind 1) die Fleischhaut (dartos,) welche, ob man gleich keine Muskelfibern in ihr entdeckt, eine eigne, starke Zusammenziehlichkeit besitzt. Auf sie folgt nach einem häutigen, weichen Zellgewebe, 2) die dreifache Scheidenhaut (septum scroti,) nämlich die äußere, dem Hoden und Saamenstrang gemeinschaftliche Scheidenhaut, woran sich der die Hoden in die Höhe zu ziehen bestimmte Hodenmuskel (cremaster) mit von einander stehenden Bündeln befestigt. Sodann kommen die inneren eigenthümlichen Scheiden sowohl des Saamenstrangs als des Hoden selbst; die letztere ist gemeiniglich mit ihrer

Grundfläche an die gemeinschaftliche Scheidenhaut befestigt, innerlich wird sie von einer schlüpfrigen Feuchtigkeit benetzt.

An den Hoden selbst ist eine nervige Haut, die weiße Hodenhaut (tunica albuginea) genannt, wie eine Rinde befestigt, aus welcher die Blutgefässe in die breiartige Substanz des Hodens selbst übergehn, welcher aus zelligten Seitenwänden besteht, deren Zwischenräume von so feinen, zusammengewickelten blutführenden und absondernden Gefässen angefüllt sind, daß sie mit vielen Knoten versehenen Fäden gleichen, die durch Maceration gänzlich in ein langes Gefäß sich entwickeln lassen. Man nennt die zusammengewickelten Hodengefässe Saamenröhrchen (vascula seminifera.) Aus jeder Scheidewand verlängert sich ein Kanal, der den Saamenröhrchen gemein zu sein scheint: diese Kanäle, deren einige mehr, andre weniger entdeckt haben, machen durch wiederholte Verbindungen ein Netz aus, das sich in Gefäßkegel (coni vasculosi) erhebt, welche in den Nebenhoden (epididymis) übergehn. Die Zahl dieser Gefäßkegel ist unbestimmt. Sömmering zählte dreizehn, andre wollen bis sieben und dreißig gezählt haben. Durch diese Gefäßkegel

geht der im Hoden bereitete Saame in den Nebenhoden über, und zwar nicht durch unmittelbare Gefäßverbindung, sondern durch eine Art von Aushauchen oder Ansaugen des Nebenhoden. Dieser Uebergang ist dem völlig analog, den wir im weiblichen Körper aus den sogenannten Eierstöcken in die Muttertrompeten wahrnehmen werden.

Eirund, wie der Hoden, ist auch der Nebenhode, nur spitziger; er besteht einzig aus der Verwicklung unendlich zarter, durch Maceration in Fäden auflösbarer Gefässe und von ihm geht das Saamengefäß (vas deferens) aus. Dies bildet mit Blutgefässen und Nerven den Saamenstrang (funiculus spermaticus), geht durch den Bauchring in den Unterleib und bildet sich hinter und unter der Harnblase zu einem in darmförmigen Windungen ausgedehnten Körper aus, der Saamenbläschen (vesicula seminalis) heißt.

Diese Saamenbläschen, häutige, feste, netzförmige, das Ansehen kleiner Därme darbietende, etwa für einige Quent Flüssigkeit hinreichend geräumige Behältnisse, haben keinen andern Ausgang, als den in's Saamengefäß zurück, aus welchem sie ihren Zugang erhalten.

Dies Saamengefäß endet sich mit einer engen Oeffnung in die Harnröhre in der Gegend des Hahnenkopfs (caput gallinaginis) ungefähr da, wo sich die Harnröhre den Hoden nähert.

Jetzt werfe man einen Blick auf den Weg, den der Saame bis zu seinem Austritt in die Harnröhre zu machen hat! Von der Nierengegend her, dicht unter der Nierenarterie, entspringt die dünne Saamenschlagader aus der Aorta, geht als ein schwacher Faden bis zum Bauchring, gibt noch mehrere Aeste von sich und kommt als ein ganz kleines Gefäßchen, das folglich nur wenig Blut zuzuführen vermag, in den Hoden. Ein Engländer, Namens Monrous, war so glücklich, die zusammengewundenen Gefäße dieses Hoden zu einem einzigen Faden zu entwickeln, und dieser hatte nicht weniger als fünftausend Fuß Länge. So müssen die wenigen Tropfen Blut, die die dünne Saamenarterie zuführt, einen Weg von fünftausend Fuß durch einen äußerst engen, vielfach gewundenen, zusammengepreßten Kanal machen, damit ein Theil derselben in Saamen verwandelt werde. Wie sparsam hat die Natur diesen Saft bereiten wollen! Sie hat dazu noch mehr gethan; sie hat das

Absonderungsorgan des Saamens außer der Bauchhöhle in den Hoden angelegt, um durch kühlere Lage ihre Absonderuug zu hindern und langsamer zu machen. Im Anfang schien sie diese Absicht vergessen zu haben; sie bildet den Hoden im Fötus da, wo die Saamenschlagader aus der Aorta kommt, unter der Niere. Allein sehr zeitig leitet sie ihn durch den Bauchring über dem Schaambogen in den Hodenbehälter herunter, und nach dem sechsten Monat liegen sie gewöhnlich schon hier.

Und das Absonderungsorgan, das so wenig Flüssigkeit durch einen so langen Weg treibt, ist es etwa im Menschen so groß, daß seine Energie, die immer mit der Größe im Verhältniß steht, die übrigen Schwierigkeiten ersetzen könne? Nicht größer als ein Taubenei ist der Hode des Menschen, während er zur Absonderung des Speichels wenigstens achtmal größere Organe besitzt.

Gewöhnlich hat der Mensch zwei Hoden: man will bei einigen drei oder gar vier gefunden haben. Der Anatom Meyer hat Ein Beispiel eines Mannes mit drei Hoden gesehn. Weit öfter kommen Männer mit Einem Hoden im Hodensack vor. Bei diesen liegt der zweite noch hinter dem Bauchring

in der Bauchhöhle, und in diesem Falle pflegt die Saamenabsonderung weit stärker als beim gewöhnlichen Zustande zu sein. Im Lateinischen heißt der Hode testis, Zeuge, weil niemand, der nicht Hoden hatte, vor Gericht gültiges Zeugniß ablegen konnte.

Man vergleiche nun die Ausschweifungen mancher Männer, besonders in schnell hinter einander wiederholten Umarmungen, mit diesen sparsamen Absichten der Natur! Aber sie bilden sich nur ein, Saamen zu verspritzen, während sie wirklich blos Saft der Prostata verspritzen.

Die Vorsteherdrüse (prostata) ist eine bedeutend große, an Masse beiden Hoden fast gleichkommende Drüse, die den untersten Theil der Harnröhre rund umgibt, und einen dicken, starkriechenden, schweren Schleim absondert, welcher zugleich mit dem viel dünneren Saamen in die Harnröhre durch feine Kanäle ausgespritzt wird, deren Ausgänge sich dicht unter denen der Saamengänge in die Harnröhre öffnen. Der Saft der Prostata befruchtet nicht und wird ohne die wollüstige Empfindung ausgespritzt, welche die wahre Saamenentleerung begleitet.

Die Harnröhre ist nächst den Hoden der

wichtigste Theil der männlichen Zeugungs-
glieder. Sie fängt aus der Harnblase als
ein häutiger Kanal an, steigt unter dem Schaam-
bogen hervor und verbindet sich da mit zwei
hohlen, sehnenartigen Körpern, die vom Sitz-
bein kommen, wird an Substanz selbst dicker
und zelliger nach der Vereinigung, und indem
sie die untere Lücke ausfüllt, welche durch die
Vereinigung der schwammigen Körper entsteht,
bildet sie den Körper des männlichen Gliedes.
Ihre äußere Haut endigt sich da, wo sich die
schwammigen Körper endigen; allein ihre in-
nere ist länger, als die äußere, schlägt sich,
nachdem sie die Mündung der Harnröhre ge-
bildet hat, am meisten nach vorn und zur
Seite, am wenigsten nach unten, um, und
bildet die Eichel, einen der nervenreichsten
Theile des ganzen Körpers. Da wo sich die
innere Harnröhrenhaut mit der äußeren verei-
nigt, entsteht die Krone der Eichel. Nach
unten verbindet sich die innere Harnröhrenhaut
mit einer Falte der allgemeinen Haut, und so
entsteht das Bändchen, welches die Eichel
anspannt. Das männliche Glied ist von der
Haut umgeben bis an die Eichel; rings unter
der Krone legt sich die Haut an das Ende der
schwammigen Körper an und verlängert sich

in eine bei Knaben sehr lange, bei Erwachsenen kürzer werdende Hautfalte, welche die Eichel doppelt bedeckt: sie heißt Vorhaut. An der Eichel sitzen kleine Schleimdrüsen (die Littrianischen genannt), die ein übelriechendes, dickes Smegma absondern, dessen Anhäufung nachtheilig ist. In heißen Ländern soll sie leicht sehr stark werden, weswegen sich deren Bewohner seit undenklichen Zeiten beschneiden ließen, d. i. die ganze doppelte Hautfalte, welche die Eichel deckt, wurde den Knaben bald nach der Geburt abgeschnitten. Aus dieser Reinlichkeitsceremonie machte der Gesetzgeber der Juden eine Religionspflicht, und Mahomet that es ihm nach. In der That ist die Vorhaut entbehrlich, im Beischlaf sehr oft hinderlich, und vermehrt die Empfindlichkeit der Eichel, so daß sie zu unwillkührlichen Saamenergüssen oft die erste Gelegenheit gibt. Die entblößte Eichel verliert die allzugroße Empfindlichkeit und gewinnt dadurch.

Das männliche Glied hängt im natürlichen Zustande schlaff nach unten, und in diesem Zustande muß es sein, wenn der Harn durch die Harnröhre entlassen werden soll. Allein indem Blut schnell in das zellige, fächerichte Gewebe einströmt, welches die schwammigen

Körper von innen ausfüllt und die innere und äußere Haut der Harnröhre, von da an, wo sie unter dem Schaambogen vorgeht, von einander trennt, richtet sie sich auf; allemal werden die schwammigen Körper eher aufgerichtet, als die Harnröhre und Eichel in den höchsten Grad ihrer Ausdehnung kommen. Beim Aufrichten wird die Ruthe in allen Richtungen größer, länger und dicker, als im Zustand der Schlaffheit. Die Ursache des Aufrichtens ist allezeit ein Nervenreiz, jedoch nicht von willführlichen, sondern von dem Willen entzogenen Nerven. Auf diese wirkt am meisten die Phantasie, der Reiz des Saamens in den Saamenbläschen, alle Reize des Halses der Harnblase, bisweilen auch Krankheitsreize. Wird die Eichel gekitzelt, so theilt sich der Nervenreiz dem Nervengeflecht der Nieren mit, von welchem allemal die Erektion ausgeht, und die Ruthe erhebt sich.

Indem durch die Erection der zelligen Körper die Eichel erhoben wird, reizt sie die Friction sie berührender Körper zu immer stärkerer Ausdehnung. Ihre Nervenwarzen pflanzen diesen Reiz durch alle vom Gehirn unabhängige Nerven fort, die in solche Extase kommen, daß das Gehirn dadurch beschränkt wird, und

der Mensch in halb bewußtlosen Taumel geräth. Die Ausdehnung der Harnröhre erreicht den höchsten Grad: die Saamengänge in derselben öffnen sich; die Hoden, der ganze Saamengang mit seinen Bläschen, die Prostata werden zusammen gezogen, und so stürzt der Saame, von Muskeln befördert, hervor aus der Harnröhre. Wie diese auf's höchste ausgedehnt ist, erschlaffen die zelligen Körper und der Reiz ist vorüber. Jugendkraft, Phantasie oder die Feuchtigkeit und Wärme der weiblichen Geschlechtstheile bringen oft genug eine wiederholte Ausdehnung zu Stande, die sich mit neuem Erguß des Safts der Prostata endigt. Aber eigentlicher Saame bedarf längerer Zeit, nicht einmal der Hengst oder Stier vermag eher als nach mehrstündigem Ausruhen, sich fruchtbar zu begatten.

Dies die männlichen Zeugungs- und Fortpflanzungstheile. Ganz verschieden von ihnen sind die Geschlechtstheile des Weibes gebildet. Sie sind viel complicirter, und verlangen daher gleichfalls eine zergliederte Beschreibung.

Erstlich theilen die Anatomen diese Organe in äußere und innere Theile. Zu den äußern gehört zuerst der sogenannte Venusberg, die von unter der Haut liegendem Fette

erhabene und mit Haaren stark bedeckte Stelle über der Vereinigung der beiden Schaambeine. Das mehr oder weniger Hervorragen dieser Stelle richtet sich gewöhnlich nach der Größe der Brüste; bei jüngern Jungfrauen ist der Venusberg runder und fester: bei Erwachsenen und Müttern aber verliert er diese schöne Form und Elastizität. Beim Eintritte der monatlichen Krise erreicht er seine höchste Größe. Mit dem Feuer der ersten Jugend verschwindet allmählig seine Erhabenheit, er trocknet ein und wird bei alten Weibern ganz flach. Außer daß der Haarwuchs zur Zierde und zur Erweckung des Geschlechtsreizes dient, ist er zur Bewahrung für Erkältung und Verhütung des Reibens bei dem Beischlafe nützlich, und beweist endlich die Mannbarkeit. Die größere und geringere Menge der Haare ist eine Folge von einem hitzigeren und kälteren Temperament.

Unter dem Venusberg befindet sich die große Spalte, welche durch eine längliche Erhabenheit, die Schaamlefzen genannt, eingeschlossen wird. Zieht man bei einem noch unberührten Frauenzimmer diese Schaamlefzen an der untern Vereinigung auseinander, so erblickt man eine halbmondförmige Falte, die das mehr nach innen liegende Jungfernhäut-

chen und den Eingang der Mutterscheide zu befestigen scheint. Man nennt diese Hautfalte das Schaambändchen des weiblichen Geschlechts (fraenulum labiorum pudendi), welches durch öfteren Beischlaf, noch mehr aber durch Geburten zerstört wird. Der Theil, welcher sich zwischen dieser untern Vereinigung der Schaamlefzen und der Oeffnung des Mastdarms befindet, heißt der Damm (perinaeum.)

Wenn man die äußern Schaamlefzen von einander theilt, so sieht man zwei kleinere und dünnere Falten, welche oben mit dem Kitzler zusammen hängen, unten aber mit den vereinigten großen Schaamlefzen verbunden sind, und welche Nymphen oder Wasserlefzen heißen, weil sie, wie es scheint, dazu bestimmt sind, den Strahl des Harns zu leiten. Sie ragen bald mehr bald weniger hervor, gewöhnlich sind sie desto größer, je jünger das Mädchen ist, und stehen ferner in Rücksicht ihrer Größe mit dem Kitzler in Verhältniß. Man findet sie zwar meistens bei Jungfrauen unter den äußern Schaamlefzen versteckt, doch findet man sie auch bei erwachsenen unberührten Mädchen, ohne durch Krankheit oder vieles Reiben erschlafft worden zu sein, so groß, daß

die vordern Ränder derselben von den äußern Schaamlefzen nicht ganz bedeckt werden. Häufiger Beischlaf und öfteres Gebären vermindern ihre Größe dergestalt, daß sie nicht selten in weiblichen Kadavern gänzlich verschwunden zu sein scheinen. Die Nymphen haben einen schwammigen Bau von innen, und schwellen daher während des Beischlafs merklich an. Sie besitzen auch viele Drüsen, welche eine fette Feuchtigkeit absondern und das Reiben mäßigen. Auch sind sie mit vielen Nerven versehen und der äußersten Empfindlichkeit fähig.

Zwischen den obern Enden der Nymphen ragt ein Körper bald mehr bald weniger in verschiedenen Weibern hervor, der aus einer Eichel, einer Vorhaut und einem Bändchen, so wie die männliche Ruthe, besteht, jedoch mit dem wesentlichen Unterschied, daß er keine Harnröhre hat und dessen Eichel undurchlöchert ist. Dieser Körper heißt der Kitzler, oder die weibliche Ruthe (Clitoris). Der innere Bau desselben kömmt mit jenem des männlichen Gliedes ziemlich überein; er besteht aus zwei schwammigen Körpern, die oben zusammen treffen, und gleich viel aufrichtenden Muskeln, welche von den Gefäßbeinen ihren

Ursprung nehmen. Dieser Bau macht, daß die weibliche Ruthe bei gelinder Reizung anschwillt, sich verlängert und gespannt wird. Sie ist, so wie die männliche Ruthe, mit sehr vielen in zarte Gefühlwärzchen sich ausbreitenden Nerven versehen, und daher von der Natur zum vornehmsten Reizungsmittel weiblicher Wollust bestimmt. Die innere Fläche der Vorhaut, so wie auch der Hals und die Krone der Eichel besitzen eine Menge Drüsen, deren Feuchtigkeit diese Theile schlüpfrig erhält. Da in den heißeren Erdstrichen diese Absonderung stärker ist, so findet man bei verschiedenen Völkern in Afrika und Asien die Beschneidung der Vorhaut der Mädchen eingeführt. Die Clitoris gehört so wie die Nymphen zu den in Rücksicht der Größe sehr verschiedenen Theilen des weiblichen Geschlechts. Man findet sie gemeinhin mit dem Zapfen im Halse von gleicher Größe. Gewöhnlich ist sie sehr klein und vergrößert sich selbst im gereizten Zustande so wenig, daß sie kaum zu bemerken ist. Bei Kindern fand man sie so unmäßig groß, daß man nicht wußte, zu welchem Geschlecht man dieselben zählen sollte. Solche und andere mißgestaltete Geburtstheile veranlaßten die unsinnige Meinung von Zwit-

tern. — Im Jahr 1792 sah man im Charitéhause zu Berlin ein Mädchen von ungefähr zwölf Jahren, dem ein alter Wollüstling durch gewaltsame Beiwohnung böses Gift mitgetheilt hatte. Die Clitoris dieses Mädchens war im ruhigen Zustande von der Größe eines halben Zolls, im gereizten Zustande vergrößerte sie sich aber zu der Länge eines Zolls, und der Umfang ihrer Dicke betrug alsdann gleichfalls einen Zoll. Die übrigen Geschlechtstheile waren vollkommen so gebildet, wie es die Natur fordert. Plater sagt, daß er sie so groß als einen Gänsehals gesehen habe, und Bartholin versichert, daß dieser Theil bei einer italienischen Buhlerin, die ihn bei ihrem Geschlecht gemißbraucht habe, zum Knochen geworden sei. Tulpius redet von einer Frau, die wegen eben solchen Mißbrauchs ihrer großen Ruthe öffentlich ausgepeitscht und des Landes verwiesen worden. Es hat von den ältesten Zeiten bis auf den heutigen Tag solche Auswüchse weiblicher Wollust gegeben. (S. Lesbische Liebe.) Bei den Kamtschadalinnen war die Natur so ausgeartet, daß sie häufig bei den Weibern unmäßig große Kitzler hervorbrachte, deren sie sich zum wechselseitigen Werkzeuge der Wollust

bedienten. Zu Stellers Zeiten schnitt man sie ihnen aber gleich nach der Geburt weg, und der Geschmack der Kamtschadalen hatte sich dazumal schon so verändert, daß sie es für einen schimpflichen Uebelstand hielten, von der Natur so ausgezeichnet zu sein.

Unter der weiblichen Ruthe, nämlich unter der Haut, die sich in die Wasserlefzen ausbreitet, findet man eine beinahe dreieckige Oeffnung, die von einem runden aufgeworfenen Rande umgeben ist, und die in vollkommenen Körpern mit sehr zarten, den Augenwimpern ähnlichen, Härchen besetzt ist. Diese Oeffnung heißt die Mündung der Harnröhre (orificium urethrae). In derselben und um dieselbe befinden sich, so wie zwischen den Nymphen und dem Hymen, sehr sichtbare und zahlreiche Schleimhöhlen, die während des Beischlafs oder im gereizten Zustande einen weißlichen und glutinösen Schleim unter angenehmen Empfindungen häufig absondern, wodurch die Zeugungstheile befeuchtet und schlüpfrig gemacht werden.

Unter dieser Mündung der Harnröhre, zwischen den Nymphen, liegt die Mündung der Mutterscheide (vaginae orificium), die sich durch ihre ansehnliche, dem Umfang

des männlichen Gliedes angemessene Größe und durch einen etwas aufgeworfenen Rand, der sie umgibt, auszeichnet. Sie ist ovalförmig gestaltet, und wird, so lange der vollkommene jungfräuliche Zustand vorhanden ist, durch eine dünne Falte der allgemeinen Decken, welche sich von unten und von beiden Seiten des Randes derselben zusammenfaltet, größtentheils so verschlossen, daß nur oben eine kleine, der Oeffnung der weiblichen Harnröhre an Gestalt und Größe ähnliche Oeffnung übrig bleibt, welche in senkrechter Richtung unter ihr angetroffen wird.

Diese Membran heißt das Jungfernhäutchen (Hymen). Nach dessen Zerstörung bilden sich an jeder Seite des Eingangs der Mutterscheide kleine pyramidenförmige Körper von unbestimmter Zahl, die man daher myrthenförmige Wärzchen (carunculae myrtiformes) nennt, und die als Ueberbleibsel des Hymens anzusehen sind.

Noch sind die querlaufende Muskelfasern zu bemerken, die aus den Schließmuskeln des Afters verlängert sind, und an der Mündung der Mutterscheide liegen; diese Fasern bilden den Schließmuskel der Scheide (constrictor cunnae s. vaginae), der, indem er das Ge-

webe von Gefässen zusammendrückt, das Blut aufhält, und die wegen des zu häufigen Bluts anschwellenden Mutterscheide verengert. Seine Kraft ist bei vielen Frauenzimmern so stark, daß einige dadurch Bewegungen der Schaamleszen hervorbringen können, bei andern ist er hingegen sehr schwach. Die zusammenziehende Kraft dieses Muskels ist auf die angenehme Empfindung beim Beischlaf von nicht geringem Einfluß.

Zu den innern weiblichen Geschlechtstheilen, welche erst durch die Zergliederung sichtbar werden, gehört die Mutterscheide, dies ist ein länglicher cylindrischer Kanal, der seine Lage im Becken zwischen dem Mastdarm und der Urinblase hat, und von außen angerechnet, Anfangs der Länge nach fortgeht, dann aber von unten nach oben gegen die Gebärmutter sich aufwärts krümmt, so, daß er eine ausgehöhlte obere Krümmung und eine gebogene untere besitzt, deren Richtung gemeiniglich parabolisch ist. Ihre Länge beträgt bei erwachsenen Personen gewöhnlich zwischen vier und fünf Zoll und der Durchschnitt, der sich gegen die äußere Oeffnung immer etwas verengert, beträgt ohngefähr einen Zoll, doch gibt es hiervon manche Aus-

nahmen. Von innen ist sie mit einer sehr zarten Haut bekleidet, die nicht glatt ist, sondern eine doppelte Säule zierlicher Falten bildet, nämlich vorwärts und rückwärts. Die äußern Hervorragungen, in welche sich die Säulen endigen, bilden eigentlich wahre stark erhabne Fleischwarzen, und werden daher runzlichte Fleischwarzen der Mutterscheide (caruncula carneo-papillosae) genannt. Diese Fleischwarzen der Säulen ragen bisweilen aus der Oeffnung der Mutterscheide, wenn das Hymen zerstört ist, so stark hervor, daß man sie für widernatürliche Gewächse halten könnte, wenn man über ihre Gestalt und Lage nicht gehörig unterrichtet ist. Im jungfräulichen Zustande wächst diese Fleischwarze der untern Säule nicht selten an das Hymen an. Diese Hautfalten sind mit sehr vielen Nervenwärzchen versehen, schwellen, sobald sie auf irgend eine Art gereizt werden, sogleich stärker an, verengern durch den Blutandrang die ganze Scheide und dienen zur Vermehrung des Reizes beim Beischlaf.

An dem obern Umfange der Scheide sitzt die Gebärmutter. Sie liegt zwischen der Harnblase und dem Mastdarm, und wird durch die breiten Mutterbänder auf beiden Seiten

befestigt. Sie ist ungefähr einen Zoll dick, zwei Zoll breit und weit genug, um einen Haselnußkern zu fassen, bei Weibern aber, die schon geboren haben, ist sie etwas weiter. Man kann sie mit einer umgekehrten zusammengedrückten Flasche vergleichen, welche sich vom Boden an allmählig verschmälert, an ihrer Mündung aber einen etwas aufgeworfenen Rand besitzt. Die Grundfläche der Gebärmutter ist also nach oben und der zugespitzte Theil nach unten gekehrt; dieser letzte ist es, der unter dem Namen Muttermund (orificium uteri) erhaben in der Mutterscheide hervorragt. Die Substanz der Gebärmutter besteht aus vielen Blutgefässen, unter denen insbesondere ein weitläuftiges Netz, das mit vielen in sonderbaren Krümmungen sich schlängelnden Blutgefässen durchwebt ist. Durch die Menge der Nerven in denselben wird jene merkwürdige Mitempfindung der Gebärmutter mit den meisten Theilen des Körpers unterhalten. — Meckel und andre glaubten aus der Deutlichkeit und Regelmäßigkeit der im Uterus vertheilten Fasern auf seine muskelhafte Natur schließen zu können. Sömmering, Metzger, Walter und Blumenbach hingegen konnten nicht die geringste

Spur von Muskelfasern entdecken. Letzterer ist der Meinung, daß die Gebärmutter, indem sie keine Muskelfaser hat, auch keine Reizbarkeit, sondern ein eigenthümliches Leben besitzt, das ihren verschiedenen Bewegungen und Verrichtungen, welche nicht wohl von den gemeinschaftlichen Lebenskräften der gleichartigen Theile hergeleitet werden könnten, genau entspreche.

An den Seiten des Muttergrundes verlängern sich zwei etwas gekrümmte Röhren, an der rechten und linken Seite eine, sechs bis acht Zoll lang und eines Daumens dick, welche Anfangs sehr enge sind, bald aber wieder weiter werden, sich wieder verengern und mit dem losen Ende, das mit Frangen und mit verschiedenen Einschnitten versehen ist, hinabwärts gekehrt sind. Diese Kanäle heißen die Muttertrompeten oder, von ihrem Entdecker Fallopius, die fallopianischen Trompeten. Sie sind an den Eierstock mittelst einer häutigen Ausbreitung befestigt, schwellen während des Beischlafs auf, so daß sie, wie es wahrscheinlich ist, mit ihren Frangen die Eierstöcke umfassen, den eiweißartigen Saft aufnehmen und in die Gebärmutter bringen.

Zu beiden Seiten der Gebärmutter liegen zwei Körper von einer etwas plattgedrückten eiförmigen weißen Gestalt, etwa halb so groß als ein männlicher Hode. Dieses sind die Eierstöcke. Sie bestehen außer einer festen und fast sehnigten Hülle, aus einem dichten Zellgewebe, das ungefähr fünfzehn Graafische Eierchen enthält, nämlich Bläschen oder vielmehr Tropfen eines gelblichen eiweißartigen Safts, deren Größe ungleich ist, und die in einer bestimmten Ordnung allmählig die nöthige Reife erhalten.

Wenn wir nun schon in der ganz verschiedenen anatomischen Bildung dieser Theile eine durchaus verschiedene Richtung des männlichen und weiblichen Geschlechtes finden, so müssen wir auch noch ferner bedenken, daß das männliche und das weibliche Geschlecht keinesweges durch diese Anatomie allein von einander unterschieden sind. Der Mann ist Mann nicht allein in seinen Genitalien, sondern überall in Geist und Körper, und die Frau hat für sich ihre Sitten, ihre Glieder, ihre Leidenschaften, ja ihre eigenthümlichen Krankheiten. Im Allgemeinen nehmen die Lebenskräfte des Mannes mehr ihre Tendenz gegen den Kopf und die obern Regionen des Körpers,

und diese sind daher stark, breit, musculös gebildet. Das Gehirn des Mannes ist meist drei bis vier Unzen schwerer, als das des Weibes, er hat breitere Schultern, aber dagegen engeres Becken und schmälere Hüften als das Weib. Dieses hingegen hat breites Becken, stark ausgearbeitete Hüften, und ihre obern Theile sind zarter und dünner. Je stärker ausgesprochen sich diese Verhältnisse zeigen, desto mehr trägt das Individuum den männlichen oder den weiblichen Karakter.

Außer der allgemein höher gestimmten Sensibilität der Nerven, und daher beim Menschen der größern Empfänglichkeit für äußere Eindrücke, der zarteren Empfindungen u. s. w. unterscheidet sich das weibliche Geschlecht vom männlichen hauptsächlich auch noch in der Stimme, indem meist die Stimmwerkzeuge beim weiblichen Individuum zarter und feiner gebaut sind als beim männlichen. Die Stimme des Mannes ist tiefer und kräftiger, die weibliche Stimme höher und zarter; das wilde Gebrülle des Löwen wird zum schwachen Geräusch und Gegurgle der Löwin, und bei allen Vögeln singen ja nur allein die Männchen, während die Weibchen in abgerissenen Tönen nur ihre Accente ausdrücken können.

In allen Klassen ist das weibliche Geschlecht zärtlicher, und seiner Familie treuer als das männliche, und bei den untersten Thieren selbst opfert das Weibchen Alles für ihre Jungen. Was aber den Menschen betrifft, so wissen wir ja, daß die Annalen der Psychologie voll sind von den erhabensten, gottgefälligsten Zügen der Mutterliebe!

Das Wachsthum des weiblichen Geschlechtes dauert weniger rasch, als das des männlichen, deshalb wird jenes eher reif zum Gebären, wird aber dafür auch früher alt. So geschehen auch alle Verrichtungen rascher im Weibe als im Manne. Wiederholungen scheuend, brechen wir hier ab, und bitten diese Abhandlung zu ergänzen durch Vergleichung der Artikel: Entwickelungsjahre, Mann, Weib, Zeugung u. s. w.

Geschlechtstrieb.

Axe, um welche die geschaffene Welt sich dreht!! Unversiegbare Quelle der menschlichen Intriguen und Pläne in sittlichen nicht nur, sondern auch, da es ausgesprochen sein muß, mehr als zu oft in politischen, ja in — allen Verhältnissen! Spieltest du, welterhaltender

Instinkt, nicht schon eine Hauptrolle sogar in der Göttterlehre der doch so zart, aber immer menschlich=fühlenden Griechen? War nicht ihr erster und oberster Gott zugleich die aller=famöseste Figur des ganzen Alterthums hin=sichtlich auf den Trieb, von dem wir jetzt reden?

Er war an Schelmerei,
Das Weibchen zu betrügen,
Von dem Papa der Lügen
Das echte Conterfei,
Und kurz auf alle Fälle
Ein lockerer Geselle.

Er hatte Theorie
Mit Praxis wohl verbunden;
In seinen Nebenstunden
Verabsäumt' er fast nie,
Nasonis Buch zu treiben
Und Noten beizuschreiben.

Bürger.

Ja, war nicht der Trieb zur Sinnenliebe Grund und Veranlassung zu großen, geheim=nißvollen Verbindungen und Festen im Alter=thume? Bei den vielbesprochnen eleusischen Festen, z. B. —

was war das Geheimniß? als daß Demeter,
die große, Sich gefällig einmal auch einem
Helden bequemt. Göthe.

Wenn aber für religiöse Verhältnisse wenigstens das Christenthum diese Hülle abzustreifen gewußt hat — denn zu den Sünden der Mönche und Nonnen in dieser Hinsicht kann Niemand behaupten wollen, daß das Christenthum Anlaß gegeben habe — so hat doch dafür der Geschlechtstrieb in den politischen Verhältnissen neuerer Jahrhunderte nicht weniger gewirkt, als im Alterthume, und „die Weltgeschichte nach Mätressen-Epochen" erzählt, würde das kuriöseste Buch unseres Säculums sein!

Plato hat, wie er überhaupt zuerst die Idee einer rein-metaphysischen Liebe aufgestellt hat (s. Platonische Liebe), so auch neben dem physischen einen rein-geistigen Zeugungstrieb angenommen, dessen wir doch bei dieser Gelegenheit erwähnen müssen. Er läßt in seinem berühmten „Gastmahl" den Sokrates folgende Reden über die Natur der Liebe halten: „Die Liebe ist das Verlangen nach dem immerwährenden Besitz des Guten. Dieses Verlangen als die wesentliche Natur der Liebe, äußert sich durch die Zeugung im Schönen, sowohl im körperlichen als im geistigen Sinne. Alle Menschen empfinden nämlich, sowohl dem Körper als der Seele nach, einen

Zeugungstrieb, wenn sie ein gewisses Alter erreichen. Diese Zeugung kann aber durch das Häßliche nicht geschehen, sondern nur durch das Schöne. Eine Art der Zeugung geschieht durch die Vermischung des männlichen und weiblichen Geschlechts. Diese ist ein göttliches Werk, und Zeugung und Empfängniß gibt dem sterblichen Menschengeschlecht eine Art von Unsterblichkeit. Zeugung kann aber nur zwischen Wesen vorgehen, die in dieser Hinsicht mit einander zusammenstimmen. Nun stimmt aber mit dem Göttlichen nicht das Häßliche, wohl aber das Schöne zusammen. Folglich vertritt die Schönheit gleichsam die Stelle der Parze und der Eiletethyia bei der Zeugung. Wenn sich nun ein vom Zeugungstriebe belebtes Wesen mit einem schönen Gegenstande gattet, so wird es in Wonne und Entzücken aufgelöset, und es erfolgt Zeugung und Befruchtung; trifft es aber auf einen häßlichen Gegenstand, so kehrt es sich mit Widerwillen und Mißmuth weg, zieht sich in sich selbst zusammen, und, anstatt zu zeugen, behält es den Bildungsstoff unter sehr unangenehmer Empfindung zurück. Daher diejenigen, die einen sehr lebhaften Bildungstrieb empfinden, sich mit großem Eifer um den Besitz eines

schönen Gegenstandes bewerben, weil sie dadurch von dem schmerzhaften Drange des Zeugungstriebes befreit werden. Die Liebe ist also nicht Hang zum Schönen, sondern zu dem Zeugen und Empfangen durch das Schöne, denn Zeugen und Empfangen ist für die sterblichen Wesen ein unaufhörliches Entstehen, und gibt ihnen eine Art von Unsterblichkeit. Da die Liebe ein Verlangen nach dem immerwährenden Besitz des Guten ist, so muß sie auch Unsterblichkeit zu ihrem Gegenstande haben. Aber das allgemeine Streben nach Unsterblichkeit äußert sich auf verschiedene Art. Einige Menschen, bei welchen ein mehr körperlicher Bildungstrieb herrscht und die eben darum eine stärkere Neigung gegen das weibliche Geschlecht fühlen, hoffen Unsterblichkeit, Nachruhm und Glückseligkeit durch Kinderzeugen zu erlangen. Andere, bei welchen sich mehr geistiger, als körperlicher Bildungstrieb zeigt, fühlen mehr einen Drang, etwas zu erzeugen, was der Natur des Geistes gemäß ist, das heißt, was auf Weisheit und Tugend Beziehung hat. Zu diesen gehören nicht nur alle Dichter, die Schöpfer ihres Stoffes, sondern auch von den Künstlern alle die, welche Selbsterfinder sind. Der alleredelste und schönste

Zweig dieser Philosophie ist aber ohne Zweifel die Kunst, Staaten und Familien zu regieren, die Weisheit und Gerechtigkeit, wie sie deswegen auch vorzugsweise genannt wird. Wer nun aus diesem edleren Theile des Menschen den Keim zu einem solchen Produkt des Geistes schon von seiner Kindheit an in sich trägt, der hat etwas Göttliches in seiner Natur. Der Trieb zum Erzeugen erwacht in ihm, sobald er zu einiger Reife gelangt. Auch in ihm entsteht dann ein Streben nach einem schönen Gegenstande, durch welchen der in seiner Seele vorhandene Stoff entbunden werde. Sein Zustand bringt es also mit sich, daß er auch Körper, und zwar die schönen mehr als die häßlichen liebt. Findet er aber einen schönen Körper, mit einer schönen, edlen, fähigen Seele vereint, so wird seine ganze Zuneigung von diesem zweifach schönen Gegenstande gefesselt. Sein ganzes Herz öffnet sich sogleich gegen einen solchen Menschen; er sucht ihn zu unterrichten, er schildert ihm die Eigenschaften der Tugend, er lehrt ihn, was ein rechtschaffener Mann sein und wie er handeln müsse. So geschieht es dann, daß dasjenige, was zuvor in seiner Seele noch unentwickelt im Keime lag, durch diese Vereinigung mit

einem schönen Gegenstand gleichsam geboren wird, und diese neugebornen Ideen durch die beständige Erinnerung an den geliebten Gegenstand von ihnen gemeinschaftlich ausgebildet werden. Deswegen ist das Band, das zwei solche Wesen vereinigt, weit fester, als die Bande zweier Sinnlichliebenden; ihre wechselseitige Liebe weit dauerhafter."

Wir lassen Plato's Idee von einem geistigen Geschlechts- und Zeugungstriebe dahingestellt, und bleiben hier bei den Verhältnissen des physischen stehen, die allerdings näher betrachtet zu werden verdienen. Wir haben den Gang der Bildungs- und Entwicklungsgeschichte des Geschlechtstriebes im Menschen bereits in den Abhandlungen: Amor, Entwicklungsjahre, erzählt; wir haben seine Wirkungen in den Artikeln: Befruchtung, Begattung, Beischlaf u. s. w., die Folgen des gewaltsam unterdrückten Geschlechtstriebes im Aufsatze: Enthaltsamkeit, die Verirrungen des Triebes in der Abhandlung: Ausschweifung erzählt, und bei Gelegenheit der Entwicklung der Begriffe: Jungfrau, Jugend, lesbische Liebe, Mannbarkeit, Selbstbefleckung, Unmäßigkeit, Wollust u. s. w. werden wir oft auf unser

jetziges Thema zurückkommen: wir wollen daher hier nur belehrend zusammenfassen, was über den, allerdings vorkommenden, fast absoluten Mangel eines Geschlechtstriebes, über die zu frühzeitige, unnatürliche Entwicklung und Benutzung desselben, und über seine krankhaften Extreme zu sagen ist, letzteres als Ausnahme für dies unser Werk, da es sich hier weniger um eine Krankheit des Körpers, als um ein psychologisches Uebel handelt, das indeß freilich durch materiell-körperliche Ursachen oft genug geweckt und unterstützt wird.

Man denke sich die Schaam und die Schande des im Ehebette Ohnmächtigen! Wie ihn die Furie zerpeitscht, wenn er sich selber durch Mißbrauch, Vergeudung des köstlichsten Lebensgutes den Bankerutt in dem Augenblicke zuzuschreiben hat, wo auf die Benutzung des gottverliehenen Kapitals die Schöpfung einer neuen Generation angewiesen ist! Aber es gibt außer der leider! so sehr großen Klasse dieser muthwilligen Bankeruttierer eine andere mehr beklagens- als bestrafungswerthe, der von Natur der Trieb zu den Freuden der Liebe ein für allemal versagt zu sein scheint. Wenn bei erzwungener Unterdrückung

des Geschlechtstriebes (s. Enthaltsamkeit) der Körper mehr oder weniger die Folgen dieses naturwidrigen Zwanges empfinden muß, und es solchen Menschen oft geht, wie der Oberpriesterin bei Wieland:

bei frischem Blut
Und glühendem Gesicht schlief sie nur selten gut;
Man glaubt, der Stand der Oberpriesterinnen
Sei diesem Ungemach vor Andern ausgesetzt —
Vergebens hoffen sie mit ihren andern Sinnen,
Was Einem abgeht, zu gewinnen:
Durch alle fünfe wird der sechste nicht ersetzt —

wenn, sagen wir, solche Erscheinungen nicht selten sind, so gibt es andere Individuen, die von der Natur so stiefmütterlich ausgestattet wurden, daß Entbehrungen dieser Art ihnen durchaus kein Opfer kosten.

Eine solche Apathie, eine so beklagenswerthe Sinnenkälte kann erstens, wie man sagt, angeboren sein. Solche Menschen werden meistens sehr fett, wie Castraten und verschnittene Thiere dieselbe Thatsache beweisen, und ihre Complexion ist weichlich und schwach; ihr Körper ist nur schwach behaart; trotz ihrer Körperdicke haben Frauen mit diesem Naturell

oft nur schlecht entwickelte Brüste, oder wohl Fettbrüste, die aber dem ärztlichen Sachkenner sich bald als unfähig, einst Milch zu geben, offenbaren. So hat auch oft der Ton der Stimme etwas Schwaches, u. die Ausdünstung solcher Menschen hat besonders auch das Fade der Kinder-Atmosphäre, nicht jene Kraft, die die Perspiration mannbarer Individuen besitzt. (S. Ausdünstung.) Meist schreibt man der Schwäche oder dem Alter der Eltern einen solchen eingebornen Mangel des Geschlechtstriebes zu. Gewiß ist, daß sehr alte Eltern meist nur schwächliche, entnervte Kinder zeugen, aber im Gegensatze werden auch in zu frühen Ehen, oder von Eltern, die ihre Zeugungskraft gemißbraucht haben, nur Sprößlinge geboren, von denen sich der Staat für seine Bevölkerung nicht viel versprechen darf. Auch Verbindungen zwischen einem zu alten Manne mit einem zu jungen Weibe, oder umgekehrt, haben gleiche Wirkung. (S. Ehe.) Es sind aber nicht diese Ursachen allein, welche eine künftige Generation erzeugen, die zu den Freuden und dem Geschäfte der Liebe entweder nicht aufgelegt oder nicht fähig ist, sondern es gibt deren leider! noch eine große Anzahl; dahin gehören Ausschwei-

fungen aller Art, häufige, schwächende Krankheiten der Zeugungsorgane u. dgl. m.

Zweitens kann aber auch eine solche Sinnenkälte erst später im Leben sich ausbilden, namentlich durch einen unvernünftigen Gebrauch einer kühlenden oder knappen Diät. Eine Dame, die einen ganzen Sommer fast nur von Salat lebte, fand sich nachher sehr wenig aufgelegt zu den Genüssen des Ehebettes, wie sie und ihr Gatte gestanden. Daß geistige Getränke den Geschlechtstrieb, ja die Zeugungskraft sehr unterdrücken, ist schon an mehreren Stellen unsres Werkes erwähnt. Man hat in dieser Hinsicht auch schon seit langer Zeit den Kaffee angeklagt; man hat ihn potus caponum — Kapphahntrank — genannt, indeß — er ist rüstig fortgetrunken worden. Häufiger Genuß von Kürbissen, Melonen, Gurken und ähnlicher Früchte ist in dieser Hinsicht gleichfalls und mit Recht berüchtigt, und ein zu unbesonnener Gebrauch von Taback ist wenigstens der Sexualfunction nicht grade förderlich. Einige andre Vegetabilien sind seit langer Zeit im Rufe, den Geschlechtstrieb zu schwächen, so nach Hippocrates die Pfeffermünze, nach Galen der Coriander, nach Lemnius die Rauten und

der Thymian u. s. w. Die egyptischen Priester machten sich, erzählt Crinitus, sehr keusch durch den mäßigen Genuß von einer Schierlingsart, und außer einer kühlenden Diät, ließ man im Mittelalter auch den Mönchen öfters zur Ader, um den Geschlechtstrieb ein wenig zu zügeln. Opium und Campher sind auch in dieser Hinsicht mit Vorsicht zu gebrauchen. Während der Feste, die der jungfräulichen Minerva geweiht wurden, schliefen die Athenienserinnen auf Kissen von vitex agnus castus, um keusch zu bleiben. Auch örtliche Anwendung von Bleiplatten und Quecksilbereinreibungen sind angewandt worden, um die Sexual-Hitze entweder der Sittlichkeit zu Gunsten, oder schlechter Absichten wegen, zu dämpfen.

Fast nichts aber führt so sehr zur Sinnenkälte, zur Abstumpfung des Geschlechtstriebes, als das abscheuliche Laster der Selbstbefleckung. (S. diesen Artikel.) Wie Narciß liebt man am Ende nur sich selbst, und täglicher Zeuge der täglich sich steigernden Misere wird man mißtrauisch gegen sich selbst, und fürchtet sich, dem andern Geschlechte zu nahe zu kommen, weil man vorher weiß, daß man die Prüfung mit Schande bestehen werde! So erkältet auch ein allzuhäufiger Beischlaf die Ner-

ren, und wir sehen einen klaren Beweis hiervon an dem unglücklichen Phlegma der öffentlichen Weiber, die sich der Umarmung apathisch hingeben, und im Stande sind, wie Tristram Shandy's Mutter, beim hellsten Auflodern der Liebesflamme des Gatten ganz ruhig nach der Uhr zu sehen! Im Gegensatze führt auch eine gänzliche Enthaltsamkeit zur vollkommenen Ruhe der nöthigen Organe, und also zum Mangel an Geschlechtstrieb. Galen erzählt, daß man bei den Athleten, von denen man absolute Keuschheit verlangte, nach dem Tode kaum noch eine Spur ihrer Sexualtheile fand, und von einem, seiner Keuschheit wegen berühmten Heiligen, meldet die Legende dasselbe.

Der Instinkt zu den Genüssen der Sinnenliebe erlischt auch durch gewisse Lebensarten und Arbeiten, die die ganze Lebenskraft in Anspruch nehmen; dahin gehören namentlich tiefe Studien. Neuton und Kant haben ihre jungfräuliche Keuschheit bis in's Grab bewahrt, und aus demselben Grunde läßt auch Molière die Pedantin Philaminte in den Femmes savantes sagen:

> Le corps, cette guenille, est-il d'une importance,
> D'un prix à mériter seulement qu'on y pense?
> Et ne devons-nous pas laisser cela bien loin?

So scheint auch anhaltendes Leben auf dem Pferde den Geschlechtstrieb sehr abzustumpfen, wie es Hippocrates bei den alten Scythen bemerkt hat. Eine Menge von erschöpfenden Krankheiten gehören ebenfalls hierher. (Vergl. Unfruchtbarkeit.)

Es gibt aber auch moralische Ursachen, die die traurige Wirkung haben, die uns jetzt beschäftigt. Oft ist ein Paar eben nur in seiner innern Verbindung unfähig, seinen Geschlechtstrieb aufzuregen (s. Nestel), und es war oft in Ehescheidungsprocessen die Rede davon, wie ein unnennbares, unbesiegbares Hinderniß ein bis dahin ganz glückliches Paar beim Besteigen des Brautlagers für immer trennte. Hier ist dann wieder ein Verhältniß, wo die Natur einen dichten Schleier über sich zieht! In andern Fällen ist das Hinderniß allerdings nicht unnennbar, der Mann findet, was er nicht suchte, irgend eine anwidernde Mißbildung u. dgl., oder er sucht, was er nicht findet — und unter beiden Umständen kann es für immer um die Erweckung der Sinnenliebe geschehen sein! Die allerwunderlichste Liebeskälte ist aber unstreitig die, die aus zu großer Liebeshitze entsteht, denn es ist unbegreiflich, zu erklären, wie so in solchen

Fällen Liebe ordentlich dem Hasse gleichen kann, wenn man nicht auch hier wieder den alten, überall wahren Satz anwenden will, daß die Extreme sich berühren. Daß ein Mann eben nicht Mann zu sein vermag, wenn er etwa, wie es vordem in Frankreich Sitte war, vor Richter und Zeugen in einem sogenannten Congrès Proben seiner Kraft ablegen soll, daß er nicht Mann zu sein vermag, wenn ihn social-politische Verhältnisse in die Arme einer widerlichen Gattin geschleudert haben — wen nähme das Wunder? — Daß er aber es nicht zu sein im Stande ist, wenn er, nach jahrelangem Sehnen und Schmachten, selbst noch jung und feurig, endlich in der Brautnacht die geliebte junge und feurige Gattin umfängt, daß er in dem jungen Ehebette ruhend, gleichsam in einem Wonnenmeere schwimmt, ohne einen Tropfen dieser Wonne schlürfen zu können — das ist doch wohl eines Ausrufungszeichens werth?! Wir werden bei Gelegenheit des Artikels: Nestelknüpfen (s. Nestel) auf diese wunderbare Erscheinung zurückkommen.

So viel über den Mangel des Geschlechtstriebes, er finde sich entweder angeboren und dauernd für's Leben, oder durch bestimmte Ur-

sachen veranlaßt, oder nur in gewissen Verhältnissen und vorübergehend. Zunächst nun einige Worte über die zu frühzeitige Entwicklung der Geschlechtslust durch unsittliches Betragen, durch Mittel, die der physischen wie der geistigen Gesundheit meistens gleich sehr schaden. Ich rede als Arzt, nicht als Prediger, habe aber dafür auch meine Absichten von der ewig wahren Natur abstrahirt, ich habe die Erfahrung von Jahrhunderten für mich und diese wenigstens verdient gehört zu werden.

Der Geschlechtstrieb entwickelt sich zu früh, wenn man vor dem Alter der Pubertät, das wir bereits ausführlich geschildert haben, (s. Entwicklungsjahre) eher also noch der Körper seine gehörige Ausbildung und Kraft erlangt hat, sich Geschlechtsgenüsse verschafft. Jeder weiß, daß diese bis auf einen gewissen Grad hin schwächen, und um wie viel mehr müssen sie es nicht thun, wenn durch sie dem Körper Säfte entzogen werden, deren er erst noch zur völligen Entwicklung höchst nöthig bedarf. Man sehe aber auch nur die lebendigen hohläugigen Beweise dieser alt-erprüften Wahrheit in unsern großen Städten —

Seht jenen Jüngling! Schön, wie die Lilie
War unter seinen blühenden Brüdern er,
Wie Sonnenschimmer rein die Hülle,
Kräftig der Geist, wie ein höh'res Wesen.

Wo ist es nun, das liebliche Rosenroth
Der frohen Wange? Lippen, wo ist er hin
Der sanfte Purpur, der euch malte?
Flamme des muthigen Blick's, wo bist du?

Ha! Todtenbleiche decket des Rosenroths
Verstörte Stätte; aschgrau, wie Todtenstaub,
Sind jene Lippen, und der Augen
Muthige Blicke sind all' erloschen!

Heydenreich.

Selbst bei den Thieren finden wir ähnliche Erscheinungen; so z. B. gibt es kein sichereres Mittel, um kleine Hunderassen zu bekommen, als wenn man die Zeugung vor der völligen Entwicklung beschleunigt, und wenn man einen Hengst, einen Stier, einen Bock, einen Hahn und alle männlichen Thiere von den vielpaarigen Klassen öfter bedienen läßt, als ihre Kräfte es erlauben oder gar früher, so erhält man kleine, schwächliche, frühzeitig alternde Junge.

Zu dieser voreiligen Entwicklung des Geschlechtstriebes sind besonders die höhern Stände disponirt, die durch physiologisch-falsche Erziehung, durch Beschäftigung der

unreif-jugendlichen Phantasie mit Romanenlectüre, theatralischen Vergnügungen, Tanz u. s. w. früh den Geist aufreizen, und ihn auf Dinge anweisen, die ihm noch bis dahin ein „unbekanntes Eiland" bleiben sollten, bis die Natur von innen heraus sie ihm offenbart. Vorzüglich ist es das unglückliche Laster der Selbstbefleckung, (s. diesen Artikel), das jetzt fast durchgängig in der gebildeten Klasse wüthet, und welches durch übereilte Entwicklung des Geschlechtstriebes, wie zugleich durch zu häufige Befriedigung des einmal aufgeregten Dranges, den Geist ertödtet und den Körper abstumpft!

Tief unter das Thier sinkt der Mensch, wenn ihn sein krankhaft gesteigerter Geschlechtstrieb zu sinnlichen Extremen führt. Mann und Weib zeigen dann fast die gleichen innern Krankheitserscheinungen, und wenn die äußern Symptome der Satyriasis beim Manne, in der Erotomanie und der Nymphomanie beim Weibe nicht ganz dieselben sind, so liegt der Grund in der verschiedenen äußern Bildung der hier krankhaft ergriffenen Organe.

Die Satyriasis ist, besonders in unserm Klima, eine seltne Krankheit, und weniger

häufig als die Mutterwuth oder Nymphomanie. Sehr natürlich! der Mann wird nicht so von seinen Geschlechtstheilen beherrscht, als das Weib, er ist weniger reizbar überhaupt, weniger eingeschränkt in seinen Handlungen, und befriedigt daher viel häufiger seine Triebe, er arbeitet mehr und schwerere Arbeit, und lebt ein actives Leben, während das Weib, besonders in höhern Klassen, fast nur lebt, um zu fühlen und sich Eindrücken ruhig hinzugeben. Die wesentlichen Kennzeichen der Krankheit sind: andauernde Erection, übermäßiger, nicht zu befriedigender Drang zu den Genüssen der Sinnenliebe — inexplebilis cœundi appetitus, sagt Aretaeus — und ein erotischer Wahnsinn. Leicht vorübergehende, häufige, bald freiwillig, bald auf den Anblick von Weibern entstehende Erectionen, gehen dem eigentlichen Ausbruch der Satyriasis vorher; bald wird die Einbildungskraft unaufhörlich durch schlüpfrige Bilder beunruhigt, der Schlaf gestört durch erotische Träume und häufige Pollutionen, die Begierden wachsen, werden bald auf alle mögliche Weise, ohne Wahl und Geschmack befriedigt, ein hitziges Fieber bemächtigt sich des Kranken, das Gesicht wird feurig geröthet, die glänzenden Augen treten

weit hervor, der Mund schäumt, der Kranke klagt brennenden Durst, erbricht sich auch wohl, delirirt in den scheußlichsten, lascivesten Gegenständen, und kaum hindert ihn eine Gewalt, unaufhörlich den wüthenden Drang zu stillen, die Sexualorgane werden entzündet, bald brandig, und der Tod beschließt die unendlich traurige Scene!

Wir haben das Bild einer Satyriasis in der Geschichte des Pfarrers Blanchet beschrieben, die oben mitgetheilt ist. (S. Enthaltsamkeit.) Schwerlich war der Zustand des heiligen Antonius, den er in seiner berühmten Versuchung empfand, ein andrer, als eine Satyriasis. — — Ein altfranzösischer Arzt theilt kurz folgende Geschichten mit, die wir ihm nacherzählen wollen, da sie gleichfalls ein sehr getreues Bild geben: »En 1572 nous fusmes visiter un pauvre homme atteint du plus horrible et épouvantable satyriasis, qu'on saurait voir et penser; le facit est tel: il avait les quartes: pour en guérir prend conseil d'une sorcière, laquelle lui fit une potion d'une once de semence d'orties — (etc. etc.) ce qui le rendit si furieux à l'acte vénerien, que la femme nous jura son Dieu

qu'il l'avait chevauchée dans deux nuits *quatre-vingt-sept fois*, sans y comprendre plus de dix fois, qu'il s'estois corrompu, et mesme dans le temps que nous consultâmes, le pauvre homme spermatisa trois foisà notre présence, embarassant le pied du lict, et agitant contre icelluy comme si c'eust été sa femme.« Derselbe Schriftsteller erzählt von einem Arzt, der 1570 zu einem ähnlichen Kranken gerufen wurde. »à l'entrée de la maison, il trouve la femme du dict malade, laquelle se plaignit à lui de la furieuse lubricité de son mary, qui l'avait chevauchée *quarante* fois pour une nuit, et avait toutes les parties gastées. Le mal du mary était venu d'un breuvage qui lui fit donné pour le guérir de la fièvre tierce, de laquelle il tomba en telle fièvre, qu'il fallut l'attacher comme s'il fust été possedé du diable: le vicaire du lieu fut présent pour l'exhorter à la présance mesme dudict médecin, lequel il priait le laisser mourir avec le plaisir: les femmes le plièrent dans un linsseuil mouillé en eau et vinaigre, où il fut laissé jusqu'au lendemain, quelles alloyent le visiter: mais sa fu-

rieuse chaleur fut bientôt abatue et éteinte, car elles le trouvaient rède mort, la bouche riante, monstrant les dents, et son membre gangréné!!

Die vorzüglichsten Ursachen dieser fürchterlichen Krankheit sind ein zu hitziges Temperament, die Entwicklungsjahre, zu lange unnatürliche Enthaltsamkeit (wie bei Blanchet und dem heiligen Antonius), aber auch zu großer Mißbrauch der Geschlechtsgenüsse, übermäßige Selbstbefleckung, der Gebrauch der Aphrodisiaca (s. diesen Artikel), ganz vorzüglich der überall gefährliche Gebrauch der spanischen Fliegen, zu häufiges Lesen schlüpfrig-erotischer Schriften, endlich Alles, was mittelbar oder unmittelbar die Sensibilität der Sexualtheile aufreizt, wohin auch, wie wir bereits gesehen haben, andauernde Reize der Haut gehören, durch hartnäckige Ausschläge, Geißelungen u. s. w.

Dieselben Ursachen sind es, die auch beim Weibe ähnliche Wirkungen hervorbringen, und hier die Krankheit bilden, die man Liebeswuth, Mutterwuth, Mannstollheit nennt; (Erotomanie, Nymphomanie, Andromanie). Die Erscheinungen des im Weibe zu einem ungezügelten Extreme krank-

haft aufgeregten Geschlechtstriebes sind furchtbar heftiger Drang zu den Geschlechtsgenüssen, Vergessen alles Gefühles von Schaam, so daß solche arme Kranke die schauderhaftesten, ekelerregendsten Nuditäten treiben, und ohne Rückhalt die allerobscönsten Reden ausstoßen, krankhafter Reiz in den Sexualorganen, partieller oder allgemeiner Wahnsinn, leuchtende hervortretende Augen u. s. w., also ein würdiges Gegenstück zu dergleichen Erscheinungen beim Manne. Die Entwicklungsjahre des weiblichen Geschlechtes prädisponiren dasselbe vorzüglich zu dieser Krankheit, und der Constitution nach sind diejenigen Weiber besonders dazu geeignet, in denen das Nervensystem vorzüglich ausgebildet und vorherrschend erscheint, dann sanguinisch-kräftige Frauen mit starkem Haarwuchs, dunkel gefärbten Haaren, dunkeln, lebendigen Augen, einer beweglichen, ausdrucksvollen Physiognomie, deren Geschlechts-Attribute sehr stark ausgedrückt sind, also ein fester, schön entwickelter Busen, gut gezeichnete Hüften, starke Unter-Extremitäten, ein hoher Wuchs u. s. w. Oft fehlen auch alle diese Charaktere, und die Nymphomanie bricht dennoch aus; dann pflegt besonders irgend ein Ausschlag oder Würmer nahe bei

oder gar in den Sexualtheilen die Ursache zu sein. Wir wiederholen endlich, daß die schon bei Gelegenheit der Satyriasis angegebenen Ursachen auch bei der Mutterwuth wirksam sind.

Bemerkenswerth ist es, daß wir Spuren dieser Krankheit in der Geschichte an manchen berühmten und berüchtigten Weibern finden. Wer kennt nicht eine Semiramis, eine Julia, eine Messalina, eine Agrippina, Faustina, Elisabeth von Rußland und Andre? Bei allen diesen Frauen war es nicht mehr blos

une ardeur en ses veines cachée,
C'est Venus tout entière à sa proie attachée!

Furchtbar ist das Geschlechtsfeuer des nymphomanen Weibes, wenn es seine größte Kraft erreicht! Einer wilden Bacchantin gleich überfällt sie jeden männlichen Gegenstand, der ihr in den Weg tritt, und bittet und fleht und reizt ihn durch die verworfensten Reden und Handlungen, ihre wüthenden Flammen zu löschen. Findet sich niemand, den sie an ihren lodernden Busen pressen könne, so nimmt sie zu den scheußlichsten Hülfsmitteln ihre Zuflucht, um unaufhörlich und mit immer

erneuter Wollust dem Satan in ihr neue Nahrung zu geben, bis, wenn die beklagenswerthe Kranke auf den äußersten Krankheitsgrad gekommen ist, auch hier der Tod das Drama beschließt!

Freilich erreicht die Krankheit nicht immer und überall diese Höhe; im Gegentheil zieht sie sich in unsichtbarer Progression fast durch die Hälfte des weiblichen Geschlechtes hin, denn wer kann sagen, wo der natürliche Geschlechtstrieb genau aufhört, der krankhafte Trieb genau anfängt? Welche unzertrennbare Kette von analogen Ursachen und Erscheinungen von der eben entwickelten, schmachtenden, bleichen Jungfrau an, die sich selbst nicht einmal die Ursache ihres Schmachtens zu entdecken wagt, durch die Mittelglieder der schon mehr erfahrnen Mädchen, die wie Shakespeares Julia in die warme Mondnacht hinausrufen:

Komm', süße Nacht, und lehre mich ein Spiel,
Wo Jugendfülle Einsatz ist, und man
Verliert, um zu gewinnen —

bis endlich hinauf zu der furchtbaren Höhe, oder vielmehr der schaudererregenden Tiefe der Messaline, die Juvenal mit unübersetzbaren Worten treffend also beschreibt:

Intravit calidum veteri centone lupanar
— — —
Ostenditque tuum, generose Brittanice, ventrem;
— — —
Et resupina jacens multorum absorbuit ictus.
Mox lenone suas jam dimittente puellas,
Tristis abit: sed quod potuit tamen ultima cellam
Clausit, adhuc ardens rigidae tentigine vulvæ,
Et lassata viris sed non satiata recessit.

Gesicht.

Zu allen Zeiten war das zum Himmel sich erhebende Gesicht des Menschen, dessen Würde und Majestät ein vielbesprochener Gegenstand für Redner und Dichter. Cicero hat Plato's edle Gedanken darüber wiedergegeben, und Ovid sagt:

Os homini sublime dedit, coelumque tueri
Jussit, et erectos ad sidera tollere vultus.

Gott gab uns das erhabene Antlitz, daß wir den Himmel
Und die Gestirne mit hoch erhabenem Blick' erschauten.

Büffon drückt sich in seiner geistreichen Prosa so aus: »L'attitude de l'homme est celle du commandement; sa tête regarde

le ciel et présente une face auguste, sur laquelle est imprimé le caractère de sa dignité: l'image de l'ame y est peinte par la physionomie; l'excellence de sa nature perce à travers les organes matériels et anime d'un feu divin les traits de son visage.« Andersdenkende, wie es ja deren überall gibt, behaupten dagegen, daß Kameele und Strauße, ja sogar Gänse und Hühner ihr Haupt auch zum Himmel erheben, und daß die sogenannte Fettgans ja auf zwei Beinen gehe, wie unser Einer!

Doch ist ein unbegrenzter Unterschied zwischen dem edlen Gesichte des Menschen und der Fratze der Thiere; bei allen tritt mehr oder weniger der Gesichtstheil des Kopfes weit vor den Schädeltheil hervor, und zeigt schon dadurch, daß der Nahrungstrieb stärker sei, als das Denkvermögen, und daß sie viel mehr Interesse daran nehmen zu fressen, als zu philosophiren. Selbst wenn man die brutalsten Neger mit dem Orang-Utang vergleicht, der doch physisch unserm Geschlechte noch am nächsten steht, so zeigt jener doch durch die gewölbte Stirn, das hervortretende Kinn, den schönen entwickelten Schädel, das Siegel seiner Menschlichkeit.

Mehrere Physiologen haben durch Versuche und Berechnungen die Norm herauszufinden sich bemüht, die das Menschen-Ideal bezeichnet, also einen Maaßstab der Schönheit, in so fern nämlich der Mensch je schöner wäre, desto mehr er sich jener Norm näherte, und umgekehrt. Dahin gehört der Camper'sche Gesichtswinkel. Peter Camper zieht eine grade Linie von dem großen Loche des Hinterhauptbeines (die Stelle, wo der Kopf auf dem Halse befestigt ist) durch die Grundfläche des Schädels hindurch bis zu der Wurzel der obern Schneidezähne, und eine zweite Linie von eben dieser Wurzel bis zu der Stirn des Menschen oder des zu untersuchenden Thieres: nun fand er, daß der aus dem Zusammentreffen dieser beiden Linien entstehende Winkel je spitzer sei, desto stumpfsinniger und bestialischer das Thier, je stumpfer, und je mehr dem rechten Winkel gleichkommend, desto mehr es dem Menschen ähnlich sei, desto mehr dieser selbst Adel und Intelligenz besitze. So haben die Affen einen Gesichtswinkel von fünf und vierzig bis sechszig, der Neger bis zu siebenzig, der Europäer bis zu fünf und siebenzig und sogar fünf und achtzig Grad; die Götter in der Antike dagegen zeigen einen Gesichtswinkel von neunzig Grad,

Jupiter, der Erhabenste aller Götter, sogar hundert!

Schon hieraus, wie aus mehrern andern Regeln, die Daubenton, Lavater und Andere entdeckt haben, geht hervor, daß die Schönheit des Gesichtes keineswegs Resultat einer Verabredung, oder einer Laune, eines Nationalgeschmacks sei, wie man es wohl geglaubt hat. „Fragt, sagt Voltaire, einen Frosch über seinen Begriff von Schönheit: er wird Euch sein Weibchen mit den Glotzaugen und der glänzenden Haut als non plus ultra hinstellen!“ Der Neger findet die Negerin, die junge Chinesin ihren Geliebten wunderschön. Alle aber haben von ihrem Standpunkt aus ganz Recht. Es gibt eine individuelle Vollkommenheit, eine Schönheit, in allen Thier- und Menschenklassen, und jedes Thier, jeder Mensch aus den verschiedenen Rassen werden schön sein vor ihres Gleichen, je mehr sie sich vor diesen dem Ideale ihrer Gattung nähern. Da aber der Mensch das erste und vollkommenste aller Thiere ist, so wird er um so menschlicher und schöner sein, je mehr er das Thierische in seinem Aeußern abgestreift hat, je mehr er sich durch Form und Inneres als Musterbild der thierischen

Schöpfung characterisirt. Darauf nun beziehen sich alle jene oben berührten Regeln, darauf vorzüglich die Schönheit des Gesichtes.

Wie wahr jene Bemerkungen seien, das sehen wir auch noch, wenn wir sie auf die verschiedenen Menschenrassen anwenden, bei denen wir die physische Schönheit und den Maaßstab ihrer Intelligenz danach so ziemlich genau bestimmen können.

1) Die weiße Menschenrasse, welche, die Lappländer ausgenommen, alle europäischen Nationen, die Araber, die Perser, die Hindus umfaßt, hat einen Gesichtswinkel von fünf und achtzig bis neunzig Grad; in dieser Rasse finden wir die Genies, die die Welt erleuchtet haben; sie hat sich zum höchsten Grade der Civilisation aufgeschwungen, sie ist die geistreichste, die unterrichtetste, die unternehmendste von Allen.

2) In der Mongolischen Rasse beträgt der Gesichtswinkel etwa nur achtzig Grad; die Völker derselben nähern sich uns am meisten durch ihre Civilisation, aber sie sind stationnair in ihrer Ausbildung, wie dafür ja namentlich die Chinesen und Japaner längst berühmt sind.

3) Die Malayische Rasse (Malayen und

Caraiben) zeigt fast denselben Gesichtswinkel als die Mongolische; auch ihre Intelligenz ist nur wenig entwickelt.

4) Die Negerrasse war immer gegen die andern Rassen sehr untergeordnet an Geisteskräften, und ist daher auch stets und überall von diesen unterjocht worden. Es zeigt sich auch in der That sogar noch ein Rest von Thierheit in ihrer Physiognomie, wenn wir ihren hervortretenden Kiefer und die plattgedrückte Stirn berücksichtigen; alle ihre Begierden und Triebe sind mehr auf das Thierische als auf das Geistige gerichtet, und der Hottentotte namentlich unterscheidet sich nur wenig von dem Orang-Utang. Kaum hat sein Gesichtswinkel siebenzig, der des Negers fünf und siebenzig Grad!

Aber nicht allein durch den Gesichtswinkel, sondern auch durch die übrigen, diesen weniger bedingenden Verhältnisse des Gesichtes, unterscheiden sich die verschiedenen Menschenrassen von einander. Die Europäer und die Asiaten von der Kaucasischen Rasse bis zum Ganges, haben eine mehr hervorstehende Nase, weniger scharf hervortretende Backenknochen, dünne Lippen und ein mehr ovales Gesicht. Die Mongolisch-Chinesische Rasse hat eine an der

Wurzel sehr platt gedrückte Nase, etwas schief stehende Augen, die fein geschlitzt sind, sehr stark hervortretende Backenknochen, spitzes Kinn und breite Nasenlöcher. Weniger scharfe Züge haben die Amerikanischen Caraiben und Malayen; aber ihre platte Stirn sieht man kaum unter einer Wulst von Haaren; ihr Gesicht ist breit und platt, die Augen eng aneinanderstehend, und ihre ganze Physiognomie zeigt etwas Wildes, Ungezügeltes. Bekannter unter uns ist das Negergesicht mit seiner dicken, platten Nase, den großen, aufgeworfenen Lippen, dem hervortretenden Kiefer, den runden Augen, dem kleinen Schädel und dem wolligten Haar.

Diese Rassen-Verschiedenheiten lassen sich noch weiter in gewisse National-Verschiedenheiten des menschlichen Gesichtes verfolgen. Die Juden haben in allen Ländern den ihnen eigenthümlichen physiognomischen Karakter. Die Griechen haben noch bis heute im Allgemeinen ein schönes, edles Gesicht unter sich erhalten. Man erkennt den Italiener am Schnitt seiner Nase, den Spanier an der hohen Stirn, den Deutschen an seinem etwas viereckigt-vierschrötigen Kopfe, den Holländer am runden, den Engländer am langen Gesichte,

den Franzosen an den leichten, beweglichen Zügen u. s. w.

Fragt man sich, woher diese Varietäten, so ist allerdings die Antwort nicht ganz leicht. Vielen Einfluß freilich haben Klima, Sitten, Nahrung, Landesverfassung u. s. w. In den temperirten Ländern findet man die schönsten Gesichter, die angenehmsten Physiognomieen; die brennende Zone entwickelt die Gesichtszüge zu sehr, und macht ein altes Aussehen; in der eisigen Zone findet das Gegentheil statt, und die Gesichter behalten eine kindische Weichheit der Formen. Die Einförmigkeit der Lebensart macht auch die Physiognomie, die nicht von Leidenschaften und Tendenzen und Trieben bewegt wird, eintönig, und man hat glaubwürdig versichert, daß aus dieser Hinsicht, und wegen des meist einförmigen Klima's die Einwohner von Egypten und mehrere wilde, amerikanische Völkerschaften sich alle ähnlich sähen. Welchen Einfluß auf die verschiedene Ausbildung der Physiognomieen hat dagegen die Civilisation und die von ihr erregten und bewegten Sitten und Gebräuche? Darum finden wir auch sogar in großen Städten, wo ein ewig reger Strom von Leidenschaften braust, die Gesichter viel ausdrucksvoller, viel verschie-

denartig-bewegter und ausgebildeter, als auf dem platten Lande.

Hinsichtlich auf den wohlgefälligen Ausdruck des Gesichtes unterscheiden wir vorzüglich drei Schattirungen: das niedliche, das schöne und das edle oder majestätische Gesicht. Niedlich ist das Kindergesicht; das Mädchen, der junge Mann nach seiner Blüthenzeit können schön sein, und für den erwachsenen Mann von ausgebildetem Karakter ist das noble, das ehrwürdig-majestätische Gesicht da. Doch sind diese Schattirungen nicht so streng nach Alter und Geschlecht im Leben getrennt. Es gibt niedliche Weiber, ja niedliche Männer und wir kennen alle auch sogar majestätisch-imposante weibliche Physiognomieen. (S. Anmuth, Schönheit.) Beschreiben, wie ein niedliches, ein schönes Gesicht aussehen müsse — das halten wir für überflüssige Arbeit, und wir wünschen dafür lieber, daß jeder unserer Leser, jede unserer Leserinnen ein Ideal davon im Herzen trage, dessen Bild ihm in diesem Augenblicke recht lebhaft vor die Seele treten möge! So müssen wir uns hier auch auf die physiognomischen Fragmente beschränken, die wir bisher in dieser Abhandlung angedeutet haben, und verweisen zu genauerer

Entwicklung auf die Artikel: Auge, Haar, Jungfrau, Kinn, Kopf, Lippen, Mädchen, Mann, Nase, Reize, Stirn, Temperament, Weib u. s. w.

Dagegen scheint es in mehr inniger Beziehung auf unser Thema zu stehen, wenn wir noch einige Worte über die Gesichtsfarbe hinzufügen. Ein schönes rosiges Roth der Wangen, das nicht streng umzirkelt ist, sondern in nicht genau zu bestimmenden Contouren sich im Gesichte verliert, ein lebhaftes Incarnat der Lippen und ein hell leuchtendes Auge, dessen sogenanntes Weißes nicht zu blau gefärbt ist — das ist die Harmonie von Farben, die ein schön colorirtes Gesicht, namentlich bei Weibern, bildet. Man kann ohne Fehl bei solcher Gesichtsfärbung auf eine blühende Gesundheit schließen. Bei Männern haben alle Farben, und so auch die des Gesichtes, einen etwas dunkleren Karakter. Aber wohl würde man fehl schließen, wollte man von einem entgegengesetzten Zustande, von einer ermangelnden Färbung des Gesichtes, eine Krankheit des Körpers vermuthen. Im Gegentheile gibt es gar nicht selten Menschen, Männer wie Frauen, die nie im gesunden und normalen Zustande, eine eigentliche sogenannte

Gesichtsfarbe zeigen, und die bei einem blassen Ansehen sich dennoch einer guten und dauerhaften Gesundheit erfreuen. Bei jungen Mädchen freilich ist ein bleiches Gesicht immer verdächtig, und gesellt sich zu diesem bleichen Gesicht noch ein gewisses welkes Ansehen, eine Niedergeschlagenheit des Geistes, so können Eltern und Aerzte dreist versichern, daß das junge Kind — liebeskrank sei, und daß, wenn nicht bei Zeiten körperlich oder geistig eingewirkt wird, die Krankheit entstehen werde, die man Bleichsucht (pâles couleurs) nennt, und von der der witzige Boileau einmal sagt:

La fille, qui cause mes pleurs,
Est morte de pâles couleurs
Au plus bel age de sa vie.
Pauvre fille, que je te plains,
De mourir d'une maladie,
Dont il y a tant de Médecins!

Wenn in Italien ein sonst blühendes, junges Mädchen plötzlich anfängt, dahin zu welken, ihre Farbe verliert, unruhig umherschleicht, Kraft und Lust des Lebens verliert, so beunruhigt sich die wohlbewanderte Mutter darüber nicht einmal sehr, und mit dem Trost: a l'a-

more! (sie hat das Liebesfieber) ist auch schon die Hoffnung zu einer baldigen Besserung ausgesprochen; so erzählt Müller in seinen, oben angeführten Briefen.

Daß schon die Römerinnen dem „Liebesfieber“ ausgesetzt waren, dafür zeugt — wenn es noch eines Beweises bedürfte, daß die menschliche Natur sich immer und überall gleich war und ist — dafür also zeugt Ovid:

Palleat omnis amans, color hic est aptus amanti.
Bleich sei Alles, was liebt, denn bleich ist die Farbe der Liebe!

Dieses bleiche Aussehen kann aber einen körperlichen oder einen geistigen Grund haben, die freilich in manchen concreten Fällen in Eins verschmelzen mögen. Denn es kann Gram sein, der die Wangen der Jungfrau bleicht, wenn ihr der Gegenstand entzogen wird, für den ihr ganzes Leben ihr determinirt erscheint, in dessen Liebe ihr ganzes geistiges Leben wie in einem Brennpunkte sich concentrirt, und der durch Unglück aus ihrem Herzen, ihrer Nähe gerissen wird, oder es ist — was sich noch häufiger ereignet — körperliche Ursache, die das bleich-welke Ansehen macht,

wenn das ganz und reif entwickelte Frauenzimmer durch zu langes, einsames Leben nicht naturgemäß angeregt wird, und ihre Vitalität eine falsche Tendenz zu nehmen gezwungen ist. Das sind die Fälle von Bleichsüchtigen, mit hysterischen Krämpfen behafteten Mädchen, deren jeder nur etwas erfahrne Leser Mehrere kennt, die man täglich durch eine gesunde Ehe urplötzlich genesen und wieder jung und blühend werden sieht, das sind die Fälle von Weiberkrankheiten, die in einer naturgemäßen Lebensart meist rasche und sichere Heilung finden. — — —

Wie eine blühende Gesichtsfarbe vorzügliches Attribut der Gesundheit und der Jugend ist, so sehen wir sie meistens im Alter verschwinden, wo dann die Weiber oft eine erkünstelte Gesichtsfarbe zu Hülfe nehmen, die aber leider! meist besser die Absicht verräth, als sie ihren Zweck erfüllt. (S. Schminke.)

Griechische Liebe.

S. Knabenliebe.

Gürtel.

Der Theil des Körpers, der über dem Anfang der Hüften liegt, und so genannt, weil

er zur Anlage des uralten Kleidungsstückes, des Gürtels, diente. Griechen und Römer, wie noch heute alle morgenländischen Nationen, mußten sich, bei ihrer Art, sich in lang herabhängende Gewänder zu hüllen, eines Stückes bedienen, das diese Gewänder um den Unterleib zusammenhielt, und so entstand der Gürtel, der bald ein Hauptstück im Luxus orientalischer Tracht wurde. Mit dem symbolischen Gürtel, den man den Grazien gab, vereinigte man den Gedanken der höchsten Liebenswürdigkeit, und selbst Venus lieh ihn sich, um vollendet reizend dazustehen. Sehr natürlich verband sich bald mit der Idee, daß es der Gürtel war, der die Kleider eng und fest um den Körper zusammenhielte, die zweite, daß er ja auf diese Art einen Schutzwall für die weibliche Keuschheit abgäbe, und wirklich wurde dieser zweite Begriff im Alterthume sehr vorherrschend. Der überkeuschen Diana gab man deshalb sogar zwei Gürtel, und junge, noch nicht mannbare, Mädchen nannte man Ungegürtete, da sie ja noch keines Walls bedurften. Bei dem hochzeitlichen Eintritt in's Ehebette löste der junge griechische Bräutigam seiner Braut, als Zeichen der höchsten ehelichen Vertraulichkeit, den

Gürtel, das heißt, er half ihr sich entkleiden, und dann wurde der jungfräuliche Gürtel einer Göttin geweiht. (S. Brautnacht.) Von jener alten Zeit also schreibt sich die Redensart: den Gürtel lösen, als gleichbedeutend mit: heirathen her, und wird durch jenen Gebrauch leicht erklärlich. Darum haben die Dichter die merkwürdige Veränderung, die mit dem Augenblicke der vollzogenen Ehe im Menschen eintritt, gern an den gelösten Gürtel geknüpft:

Mit dem Gürtel, mit dem Schleier
Reißt der schöne Wahn entzwei!
Die Leidenschaft flieht,
Die Liebe muß bleiben,
Die Blume verblüht,
Die Frucht muß treiben.

Schiller.

Oder nach einem andern großen Dichter:

Der Zauber löst sich auf — wir essen
(Verschlingen oft, und thun nicht wohl daran)
Die süße Frucht, und mitten in dem Wahn
Des neuen Götterstands, dem magischen Vergessen
Der Menschheit, werden uns die Augen aufgethan!
So wie die Seele sich dem Leibe
Zu nahe macht — weg ist die Zauberei!

Die Göttin sinkt herab zum — Weibe,
Der Halbgott wird — ein Mann.

Wieland.

Die neuere Zeit, die eine andre Kleidertracht wenigstens in unserm Welttheil entstehen sah, hat also das symbolische Bild aus der alten her beibehalten. Wenn aber die neuern Völker die Idee eines Schutzwalles für die weibliche Keuschheit, die sie im Gürtel versinnlicht gesehen hatten, gar annehmlich fanden, und durch eine andere Kleiderordnung der eigentliche Gürtel doch abgeschafft war, so lag der Gedanke an den Keuschheitsgürtel sehr nahe, der noch heute bei südlich-europäischen Nationen, namentlich bei Italienern und Spaniern, existirt, und der gewiß noch eigentlicher ein Schutz und Schirm der weiblichen Keuschheit sein dürfte, als der ächt griechische Gürtel es war. Der letzte Tyrann von Padua, Alexius Carrara, soll der erste Erfinder der sogenannten italienischen Schlösser gewesen sein. Dies sind eben gewisse Leibgürtel, die aber, zum Unterschiede von dem antiken Gürtel, und wie alle diese neuern Keuschheits-Zwinger, auf dem nackten Leibe getragen werden, welche auf verschiedene Art den Zugang zu den weiblichen Sexual-

organen verhüten sollen, und deshalb nur eine so kleine Oeffnung lassen, als sie eben zu gewissen natürlichen Verrichtungen hinreicht, eine Oeffnung, die bei Vielen sogar noch mit vielen Spitzen, Stacheln besetzt ist, um dem Satan den Weg abzuschneiden! Der Gebrauch derselben soll wirklich noch hier und da in Italien und Spanien verbreitet sein. Ein deutscher Schriftsteller hat folgenden Jungfrauengürtel ernstlich empfohlen, dessen Beschreibung wir bei dieser Gelegenheit mit aufnehmen wollen, falls wir etwa damit irgend Jemanden einen Dienst leisten könnten.

Der Bauchkreis dieses Gürtels besteht aus platt gewundenen, ganz schwachen Stahlfedern, welche mit weichem Leder überzogen, und auf der innern Seite mit Zeug gefüttert werden. Da diese englischen Drahtfedern sich etwas weniges ausdehnen, so ist davon bei vollem Magen, Obstructionen und dergleichen Zufällen nicht die geringste Unbequemlichkeit zu befürchten. Im Rücken dieses Gürtels sind andre Riemen von eben der Materie befestiget, welche sich über dem Hintertheil in ein längliches Oval theilen, unter demselben sogleich wieder zusammenfallen, und in der Gegend der Schaamtheile eine Fassung von einer

converen Platte erhalten, die mit der nöthigen Oeffnung versehen und deren innere Seite mit weichem Zeuge gefüttert ist; diese Platte muß so getrieben sein, daß das Ende auf den Damm kommt. Da wo diese Hohlfassung aufhört, geht ein drei Finger breites Stahlband, von gleicher Beschaffenheit des Bauchkreises, über den Leib bis in die Gegend des Nabels, wo es in den Leibkreis einschließt. Hier wird eine kleine Schnalle angebracht, die man zuziehen kann, und deren eine Seite, gleich wie der Schließhaken an Riemen, einen stählernen Ueberwurf hat, woran ein beliebiges kleines Schlößchen gelegt wird. Da dieser Leibgürtel da seine Stelle erhalten muß, wo die Frauenzimmer die Kleider binden und den Leib ohnehin zusammen pressen, so wird er zugleich den Nutzen haben, die Kleider fest zu halten. Anstatt der Stahldrahtfedern kann man auch dünnes elastisches Stahlband nehmen, das von der Gattung der schwachen und sehr biegsamen Federn der kleinen Stubenuhren ist.

Der Verfasser bildet sich auf die Erfindung und Empfehlung dieses Jungfraugürtels etwas ein; wir aber wiederholen, was wir schon im Artikel: Amulet geäußert haben, daß weder Schloß noch Riegel, noch

Amulete noch Infibulation die Moralität eines Weibes ganz zu bewahren im Stande seien, und wir rufen Wehe! über die, bei welchen es der Anwendung solcher Mittel bedarf! (Vergl. Infibulation, Keuschheit.)

H.

Haar.

Eine der Hauptzierden der menschlichen Gestalt ist das Haar, denn es ist ein ihm eigenthümliches Attribut, es ist eins von jenen Unterscheidungszeichen, die uns auch physisch von den Thieren trennen. Darum gibt auch der Mensch überall und zu allen Zeiten viel auf sein Haar, und künstliche Frisuren nehmen vielleicht die ersten Blätter in der Geschichte der Moden ein. Im Homerischen Hymnus an Hermes wird schon erzählt, daß die Mören Mehl in's Haar streuten, und Salomon's Leibwache streute sich schon, wie die vornehmen Jüdinnen damaliger Zeit, Goldpulver in die Haare! So gibt es (s. Frisur) denn auch kein, wenn noch so wildes Volk, das nicht seine eigenthümlichen Gebräuche zur Behandlung und respektiven Verschönerung

des Haars hätte. Eben auch, weil das Haar eine so schöne, *menschliche* Zierde ist, hat es überall bei den Dichtern der Liebe eine so große Rolle gespielt, daß die Annalen der erotischen Poesie angefüllt sind mit Lobreden und exaltirten Herzensergießungen über die Schönheit der Haare.

Die Haare nehmen den größten Theil des Schädels ein und heißen hier: das Haupthaar; von dieser Parthie der Haare ist hier vorzüglich die Rede, da das Vorkommen von Haaren an andern Stellen des Körpers zum Theil schon sonst in diesem Werke erwähnt ist (s. z. B. *Entwicklungsjahre*), zum Theil aber auch gar nicht zu unserm Zweck gehört. Die Anzahl der Haupthaare ist ungemein verschieden. Bei dem Einen stehen sie in überreicher Menge dick und eng an einander, und dies ist besonders bei kräftigen Individuen, bei dunklerem Teint und Haar der Fall; bei andern sind sie dünn und weitläuftig, und widerstreben hartnäckig den tausend Mitteln, die man von dem einfachen Rindermark an bis zu dem jetzt so beliebten Macassar-Oel leider! so vergeblich an sie verschwendet. Denn es mag hier erwähnt sein, daß von allen Kunstmitteln, die man ausposaunt und empfohlen hat, den

Haarwuchs zu befördern, oder ganz zu bewirken, wo das Haar verloren ging, es kein Einziges gibt, welches erprobt und radical brauchbar und wirksam sei! Die Erzeugung oder auch nur die Wiedererzeugung der Haare ist keinesweges in unsrer Gewalt; eben so wenig als es ganz in unsrer Macht steht, Haare da ganz auszurotten, wo sie normalmäßig nicht hingehören. Es kommt nämlich nicht selten vor, daß, besonders bei Brünetten, sich um die Oberlippe, auch wohl die Backen entlang, ein dünner Haarwuchs zeigt, der deutlich die Rudimente eines männlichen Bartes verräth; auch wohl an andern Stellen des weiblichen Körpers am Nacken, auf den Armen, den Schenkeln u. s. w. zeigen sich zuweilen Haare, wo man sie grade nicht sucht und willkommen heißt. Verschiedene Zeiten und Sitten haben sogar den Haarwuchs da zu beschränken und zu vertilgen gesucht, wo wir, die heutigen Europäer, nach den Gesetzen der Physiologie ihn sehr gern sehen: so versichern Juvenal, Persius und andre alte satyrische Dichter, daß die griechischen und römischen Damen:

Ne laissaient point d'ombrage
à leurs secrets appas —

(weswegen man auch an weiblichen, nackten Antiken keine Spur von Leibhaar findet). Für alle solche Fälle haben Aeltere und Neuere die sogenannte Epilatoria ersonnen, Mittel, um das Haar zu vertilgen, und besonders sind es die Orientalen, Egyptier, Chinesen, Perser, Araber, deren Toiletten-Annalen reich sind an dergleichen Recepten. Man hat dazu die schärfsten, beizendsten Sachen angewandt, z. B. Kalk, Arsenik u. dgl. aber — wie gesagt, wo einmal die eigensinnige Natur Haare hingepflanzt hat, da pflegt sie sich in der Regel eben so wenig durch Rusma oder Nuret (zwei der beliebtesten orientalischen Epilatoria) stören zu lassen, als sie sich umgekehrt durch Macassar-Oel u. dgl. zur Beförderung des Haarwuchses anreizen läßt, wenn sie nun einmal eine kahle Stelle haben will. — Wir hoffen, daß unsre Leserinnen uns einen kleinen Dank wissen werden für diese Digression.

Um noch einen Augenblick bei der Kahlheit stehen zu bleiben, so ist es sehr auffallend, daß die Männer das traurige Vorrecht vor den Weibern haben, eine sogenannte Glatze, d. h. einen kahlen Fleck auf dem Hinterkopfe, der mit der Zeit größer wird, und meist zuletzt einen Kahlkopf veranlaßt, bekommen zu

können, denn nie hat ein Weib eine Glatze. Mit Unrecht schreibt man eine solche Glatze, besonders bei jungen Männern, einem frühern etwas ungezügelten Leben zu, denn dies ist durchaus nicht immer der Fall, wenn gleich eine sehr schwächende Lebensart, wie auch schwächende Krankheiten, z. B. langwierige Nervenfieber, oft das Ausfallen der Haare befördern. Andre Männer bekommen aber eine Glatze, ohne daß irgend eine Ursache auszumitteln wäre; zuweilen sind anhaltende Anstrengungen und Arbeiten des Kopfes der Grund, zuweilen ist der Kahlkopf erblich. Weit seltner als Männer verlieren Weiber die Haare, und bei ihnen sind dann meist lange Krankheiten, wiederholte Wochenbetten, oder ähnliche schwächende Potenzen vorhergegangen.

Die Haare wachsen zu einer bestimmten Länge, nicht darüber hinaus, aber diese Länge ist individuell sehr verschieden. Nicht selten reicht das weibliche Kopfhaar bis auf den Gürtel, ja bis zu den Knieen, und auch der männliche Bart kann zu einer großen Länge anwachsen. (S. Bart.) Gewöhnlich haben glatte, wenig lockigte Haare mehr Länge, als andre, und die wolligten Haare der Neger bleiben ganz kurz.

Farbe, Form und Beschaffenheit der Haare sind sehr verschieden, je nach den verschiedenen Ländern, Klimaten und Breitengraden, und sie tragen daher mit bei, die verschiedenen Menschenrassen zu bezeichnen.

Die Haare der europäischen Rasse sind im Allgemeinen lang, rund, mehr oder weniger dünn, und hauptsächlich schwarz, blond oder roth gefärbt, das letztere seltner. Dabei bemerkt man, daß im Norden das blonde Haar, im Süden das schwarze vorherrscht, und man findet im Allgemeinen eben so wenig blonde Spanier und Italiener, als man ganz schwarz behaarte Engländer oder Schweden trifft.

Die Haare der zweiten Rasse, die den hohen Norden der beiden Continente bewohnt, sind schwarz, platt, dick, kurz und hart.

Die dritte Rasse, deren Hauptsitz Mittel-Asien ist, hat lange, dünne, schwarze Haare. Die vierte Rasse, die den mittlern Theil von Afrika bewohnt, die Negerrasse, hat schwarze, feine, wolligte, kurze, krause Haare; und die fünfte Rasse endlich, die die Ureinwohner von Amerika bilden, zeichnet sich aus durch lange, dicke, starke Haare.

Was die oft untersuchte Farbe des Haars betrifft, so scheint es nach Vauquelin's

Experimenten darüber gewiß, daß es ein eigenthümliches Oel sei, welches die Hauptursache der Färbung hergibt, daß aber auch Nebenbedingungen da sind, z. B. der größere oder geringere chemische Gehalt von Eisen oder Schwefel in den Haaren, welche auf die Schattirung der Farben des Haars einen großen Einfluß haben. Was die graue und weiße Färbung des Haares betrifft, die sich allmählig oder mit dem Alter einstellt, so glaubt Vauquelin, daß sie vom Aufhören der Secretion des färbenden Princips abhängt. Dies müßte aber dann in den seltenen Fällen noch einmal wieder erzeugt werden, wenn graue oder weiße Haare wieder eine Farbe bekommen, was allerdings zuweilen vorgekommen ist. Dr. Slave aus Belfort war achtzig Jahr alt, und seine Haare längst durchaus weiß, als sie mit einenmale wieder dunkelbraun wurden, was sie auch bis zu dem Tode des Doctors blieben, der in dessen hundertsten Lebensjahre erfolgte. Eine Engländerin, Susanna Edmond, sah zu fünf und neunzig Jahren ihre weißen Haare wieder schwarz, und zu einhundert und fünf Jahren zum zweitenmale weiß werden, worauf sie dann bald starb. Ein einhundert und sechsjähriger Greis

in Wien bekam wieder schwarze Haare. Bei einem Schotten, der zu hundert und zehn Jahren starb, waren die Haare einige Jahre vor seinem Tode wieder blond geworden. Umgekehrt werden auch dunklere Haare plötzlich und zuweilen in einer Nacht weiß, wie folgende Geschichte beweist: Im Jahr 1781 brachte ein junger vier und zwanzigjähriger französischer Officier am Cap français die Nacht mit einer Mulattin zu, und gab sich ohne Maaß dem Vergnügen der Liebe hin. Gegen Morgen bekam er heftige Krämpfe, und sein Bart und Kopfhaar, früher schön braun, wurden, sonderbarerweise, aber nur auf der rechten Körperhälfte, weiß, und blieben es später auch! (Vgl. Frisur, Perrücke.)

Hagestolz.

Das „Conversations-Lexicon" gibt unter den vielen Meinungen, die man über die Etymologie dieses Namens hat, folgende als wahrscheinlichste an: Haga hieß in der alten, deutschen Sprache ein mit einem Zaune umgebener Hof, Stolze aber so viel, als ein Sitz, eine Wohnung. Nach der Verfassung der alten Deutschen erbte jedesmal der älteste

Sohn den Hof seines Vaters, und die übrigen Kinder erhielten nur einen geringen Theil des Nachlasses. Weil aber die Familien gern beisammen blieben, so erbauten sich die Brüder an dem Hofe des Vaters kleine Wohnungen, und erhielten deswegen den Namen: Hagestolze. Da sie aber wegen Mangel an Gütern meist im ehelosen Stande lebten, so gab man nach und nach allen ehelosen Männern diesen Namen. —

Welche unnatürliche Einflüsse mußten auf den Menschen einwirken, um in ihm den allermächtigsten Trieb zu unterdrücken, den Trieb zur ehelichen Vereinigung mit einem Individuum des andern Geschlechtes, einen Drang, der überall mit dem eigentlichen Geschlechtstriebe gleichen Schritt hält! Der Mensch, der den Trieb zur Geselligkeit, zum Familienleben fühlt, sobald er überhaupt nur fühlen lernt, lebt einsam und verlassen, ohne Liebe und Pflege ein trauriges Leben fort! Mächtig gewiß müssen die Gründe sein, die ihn zum Cölibat veranlassen, und sie sind es auch. Eine wichtige Veranlassung gab vordem, und gibt noch heute in apostolischen Ländern das religiöse Gesetz, gegen welches natürlich überall keine weitere Appellation statt finden kann!

— Ein zweiter, mächtiger Grund liegt in den Verhältnissen unsrer Civilisation; wie heut zu Tage unsre Kultur vorgeschritten, unser geselliges Leben eingerichtet, und mit seiner Ausbildung die Zahl der Bedürfnisse angewachsen ist, gehört freilich eine nicht Jedem zugängliche Quelle äußerer Hülfsmittel dazu, um Weib und Kind unterhalten zu können, und leider! macht dieser Grund, dem wir, wie wir oben gezeigt haben, zum Theil die ganze Entstehung des Hagestolziates verdanken, dem doch aber unter gewissen Bedingungen leicht abzuhelfen wäre, alljährlich immer mehr Hagestolze, je mehr eben die Civilisation immer noch fortschreitet. Er war es auch, der Kant zum ehelosen Stande bewog, dem wir folgende geistreiche Antwort verdanken, welche das ganze Verhältniß dieser Klasse von Hagestolzen trefflich ausdrückt. Als man Kant nämlich im spätern Alter fragte, warum er unverheirathet geblieben sei, antwortete er:

Als ich eine Frau brauchen konnte, konnte ich noch keine ernähren: als ich sie aber ernähren konnte, konnte ich keine mehr brauchen.

Andre Männer bilden eine dritte Klasse von Hagestolzen; einige unangenehme Erfah-

rungen haben sie gegen die Weiber eingenommen — sie nennen sie eine Lügenbrut — ein Ottergezücht — haben einmal für allemal „Haß allen Weibern!“ geschworen, und ihr ewiges Motto ist:

> Jemand, der sich verheirathet, ist mit einem Tropf zu vergleichen, der die Hand in einen Sack steckt, um einen Aal herauszuziehen, der allein darin ist, unter hundert Schlangen. Es ist Hundert gegen Eins zu wetten, daß er eine Schlange herausziehen wird.
>
> Thomas Morus.

Es gibt viertens auch Männer, denen es nur an festem Willen und Bestand fehlt, um ein Weib zu nehmen. Sie scheuen die Opfer, die die Ehe allerdings verlangt, haben zu wenig Liebe und Treue, um ihr Ich an eine und nur Eine Frau zu fesseln, und ziehen es vor, ihre „Freiheit“ zu bewahren, an welche man solche Männer ewig appelliren hört, um heute mit der Blonden, morgen mit der Braunen zu scherzen. Leider! ist diese Klasse nicht gering, und mit der fortschreitenden Sittenlosigkeit droht sie sich alljährlich zu vergrößern; auch ist es ganz besonders gegen solche Männer, gegen welche verschiedene Staaten Straf-

gesetze des Coelibats aufgestellt haben, wie die Römer eigentlich schon eines hatten, in so fern sie von Hagestolzen eine Taxe (aes uxorium) nahmen, und wie am ganzen Rhein lange das sogenannte Hagestolzenrecht bestand, dem zufolge ein Theil des Vermögens eines Hagestolzen, wenn er nach erreichtem fünfzigsten Jahre als solcher starb, an den Staat vererbte. — Sollen wir endlich noch der unglücklichen Männer erwähnen, die in einem gezwungenen Coelibat leben, weil eine unheilbare Krankheit ihnen ein eheliches Verhältniß unmöglich macht?

Wir haben bereits in den Abhandlungen Ehe und Enthaltsamkeit auf mehrere Folgen hingedeutet, die ein Leben mit sich führt, das nicht durch die Genüsse der ehelichen Liebe gewürzt wird.

Sich als Hagestolz, allein in's Grab zu schleifen,
Das hat noch keinem wohlgethan.

Göthe.

Andre Folgen bleiben uns hier zu entwickeln, besonders in so fern diese Folgen den Staat, die Volkswohlfahrt betreffen. Männer, die nicht durch religiöses Gesetz oder Krankheit an das Coelibat gebunden sind, werden meistens

große Anhänger einer luxuriösen Lebensart; genöthigt, um jeden Preis ihre physischen Begierden zu befriedigen, daher wenig scrupulös in der Wahl ihrer Liebe, werden *sie* hauptsächlich Träger und Verbreiter der ekelhaften unästhetischen Krankheit, von der *Göthe* einmal sehr ästhetisch sagt:

— Ganz abscheulich ist's, auf dem Wege der Liebe
Schlangen zu fürchten, und Gift unter den Rosen der Lust,
Wenn im schönsten Moment der hin sich gebenden Freude
Deinem sinkenden Haupt lispelnde Sorge sich naht!

Wenn nun vollends Kinder aus den unerlaubten Verbindungen von Hagestolzen hervorgehen, was ist meistens das Loos dieser unglücklichen Bastarde? Wer hat große Städte durchreist, sich nach diesen Verhältnissen umgesehen, und — nicht geschaudert? Uebrigens ist es auch eine andre Erfahrung, daß unter hundert männlichen Hagestolzen nur etwa zehn fruchtbar bleiben, die Unfruchtbarkeit unverheirathet bleibender *Weiber* aber ist sogar noch viel größer. Wenn man nun die Zahl der Kinder, die im Durchschnitt einer

Ehe erzeugt werden, auf vier festsetzt, so kann man berechnen, daß in einem Zeitraum von fünf und zwanzig bis dreißig Jahren — dem gewöhnlichen Zeitraum der weiblichen Fruchtbarkeit — hundert Hagestolze die Gesellschaft um dreihundert und sechszig bis vierhundert Bürger gebracht haben werden! Die Entfernung der Männer vom weiblichen Geschlechte, die oft im späten Alter noch durch die Liebe zur Bequemlichkeit und zur Pflege besiegt wird, bringt endlich auch noch oft die späten Ehen zu Stande, die, abgerechnet davon, daß sie oft unfruchtbar bleiben, noch durch die Schwäche der Nachkommenschaft und durch die größere Gefahr der Entbindung bei bejahrten Frauen, die sie herbeiführen, dem Staate keinesweges gleichgültig sind. (S. Ehe.)

Wahrscheinlich ist es auch das losgebundene Leben der Hagestolzen, deren Gemüth nicht durch die heiligsten Interessen des Menschen, Gatten- und Kinderliebe, geläutert ist, und die durch diese Interessen also auch nicht wie Ehemänner an den Staat und ein bürgerliches Leben gefesselt sind, wahrscheinlich ist es diese Lebensart, die bei der Erfahrung in Anschlag zu bringen ist, daß unter den Verbrechern überall und immer unverhältnißmä-

ßig mehr Hagestolze waren als Ehemänner. „Man schlage die Kriminalprotokolle auf, sagt Voltaire, und man wird finden, daß immer unter hundert Aufgehängten neun und neunzig Unvereheliehte auf Einen einzigen Bürger und Hausvater kamen.“ —

Und nun nur noch ein Wort über die weiblichen Hagestolzen, die sogenannten alten Jungfern.

Mit diesem Spottnamen benennt man bekanntlich solche bedauernswerthe Frauenzimmer, die den Zweck ihres Daseins dadurch verfehlt haben, daß sie sich in jüngern Jahren nicht zu dem Ehestande entschlossen. Jedes Zwecklose, jede verfehlte Richtung erweckt gewöhnlich den Spott der Mitmenschen, und in so fern Jemand die Schuld dieser verfehlten Richtung in sich trägt, verdient er auch in der That diesen Spott. Aber wohl nur die geringere Zahl der sogenannten „alten Jungfern“ ist an ihrem Jungfernstande Schuld, und auch unter dieser Anzahl ist wieder ein großer Theil, der eher das innigste Mitgefühl und die größte Achtung, als neckenden Spott verdient, wir meinen die Mädchen, die mit moralischer Selbstüberwindung jede Ehe aufgegeben haben, weil einst der geliebte Gegen=

stand durch Politik oder Unglücksfälle von ihnen getrennt wurde, und sie das Andenken an ihn nicht in einem gleichgültigen Ehebette verwischen wollen. Die meisten bejahrten, unverheiratheten Frauenzimmer aber hätten zu ihrer Zeit nur zu gern zu Hymens Fahnen geschworen, hätte nicht die Macht der Verhältnisse sie daran gehindert, enrollirt zu werden. Ja sie würden noch heut dazu schwören, denn

> sie haben Fleisch und Blut, wie andre Schönen —
>
> Wieland.

aber die »jours de fête« sind vorüber! Je lebhafter indeß das Bewußtsein des verfehlten Lebenszweckes in ihnen wird, je mehr sie ahnden, was sie entbehrt haben, desto lebhafter wird auch in ihnen der Drang, das Versäumte wo möglich noch nachzuholen, und dieser Drang drückt sich in allen Zügen, Mienen und Bewegungen der „alten Jungfern" so sonderbar, so grell aus, daß ihr ganzes Wesen eben jenen Anstrich erhält, den man sich bei dieser Benennung zu denken gewohnt ist.

> Sie schmunzeln, wie alte Jungfern, die sich malen lassen wollen,

sagt der witzige Lichtenberg, und wer kennte nicht dies Schmunzeln, dies Schönthun, dies Kokettiren mit Reizen, deren längst entschwundenes Dasein nur noch schlecht zu verbergende Trümmer beweisen! Man blicke nur auf Hogarth's alte Jungfer in seinem „Morgen!" Wie dies Geschöpf sich bitterlich ergrimmt über den herzstärkenden Frühstücksgenuß, den sich ihre jungen Nachbarn verschaffen, so ist es gewöhnlich der ärgerliche Karakter der „alten Jungfrau," daß sie neidisch auf die genießende Jugend zurückblicken. Es ist noch dies ein interessanter Zug in der weiblichen Psychologie, daß dergleichen Frauenzimmer meist damit enden, eifrige Betschwestern zu werden, und selten wird man fehlschließen, wenn man bei solchen alten Betschwestern den verfehlten Zweck, von dem wir sprachen, als Motiv ihres Treibens aufstellt. (Vergl. Ehe, Enthaltsamkeit, Geschlechtstrieb.)

Hahnrei.

Still! über gewisse Dinge in der Welt muß man leicht hinwegschlüpfen — — darum hier nur eine scherzhafte Apologie der Hahnreischaft von einem ältern erotischen französischen Dichter:

La paix du ménage.

Nous connaissons en mariage
Un moyen sur pour être heureux:
C'est que l'épouse soit volage,
Et que l'époux ferme les yeux.
S'il est, dans la ville
Quelqu' époux tranquille,
C'est toujours, j'en suis convaincu,
C'est un cocu, c'est un cocu!

Lorsqu'une femme est infidèle
Elle est douce comme un mouton;
Si par hasard elle est cruelle
Au logis c'est un vrai démon
D'une femme sage
Un diable est l'image:
Mieux vaudrait, j'en suis convaincu
Être cocu, être cocu.

Quel est le mortel sur la terre
Accablé de biens et d'honneurs,
A qui tout le monde veut plaire,
Et que l'on comble de faveurs?
Celui qu'au passage
Partout on engage?
C'est toujours, j'en suis convaincu,
C'est un cocu, c'est un cocu.

Ce mal, dont un jaloux enrage,
Est un bien du ciel descendu;
Il apporte dans le ménage
La paix, qui vaut bien la vertu.

Oui, le cocuage
C'est le choix du sage,
Et pour en être convaincus,
Soyons cocus, soyons cocus!

Hals.

Eine der schönsten Zierden eines wohlgebildeten, menschlichen Körpers! Wie es überhaupt eine auffallende, nicht leicht erklärliche Erscheinung ist, daß der Hals mit dem Geschlechtssystem in sehr naher Beziehung steht, was wir in dieser Abhandlung vorzüglich berücksichtigen wollen, so ergibt sich schon daraus die große Verschiedenheit des männlichen und des weiblichen Halses. Beim Manne ist der Hals im Allgemeinen kürzer, dicker, fleischiger, die Muskeln schärfer hervortretend, der sogenannte Adamsapfel, nämlich der Kehlkopf, mehr hervortretend, und in seinen Formen deutlicher sichtlich und fühlbar, die Stimme tiefer und kräftiger, beim Weibe dagegen ist der Hals schlanker und zarter, mehr rund, ohne zu sehr hervortretende Erhabenheiten, und die Stimme dünner und heller. Aus eben jenem Grunde gehört auch der Hals zu den Theilen, die sich erst ganz in den Entwicklungsjahren ausbilden,

da früher der kindliche Hals in beiden Geschlechtern sich ähnlich ist.

Schon die Alten kannten sehr gut diese Beziehung des Halses zu dem Sexual-Systeme, wie wir es erstens einmal an ihren Statuen deutlich wahrnehmen. Ihre Künstler haben überall gewiß nicht den zügellosen Messalinen den kleinen, runden, zarten Hals der Lucrezien und Virginien gegeben, und nie wird man den thätigen und mäßigen Julius Cäsar oder den strengen Cato mit dem untersetzten Fetthals eines Vitellius und Lucullus abgebildet finden. Mehr aber noch beweist die Bekanntschaft der Alten mit jenem Erfahrungssatz von der Sympathie zwischen Hals und Geschlechtsorganen eines ihrer Prüfungsmittel der Jungfrauschaft. (S. diesen Artikel.) Bei den Römern nämlich herrschte die Gewohnheit, daß, wenn sich ein Mädchen verheirathete, seine Amme oder eine andre Frau demselben in Gegenwart aller Anwesenden die Dicke des Halses mit einem Faden maß. Am folgenden Tage ging die Matrone mit den Anverwandten in das Zimmer der jungen Eheleute, und untersuchte, ob der Faden noch das Maaß des Halses hatte, und wenn er zu kurz war, so rief sie freudig aus: „Meine

Tochter ist Frau geworden!“ Darauf bezieht sich Catulls:

Non illam nutrix, orienti luce revisens,
Hesterno collum poterit circumdare filo.

Jener wird nicht, wenn früh am Morgen sie forschet, die Amme,
Heute das Hälschen noch mit dem gestrigen Faden umspannen.

Auf dieses Zeichen spielt auch Göthe an in einem der köstlichen „Epigramme aus Venedig:“

Ah! mein Hals ist ein wenig geschwollen! so sagte die Beste
Aengstlich. — Stille, mein Kind, still! und vernehme das Wort:
Dich hat die Hand der Venus berührt, sie deutet dir leise,
Daß sie das Körperchen bald, ach! unaufhaltsam verstellt.
Bald verdirbt sie die schlanke Gestalt, die zierlichen Brüstchen.
Alles schwillt nun; es paßt nirgends das neuste Gewand.
Sei nur ruhig, es deutet die fallende Blüthe dem Gärtner,
Daß die liebliche Frucht schwellend im Herbste gedeiht.

Musitanus, ein italienischer Arzt, versichert, daß er das Experiment mit dem Faden

mehr als tausendmal angestellt, und daß es ihn nie betrogen habe. Allein wir haben dennoch keinen Grund, an die Untrüglichkeit dieses Criteriums zur Ermittelung der Jungfrauschaft zu glauben, denn viele andre Umstände können in der Zeit, die zwischen dem ersten und dem wiederholten Messen des Halses liegt, diesen anschwellen, ohne daß die Moralität der Dame gelitten zu haben braucht. (Vergl. Jungfrauschaft.)

Halstuch.

Ein kleiner Theil unsrer Bekleidung, der für die Mode eben so wesentlich ist, als für die Gesundheit. Die Alten kannten diese theils lächerliche, theils (unter gewissen Bedingungen) schädliche Tracht nicht, und sie trugen den Hals frei. Freilich bedienten sich die Römer eines wollenen oder seidnen Tuches (focale), um den freien Hals gegen die Kälte zu schützen, aber man legte dieses Tuch nicht öffentlich an, wenn man nicht krank war, in welchem Fall man dieser Weichlichkeit wegen wohl entschuldigt wurde; sonst trug der stolze Römer den Hals nackt, und wickelte ihn höchstens bei schlechtem Wetter in die Toga. Noch heute gibt es ganze

Völker, wie Polen, viele orientalische Nationen, auch Kalmucken, Tartaren u. s. w., die stets einen entblößten Hals haben. In Frankreich und Spanien aber trug man schon im Mittelalter nicht mehr den nackten Hals frei, sondern umgab ihn mit den Halskrausen, deren Form und Stoffe schon damals einem wechselnden Modegeschmack unterworfen waren. Im Jahr 1660 endlich sah man in Frankreich ein Regiment von Croaten, bei welchem die Soldaten ein wollenes, die Officiere ein seidenes Tuch um den Hals trugen. Diese Tracht war neu und auffallend, und bald war die *Croate* (woraus nachher *Cravatte* wurde) Modetracht und allgemein eingeführt. Seitdem hat man das Halstuch nach tausend Arten geknüpft, gebunden, gewickelt, gefärbt, und es ist in unsrer Zeit, wie gesagt, ein wichtiger Artikel des männlichen Kleiderluxus geworden. Heut klein und eng um den Hals anliegend, um einem furchtbar großen Hemdenkragen und einem breiten, gestreiften Jabot Raum zu geben, ist es morgen ein ungeheures Stück Musselin, das warm und dick um den Hals liegt, (schädliche Blutcongestionen zum Kopfe befördert!) und den Hals fast eben so unförmlich dick macht, als der Kopf ist. Heut ein Schleifchen, morgen

ein großer Knoten, übermorgen ein einfach übereinander gelegtes, mit einer Agraffe, einer Busennadel festgehaltenes Tuch! Hat doch ein Engländer eine eigene Schrift geschrieben: „über die Kunst, das Halstuch zu falten und umzulegen!“

Frauen haben nur in den seltenen Fällen Halstücher angelegt, wenn Krankheit sie vorübergehend zwang, den Hals mehr als gewöhnlich zu schützen, oder auf längere Zeit, wenn ein Kropf oder ein andres unheilbares Halsübel ihrer Schönheit im Wege stand. Behüte uns nur der Himmel vor einer allgemeinen Mode von Halstüchern bei Frauen, die uns des Vollgenusses des Anblicks eines der schönsten Theile des weiblichen Körpers berauben würde!

Wir meinen hier freilich nicht jenen Theil der weiblichen Bekleidung, der auch wohl Halstuch, aber eigentlicher und schicklicher Busentuch genannt wird und über welches Tuch wir durchaus kein Anathem aussprechen wollen, da es, nächst einem der Zeichen weiblicher Verschämtheit und Sittsamkeit zugleich in vielen Fällen ein der Gesundheit gewiß recht zuträgliches Bekleidungsstück ist, obgleich

freilich die neuern Zeiten und Moden Stoffe zu erfinden gewußt haben, die schon Wieland

gewebte Luft

nannte, und die wohl eben so wenig der Sittsamkeit als der Gesundheit förderlich sind.

Hand.

Diesem wichtigen Theile seines Körpers verdankt der Mensch seine Geschicklichkeit in allen Künsten, ihm zum großen Theil seine Superiorität über alle Thiere, wie dies schon Anaxagoras behauptet hat. Aristoteles und Galen nennen die menschliche Hand das Instrument der Instrumente, und der erstere Philosoph behauptet gar, der Mensch beherrsche die thierische Schöpfung nur eben deshalb, weil er mit Händen versehen sei. Aber was würden uns die Hände nützen, hätten wir nicht ein Gehirn und Vernunft, die Hände zu regieren? Haben nicht Blödsinnige und Affen auch Hände? und doch haben weder Blödsinnige noch Affen der Menschheit durch ihre Geschicklichkeit wesentliche Dienste geleistet.

Aber wir wollen hier keine Dissertation

über die Vorzüge, den Nutzen der Hand schreiben, wo es uns nur vergönnt bleibt, die Beziehung dieses wesentlichen Gliedes zur menschlichen Schönheit und eben deshalb seine Wichtigkeit für die Freuden der Liebe auseinander zu setzen.

Sit longa manus —
Lang sei die Hand,

so verlangt es der Kenner Revisan, indem er die Reize (s. diesen Artikel) der weiblichen Schönheit analysirt, und — er hat Recht. Freilich muß die Hand nicht eine ungebührliche, unverhältnißmäßige Länge haben, aber auch eine zu kurze, dicke, gedrungene Hand ist nicht schön: die Finger müssen lang gestreckt, der Rücken der Hand weich gepolstert, an den Gelenken der Finger kleine Grübchen eingedrückt, die Nägel angenehm gebogen, und schön fleischroth gefärbt sein — so ist eine schöne weibliche Hand, so muß sie sein, wenn der männliche Beschauer sich jeden Augenblick zu einem Handkuß aufgelegt fühlen soll, der etwas mehr als bloßer Respekt, als ein hergebrachtes Compliment bedeutet.

Indem sie der Hauptsitz des Tastsinnes ist, wird die Hand ein hochwichtiges Instru-

ment in der Maschinerie der Sinnenliebe. Das Tasten und Betasten nämlich macht sehr stark aufgelegt zu den Genüssen der Sinnlichkeit, und die Natur zeigt auch, daß die mit Händen versehenen Geschöpfe, wie Affen und Menschen, sehr wollüstig sind. Die Hand spielt also eine sehr große Rolle in dem Lustspiele der Sinnenliebe, und man mag wohl dem Abbé in Paris, der in der Oper vertraulich neben einer allerliebsten Schönen in der Loge saß, nicht ganz ohne Grund zugerufen haben:

Haussez les mains, Monsieur l'Abbé —

Yorik.

da man nicht sehr genau wußte, wo er eigentlich seine rechte Hand hatte. „Bin ich doch doppelt beglückt," ruft Göthe in den schon mehreremale citirten, mit südlicher Glut gedichteten, römischen Elegieen,

„Bin ich doch doppelt beglückt, indem ich des lieblichen Busens
Formen spähe, die Hand leite die Hüften hinab!
Dann versteh' ich den Marmor erst recht, ich denk' und vergleiche
Sehe mit fühlendem Aug', fühle mit sehender Hand!

Und ein andermal gesteht er:

Oftmals hab' ich auch schon in ihren Armen gedichtet,
Und des Hexameters Maaß leise mit fingernder Hand
Ihr auf den Rücken gezählt —

Wenn auf diese Art, und auf tausend andre Weisen, die die Leser uns nicht zumuthen werden, ihnen herzuerzählen oder gar zu erfinden, die Hand ein wichtiges Organ ist für die erlaubten Freuden der Liebe, so hat auf der andern Seite die ausschweifende Phantasie des Menschen dies Organ auch schnöde zu mißbrauchen gewußt, indem sie es zur Ausübung eines Lasters benutzen lernte, über das der Sittenbeobachter mit einer Thräne des Mitleids im Auge gern einen dichten Schleier zieht!

Haut.

Wir haben, wenn wir die Leser nicht mit Wiederholungen ermüden wollen, hier nur wenig zu sagen. Auch die Haut, als Sitz des Tastsinns, als ein Organ, was durch und durch mit feinen Nerven durchwebt ist, ist ein wichtiges Reizmittel für Erweckung sinnlicher Triebe, und Jeder weiß, wie das sogenannte Kitzeln immer wollüstige Empfindungen erregt

Wäre es nicht endlich hier an der rechten Stelle, ein Wort über den thierischen Magnetismus zu reden? Gewiß beruht eine seiner hauptsächlichsten Wirkungen auf der Sympathie der durch das Streichen aufgeregten Hautnerven mit den Sexualorganen des Weibes, eine Sympathie, die durch viele physiologische und pathologische Erfahrungen unwiderruflich bewiesen ist. Daher sehen wir den Magnetismus so ganz vorzüglich bei jungen (oder auch ältern) hysterischen Weibern und Mädchen wirken, daher ist der Magnetismus eine so angenehme, gern gesehene Kurmethode gewesen, (— gewesen, denn er fängt ja Gottlob! immer mehr und mehr an, aus der Mode zu kommen!) darum endlich hat der Magnetismus so häufig unwiderlegbare, lebende Beweise jener Sympathie des Haut-Nervenkitzels mit den Sexualorganen geliefert! Der Mensch, der seine Haut nackt trägt, wo also alle Reize viel unmittelbarer auf dies Organ einwirken, als auf die mit Wolle, Haaren, Schuppen oder Federn bedeckte Haut der Thiere, der Mensch mit seiner nackten, empfindlichern Haut ist auch das wollüstigste aller Geschöpfe. So haben wir auch schon in diesem Werke gesehen, daß Krankheiten der Haut, die sie

immer in einem krankhaft=gereizten Zustande erhalten, sehr oft ganz ungewöhnlich zu den Genüssen der Sinnlichkeit aufregen, wie ja auch die Erfindung und die Wirkung der Geißelungen (s. diesen Artikel), der orientalischen Bäder (s. Bad), u. s. w, auf jener Sympathie beruhte.

Betrachten wir die Haut als excrementielles Organ, so haben wir ja bereits in den Abhandlungen: Ausdünstung und Geruch gesehen, wie bedeutend die Transpiration der Haut in Hinsicht auf das Thema der Geschlechtsgenüsse wird. Hier daher nur die Bemerkung, daß Menschen mit blonder Haut gewöhnlich weniger viel, und eine weniger concentrirte Ausdünstung transpiriren, als Menschen mit einer dunklern Hautfarbe. Ueberhaupt hat die Farbe der Haut, der sogenannte Teint, bedeutenden Einfluß auf die Physiologie und — die Psychologie des Menschen. (Vgl. Blond, Brünette, Gesicht, Haar.) Ein recht schöner Teint, d. h. bekanntlich eine möglichst weiße Farbe einer zarten, weichen, nicht durch Narben oder Flecke entstellten Haut, wobei die Incarnatstellen lebhaft roth gefärbt sind, bedeutet meist sanguinische, lebenslustige, lebendige, leicht

zu erregende Gemüther, die jeden Eindruck eben so rasch aufnehmen, als — vergessen, schwache, zarte, empfindsame Seelchen, während der dunklere Teint, der mehr den Männern und südlichern Völkern eigenthümlich ist, eine robustere Natur von Körper und Gemüth karakterisirt, einen feurigern, leidenschaftlichen, cholerischen Menschen. Jeder Teint hat seine Liebhaber, und wir müssen es dem individuellen Geschmack überlassen, zu entscheiden, welcher Hautfarbe der Parisapfel der Schönheit gebühre. Findet doch der Neger sein schwarzes Liebchen ungemein reizend, und malt den Satan weiß!

Hemde.

Es wird von den Schriftstellern des achten Jahrhunderts als eine merkwürdige Seltenheit erwähnt, daß die heilige Segoline ein leinenes Hemd getragen habe. Ja im fünfzehnten Jahrhundert noch trug die Gemahlin Karls VII. die ersten leinenen Hemden, und sie war damals die einzige Person in Frankreich, die einen Reichthum von — zwei Hemden besaß. Zu Jacobs I. Zeit gingen in England nur Gräfinnen im Hemde zu Bette;

in frühern Zeiten war es also ganz gewöhnlich, nackt in's Bette zu gehen, und in dem alten Romane: Gérard de Nevers kann eine Alte, die einem jungen Frauenzimmer beim Auskleiden hilft, nicht von ihrem Erstaunen zurückkommen, daß das Mädchen mit einem Hemde in's Bett steigt! Als Lancelot vom See bei einer Dame, die in ihn verliebt war, die Nacht zubringen wußte, that er es im Hemde, um die Treue gegen die Dame seines Herzens nicht zu verletzen. Von jenen Zeiten her schreibt sich das altfranzösische Sprichwort: ses promesses ressemblent à celles d'une mariée, qui entrerait au lit en chemise, das heißt seine Versprechungen sind schwer zu halten, unausführbar, lächerlich, wie eine Braut, die im Hemde das Ehebett besteigen wollte. Wir wissen Alle, daß später das Hemde, als es allgemeine Tracht wurde, diese schützende Kraft nicht mehr behielt! Weniger bekannt aber ist die Geschichte eines gewissen, sehr kaltblütig-altväterischen Fürsten, der ein eigenes, oben und unten fest zugeknöpftes, Hemde trug, das nur die nothwendigen Oeffnungen hatte, damit aller sinnlicher, außerordentlicher Genuß vom heiligen Geschäfte der Zeugung entfernt würde. Er rief zu

Zeiten dann seiner Gemahlin zu: Nature veut opérer, entrez, Madame, dans la chambre à conception!! —

Hermaphrodit.

S. Zwitter.

Hetäre.

S. Freudenmädchen.

Hochzeit.

Das Fest der ehelichen Verbindung eines Brautpaares. Wir haben in einem früheren Artikel gezeigt, wie alle, selbst die uncultivirtesten Nationen, durch festliche Gebräuche und Ceremonien diesen Tag heiligten (s. Entjungferung), und wir haben dort auch die Gründe anzugeben versucht, die den menschlichen Geist überall und immer zur Weihe, zur festlichen Feier dieses Tages bestimmen mußten. Die Griechen, die Alles so zart idealisirten, für Alles eine Gottheit hatten, hatten auch für die Hochzeit ihre göttlichen Vorstände im Jupiter, in der Juno, Venus und Minerva, denen auch noch die Parzen und

Grazien zugesellt wurden: alle ihre Hochzeitsgebräuche entsprachen dem sinnigen, zarten, verfeinerten Karakter, den wir noch heute an ihnen bewundern, und der noch immer der spätesten Nachwelt als Ideal voranleuchtet. Am Tage vor der Hochzeit opferte man, um zunächst die Götter sich für das wichtige Fest geneigt zu machen; nächst den Opferthieren brachten auch die Verlobten eine Locke vom Hauptthaar, gleichsam einen Theil ihres Selbst, zum Opfer dar. Am Tage des Hochzeitfestes schmückten Braut und Bräutigam sich mit bunten Gewändern; Kränze von Blumen und Kräutern, die der Venus heilig waren, fruchtbringender Sesam und Mohn zierten ihr Haupt. Dann holte nun der Bräutigam die Braut aus dem Hause ihrer Eltern Abends beim Glanze der Fackeln in das Seinige ab, bald auf einem künstlichen Wagen, oder auch bisweilen zu Fuße. Die Schamhaftigkeit des keuschen Mädchens zu schonen, wählte man hierzu das Dunkel des Abends. — In der Mitte des Wagens saß die Braut, zu ihrer Rechten der künftige Gemahl, zur Linken einer ihrer vertrautesten Freunde, Parochus, der Brautführer, genannt. — Einem Wittwer war diese Heimführung nicht vergönnt; an seiner

Stelle mußte es einer seiner besten Freunde verrichten.

Dem Wagen voraus ging ein Zug von Fackelträgern, die von Flöten-, Zitterspielern, von Sängern und Tänzern begleitet waren. Auch die Anverwandten der Verlobten, die Bedientinnen der Braut vergrößerten dies feierliche Geleite.

Die Braut selbst trug ein irdenes Gefäß, worin man Gerste zu rösten pflegte; ein Mädchen trug ein Sieb, noch andre einen Rocken, eine Spindel und dergleichen; eine schöne Anspielung auf die Beförderung des häuslichen Wohlstandes durch die Gattin, und auf die Pflicht, die häuslichen Geschäfte zu besorgen.

Diese Heimholung und das darauf folgende festliche Mahl wurden als die Bestätigung der Hochzeit angesehen. — Die Rhodier hatten den besondern Gebrauch, die Braut mit einem Herolde abholen zu lassen, auch von den Fürsten, welche um die Penelope freiten, wird gesagt, daß sie in ihrem Gefolge Herolde hatten.

Die Thürpfosten des Hauses, in welches die Braut geführt wurde, waren bekränzt. Mit Feigen und andern Früchten wurde das Brautpaar beim Eintritt überschüttet, als Vorbedeutung des künftigen Ueberflusses. Auch ver-

brannte man die Achse des Wagens, damit der Braut nie einfallen möchte, in ihr väterliches Haus zurückzukehren.

Nun folgte das hochzeitliche Gastgebot, wodurch man theils den Göttern der Ehe die schuldige Ehrfurcht unter feierlicher Anrufung erweisen, theils die Heirath in Gegenwart der geladenen Verwandten als Zeugen öffentlich bekannt machen, und Vergnügen und Freude genießen wollte. Hohe Pracht und Feierlichkeit herrschten bei dem Hochzeitmahle. Braut und Bräutigam saßen bekränzt oben an, das ganze Haus war reichlich und festlich geziert, und alle Gäste legten ihren besten Schmuck an. Leier und Lied würzten die Freude des Gastmahles, und unter den vielen Hymnen, die aus den griechischen Dichtern noch bekannt sind, besingen mehrere das Glück der Liebe zweier Neuvereinten. Bei den Römern war Juno die große Ehestifterin, und so wie sie unter den Göttinnen, als Gemahlin des obersten Gottes, vorzüglich die Ehefrau spielte, so stand sie auch auf Erden den Ehen der Sterblichen vor, indem sie den Neuvermählten das sanfte oder schwere Joch auflegte, wovon sie auch den Namen der jochenden Juno (Juno juga) erhielt. Man brachte ihr am

Hochzeitstage ein zweijähriges Schaaf zum Opfer, und während man ihr opferte, zertheilte man zu gleicher Zeit das Haar der Braut in sechs Locken mit der eisernen Spitze einer Lanze, welche davon den Namen Hasta coelebaris hatte. Vielleicht wollte man dadurch auf den Raub der Sabinerinnen oder auf die Erzeugung tapferer Söhne anspielen. Hierauf legte die Braut ihren hochzeitlichen Schmuck an, und begab sich auf den Schooß ihrer Mutter oder einer nahen Anverwandtin, welche Mutterstelle bei ihr vertrat. Ihre in der Zeit der Jungfrauschaft getragene verbrämte Toga weihete sie der jungfräulichen Glücksgöttin, das goldne Gehänge und andere Spielwerke der Venus oder den schützenden Hausgöttern. Als Braut legte sie nun ein unverbrämtes Gewand an; ihr Haupt zierte eine doppelte Kopfbinde, mit welcher die sechs Locken oder Zöpfe vom Nacken auf den Scheitel gebunden wurden; auf diesen Haarschmuck wurde der Brautkranz gesetzt, wozu die Braut selbst die Blumen und die Kräuter gepflückt hatte. Zu den übrigen Stücken der Brautkleidung gehört vorzüglich der Brautgürtel und der feuerfarbene Schleier, als Symbol der jungfräulichen Unschuld. Er war von weißer Wolle, durfte noch nie gebraucht sein,

und war mit einem Herkulesknoten, einer Art Schleife, geschürzt, den der Bräutigam in der hochzeitlichen Kammer lösete. Mit dem Schleier verhüllte die Braut das Gesicht, und dieses zu entblößen, war nur allein dem Bräutigam erlaubt. Saß nun die Braut in diesem hochzeitlichen Schmucke auf dem Schooße ihrer Mutter oder Verwandtin, so überraschte sie der Bräutigam wie von ungefähr, und führte sie, wie man die Sabinerinnen geraubt hatte, aus den Armen ihrer Mutter. Nun begann die feierliche Heimführung in die Wohnung des Bräutigams. Sie geschah in der Abenddämmerung beim Glanze der Fackeln. Zwei Jünglinge, Paranymphi genannt, deren Aeltern noch am Leben waren, führten die Braut, ein dritter oder mehrere, je nachdem die Hochzeit mehr oder weniger prunkreich sein sollte, trugen Fackeln voraus. Hinter der Braut folgte ein Knabe mit ihrem Schmuckkästchen, die Mägde derselben mit ihren geschmückten Spindeln und Rocken, und Verwandten und Freunde der Braut, mit reichlichen Geschenken beladen, beschlossen mit Leier- und Flötenspielern den fröhlich-festlichen Zug. Es war der Braut nicht erlaubt, die Thürschwelle des Hauses ihres Bräutigams zu be-

treten, und die Brautführer trugen sie darüber hinweg; vorher schmückte sie aber die Pfosten der Thüre mit wollenen Bändern und salbte sie mit Wolfsfett, während sie sich von der Juno ein dauerhaftes häusliches Glück erflehte. Hierauf, oder auch schon vor dem Hause, wurde sie nach ihrem Namen gefragt. Statt ihres wirklichen Namens mußte sie mit einer von der Königin Tanaquil oder Caja herstammenden Formel antworten: Si tu Cajus, ego Caja, oder sie rief aus: Ubi tu Cajus, ego Caja. Damit nahm sie gleichsam von den Rechten einer Hausfrau Besitz. In eben der Absicht brachte man ihr nun auch die Schlüssel des Hauses, die zum Weinkeller ausgenommen, ingleichen Feuer und Wasser; jetzt trat sie auf ein ausgebreitetes Schaafsfell, um sich an die den römischen Frauenzimmern so wichtige häusliche Beschäftigung, die Verarbeitung der Wolle, zu erinnern. Vor dem Hochzeitschmaus verbrannten die Verwandten der Neuvermählten mit großer Sorgfalt die Fackeln, welche man bei der Heimholung gebraucht hatte, weil man glaubte, es könne damit großes Unglück geschehen.

Nun rief man den Hochzeitsgott Thalassius an, und setzte sich unter freudeverkün=

dender Musik zur Tafel, worauf auch bei den Römern Hochzeitsgesänge den Frohsinn bis zur glücklichsten Nacht wach erhielten.

So feierten die gebildetsten Völker des Alterthums das Fest der Hochzeit. In unsern modernen Zeiten hat das Christenthum, das alle menschliche Freude mehr idealisirte, und auf das Höhere anwies, auch die Hochzeitsgebräuche sehr vereinfacht. Wenn wir Tänze und Gastmähler noch abrechnen dürfen, als Freudenfeste, die fast jede neuere Feier begleiten, und also der Hochzeit durchaus nicht eigenthümlich sind, so bleiben als karakteristisch für diese nur unsre, sehr einfachen, religiösen Gebräuche, da der Christ, das Sacrament der Ehe im Auge habend, seinem Gotte heiligst und feierlichst verspricht, die Pflichten und Würde der Ehe vom Augenblick ihres Beginnens an treu zu erkennen, und einige wenige symbolische Ceremonien, die sich erhalten haben, wozu vorzüglich der Gebrauch des Brautkranzes und das Wechseln der Ringe gehört, und über welche Ceremonien vielleicht der Leser hier gern eine Belehrung finden dürfte.

Die Entstehung des Ringes verliert sich in's tiefste Alterthum, und schon Egypter und Hebräer bedienten sich seiner in den frühesten

Zeiten. Aus Egypten erhielten ihn die Griechen, und von diesen die Völkerschaften Italiens, wo er dann auch zu den Römern kam. In den ersten Zeiten ihrer Republik bedienten sich diese, gleich unsern alten deutschen und andern Völkern, blos eiserner Ringe. Goldene waren Anfangs nur eine Auszeichnung derer, die in wichtigen Angelegenheiten als Gesandte verschickt wurden, und nächst diesen bezeichneten sie den Karakter der Senatoren und des Ritterstandes. Die Damen fingen bald an, silberne Ringe zu tragen. Später, nach Vernichtung des Gesetzes, welches ihnen Gold zu tragen verbot, gab es eine Zeit in Rom, wo man beide Hände dergestalt einschmiedete, daß nicht nur jeder Finger, sondern auch jedes Fingergelenke links und rechts seinen Ring hatte. Die ursprüngliche und Hauptbestimmung des Ringes aber ist nicht sowohl Gegenstand des Schmucks, als vielmehr ein Pettschaft zu sein. Und in dieser Beziehung ist er ein so allgemein übliches Pfand der Verlobten geworden. Der Bräutigam gab seiner Geliebten einen Ring, als Symbol, daß ihre getroffene Verabredung, als unverbrüchlich, hiermit so gut wie untersiegelt sei. Diese Bedeutung hatte

er bei den Griechen und Römern, wie bei den ältesten Hebräern und andern Völkern, deren die Geschichte gedenkt, so daß also der Gebrauch, Ansprüche des Herzens durch Ringe zu verpfänden, eine vor Alter bereits grau gewordene Sitte war, als das Christenthum entstand. Die ersten Anhänger dieses neuen Glaubens behielten den Ring nicht allein zum Unterpfande der Verlobung bei, wozu er vordem blos diente, sondern sie flochten ihn auch in die Feierlichkeiten des Altars mit ein, um die Verlobung nochmals vor den Augen der Gemeine zu bestätigen. Die Brautringe wurden nämlich, als das öffentliche Eheverlöbniß in der Kirche vor dem Priester, und zwar kurz vorher, ehe die eheliche Trauung geschah, von dem Geistlichen eingesegnet, und den Verlobten an die Finger gesteckt. Zuerst brachte der Priester den geweiheten Ring der Braut an den Finger des Bräutigams, unter den Worten: im Namen Gottes des Vaters; hierauf zog er den Ring wieder ab, und steckte ihn an den andern Finger, mit den Worten: und des Sohnes; dann steckte er ihn endlich an den dritten Finger, unter den Worten: und des heiligen Geistes. An welcher Hand man den Ring führte, war nicht bei

allen Völkern gleich. Die Juden hatten ihn an der Rechten: Griechen und Römer trugen ihn am vierten Finger, weil man, wie Isidor bemerkt, wissen wollte, daß dieser Finger eine Ader habe, die mit dem Herzen in genauer Verbindung stehe. (Nicht genauer als alle Andre!) Den Ring aber am Mittelfinger zu tragen, wurde für unsittlich gehalten und vermieden. Martene erzählt, die christlichen Bräute hätten den Ring an der linken Hand tragen müssen, weil nur der Bischof ihn, als Zeichen einer vollkommnen Keuschheit, an der rechten trüge.

Poetisch schön erklärt Schiller in der Maria Stuart die symbolische Bedeutung des Brautringes, indem er Elisabeth sagen läßt:

Der Ring macht Ehen,
Und Ringe sind's, die eine Kette bilden.

Der Kranz war in der frühesten Vorzeit schon ein Symbol von sehr verschiedenen Begriffen, worunter die Bedeutung der Unvergänglichkeit und Hoheit die älteste Idee der Völker zu sein scheint. Daher dachten sie sich zuerst ihre Gottheiten bekränzt. Janus führte die Kronen zuerst in Italien ein.

Apollo trug eine Krone von Lorbeeren. Die Pandora wurde zuerst von den Grazien mit einer Krone geschmückt. Pallas trug eine Krone von Oelzweigen, Venus eine von Rosen, Isis und Ceres trugen sie von Kornähren. Könige, als Götter der Erde, ahmten bald das Zeichen der himmlischen Wesen nach, und so entstand das Diadem hoher Häupter, das aus einem anfänglich einfachen Kranze in eine Krone überging. Die älteste Erwähnung eines königlichen Kranzes ist die des hebräischen Geschichtschreibers Mose, da, wo er die Schicksale des frommen Joseph erzählt, den der Souverän von Aegypten durch ein Diadem als ersten Minister dieses Landes auszeichnete. Nach und nach erweiterte sich der Gebrauch der Kränze; als Zeichen der Ehre, des Glücks und der Freude wurden sie endlich bei jeder Gelegenheit üblich, die mit einem dieser drei Dinge Zusammenhang hatte. So bekränzte man bei Opfern sich, das Opferthier, Priester und Altar, der Gottheit zu Ehren. Auch die Sieger erhielten Kränze, und der Dichter Preis für den besten Lobgesang auf einen gefeierten Helden in den öffentlichen Spielen ward — ein Kranz. Besonders aber vervielfältigte sich

der Gebrauch der Kränze bei fröhlichen Mahlen und in den Angelegenheiten der Liebe. Nicht nur die Pokale wurden bekränzt, sondern sogar jeder Gast zwei-, dreifach. Liebende behingen Nachts vor der Thür ihrer Schönen die Pfosten mit Kränzen. Braut und Bräutigam trugen Kränze, als Symbol der Vollendung, und auch dem Gotte Hymenäus zu Ehren. Wurde die Neuverheirathete Mutter, so ward das Haus mit Kränzen, als mit Freudenzeichen, geschmückt, wobei man den drolligten Unterschied machte, daß man bei neugebornen Knaben einen Kranz von Oelzweigen, bei Mädchen aber nur einen Kranz von — Linnen flocht!

Lange sträubten sich die ältern Christen, die Sitte der Heiden nachzuahmen; sie hielten Hochzeitskränze und andre für ein Zeichen der Abgötterei, womit sie die Heiligkeit ihres Glaubens nicht entweihen dürften. Tertullian predigte sogar vom Kranze auf dem Kopfe einer Frau, als einem Zeichen der schändlichsten Unzucht. Und andere Väter der Kirche versäumten nicht, ihren Gläubigen die Unschicklichkeit solcher Kränze damit ans Herz zu legen, daß es Verspottung Christi sei, sich leichtsinnig, blos zum Spiel und Scherz, mit duftenden Blumen den Kopf zu umwinden, da Christus

bei seinem ehrwürdigen Leiden eine Krone von Dornen getragen habe. Dabei blieb es, bis mit den ersten christlichen Kaisern, die sich und ihren Bräuten am Tage der Hochzeit ohne Bedenken den Kranz aufsetzten, die Bedenklichkeit verschwand. Das Volk ahmte nach, und Gewissensbisse kamen bald so sehr aus der Mode, daß der heilige Chrysostomus die Brautkrone als ein Zeichen des Siegs erklärte, welchen die Unschuld der beiden jungfräulichen Verlobten über das Laster der ehelosen Ausschweifungen davon getragen habe; und Gregor von Nazianz rieth den Hochzeitvätern, ihren Töchtern am Ehrentage selbst den Kranz aufzusetzen. Somit ward diese Sitte sogar heilige Ceremonie vor dem Altar. Wenn das verlobte Paar in die Kirche gekommen war, fanden sie auf dem Altare, vor dem sie unter ausgestreuten Blumen standen, den gesegneten Kelch, und dabei zwei Kränze, die ihrer warteten. Der Diakonus verlas die Formel der Collekte, worauf der Priester, nach verrichtetem Gebet, ihnen feierlich im Namen des Vaters rc. den Kranz aufsetzte, der vorher gleichsam durch heilige Formeln geweiht war.

Der Kranz ward also auch bei den Christen ein Theil des hochzeitlichen Schmuckes; als

Ehrenzeichen des Wohlverhaltens und Trophäe besiegter Anfechtung für jedes junge Paar, erhielt er seine alte Bedeutung wieder, was ihm von heidnischer Religionssymbolik anklebte, wurde abgestreift, und so blieb er bis heut ein Schmuck für die bräutliche Jugend, die am Ziel ihrer Wünsche steht. Kränze bei einer zweiten Ehe sind nie häufig gewesen. In der griechischen Kirche, wo doch noch der Gebrauch herrscht, auch das zum zweitenmal vor den Altar tretende Paar zu krönen, wird die Krone nicht auf das Haupt, sondern auf die Schultern geheftet.

Bei dieser Gelegenheit ein Wort über eine andre Sitte, die mit unsren heutigen Hochzeitsgebräuchen noch zusammenhängt, wir meinen die empörende Sitte des sogenannten Lendemain. Gewiß ist sie ein Vermächtniß der frühesten und rohesten Uncultur, und es ist schmachvoll, daß sie, wenn auch freilich geläutert, noch immer fortbesteht. Wir haben gesehen, daß bei den alten Hebräern, und bei vielen wilden Völkern noch heute, am Morgen nach der Brautnacht Verwandte und Freunde des jungen Paars sich mit sorgsamer Neugier und ängstlicher Genauigkeit nach den Resultaten der vergangenen Nacht erkundigten, ja

daß oft wo möglich sichtbare Trophäen des errungenen Sieges vorgezeigt werden mußten. Bei den Römern maßen die Angehörigen der Braut den Hals vor und nach der Brautnacht (s. Hals), und das Maaß sollte sie unterrichten, ob die Ehe auch wirklich consommirt zu nennen sei. Jeder Gebildete ist empört über Gebräuche dieser Art; aber — sind wir mit unserm Lendemain besser daran? Ist es nicht eine Barbarei, daß am Morgen nach der glücklichsten Nacht Verwandte und Hochzeitgäste und Muhmen und Klatschschwestern das noch verschämte, schüchtern-erröthende junge Weibchen mit Besuchen, unbescheidenen Anspielungen, neugierigen Fragen, ekelhaften Späßen, rohen Allusionen bestürmen, um herauszubekommen, wie die Glückliche geschlafen habe, da sie doch eigentlich nur hören wollen, daß sie — gar nicht geschlafen habe? Ja wohl, es ist ein Fortschritt in der Cultur, daß jetzt in den gebildeten Städten Deutschlands die jungen Ehepaare aus den höhern civilisirten Ständen anfangen, durch eine kleine Reise am Morgen nach der Hochzeit sich jener lästigen Sitte des Lendemain zu entziehen!

Hosen.

Schon die Babylonier trugen lange Hosen, die bei ihnen zugleich die Stelle der Strümpfe vertraten. Als die Römer vor Cäsars Consulat in das südliche Gallien kamen, nannten sie einen Theil von diesem Lande, wegen der auffallenden Hosentracht: Gallia braccata, denn bei ihnen waren Hosen vor dem vierten Jahrhundert durchaus nicht üblich. Nur schwächliche oder kranke Männer durften sich die Schenkel mit Binden umwickeln, die aber später gebräuchlicher wurden, und den Uebergang zu den eigentlichen Beinkleidern machten. Bei den Franzosen erreichten die Hosen unter Franz I. noch nicht die Knie. Während der Regierung Karls IX. waren sie sehr aufgeputzt, und hatten eine äußerst unanständige Form. Unter Heinrich IV. und Ludwig XIII. wurden die Hosen sehr weit getragen, und zwar über's Knie, wo sie mit Bändern in zierlichen Schleifen zusammengebunden wurden. Die Pluderhosen oder Pumphosen haben eine Zeit lang ein in der Geschichte der Moden vielleicht einziges Aufsehen erregt. Musculus, Osiander und Andere haben

in eifrigen Schriften dagegen getobt, und Churfürst Joachim II. von Brandenburg verbot sie sogar, und ließ sie einem Stutzer, den er damit sah, aufschneiden, worauf einige Scheffel Kleie, zur Freude der Anwesenden, herausfielen. Musculus sagt, daß die Pluderhosen bei Einigen aus Stücken Tuch von zweihundert Ellen bestanden, und es ist wohl begreiflich, wie in einer so einfachen Zeit ein so nichtsnutziger Aufwand förmlich von Staatswegen verboten werden konnte. Aber auch die langen Pantalons, die bis auf die Knöchel gingen, hatten im Jahr 1453 das Unglück, in Altenburg verboten zu werden, wo verordnet ward: „daß, wer für einen ehrbaren Mann angesehen sein wolle, sich deren fortan nicht mehr bedienen sollte.“

Der Dr. Faust — nicht der fabelhafte, sondern ein wackerer, bekannter, populärer Arzt — hat eine Schrift herausgegeben, betitelt: „Wie der Geschlechtstrieb des Menschen in Ordnung zu bringen, und wie die Menschen besser und glücklicher zu machen.“ Sein Vorschlag, die Welt zu verbessern, besteht — nicht in einer Verbesserung der Volkserziehung, nicht in einer Reform der politischen Verfassungen, nicht in einer gleichmäßigen Vertheilung des

Eigenthums, nicht in einer Reduction der öffentlichen Sitten auf eine patriarchalische Einfachheit zurück — nein! in der dringenden Empfehlung: fortan keine Hosen mehr zu tragen! Auch nach diesem Schriftsteller ist oft die Streitfrage verhandelt worden, ob die Beinkleidertracht nicht wirklich die freie Entwicklung der Sexualorgane hindere, und ob die Hosen nicht den Grund abgäben, daß die Rassen sich verschlechterten und die Bevölkerung abnähme? Es dürfte also hier ganz am Orte sein, die Sache zu untersuchen.

Vor allen Dingen dürfen wir dabei nicht vergessen, daß wir weder Ostiaken noch Samojeden sind, die mit ihren Hosen schlafen. Hätten unsre Beinkleider auch einen Nachtheil, so würde diesen jede Nacht immer wieder ausgleichen. Man behauptet freilich, die Völker, welche ganz nackt gehen, wie die Afrikaner, oder jene, die sehr wenige Gewänder tragen, wie alle Orientalen, wären in puncto der Männlichkeit besser dran, als wir behoste Europäer. Doch ist dies wohl ein Irrthum, der darauf beruht, daß in jenen Ländern die Sexualtheile von Natur und erblich eine größere Ausdehnung erhalten. Wenn man gesagt hat, die Bergschotten, die, wie bekannt, eine eigen=

thümlich=freie Bekleidung der Schenkel tragen, hätten die gewöhnlichen militärischen Hosen nicht tragen können, als sie in den Kriegsdienst traten, sondern man hätte ihnen ganz eigene Beinkleider machen lassen müssen, so sehr hätten ihre Sexualtheile bei jener freien Nationaltracht zugenommen, so ist dies wohl nur scherzweise angeführt worden. Griechen und Römer, die nie solche Beinkleider trugen, als wir es heutigen Tages thun, können sich nicht rühmen, uns an Männlichkeit übertroffen zu haben. Keine ihrer Statuen zeigt an dem bewußten Orte eine bedeutende Superiorität über unsre heutigen Körper, ja vielleicht findet man eher noch das Gegentheil. Was Rabelais sagt: du monstrueux paquet des moines sans culotte seiner Zeit, ist nichts als ein schmutziges Mährchen. Denn, ausgenommen einige immer wieder vorübergehende Moden in Dimension und Form der Beinkleider, kann man behaupten, daß dieses Kleidungsstück den Theilen, die es verhüllt und umschließt, eher nützlich als schädlich ist. Sie finden dadurch ein Hinderniß herunterzusinken, Schutz vor äußern Schädlichkeiten, und sie erhalten dadurch eine Temperatur, die ihren Functionen ganz günstig ist.

Nichtsdestoweniger kommen jene „vorübergehende Moden in Dimension und Form der Beinkleider“ bei unsrem Fragepuncte doch in Betracht. Sind sie um den Unterleib so eng anschmiegend, daß sie die Gegend der Leisten drücken, so können sie allerdings die freie Entwicklung der Sexualorgane hindern. Hosen, wie die, die ein berühmter Pariser Komiker in einer beliebten Posse von seinem Schneider verlangt, wenn er sagt: Je vous déclare, que si je peux y entrer, je ne la prends pas — — oder wie die für den Floh bestellten in Göthe's Faust:

> Vergeßt nur nicht dem Schneider einzuschärfen,
> Daß er mir auf's Genauste mißt,
> Und daß, so lieb sein Kopf ihm ist,
> Die Hosen keine Falten werfen —

— solche enge Beinkleider haben allerdings den doppelten Nachtheil, daß sie den freien Blutumlauf hindern, und die Geschlechtsorgane drücken und pressen. Auch Beinkleider von zu wärmenden, erhitzenden Stoffen, von reizenden, juckenden Zeugen taugen nichts, denn sie erhalten eine zu große Temperatur um jene Organe und sie erregen ihre Sensibilität unaufhörlich. Besonders schädlich sind Hosen mit

einem zu engen Gürtel, vorzüglich wenn dieser bis auf die Brust heraufreicht, wo er bekanntlich das Athmen sehr genirt. Der Stoff, aus dem die Beinkleider gefertigt werden, muß möglichst elastisch sein, damit er alle Bewegungen erlaubt. — Tuch ist der vorzüglichste Stoff, der aber nicht auf dem nackten Leibe getragen werden muß — eben deswegen, und aus den schon angeführten Gründen darf das Beinkleid nicht zu eng, es muß aber auf der andern Seite auch nicht zu weit sein, damit es eben auch jene Theile unterstützt und gehörig suspendirt, und der Hosenträger, mit dem die Beinkleider am besten gehalten werden, muß sich nicht über der Brust kreuzen und möglichst elastisch sein.

Auch Frauen tragen bekanntlich häufig Beinkleider; hier sind sie reines diätetisches Mittel, das wir approbiren müssen, wenn nur die Dame sich nicht gar zu früh daran gewöhnt, und wo möglich in früherer Zeit nur linnene oder baumwollene Beinkleider trägt. Ein pikanter, französischer Schriftsteller, der viel den Armeen gefolgt ist, und von diesem unsrem Thema spricht, erzählt bei dieser Gelegenheit folgendes Anekdötchen: Dans la campagne de l'an VIII les religieuses d'un couvent

isolé en Bavière; effrayées à l'approche de notre armée, se firent à la hâte chacune une culotte particulière, mais dont le sage retenue des Français fit bientôt reconnaître l'inutilité à ces timides et respectables filles! —

Hüften.

So nennt man die beiden Seitentheile des Beckens am Körper. Bei den Weibern ist dieser Theil gewöhnlich sehr hervortretend, weil seine Unterlage, das knöcherne Becken, beim Weibe breiter ist, als beim Manne, ein Umstand, der ein verkleidetes Weib augenblicklich vor dem Kennerblicke vom Manne unterscheiden läßt. Das Mehr- oder Weniger-Hervortreten der Hüften ist es besonders, was die sogenannte Taille ausmacht (s. Wuchs); sie müssen in angenehmer Wellenlinie sich herausbiegen, nicht insektenartig-eckigt hervorspringen, wie es durch die Corset-Mode der neunziger Jahre so geschmacklos erzwungen wurde. Mephistopheles hält es für einen Hauptvorzug des ärztlichen Berufs, daß der Arzt einen freien Zugang zu den „Siebenfachen hat, um die ein Andrer viele Jahre streicht." —

Ihr faßt sie um die schlanke Hüfte frei,
Zu sehn, ob fest geschnürt sie sei.

J.

Infibulation.

Die Infibulation oder das Ringeln der Geschlechtstheile war ein im Alterthume sehr allgemein gebräuchliches Mittel zur Bewahrung der Keuschheit in beiden Geschlechtern. Die Operation kam aus dem Morgenlande zu den Griechen, und von da gegen das Ende der Republik auch nach Rom, wo aber nur das männliche Geschlecht infibulirt wurde. Die Männer der südlichen und östlichen leidenschaftlichen Völker, die so sehr zur Eifersucht geneigt sind, so dringend nach dem möglichsthöchsten sinnlichen Genusse verlangen, glaubten unter jeder Bedingung die Jungfrauschaft und mit ihr die Keuschheit ihrer weiblichen Jugend zu erhalten suchen, und mit dem Körper auch die Seele fesseln zu müssen, und ihre Knaben infibulirten sie, um unerlaubte oder zu frühzeitige Genüsse zu verhindern. Das Infibuliren ist noch heut zu Tage bei dem weiblichen Geschlechte üblich, und man bedient

sich in Ansehung der Form, aber nicht des Zwecks, der fast immer derselbe ist, drei verschiedener Methoden. Sobald ein Mädchen in Aethiopien geboren wird, vereinigt man die Ränder der Zeugungsglieder; man nähet sie zusammen, nicht mit einem unverbrennlichen Faden, wie einige Reisende vorgeben, sondern mit einem bloßen seidenen Schnürchen, und läßt dabei nur so viel Oeffnung, als das natürliche Bedürfniß erfordert. Es läßt sich leicht vorstellen, wie viel Schmerzen eine solche, an einem so empfindlichen Orte gemachte Naht, den Opfern einer so grausamen Operation verursachen müsse. Die durch die Kunst verbundenen Theile wachsen endlich zusammen, und gegen das zweite Jahr ist nichts mehr davon zu sehen, als eine Narbe. Der Vater eines solchen Kindes glaubt eine Jungfrau zu besitzen, und verkauft sie dafür dem Meistbietenden. Einige Tage vor der Hochzeit eröffnet man wieder die verschlossenen Theile durch einen so tiefen Einschnitt, daß die durch die Naht entstandene Verbindung aufgelöset wird. Diese Art von Infibulation ist auch in Pegu üblich. Linschot sah ein solches Frauenzimmer und sprach den Wundarzt, der diese Operation verrichtet hatte. Sie ist die

abscheulichste und grausamste unter allen Arten, und ist mehr erdacht worden, um sich der Jungfrauschaft der Mädchen, als der Treue der Weiber zu versichern.

Bei andern asiatischen und afrikanischen Nationen steckt man durch die Ränder der weiblichen Organe einen Ring, welcher bei den Mädchen so gefaßt ist, daß er nicht anders als durch Feilen oder mit einer Scheere wieder hinweggenommen werden kann. Man durchsticht die Fleischtheile mit einem spitzigen Instrument, steckt sodann die Enden des Rings durch die Löcher und löthet sie mit einem glühenden Eisen zusammen. Bei den Weibern befindet sich an dem metallenen Ring statt des Löthens ein Schlößchen, wozu der Mann den Schlüssel hat. Dieses Instrument vertritt bei ihm die Stelle des Serails und der Verschnittenen, welche so viel Aufwand erfordern und in Asien so theuer sind, daß nur große und reiche Herren das Vorrecht genießen können, Sklaven durch andere Sklaven bewachen zu lassen. Die niedrige Volksklasse bedient sich daher nur dieser Ringe. Die dritte Art zu infibuliren, obgleich nicht so blutig und schmerzhaft, ist dessenungeachtet noch ein schrecklicher Ueberrest der

Barbarei. Sie besteht darin, daß man den Frauen einen von eisernem Draht gesponnenen Gürtel anlegt, der über den Hüften mittelst eines aus beweglichen Reifen zusammengesetzten Schlosses befestiget wird; auf diesen Reifen oder Zirkelscheiben ist eine bestimmte Anzahl von Karakteren eingegraben, unter welchen nur eine einzige Combination möglich ist, wenn die Feder am Schloß zugedrückt werden soll, und diese Verknüpfung ist das heilig bewahrte Geheimniß des Mannes.

Bei den heutigen Italienern sollen noch verschiedene Gattungen von diesen letztern Instrumenten im Gebrauch sein, deren man sich im alten Rom selbst zur Zeit der verdorbensten Sitten nicht bediente. Die alten Römer infibulirten weder die Weiber noch die Mädchen, sondern nur die Knaben. Man verehrte das schwächste Geschlecht, und wollte lieber das stärkste und unternehmendste bändigen. Man wußte, daß die Schaam der Weiber keine Folge des Zwangs sein konnte, und daß, wenn man ihnen die Freiheit raubte, man sie zugleich von einer mit der Sklaverei unverträglichen Tugend lossprechen müsse. Wenn unsre deutschen Vestalinnen am Altare das Gelübde der Keuschheit schwören, so mögen sie vielleicht geneigt

sein, es zu halten; sobald man sie aber in Zellen verschließt, raubt man ihnen das ganze Verdienst der Enthaltsamkeit. Man achtet sie folglich für unfähig, das zu erfüllen, was sie so feierlich gelobt haben. Man sollte sie entweder nicht einsperren, oder von ihnen kein Gelübde verlangen, das in einem Gefängnisse oder bei Sklaven unnütz wird. — Die römischen Vestalinnen genossen eben die Freiheit, wie die andern Frauenzimmer in Rom. Hätte man sie in ein Kloster verwiesen, so würden sie aufgehört haben, Jungfrauen zu sein.

Der Arzt Celsus beschreibt die Methode, nach welcher die römischen Knaben infibulirt wurden, sehr genau, ohne jedoch zu bemerken, wie man den Ring zugelöthet hat, welches dabei eines der schwierigsten Dinge ist. Andere Schriftsteller bezeugen, daß in Rom diese Art der Infibulation sehr gebräuchlich war, sowohl bei jungen Leuten, die man in öffentliche Schulen schickte, als auch bei Schauspielern und Sängern, welche, wenn sie sich den Aufsehern der Schauspiele verkauften, sich dieser Operation unterwerfen mußten; die ausgelassenen Römerinnen pflegten sie aber oft durch Geld zur Auflösung zu verführen. —

Winkelmann hat zwei Kupferstiche von

kleinen erzenen Statuen geliefert, welche in dem Cabinette des Cardinalscollegium aufbehalten werden. Sie stellen infibulirte römische Musiker vor, und sind wegen der Größe des angelegten Rings und der übermäßigen Hagerkeit ihres Körpers merkwürdig.

Der Stolz der griechischen Mönche, die sich einer fast eben so strengen übertriebenen Buße unterwerfen, als die Fakiren und Bonzen, ist um so größer, als der Ring ungeheuer ist, mit dem sie infibulirt sind. Man findet welche unter ihnen, die unsinnig genug sind, einen Ring von sechs Zollen im Umfang, und ein Viertelpfund am Gewicht, zu tragen! Grausameres konnte der Fanatismus wohl nichts erfinden!

Unter den türkischen Mönchen, Kalendern, Derwischen und Santons sind viele mit diesem Zeichen der Keuschheit geschmückt, ob sie gleich beschnitten sind. Der Pöbel beurtheilt die Heiligkeit dieser Elenden nach ihrem Rosenkranze und nach der Größe des Ringes.

Die Alten hatten noch eine andre Art von Infibulation, die mit einer Röhre geschahe, in die man das männliche Organ steckte, und welche mit einem Gurt zugebunden wurde.

Bei den Wilden der neuen Welt herrscht der Gebrauch, das Glied so sehr sie können einzuziehen, und über den vordern Theil ein Band von Rinde zu binden, so daß die Kraft des aufrichtenden Muskels ganz unterdrückt wird.

Paw meint, daß dieses Mittel von den Südamerikanern erdacht worden, um ihrer gänzlichen Entvölkerung vorzubeugen, und daß sie, um den Fehler ihrer Organisation zu verbessern, mit weniger Gefahr eben das thaten, was die Weiber, wie Vespuz sagt, mit giftigen Insekten zu bewerkstelligen suchten, wobei vielleicht eine physische Schwäche der Männer und eine unnatürliche Wollust der Weiber, und eine dieser nicht genügende Disproportion der männlichen Organe zum Grunde gelegen hätte. — Merkwürdig ist es, daß man bei keinem einzigen Volke in der ganzen neuen Welt Spuren von Weiber-Infibulation und solche vorzüglich im südlichen Amerika bei dem männlichen Geschlechte findet.

Man hat in neuern Zeiten Beispiele, daß die Infibulation auch unter uns als ein Mittel gegen die Selbstbefleckung angewendet worden. Campe erzählt, daß sie ein junger Mensch aus Verzweiflung an sich selbst vorgenommen hat, welcher seinen Ring über fünfzehn Jahre

getragen, dieselbe Operation in der Folge an vielen jungen Leuten vollzogen, und an ihnen eben so bewährt und zugleich in jedem Betracht eben so unschädlich befunden hat, als an sich selbst. Wir möchten aber doch diese schmerzhafte, und unter gewissen Umständen schädliche Operation keinesweges empfehlen. Wo eine kräftige Erziehung und eine gesunde Moral nicht vor Lastern schützt, da wird selbst die Infibulation nicht radical sein!

Italienische Schlösser.

S. Gürtel.

Jugend.

Die Jugend ist die schöne Blüthenzeit des Lebens, in der Körper und Geist sich entwickeln, in der der Mensch heranreift zu seiner Bestimmung, in der er, mehr als in jeder andern Lebenszeit, im Vollgenusse der Glückseligkeit seines Daseins schwelgt. Seine Lebenskraft steht in der Jugend, namentlich zwischen dem zwanzigsten und dreißigsten Jahre, in der höchsten Culmination, und strebt danach, sich auszubreiten und ihre Macht geltend zu machen.

Die jugendliche Constitution ist, mit wenigen Ausnahmen, sanguinisch, feurig, lebhaft: der Teint ist belebt, dit Haut elastisch, ausgespannt, weich und zart, das Fleisch fest, aber doch nicht hart, sondern dem Drucke nachgebend, die Circulation rasch und lebendig, der Puls deshalb lebhaft und voll, das Blut schön geröthet und warm, bringt Leben und Nahrung und Säfte in die entferntesten Körpertheile, daher die lebenslustige Leichtigkeit und Freiheit des ganzen Körpers, alle physiologischen Funktionen, Verdauung, Schlaf u. s. w. gehen leicht und ohne Beschwerden von Statten, und keine Kränklichkeit, keine Unbehaglichkeit stört das behende Räderwerk des Organismus. Diese Fülle des Lebens äußert sich vorzüglich im Systeme der Geschlechtsorgane. Wir haben bereits im Artikel: Entwicklungsjahre den Vorgang des erwachenden Sexuallebens geschildert, und dürfen uns hier nicht wiederholen; mit dem Wachsthum jener Organe entsteht das Bedürfniß zur Erfüllung ihrer Funktionen, dieser Drang wird lebhafter und lebhafter, und die Geschichte der Menschheit hat mehr als zu oft bewiesen, zu welchen erstaunenswürdigen Extremen er die Jugend fortreißen könne! Dieses Feuer des Tempera-

mentes wird vorzüglich durch die Entwicklung des Respirationssystems angefacht. Mit der Epoche der Mannbarkeit erweitert sich die Brust ganz vorzüglich unter allen Organen. Beim weiblichen Geschlecht entwickelt sich der Busen, aber bei Jünglingen und Mädchen erweitern, vergrößern sich die Lungen, Herz und Gefäßsysteme werden kräftiger, daher neigt auch das jugendliche Alter so vorzüglich zu Blutungen und Entzündungen der Brust; und daher wird jede erbliche Anlage zu Schwindsucht und andern Brustkrankheiten in dieser Zeit so gefährlich. Die Stimme zeigt gleichfalls um die Periode der jugendlichen Entwicklung, besonders beim Manne, eine merkliche Veränderung, und wie die Lungen, so nimmt auch der Kehlkopf und die Stimmröhre an Umfang und Wachsthum sichtbar zu.

Dies sind die körperlichen Karaktere, die das glückliche Zeitalter der Jugend bezeichnen. Auf eine Schilderung der allbekannten moralischen Eigenthümlichkeiten des jugendlichen Alters brauchen wir hier nicht einzugehen. In wie fern diese aber auf das Thema unsres Werkes Bezug haben, ist ihrer am gehörigen Orte weitläuftiger Erwähnung geschehen.

Jungfrau. Jungfrauschaft.

Wie die Blume, die heimlich erblüht in umgittertem Garten,
Nicht von der Heerde gekannt, von keinem Pfluge zerstampfet,
Sanft von den Lüften gewiegt, von Sonn' und Regen erzogen:
Viele Knaben begehrten sie schon und Viele der Mädchen —
Aber wie sie, gepflückt mit zartem Finger, verwelket,
Und nun jetzo sie Keines begehrt der Knaben und Mädchen —
Also die Jungfrau, so lange sie unberührt — —

Diese dem Catull nachgebildeten Zeilen bezeichnen poetisch das hochwichtige Thema, das wir jetzt wissenschaftlich ernst in dieser Abhandlung zu erläutern haben. Jungfrauschaft! Heiliges Wort, an das sich bei dem gebildeten Geist die reine, geläuterte Idee der ganzen Menschwerdung knüpft! Jungfrauschaft, du edelster, physischer Vorzug des Menschen vor allen andern Geschöpfen, schönster Preis seiner Liebe, wie oft ist deine Würde von gemeinen, sinnlichen Spöttern vor und nach Voltaire in den Staub gezogen worden, wie oft dientest du nur als Lockspeise,

als Gewürz für erschlaffte, entnervte Schmecker, statt daß deine Blüthe nur bestimmt ist, von reinen Händen gepflückt zu werden! Möge deine erhabene Idee meine Leser in ihrer ganzen Unschuld und Reinheit umschweben, indem wir sie mit dem Zergliederungsmesser in der Hand hier anleiten wollen, deinen anatomischen Bau, deine physiologischen Verhältnisse zu untersuchen, und möge kein profanes Auge in diesen Blättern Nahrung für seine Lüste, seine Sinnlichkeit suchen und finden!

Von dem Augenblicke der vollendeten Pubertät an (s. Entwicklungsjahre), wo das Kind, das Mädchen zur Jungfrau herangereift ist, steht sie als ideale Repräsentantin ihres Geschlechtes da. Jetzt erst beginnt sie, ihre Wechselwirkung auf das andre Geschlecht zu üben, und die Liebe, die Mutter der Menschen, tritt in ihre Rechte auf das, ihr jetzt erst neugeborne Kind. Die Jungfrau tritt in den Kreis der männlichen Jugend, sie zieht an, und wird angezogen, und in nicht langer Zeit findet sie den rechten Pol, gegen den hin alle ihre Kräfte sich concentriren —

Von diesem Augenblick nimmt sie als Siegerin
Besitz von unsrem ganzen Wesen:

Wir sehn und hören nun mit einem andern
Sinn,
Die Dinge sind nicht mehr, was sie zuvor
gewesen;
Die ganze Schöpfung ist die Blende nur, worin
Die Göttin glänzt, die Wolk' auf der sie
schwebt,
Der Schattengrund, der ihren Reiz erhebt.
Wieland.

— — Kurz, es beginnt jener Kreislauf von schönen Gefühlen, den alle Dichter unter der Bezeichnung der ersten Jugendliebe verherrlicht haben, die auch wir vom naturphilosophischen Standpunkte aus in der Einleitung unsres Werkes karakterisirten, und die am Ende immer, wie wir es auch dort schon behaupten mußten, darauf hinausläuft, daß ein unwiderstehlicher Drang der Jungfrau ewig an ihre Menschlichkeit mahnt:

Prenez vite un mari —
Je ne sais quel désir le lui disait ainsi.
Lafontaine.

Von dieser Lebensepoche ab bekommt auch die schönste natürliche Mitgift des Mädchens, ihre Jungfrauschaft, erst ihren eigentlichen, physischen und moralischen Werth und von

jetzt an erst interessirt es, ihre physischen und moralischen Zeichen zu kennen.

Was zuerst nun die physischen betrifft, so existirt Eines, das von den ältesten Zeiten her ein Streitpunkt für die Naturforscher war, und von diesen als Haupt- und wesentliches Kennzeichen der menschlichen Jungfräulichkeit angesehen wurde, während Jene gar keinen solchen Werth darauf legten, wir meinen die Existenz des sogenannten Hymen. Daß viele der ältesten Anatomen das Dasein dieses Häutchens ganz abläugnen, darf nicht verwundern, wenn man bedenkt, auf welcher niedern Stufe die Zergliederungskunst zu Galens, Oribasius', Valesius', Laurentius' und Andrer Zeiten noch stand. Andre haben das Hymen für eine widernatürliche Membran, eine Krankheit gehalten, und neuerlichst endlich haben viele bewährte Autoritäten, z. B. Osiander und Cuvier, eine ganz ähnliche Membran, wie das menschliche Hymen, auch bei Eselinnen und andern weiblichen Säugethieren entdeckt, so daß also das rein und ausschließlich Menschliche im Werthe dieses kleinen Organs wegfiele.

Wie dem auch sei, bei der unverletzten Jungfrau existirt eine solche Membran, und

bis auf seltne Ausnahmen, von denen nachher, muß sie zerstört werden, wenn eine consommirte Vermischung statt finden soll. Das Hymen ist beim ersten Anblick halbmondförmig, zeigt sich aber bei genauerer Untersuchung als vollkommener Ring, der den Eingang zu den Geburtsorganen verschließt, und nur eine kleine Oeffnung für die excrementiellen Säfte läßt. Auch diese Oeffnung ist in Gottlob! seltnen, pathologischen Fällen verschlossen, und erfordert die, meist gefährliche Hülfe der Chirurgie. Sie kann aber auch so groß sein, daß sogar Begattung bei unverletzt gebliebenem Hymen geschehen ist. Zerstört wird diese kleine Membran in der Regel durch die erste Umarmung; in seltnen Fällen freilich auch durch große Sprünge, Stöße, einen Fall, Reiten und dergleichen, doch muß der Arzt bei solchen Gelegenheiten immer eher zu sceptisch als zu leichtgläubig urtheilen. Indeß kann es umgekehrt nicht als allgemeines Gesetz aufgestellt werden, daß die erste Begattung nothwendig Zerreißung des Hymens zur Folge haben müsse, da unbezweifelte Erfahrungen gelehrt haben, daß nicht allein, wie wir eben sagten, Begattung, sondern auch Schwangerschaft, ja Geburt bei jungfräulich erhaltener

Membran erfolgt sei. Ein Rechtsgelehrter, erzählt Pinaeus, heirathete ein Mädchen von sechszehn Jahren. Der Sieg wird dem Bräutigam so leicht, daß in ihm die erschütterndsten Zweifel über die Unschuld seiner jungen Frau aufsteigen. Die erfahrne Mutter derselben erinnert sich aber, daß ihre Tochter sich eben in den kritischen Tagen befände, und da sie die physiologische Wahrheit kennt, daß in dieser Zeit zuweilen die quästionirten Theile so erschlaffen können, daß Umarmung bei jungfräulichem Zustande möglich wird, so ersucht sie ihren Schwiegersohn, seine Liebe nur noch wenige Tage zu zügeln. Vergeblich versucht er nun der ehelichen Pflicht Genüge zu leisten, er findet Anfangs einen undurchdringlichen Widerstand, erreicht endlich das Ziel, vergißt allen Argwohn, und lebt mit seiner Frau glücklich. — Ein andres Beispiel dieser Art erzählt eben derselbe Schriftsteller von einem Kaufmann, der ebenfalls über seinen leichten Triumph in der Brautnacht unruhig wird, den andern Tag in Geschäften verreist, nach einer Abwesenheit von drei Wochen zurückkommt, seine Frau schwanger und dennoch bei ihr eine Veste findet, die er Anfangs mit Leichtigkeit eingenommen, nun aber mit der

größten Mühe erobern muß. Auch Haller hat einen solchen Fall beobachtet.

Alberti erzählt von eines Weißgerbers Tochter, die sich an einen Gesellen von ihrer Profession verheirathet hatte, der in der Brautnacht einen sehr leichten Triumph hatte, und daher seiner Frau vorwarf, sie sei keine reine Jungfrau gewesen. Indessen belehrten ihn die Kunstverständigen, daß, da seine Frau mit im Handwerk gearbeitet, und bald im kalten, bald im warmen Wasser bis an den Unterleib gestanden habe, der Zufluß des Blutes nach jenen Theilen so vermehrt worden wäre, daß nothwendigerweise die gedachte Erschlaffung und Erweiterung hätte entstehen müssen. Der eifersüchtige Ehemann ward beruhigt.

Tollberg bemerkt, daß sich dergleichen Fälle öfter ereigneten, als sie beobachtet würden, weil die Ehemänner theils nicht wüßten, was sie gefunden hätten und finden sollten, theils die Geheimnisse des Ehebetts nicht kund machten. Er selbst, fährt er fort, habe einen gemeinen Menschen sich rühmen gehört, öfters mit Mädchen zur Zeit ihrer Krise zu thun gehabt zu haben, die alsdann die Männer am liebsten zuließen, weil sie zu dieser Zeit

weder Schwangerschaft, noch Verlust der Jungfrauschaft zu befürchten hätten.

Daß ferner bei einem *widernatürlich festen Hymen*, ohngeachtet eines unvollkommen vollzogenen Beischlafs, doch Empfängniß und Schwangerschaft statt haben könne, beweisen folgende Fälle: Ein Goldschmidt in Paris fand bei seiner jungen Gattin einen so verschlossenen Eingang, daß er sich genöthigt sah, auf die Scheidung zu dringen, obgleich die junge Frau Zeichen der Schwangerschaft bei sich verspürte. Bei der Untersuchung der Aerzte und Wundärzte entdeckte es sich, daß das Hymen in eine harte Membran ausgeartet, und nur mit einigen kleinen Oeffnungen versehen war. Man schnitt diese Haut durch, und nach sechs Monaten kam die Frau mit einem gesunden Kinde nieder. *Pauli* fand ein fleischigtes Hymen bei einer Kreisenden. Eine andere junge Frau konnte wegen Widerstand des Hymens nicht gebären. Sie ließ aus Schaamhaftigkeit keinen Wundarzt zu, und starb unter den Geburtsschmerzen.

Die Gegenwart des Hymens ist also *kein unbedingt geltender Beweis* einer unberührten Jungfrauschaft, dagegen zeugt die Abwesenheit jener Membran, und die

Reste ihres frühern Daseins fast immer von einer gepflückten Blüthe.

Für ein zweites, physisches Zeichen einer unbefleckten Jungfräulichkeit hat man die Enge der Theile gehalten. Diese kann aber durchaus kein unbedingtes Zeichen pro abgeben, obgleich ein Sachverständiger Arzt, mit gehöriger Berücksichtigung auf Alter, Leibesbeschaffenheit, Temperament, Klima u. s. w. im individuellen Falle auf diesen Zustand wohl mit reflektiren dürfte.

Ein drittes Zeichen ächter Jungfräulichkeit soll der Blutverlust in der ersten Umarmung sein. Viele Nationen hielten und halten, wie wir oben schon erzählten, grade diese Probe für so wesentlich, daß sie sie als Bedingung einer fortzusetzenden oder gleich wieder aufzulösenden Ehe feststellten. Auch Abraham *a Sancta Clara* spielt auf den Werth dieses Zeichens an, wenn er in einer seiner Trauerreden klagt, daß, anstatt es ehedem in dem Brautbette nach der ersten Hochzeitnacht, als wenn sich ein Paar Bären gerauft, ausgesehen hätte, man nunmehro kaum die Spuren eines abgeschlachteten Huhns darin finden könnte. Zwar ist Blutverlust meist ein Zeichen eines eben verletzten Hymens, allein wieder kein

sicherer Beweis, daß nie vorher eine Umarmung gepflogen worden sei. Denn, um nicht zu erwähnen, daß ein kleines Aederchen verletzt werden und bluten kann, so ist mehr als zu oft der Fall vorgekommen, daß schlaue Weiber, um ihren Liebhaber zu hintergehen, durch blutgetränkte Schwämme und dergleichen eine künstliche Blutung machten!

Was endlich das vierte Zeichen der reinen Unschuld, den Schmerz beim ersten Beischlafe betrifft, so ist dieser zwar eine natürliche Folge der angethanen Gewalt; da aber Schmerz nicht geprüft werden, und also vorgegeben, geheuchelt werden kann, so hat dies Zeichen ärztlich fast gar keinen Werth.

Dennoch sind alle diese bis jetzt angegebenen Kennzeichen noch immer naturbewährter und sicherer, als eine Menge anderer, die die Alten besonders ausgeheckt haben, an die man noch heute bei alten Weibern und in Spinnstuben hoch und theuer glaubt, die aber meist entweder der Aberglaube oder die Lüge ersonnen haben. Einige mögen zum Beispiel hier stehen:

1) Ein gefärbter Ring um die Augen war nach der Meinung der Alten ein Zeichen der verlornen Keuschheit.

2) Die Härte des Knorpels an der Nase galt für ein Zeichen der bewahrten Jungfrauschaft; ließ er sich aber durch einen Druck beim Anfühlen theilen, so war sie nicht mehr in guten Umständen.

3) Eine klar und helltönende Stimme bezeichnete eine keusche, eine gröbere hingegen eine unkeusche Jungfrau.

4) Andere haben den Zustand der Jungfrauschaft nach der Dicke des Halses beurtheilen wollen, und geglaubt, daß ein Mädchen alsdann noch Jungfrau sey, wenn ein Faden, den man von dem äußersten Ende der Nase bis zu dem Ende der Pfeilnaht auf der Seite, wo sie sich mit der Winkelnaht vereinigt, mißt, um ihren Hals herumreicht. (Vgl. Hals.)

5) Die Farbe der Warzen am Busen. Diese sollte, nach der Meinung der Alten, frisch und rosenroth seyn, durch den Beischlaf aber eine andre Farbe bekommen. Aber außerdem, daß die Farbe der Warzen sich nicht selten nach den Haaren abändert, da sie z. B. bei Blondinen meist roth, und bei Brünetten braun sind, so ist trotz der Sympathie zwischen dem Uterus und den Brüsten, ein einigemal wiederholter Beischlaf und wie-

derholtes Betasten der Brüste nicht im Stande, die Derbheit und Rosenfarbe derselben zu ändern.

6) Die Milch in den Brüsten eines Mädchens ist zwar ein minder trügliches Kennzeichen der Entjungferung, als die vorigen. Die Erfahrung bestätigt jedoch, den Gesetzen der Natur gemäß, daß durch Kunst und äußere Mittel in die Brüste eines mannbaren noch jungfräulichen Mädchens Milch gelockt werden kann, z. B. durch das Anlegen eines saugenden Kindes.

7) Denjenigen, welche gern geheimnißvolle Wege suchen, um hinter die Wahrheit zu kommen, kann noch folgendes, sonst sehr berühmtes Mittel, die Jungfrauschaft eines Mädchens zu erproben, empfohlen werden. Man mache ein Bad von Pappelblättern, Johanniskraut, Melde und Bärenklau, mit einigen Handvoll Flachsknoten, worin noch der Saame ist, nebst einem gleichen Maaße von Flöhkraut. Man lasse die zu prüfende Person eine Stunde lang darin und stelle alsdann die Untersuchung an. Ist das Mädchen noch Jungfrau, so werden sich seine Geschlechtstheile fest zusammenschließen und wie eingeschrumpft sein; ist sie aber entjungfert, so werden sie schlaff, weich und

herabhängend erscheinen, und wenn auch alle mögliche zusammenziehende Mittel gebraucht worden sind.

8) Unter den famosen Jungfrauenproben muß ich noch eins erwähnen, nämlich die Kunst, durch den Geruch zu wittern, ob ein Mädchen keusch oder unkeusch ist. In Prag soll ein Mönch gewesen sein, der auf diese Art die Keuschheit oder Unkeuschheit der Mädchen und Weiber habe aufspüren können. Von einem Blinden in Paris erzählt man, er habe durch die Feinheit seiner Nase entdeckt, daß eine seiner Töchter ihrem Liebhaber Freiheiten vergönnt habe, wozu nur der Ehestand berechtigt.

Sind nun schon alle diese sogenannten Kennzeichen der physischen Jungfrauschaft sehr trüglich, um wie viel schwerer wird es nicht sein, die moralische Jungfräulichkeit eines Mädchens zu erforschen;

J'ai conservé ma virginité, mais non mon pucellage,

sagt eine Dame bei Rousseau. Es gibt allerdings wohl eine solche Trennung zwischen geistiger und körperlicher Unschuld, wenn auch der Liebhaber bei seiner Geliebten sie nicht

statuiren möchte. Aber wird nicht ein Mädchen, das durch schlechte Erziehung, eifrige Lectüre von Romanen und schlüpfrige, erotische Schriften, vielleicht gar durch die unerlaubten Selbstgenüsse seine Phantasie bereits ganz entzügelt, doch aber noch nie einem Manne sich förmlich hingegeben hat, wird sie nicht physisch Jungfrau genannt werden müssen? Wird nicht auf der andern Seite in jenen seltenen Fällen, wo durch Verletzungen der Kranz der Jungfrau entblättert wurde, die reinste, köstlichste Jungfräulichkeit noch aufrecht erhalten werden können? Gewiß! Was es aber mit der moralischen Jungfrauschaft auf sich habe, das wollen wir in der Abhandlung: Keuschheit weiter untersuchen.

Sehr natürlich leiten uns jene Betrachtungen auf die Frage, ob ein gewaltsamer Raub der Jungfrauschaft, eine ganz wider Willen des Weibes geschehende, erzwungene Defloration (Nothzucht) möglich sei? Denn auch dann wird die Unglückliche ihr reines Gemüth unter den Stürmen des sie bezwingenden thierischen Wüthrichs wohl bewahren können!

Spötter haben behauptet, auf den Grund einer von ihnen angegebenen genauen Bekannt-

schaft mit der Psychologie des weiblichen Geschlechts behauptet, daß eine wirkliche Nothzucht, wo nämlich vom Augenblicke des ersten Auflodern bis zum letzten Erlöschen der Umarmungsglut, der Wille des Frauenzimmers ungebeugt bliebe — daß ein solcher Akt nie und nirgends möglich sei, wofür man z. B. bei Wieland und Piron einige salzige Sentenzen lesen kann.

Das ist nun freilich übertrieben, und der erfahrne Arzt spricht anders, als diese Spötter. Es ist nämlich allerdings eine Uebermacht, also ein Zwang von Seiten des Mannes möglich, wodurch der Widerstand des Weibes vereitelt werden kann. Es können zuvörderst mehrere Männer eine arme Unglückliche überwältigen; ferner kann die Genothzüchtigte entweder außerordentlich jung und sehr schwach sein, oder sie ist auch wohl so gar unschuldig, daß sie von der schändlichen Absicht ihres Verführers gar nichts ahnet, oder sie kann durch angedrohte Todesgefahr gezwungen werden, sich ruhig zu verhalten, oder sie kann sich in einem, durch künstliche Mittel oder krankhafte Zustände bewirkten Zustande von Bewußtlosigkeit und Betäubung befinden. Fehlt indeß eine dieser Bedingungen, so werden Wieland

und Piron bei der Klage wegen angethaner Gewalt wohl so ziemlich Recht behalten! Eine wirkliche Schwängerung in den letzteren Zuständen von tiefem Schlaf oder Bewußtlosigkeit haben Viele für unmöglich gehalten, wohl aber kann in einem leichtern Schlaf, einem leichtern Rausch, einer geringerer Betäubung Empfängniß erfolgen. Man muß sich aber auch hier vor Täuschungen hüten, und Täuschungen sind freilich hier leicht möglich. — — —

Es gibt bei unserm Thema einige schauderhaft-ernste Geschichten, von denen wir einige zur Unterhaltung und Belehrung unsrer Leser hier mittheilen wollen. Pitaval erzählt in seinen merkwürdigen causes célèbres folgenden Fall: Ein junger Mann von vornehmer Geburt wird gezwungen, sich dem geistlichen Stande zu widmen, ohne andern Beruf dazu zu haben, als den strengen Ehrgeiz seines Vaters. Während seines Noviziates macht er eine Reise, und kehrt bei einbrechender Nacht in einen Gasthof ein, dessen Wirth und Wirthin in der tiefsten Betrübniß sind über den eben erfolgten Verlust einer einzigen Tochter. Der folgende Tag ist zu ihrer Beerdigung bestimmt. Der junge Mönch wird gebeten, den Leichnam zu bewachen.

Nach der Schilderung der Eltern hatte die Natur die ganze Summe der zaubervollsten Reize an das verblichene Mädchen verschwendet. Die lebhafte Phantasie des Ordensbruders wird in der nächtlichen Stille immer reger und stellt ihm die Erblaßte in der reizendsten Schönheit dar. Die Neugierde, sich selbst davon zu überzeugen, besiegt die Schauer des Todes; er enthüllt das Gesicht der Verblichenen, und erblickt staunend eine noch weit hinreißendere Anmuth, als sie ihm seine Phantasie gemalt hatte.

Einsamkeit, nächtliche Stille, alles vereinigt sich, das Blut des jungen Mannes in ein ungewöhnliches Feuer zu bringen. — Verdrängt sind auf einmal die heiligen Gelübde des Ordens, das Zurückschreckende des kalten Todes; die Sinne zerrinnen ihm, und — er umarmt mit glühender Wollust den schönen Leichnam!! Aber Reue und Schaam folgen plötzlich der That, und er eilt mit anbrechendem Tage davon. —

Man trägt die Todte zu Grabe. Auf einmal wird eine Bewegung im Sarge bemerkt; man eröffnet denselben und findet das Mädchen lebend. Grabgeläute und Sterbelieder verstummen, alle Zuschauer blicken sie feierlich

staunend an, Freude und Schrecken wechseln in der Seele des Vaters und der Mutter.

Doch dies Glück der Eltern ist nur von kurzer Dauer. Besondere Zufälle verkünden das baldige Mutterwerden der Tochter. Vergeblich quält man sie mit Fragen — sie weiß nicht, wie sie in diese Umstände versetzt worden ist. Neun Monate nach ihrer Auferstehung vom Tode bringt sie ein gesundes Kind zur Welt. Die beleidigten Eltern rächen diese Schmach und verbannen die Unglückliche in ein Kloster.

Das Schicksal des Mönchs hatte indessen eine günstige Wendung genommen; er war einziger Sohn geworden, durch den Tod seines Vaters zum Besitz eines ansehnlichen Vermögens gelangt, und von seinen Klostergelübden losgesprochen.

Der Zufall will, daß eine Reise ihn zum zweitenmal durch jene Stadt führt. Er kehrt in denselben Gasthof wieder ein, und denkt an nichts weniger, als an die Folgen jener Nacht. Indeß liest er in den Blicken der Bewohner dieses Hauses Züge eines mit Leid und Kummer belasteten Herzens. Er fragt nach der Ursache, und hört mit Bestürzung aus dem Munde der Eltern den Erfolg jenes verliebten

Abentheuers. Unverzüglich eilt er in das Kloster, welches die unschuldig Büßende verbirgt, findet sie weit schöner im Leben als im vermeintlichen Tode, und wählt sie mit Entzücken und freudiger Einwilligung der Eltern zu seiner Gattin. —

Den von den Agnaten über diese Geschichte, nach dem Tode aller, die daran Theil hatten, erregten Prozeß, kann man bei dem oben angeführten Pitaval nachlesen.

Folgenden im Jahr 1722 sich ereignet habenden Fall, wo ein Frauenzimmer einen Schlaftrunk bekommen und während der Bewußtlosigkeit geschwängert worden zu sein vorgab, habe ich aus Alberti entlehnt, und theile dessen Geschichtserzählung ganz im Originalvortrage, wie solche der medicinischen Facultät zu Halle eingeschickt worden, mit.

„Denenselben kann hierdurch nicht verhalten, was maaßen eines Königlich Preußischen Bedienten einzige Tochter allhier, die von ihren noch lebenden beiden frommen und ehrlichen Eltern zu einem gottesfürchtigen und tugendhaften Wandel von Jugend auf angeführt worden, sich selbst auch jederzeit ehrbar verhalten hat, wider alles Vermuthen am siebenten Oktbr. einer jungen Tochter genesen.

Ob nun wohl die bekümmerten Eltern, noch vor der Niederkunft, indem die Mutter aus den Zufällen und veränderten Gestalt des Leibes etwas Widriges befürchtet hat, dieselbe auf das Härteste zur Rede stellten; so hat sie doch keinen männlichen Beischlaf gestehen, noch von demselben etwas wissen wollen, also, daß die Eltern sich damit begnügen lassen, und den weitern Erfolg mit Geduld erwarten müssen, zumahlen sie sonst des kränklichen Zustands ihrer Tochter schon gewohnt gewesen, auch keine außerordentliche tumescentiam ventris, weil die Frucht dem Rücken sehr nahe gelegen, verspüret haben, der fluxus mensium auch noch nicht gänzlich ausgeblieben gewesen. Bei ihrer nunmehrigen Niederkunft aber und da die Sache am Tag gelegen, hat sie ferner, auch im Beisein eines Geistlichen, mit großen Betheurungen contestirt, daß sie ihre Schwängerung nicht gewußt habe, auch bis dato nicht wisse, wie sie dazu gekommen, sondern es Gott am besten bekannt wäre, der auch ihre Unschuld an den Tag bringen würde. Als sie nun aus derer Umstehenden Discursen vernommen, daß Weibspersonen auch im natürlich harten Schlafe, oder auf vorher empfangenen Schlaftrunk, defloriret werden

könnten; so hat sie folgendes in Gegenwart des Geistlichen und derer Gerichspersonen angegeben, ist auch in ihrer nachhero erfolgten gerichtlichen Aussage bis die Stunde dabei verblieben: nämlich, sie wäre nach Weihnachten 1721 zu einer gewissen Weibsperson, in Nähereiverrichtungen, geholet worden, und als sie des Nachmittags um zwei Uhr zu ihr gekommen, habe sie sich auf ein kleines Stühlchen ohne Lehne zu ihr setzen müssen, da denn unter den gepflogenen Discursen eine mit zugegen gewesene Mannsperson, die sie dem Habit nach vor einen Officier gehalten, ihr ein Becherglas Bier zugetrunken, solches aber nur an den Mund gesetzet, worauf sie nicht Bescheid gethan, die Frau aber habe das Glas auch ergriffen, und gesagt, daß sie sie doch nicht verachten würde, habe aber gleichergestalt das Glas nur mit dem Munde berührt, da denn das Mädchen getrunken, nicht lange hernach aber sich nicht mehr zu besinnen gewußt, wo sie sei und wie ihr geschähe. Ungefähr nach einer Stunde wäre sie wieder erwachet, und hätte noch auf dem Stühlchen gesessen, die Frau aber neben ihr gestanden und sie gefragt, wie ihr denn gewesen, und was ihr zugestoßen wäre, davon sie keine Ursache anzeigen können,

als daß sie, weil sie sonst öfters sich unpäßlich befunden, einer Ohnmacht zugeschrieben, und im mittelst circa genitalia und an dem ganzen Leibe einige Schmerzen und Mattigkeit gefühlet, die vorige Mannsperson aber nicht mehr in der Stube gesehen habe. Worauf sie nach Hause gegangen und gemerket, daß sie über zwei Stunden außen gewesen, von dem Zufalle aber hat sie ihren Eltern nichts gemeldet, indem sie selbigen eines Theils vor etwas natürliches gehalten und andern Theils ihre damals krank gelegene Mutter nicht erschrecken wollen. Und ist das Mädchen zur selben Zeit fünfzehn und ein Vierteljahr alt, dabei aber schon völlig erwachsen gewesen.“

K.

Kahlkopf.

S. Haar.

Keuschheit.

So nennt man jenen moralischen Zustand, in welchem die Macht der Vernunft über den sinnlichen Drang siegt, und der Mensch in

einer Sittenreinheit lebt, die ihn von jeder Ausschweifung, wäre es auch nur eine Ausschweifung der Einbildungskraft, abhält. So wenigstens ist vollkommne Keuschheit. Die Folgen eines allzukeuschen Lebenswandels, eines Lebens, in welchem der gesunde Mensch sich allen sinnlichen Liebesgenuß durchaus versagt, haben wir bereits in der Abhandlung: Enthaltsamkeit ausführlich geschildert, und wir wollen daher hier nur Einiges nachholen über die Art und Weise, wie verschiedene Zeiten und Völker die weibliche Keuschheit und Jungfrauschaft zu bewahren und erproben gesucht haben. (Vgl. Gürtel, Infibulation, Verschnittene.)

Ein wunderliches Mittel, die weibliche Treue zu erproben, welches Moses ersann, waren die „Wasser der Eifersucht.“ Die Stelle in den Büchern Mosis lautet so: „Und der Herr redete mit Mose und sprach: Sage den Kindern Israel und sprich zu ihnen: Wenn irgend eines Mannes Weib sich verliefe und sich an ihm versündigte; und jemand sie fleischlich umarmt, und würde doch dem Manne verborgen vor seinen Augen, und würde entdeckt, daß sie unrein worden ist, und kann sie nicht überzeugen, denn er sie nicht darinnen

begriffen; und der Eifergeist entzündet ihn, daß er um sein Weib eifert, sie sei unrein oder nicht unrein; so soll er sie zum Priester bringen, und ein Opfer über sie bringen, den zehnten Epha Gerstenmehls, und soll kein Oel darauf gießen, noch Weihrauch darauf thun. Denn es ist ein Eiferopfer, und Rügeopfer, das Missethat rügt; da soll sie der Priester herzuführen und vor den Herrn stellen, und des heiligen Wassers nehmen in ein irden Gefäß, und Staub vom Boden der Wohnung ins Wasser thun. Und soll das Weib vor den Herrn stellen, und ihr Haupt entblößen, und das Rügeopfer, das ein Eiferopfer ist, auf ihre Hand legen. Und der Priester soll in seiner Hand bitter verflucht Wasser haben; und soll das Weib beschwören und zu ihr sagen: Hat kein Mann dich umarmt, und hast dich nicht von deinem Mann verlaufen, daß du dich verunreinigt hast, so sollen dir diese bittre verfluchte Wasser nicht schaden, wo du aber dich von deinem Mann verlaufen hast, daß du unrein bist, und hat jemand dich umarmt außer deinem Mann; so soll der Priester das Weib beschwören mit solchem Fluche, und soll zu ihr sagen: der Herr setze Dich zum Fluch und zum Schwur unter deinem

Volk, daß der Herr deine Hüfte schwinden und deinen Bauch schwellen mache, so gehe denn das verfluchte Wasser in deinen Leib, daß dein Bauch schwelle und deine Hüfte schwinde. Und das Weib soll sagen: Amen, Amen. Also soll der Priester diese Flüche auf einen Zettel schreiben, und mit dem bittern verfluchten Wasser abwaschen, und soll dem Weibe von dem bittern Wasser zu trinken geben ꝛc."

Man sieht, daß diese Methode nichts als ein Schreckschuß war, ein moralisches Zwangsmittel, das der vorsichtige Gesetzgeber für sein abergläubisches Volk sehr passend ausgesonnen hatte; denn war das „bitter verfluchte Wasser" nicht mit schädlichen Substanzen gemischt, so werden wohl Keusche und Unkeusche es mit gleicher Wirkung gebraucht haben, so wie Keusche und Unkeusche einen und denselben Effekt verspürt haben werden, wenn etwa mit dem „Staub der Wohnung" scharfe, erhitzende Sachen zu dem Weihwasser gemischt wurden. Vielleicht machten es aber die verschlagenen Priester wie der pfiffige Ritter Pinetti, der eine Flüssigkeit unter seine Zuschauer umherbot, die in der Hand eines oder einer Verliebten sogleich schäumend aufkochte. Das

Geheimniß löste sich, als man erfuhr, daß der Taschenspieler rasch, wenn er das Glas mit der sauren Essenz einem jungen blühenden Mädchen mit lebhaften Augen oder einem dito Jüngling hinreichte, etwas Pottasche hineinfallen ließ, wo dann eine chemische Sättigung mit Aufbrausen natürlich erfolgte. Wie Pinetti also Verliebtheit nach gewissen äußern Symptomen vermuthete, so mögen auch wohl die hebräischen Priester oft verfahren sein, wenn sie ihre „Wasser der Eifersucht" erprobten!

Ein anderes Mittel, dessen sich ehemals die reichen Araber bei ihren Töchtern bedienten, um deren Keuschheit zu sichern, waren goldne oder andre kostbare Fesseln, die sie um den Knöchel der Füße anlegten. Beide Fesseln wurden mit einer goldenen Kette zusammen gehalten, und der Schlüssel derselben blieb im Verwahrsam der Eltern. In wie fern diese Ketten die Keuschheit bewahrten, sieht man leicht ein. Allein grade in jenen Ländern sind so viel unnatürliche Laster im Schwunge, daß, wenn auch der natürliche Weg versperrt ist, noch daraus immer sehr wenig auf die reine Jungfräulichkeit einer so Gefesselten zu schließen ist.

In dem innern Theile von Afrika haben alle Männer einen furchtbaren Bund und ein geheimes Gericht wider die Weiber errichtet, das der spanischen Inquisition gar nichts nachgibt. Der Repräsentant und Richter des Ordens ist ein Popanz, welchen sie Mumbo-Jumbo oder Horey nennen. Diese Schreckgestalt ist ein verkappter Mann, der mit einem langen Mantel von Baumrinde bekleidet, und mit einer Krone oder einem Busch von Stroh geziert ist, wodurch er bis zu einer Höhe von acht bis neun Fuß anwächst. Er spricht eine nur dem Orden bekannte geheime Sprache, und macht bei seinem Ankommen ein so fürchterliches Geräusch, als er zur Erreichung seines Zwecks am dienlichsten erachtet. Die Figur wird sehr sorgfältig von den Männern verwahrt, und kommt nie zum Vorschein als des Nachts, wenn die Männer Streitigkeit mit ihren Frauen beizulegen haben, oder wenn sie dieselben durch Schrecken zur Keuschheit und zum Gehorsam bringen wollen. Sie überreden diese, daß der Mumbo-Jumbo alles wisse; sie überlassen alles seiner Entscheidung, und er spricht allemal zu ihrem Vortheil. Er verurtheilt sie oft zu einer Tracht Schläge, oder auch wohl gar zum

Tode, und seine Sentenz wird durch diejenigen Neger, welche ihm überall folgen und eine Art von Trabanten vorstellen, sogleich vollzogen. Man hat insbesondere die Frauen zu überreden gewußt, daß er auf das äußerste von ihnen beleidiget werde, wenn sie ihre Keuschheit verletzten, und daß er dieses Verbrechen eben so gewiß bestrafe, als entdecke. Sobald sie die Ankunft des verlarvten Weiberrichters gewahr werden, welche er durch sein Geschrei verkündet, so entfliehen sie, wo möglich, so schnell und so weit, als sie nur immer können. Allein sie werden durch seine Trabanten oder die Männer selbst eingeholt, und vor sein fürchterliches Gericht gezogen. — In Polen sucht man die Keuschheit junger Mädchen durch eine Erfindung zu bewahren, die nicht weniger sonderbar, obgleich nicht so erniedrigend ist, als die vorhin erwähnte. Den meisten Jungfrauen nämlich werden kleine Glöckchen an ihren Kleidern befestigt, damit die Eltern jeden Schritt belauschen können.

O! gewiß, weibliche List hat zu allen Zeiten die Wasser der Eifersucht, Infibulation, italienische Schlösser, Glöckchen, Fußketten und Ohrenbeichte zu täuschen, zu umgehen gewußt, und wo das Gemüth nicht rein ist, werdet

Ihr umsonst Eure Erfindungskraft mit dem Ersinnen von Maschinen und Methoden anstrengen, um ein Unglück zu verhüten, für das nur allein die Moral ein Präservativ besitzt.

Keuschheitsgürtel.

S. Gürtel.

Kinn.

Auch das Kinn ist ein wesentlicher Theil der Schönheit des menschlichen Gesichtes, in wie fern kein Thier ein Kinn hat, und dies daher wieder mit ein auszeichnender Karakter der Humanität ist. Es ist verschiedentlich gebildet, je nach Alter, Nationalität und Leibesbeschaffenheit. So ist es bald runder, viereckigter, länger und kürzer, mehr oder weniger hervorspringend u. s. w. Engländer und die meisten nordischen Völker z. B. haben ein sehr starkes, dickes Kinn, während Spanier, Italiener und andere südliche Völker es mehr spitz gebildet haben, was ihrer Physiognomie etwas Schlaues, Feines gibt. Ein sehr stark ausgebildetes Kinn dagegen zeugt meist nicht von sehr großem Geiste, und die

Franzosen nennen daher auch einen Tölpel wohl: ganache oder mâchoire. Die Länge des Kinns hat besondern Einfluß auf die Varietäten des Gesichtswinkels. (S. Gesicht.) Zuweilen häuft sich das Fett so stark unter der Kinnlade an, daß es das Ansehen bekommt, als wären zwei und mehrere Kinne da, daher man ein solches Kinn auch ein Doppelkinn nennt; besonders sieht man dies bei Leuten von gutem Embonpoint; so erzählt Boileau von einem Prälaten:

Son menton sur son sein descend à double étage.

Kleidung.

Wie wichtig die Bekleidung für die Gesundheit des Menschen sei, welchen mächtigen Einfluß sie auf seine ganze Constitution habe, das brauchen wir wohl nicht ärztlich zu versichern, denn es gibt keinen Vernünftigen, der einen Augenblick daran zweifelte, obgleich er sich vielleicht in demselben, als er dieses liest, von irgend einer bizarren Mode, trotz jener seiner Ueberzeugung, in seiner Kleidung zum Nachtheil für seine Gesundheit beherrschen läßt. Wie viel Brustkrankheiten verur=

sachte nicht und verursacht noch täglich der nichtsnutzige Gebrauch der Schnürleiber! Oft veranlaßt der sehr natürliche Wunsch, mit Reizen geschmückt zu erscheinen, die für die weibliche Schönheit so wesentlich sind, und eine elegante Taille zu zeigen, die jungen Frauenzimmer zum Gebrauch der Schnürbrust, und sie zerren und pressen die junge, noch wenig entwickelte Brust, um den kleinen Busen desto mehr hervortreten zu lassen; auf der andern Seite aber tragen wieder Viele ein Corset, die gerade mehr als reichlich ausgestattet sind, um dann wieder Reize zu verringern, die weniger durch ihre Qualität, als durch ihre schönen Verhältnisse gefallen, und so sieht man die tyrannische Göttin Mode ihren Sieg über Weiber der verschiedensten Formen feiern. (V. Schnürleib.) Der Druck, den Strumpfbänder und enge Fußbekleidung bewirken, hat oft durch seine schädlichen Folgen an Geschwülsten, Geschwüren u. s. w. das Vergnügen, einen schönen Fuß zu produciren, theuer bezahlen lassen. (Vergleiche Fußbekleidung, Strumpfband.) Wie zu enge oder zu warme Beinkleider und Halstücher schaden, haben wir bereits in den diesen Kleidungsstücken gewidmeten Artikeln erzählt. (Vgl. auch

Hemde, Mode, Perrücke, Putz, Reifrock, Schürze, Wäsche.)

Knabenliebe.

Dies ist die mildeste Bezeichnung eines nichtswürdigen, durchaus naturwidrigen Lasters, für das wir im Deutschen noch einen kräftigern Ausdruck haben, der das Schändliche desselben noch mehr bezeichnet, und das man endlich auch noch mit ausländischen Wörtern, die auf den Ursprung und die Natur des Lasters deuten, Sodomie oder Paederastie benennt. Zu welcher Verderbtheit mußte nicht der Geschmack des Mannes herabsinken, als er statt des Organes, welches der Naturinstinkt ihm anwies, jenes zur Befriedigung des wilden Dranges seines verirrten Geschlechtstriebes wählte, das die Natur zur ekelhaftesten und unreinsten aller ihrer Verrichtungen bestimmt hat! Und doch finden wir schon im tiefsten Alterthume den Ursprung dieses Verbrechens, das Natur, Moral und bürgerliche Gesellschaft gleich sehr verabscheuen, denn ganze Städte bei den Hebräern sehen wir schon inficirt von der Lust an dieser Schandthat, und der Feuer- und Schwefelregen, der

Sodom und Gomorra zerstörte, wäre vielleicht nicht vom Himmel gefallen, hätte der Ewige nicht die Einwohner für die teuflischste aller Erfindungen züchtigen wollen. Aber die Einäscherung der tiefverderbten Städte der Pantopolis war leider! kein Beispiel, das die übrigen Abkömmlinge Noah's gebessert hätte, und nur später, als die bösen Folgen dieses Verbrechens auf die Verringerung der Population rc. immer sichtbarer wurden, sahen sich die Hebräer genöthigt, durch Strafen und Gesetz dem Laster einen Damm entgegenzusetzen.

Zu derselben Zeit aber errichtete man ihm in Griechenland beinahe Altäre, so allgemein und ohne Rückhalt war bei den feurigen Griechen die Paederastie im Schwunge. Sanctionirte sie doch gleichsam sogar ihre Religion, eine Religion, die als Obersten der Götter einen Zeus anbetete, von dessen Verhältniß zu Ganymed wir nicht nöthig haben, weitläuftig zu erzählen, um zu beweisen, wie sehr es gerade in dies Kapitel gehört! Es ist daher nicht zu verwundern, wenn auch die Großen und Berühmtesten unter den Griechen nach einer solchen Autorität sich nicht scheuten, jenem schmutzigen Verbrechen anzuhängen, und Socrates wird in den gemeinen Annalen

der Paedasterie stets neben so Vielen der größten Männer nach ihm genannt werden, die sich zu allen Zeiten, unbegreiflich genug, neben andern lobenswerthen Geistes-Eigenthümlichkeiten, auch durch den abnormen Geschmack an dieser Unnatur vor ihren Mitmenschen ausgezeichnet haben. Viele der berühmten Freundschaftsverhältnisse aus dem Alterthum sind auch in Hinsicht auf diese Verirrung des Geschlechtstriebes anrüchig, und der Dichter läßt z. B. den Achill, der um den Tod seines Patroklus trauert, geradezu ausrufen:

Femorum tuorum sanctae consuetudinis Quid pulchrius!

Die Sodomie, die schon in ganz Griechenland, bei den Arabern, Egyptern und Persern im Schwunge war, kam nur erst nach Rom zur Zeit der Sittenverderbniß in der Republik. Später aber veränderte sich die Lage der Dinge, und das ganz entzügelte Rom ward ein Hauptaltar des verworfenen Verbrechens. Die Geschichte bewahrt die schaudervollsten Beispiele aus den Regierungen August's, Tiber's, Nero's, Hadrian's, die selbst den Thron mit ihren Schandthaten befleckten, und deren empörend-niedrige Sündhaftigkeit, auch im

Punkte der Knabenliebe, wir hier nicht noch einmal schildern wollen, da wir schon im Artikel: Ausschweifung den menschlichen Geist in seiner tiefsten Erniedrigung gesehen haben, wo auch der Ursprung und die Verbreitung der Paederastie bereits erwähnt wurde. Ließ doch Hadrian, den Verlust seines Geliebten, des schönen Antinous, betraurend, sogar eine Stadt zu dessen Gedächtniß erbauen und ihm Tempel und Orakel errichten, und seine Statue von den römischen Künstlern in unzähligen Abbildern vervielfältigen, von denen uns Mehrere noch heute zeigen, welche Schönheit den üppigen Kaiser an seinem bithynischen Jüngling so sehr entzückte!

Es war kein Wunder, daß bei solcher Sittenverderbniß auf dem Thron die Großen und Reichen darin bald nachfolgten, und die gemeinste Liederlichkeit dann später allgemein ward, daß sogar von zwei Hirten Virgil sagen konnte:

Formosum pastor Corydon ardebat Alexin:
Der Hirt Corydon entbrannte für den schönen Alexis.

Es scheint, daß Griechenland, Syrien, Egypten, das nördliche Afrika überhaupt, und

Asien, die wahren classischen Länder für die Sodomie, noch heute dafür das sind, was sie vor vier, fünftausend Jahren waren. Volney versichert, daß kein Mameluk in dieser Hinsicht fleckenlos sei. Wer das Unglück hat, als Gefangener in die Hände der Raubstaatenbewohner, der egyptischen Muselmänner, der Beduinen oder der Mauren zu fallen, muß sich auch meist ihren wilden Lüsten hingeben! In allen Ländern Asiens, die an Brama glauben, gibt es sogar öffentliche junge Schandopfer, wie es anderwärts Dirnen gibt, und man bietet sie in edler Gastfreiheit (!) den Fremden als bequemen Genuß dar!

Auf jeden Fall scheint das moderne Europa der Welttheil, wo das Verbrechen der Knabenliebe die wenigsten Fortschritte gemacht hat. Freilich war, wie überhaupt der Mangel an weiblichem Umgang (wie von der andern Seite der Ueberdruß im Genusse desselben) eine Hauptveranlassung zu dem Laster der Knabenliebe ist, diese Unzucht noch im Mittelalter unter den, zum Hagestolziat verdammten Geistlichen sehr gewöhnlich, und selbst mehrere Päbste, wie Leo X. und Sixtus IV., sind mit einem so schwarzen Verdachte in der Geschichte gebrandmarkt: aber

die geläuterten, aufgeklärten neuern Zeiten haben durch die schwersten, selbst Todesstrafen (noch 1750 wurden in Paris zwei Paederasten verbrannt —) diese Schandthat verfolgt, die jetzt nur noch in den größern sittenverderbten Hauptstädten ganz im Finstern umherzuschleichen wagt, nirgends aber — zur Schande der Menschheit sey es ausgesprochen! — nirgends in eben jenen größern europäischen Städten ganz ausgerottet ist! Dort sieht man noch die verruchten Gesellen umherspioniren, wo sich ein junges, schönes Opfer ihrem Sinnenbrande darbiete, man sieht andere, ganz verworfene junge Männer, die für ein armseliges Sündengeld sich nicht scheuen, sich einem Akte hinzugeben, dessen üble Folgen auf die Gesundheit — (an Fisteln, Verhärtungen, Geschwüre der angegriffenen Theile) sie meistens wohl nicht einmal kennen, und die oft durch gewisse Eigenthümlichkeiten in der Kleidung sich den Liebhaber sogleich als Gesellen vom Métier entdecken, und verrathen, daß man bei ihnen nicht umsonst einen Versuch wagen werde, ein Verhältniß anzuknüpfen, das Gesetz und Moral mit dem Stempel der nichtswürdigsten Verworfenheit bezeichnen.

Knie.

Der hervortretende Theil, der den Schenkel mit dem Unterfuße verbindet, und dessen Vorsprung besonders durch den Knochen, der die Kniescheibe genannt ist, veranlaßt wird, welcher Knochen das Kniegelenk theils beschützt, theils bedingt. Bei einem schönen Knie muß dieser Knochen mit Fett gehörig gepolstert sein, damit das Knie jene weiche, elastische Rundung erhalte, die die Kenner so sehr zu schätzen wissen.

Kopf.

Der oberste Theil des menschlichen Rumpfes, den man naturhistorisch in den Schädel und das Gesicht eintheilt. Die allgemeine Form des menschlichen Kopfes ist die einer unregelmäßigen Sphäre, die nach vorne, unten und den Seiten abgeplattet ist. Genau kann man diese Form nicht angeben, da der Kopf so sehr nach individuellen und Rassen-Verschiedenheiten variirt. Ueberdies verändert sich die allgemeine Configuration des Kopfes auch von der frühesten Kindheit an bis in's späteste Alter hinein. Das Gesicht des Kindes ist

noch wenig, sein Schädel stark entwickelt, und erst in den Pubertätsjahren stellt sich das richtige Verhältniß zwischen diesen beiden Partheien ein. Nach Cuvier verhält sich das Gewicht des Gehirns im Kindskopfe zum übrigen Körper wie eins zu zweiundzwanzig, beim Erwachsenen wie eins zu fünfundzwanzig, beim Mann wie eins zu dreißig, beim Greise wie eins zu fünfunddreißig. Schon hieraus sieht man, was auch tausend andre Erfahrungen bestätigt haben, daß die physisch-großen Köpfe nicht immer deshalb auch die größten Geister sein müssen, und daß die Dickköpfigsten just nicht immer die Genies zu sein brauchen. Der Kopf des Weibes ist im Allgemeinen, wie ihr ganzer Körper, kleiner, als der des Mannes, sonst aber haben Menschen von kleinerer Statur meist einen relativ größern Kopf, als Leute von höherem Wuchs. Bei der Kaukasischen Rasse ist der Kopf fast rund, die Stirn mittelmäßig hoch, die Backenknochen klein, nicht hervortretend, das Gesicht oval, die Nase nicht sehr markirt, das Kinn voll und rund, der Mund klein. Die Mongolische Menschenrasse hat einen fast viereckigten Kopf, stark hervortretende Backenknochen, platte Nase,

enge Nasenlöcher, wenig merkbares Kinn, kugelrunde Backen. Bei der Negerrasse finden wir einen engen, an den Seiten zusammengedrückten Kopf, sehr gewölbte Stirn, scharf hervorspringende Kiefer und Augen, Stumpfnase, und wulstig aufgeworfne Lippen. Die Malayische Rasse hat eine gewölbte Stirn, keine hervortretende Backenknochen, aber den Untertheil des Gesichtes ein wenig hervorspringend, große, dicke Nase und großen Mund. Die Amerikanische Menschenrasse endlich hat breite Backen, tiefliegende Augen, kurze Stirn und Stumpfnasen. (Vgl. Auge, Bart, Blondine, Brünette, Frisur, Gesicht, Haar, Lippen, Mund, Nase, Stirn, Wange, Zähne u. s. w.)

Kupido.

S. Amor.

Kuß.

Wir sprechen nicht von dem Kusse,
den mir mein Vater reichet,

nach der Kußtheorie, die ein bekanntes deutsches Lied gibt — wir sprechen nicht von dem

Versöhnungskusse, nicht von dem Schmolleskusse, den sich fidele Brüder beim Glase Wein halbbetrunken bieten, nicht von dem Osterkusse der Russen, nicht von dem Doctorkuß, den der Decan bei der Promotion dem jungen Doctoranden aufdrückt, nicht von den tausend andern Küssen, die das Ceremoniell verschiedener Zeiten und Völker erfunden hat — wir reden von jenen Küssen, die den Geliebten fester an die Geliebte ketten, und die in dem Apparate der Sinnenliebe ein so mächtiger Hebel sind.

Eben aus dieser Ursache erhält der Kuß bei sinnlichen Menschen und Nationen gar leicht eine lascive Bedeutung, und deswegen haben zum Beispiel die Franzosen das Wort baiser jetzt ganz aus der feinern, gesitteten Sprache verstoßen, und wir wollten es Niemanden rathen, daß er in einem Pariser Salon von baiser une Dame spräche, womit er die schmutzigste Zote ausgesprochen haben würde. Deshalb ist auch in Paris alles Küssen auf den Mund in Beisein von Leuten verpönt, und der Vater selbst würde dies sich nicht mit seiner Tochter in einer Gesellschaft erlauben, viel weniger noch mit seiner Gattin. Und nun gar auf dem Theater! Wenn wir

Deutschen es alle Abende ganz ruhig mit ansehen, daß der erste Liebhaber die erste Liebhaberin auf den Brettern vor zweitausend Zuschauern in optima forma umarmt und auf den Mund küßt, so würde ein solcher Akt auf einem Pariser Theater unerhört sein, und Bänke und Stühle und Orangen und Gläser und Stöcke würden alsbald im fürchterlichen Uniso das in den Augen von Franzosen unerhörte Scandal rügen!

Eben auch weil der Kuß so sehr eng mit den Genüssen sinnlicher Liebe zusammenhängt, haben schon ältere Moralisten und Rechtslehrer verschiedene Streitfragen in Bezug auf das Küssen aufgeworfen, von denen wir einige als Curiosa mittheilen wollen.

1) Darf ein unverlobtes oder auch ein verlobtes ehrliches Mädchen noch den Jungfernkranz tragen, wenn ihr von einer Mannsperson ein Kuß geraubt oder auch freiwillig gegeben worden ist?

2) Wenn eine Mannsperson zu einem Mädchen sagt: „Willst Du mich zum Mann, so gib mir einen Kuß;" und wenn nun das Mädchen ihn, ohne ein Wort dabei zu sprechen, küßt, kann dieser Kuß als ein bindendes Eheverlöbniß angesehen werden?

3) Verliert eine Jungfrau durch Zulassung eines männlicher Kusses ein Vermächtniß, das die Bedingung mit sich führt: Si pudice vixerit (wenn sie keusch gelebt hat.)?

4) Wenn ein verheirathetes Frauenzimmer eine andere Mannsperson freiwillig küßt, kann gerichtlich daraus der Verdacht des Ehebruchs gefolgert werden?

5) Kann ein Ehemann, der seine Frau in geheimen Küssen mit einem andern antrifft, sich des Rechts bedienen, welches das römische Recht gegen den Ehebrecher erlaubt?

Alle diese moralischen und juristischen Bedenklichkeiten beruhen nämlich auf dem Erfahrungssatz, daß der Kuß gewöhnlich nur der Anfang zu größern Freiheiten ist, und daß er weiter führt, als er meist soll.

Auch dieser Genuß führt, gemißbraucht durch Verschwendung an feile, verbuhlte kranke Geschöpfe, nicht selten zu höchst unangenehmen Folgen, denn eine Infektion durch Küsse gehört gar nicht zu den ungewöhnlichen. Und so rächt sich auch hier die Natur an dem Menschen, wenn er einen erlaubten, menschlich-edeln Genuß in roher Sinnlichkeit zu bloßem Nervenkitzel herabwürdigt!

L.

Lesbische Liebe.

„Würde der Mensch viel dabei gewinnen, wenn er die Fähigkeit verlöre, zuweilen unter das, liebe Rindvieh hinab zu sinken? Daß sich in den Schmutzwinkeln großer Städte hier und da ein Ungeziefer erzeugt, das in solchen Bestialitäten sein Vergnügen findet, macht der menschlichen Natur bei weitem nicht so viel Schande, als ihr das Urtheil des innern Richters Ehre macht, der unbestechlich in der Brust von Millionen wohnt, und jenes Ungeziefer mit ewiger Infamie belegt.“ So urtheilt Lichtenberg über eine Ausschweifung, die jenem nichtswürdig-eklen Laster, das die Ueberschrift zu dieser Abhandlung bezeichnet, in etwas gleicht. Die Lesbische Liebe ist ein würdiges Seitenstück zu dem Laster der Knabenliebe (s. diesen Artikel), ja wenn in der tiefsten, schmutzigsten Verworfenheit und im Pfuhl der Sündlichkeit noch Grade und Stufen möglich sind, so gebührt wohl unstreitig dem sogenannten Lesbischen Laster der Platz noch unten der Paederastie! Denn wenn schon ein viehisch-entarteter Mann das

scheußlichste Bild der Schöpfung ist, welches Wort bezeichnet das viehisch-entartete Weib? Was soll man sagen, wenn man das Weib, das Ideal der menschlichen Sittlichkeit und Tugend, aufgelöst in thierisch-roher Begier sich zum — Weibe neigen, und in weiblicher Umarmung das Geschlechtsfeuer ihrer Nerven löschen sieht?! Gewiß, hier findet die tiefste Erniedrigung des Menschen ihre Grenze!

Wir haben schon oben in der Abhandlung, die einen traurigen, geschichtlichen Ueberblick über die Geschlechtsverirrungen des menschlichen Geistes bot, im Artikel: Ausschweifung das Historische und Etymologische der Lesbischen Liebe erzählt, und man wird uns hier Wiederholungen und allzugroße Details in einer Sache, von der sich der Geist unwillig-empört abwendet, gern erlassen. Ob es wahr ist, daß dies Laster wirklich auf der Insel Lesbos erfunden worden, darüber sind die Stimmen getheilt: daß aber die berühmteste Einwohnerin von Lesbos, die Dichterin Sappho, ihm sehr ergeben gewesen sei, darüber herrschen weniger Zweifel. Das alte Rom, das in seinen Messalinen und Julien die ewigen Ideale weiblicher Verworfenheit

aufzuweisen hat, sah auch das lesbische Laster in seinen Mauern sehr verbreitet, und die Römer nannten Weiber, die ein schändliches Vergnügen daran fanden, mit Hülfe eines künstlichen Priaps oder einer Clitoris, die unendliche Wollust sehr vergrößert hatte, oder auf anderem Wege sich einander ohne männlichen Zutritt Selbstgenüsse zu verschaffen, Tribaden oder Fricatrices. Neuere Zeiten und unser gemäßigtes europäisches Klima haben Gottlob! dieses ekelhafte Laster fast ganz verschwinden gesehen.

Liebe.

S. Amor, Aphrodite.

Liebestränke.

Mit diesem oder mit dem Namen: Philtra benannte man bei den Alten solche Mittel und Zubereitungen, durch welche man in Jemanden Liebe erregen zu können glaubte, Mittel, die meist mit jenen verwandt waren, welche man beibrachte, um den eigentlichen sinnlichen Geschlechtstrieb aufzureizen, und von denen wir schon im Artikel: Aphrodisiaca gesprochen haben.

Schon im frühesten Alterthum finden wir den Glauben, daß gewisse Medicamente, Zauberformeln, Gebete, Talismane und dergleichen Liebe erregen, andere sie zerstören und verlöschen könnten. Virgil gibt einmal gar ein Recept an, dies letztere zu bewirken, und selbst Zeus konnte einst trotz seiner göttlichen Macht nicht den Gürtel der Juno lösen. Niemand durfte also an der Macht solcher Künste zweifeln —

Quis neget magicas nervos torpere per artes?

Wer wohl leugnet, daß Zauberkünste die Nerven erstarren?

(Vergl. Nestel.) Im luxuriösen Rom besonders waren die Philtra sehr gewöhnlich, und die Thessalischen Weiber, die sich in Anfertigung derselben besonders berühmt gemacht hatten, verkauften solche sogar öffentlich:

Hic Thessala vendit
Philtra quibus valeant mentem vexare mariti.

Hier verkauft die Thessalierin
Liebestränke, damit die Hitze des Gatten zu reizen.

Selbst die neuern Zeiten haben den Aberglauben, daß es gewisse geheime Wege gäbe,

die Zuneigung eines Menschen zu fesseln oder zu erhöhen, nicht ganz abgelegt, und besonders in dem mystischen Fabelglauben, den das Christenthum noch beibehalten hat, finden wir die Philtra auch noch mit verwebt. So läßt Shakespeare den König der Elfen, Oberon, im „Sommernachtstraum“ sagen:

Der Saft, geträufelt auf entschlafne Wimpern,
Macht Mann und Weib in jede Kreatur
Die sie zunächst erblicken, toll vergafft —

und ein eben solcher Saft ist es, der in der Hexenküche in Göthe's Faust bereitet wird, den armen Doctor zu berücken.

Du mußt nothwendig transpiriren,
Damit die Kraft durch Inn- und Aeuß'res dringt,
Und bald empfindest du mit innigem Ergötzen,
Wie sich Cupido regt und hin und wieder springt.

Aber noch mehr! Im abergläubischen Italien glaubt sogar noch heute das Volk ganz ernsthaft an die Kraft solcher Liebestränke, wie der neueste, geistvolle Reisebeschreiber, Wilhelm Müller, erzählt:

„Der Sammelplatz der römischen Hexen, deren es unter den jungen und alten Weibern

eine große Menge gibt, ist das antike Forum, das jetzige Campo Vaccino. Dort halten sie ihre nächtlichen Zusammenkünfte, die größte und festlichste in der Johannisnacht, zu der sie alle in schwarzer Katzengestalt mit feurigen Augen erscheinen. Diese Verwandlung bewirken sie durch eine geheimnißvolle Salbe, deren Hauptbestandtheil Pimpinellwurzel sein soll, und mit der sie sich den ganzen Leib einreiben. Wer denkt hierbei nicht an die Thessalischen Zauberinnen? Die Hexen brauen Tränke, welche Liebe oder Haß erregen, beschwören Abwesende durch Zauberformeln und machen Wetter. — Die Philtra sind in Neapel zu Hause. Ich habe in einem kurzen Aufenthalte mehrere hinschwindende Jünglinge gesehen, von denen die allgemeine Stadtsage behauptete, sie hätten Liebestränke genossen. Man ist daher sehr behutsam mit dem Verschenken von Haaren, weil man glaubt, daß sich der Liebeszauber leicht an sie knüpfen lasse. In Rom soll man sicherer sein. Doch vermeidet man im Carneval, die von den Masken zugetheilten Konfetti in den Mund zu nehmen, und warnt wohl unwissende Fremde davor. Daher hört man zuweilen von weiblichen

Masken den Scherz: »Mangiate, mangiate i confetti. Non siete tanto bello, per aver paura d'una fattura.« (Essen Sie nur das Konfect; Sie sind nicht schön genug, um sich vor einer Hexerei fürchten zn dürfen!)

Wenn auch die meisten der Mittel, Liebe zu erwecken, nur in so fern vielleicht eine Wirksamkeit besitzen, als sie durch die verschiedensten Methoden, Besprechungen, Talismane und dergleichen stark auf die Einbildungskraft reagiren, und wenn wieder andre sogenannte Philtra gar auf eine noch schädlichere Art wirksam sind, indem sie narcotische Kräfte haben, dadurch das Opfer einschläfern, und dann allerdings dem schändlichen Verführer eine Macht gönnen, die er ohne sie nicht haben würde, so gibt es doch allerdings gewisse Naturkräfte, die die physische Liebe anregen können; nur wiederholen wir, daß hier dann von einer moralischen Liebe, von Zuneigung nicht die Rede sein kann, und daß es ewig ein Unsinn bleiben wird, eine gewisse Person durch Zauberkünste grade an eine gewisse Person fesseln zu wollen, da in jenem Falle, den wir statuiren, nur die Liebe zu dem andern Geschlechte überhaupt aufgeregt wird. Wir sehen dies schon an den Thieren. Katzen

werden durch die Nepeta cataria L., durch Baldrian- oder durch Schlangenwurzel u. s. w. sehr aufgereizt. Vögel, denen man Foenugrecum, Buchweizen u. A. zu fressen gibt, werden liebeshitzig, und sogar die gewiß nicht allzufeurigen Karpfen werden aufgeregt, wenn man ihre Hintertheile mit Moschus reibt.

Eins der, bei Thieren allerwirksamsten Philtra sind die Exhalationen, die die sexuellen Organe verbreiten, und man weiß an der Beobachtung vieler unsrer Hausthiere, wie wichtig diese Ausdünstungen für das Begattungsgeschäft sind. (Vgl. Ausdünstung, Geruch.) Die Alten glaubten, daß das, was auf Thiere einen so mächtigen Eindruck mache, auch bei Menschen von großer Wirksamkeit sein müsse, und so bekam besonders das sogenannte Hippomanes, der Schleim, den die weiblichen Organe der Stute secerniren, in dieser Beziehung eine große Wichtigkeit bei ihnen. Mehrere ähnliche Secretionen bei Thieren scheinen gleichfalls nur da zu sein, um das Begattungsgeschäft rege zu erhalten, so z. B. das Bibergeil, der Moschus und Andere mehr. Die Alten haben auch alle diese Substanzen in die Recepte zu ihren Liebestränken gemischt, ja noch viel ekel-

haftere Dinge, von denen wir nur verrathen wollen, daß sie ähnliche, menschliche Secretionen sind! Wir nennen diese eben so wenig als wir aus einem andern Grunde, in so fern nämlich es ganz überflüssig wäre, leere Namen aufzuzählen, um deren Bedeutung zum Theil die heutigen Botaniker noch streiten, als wir aus diesem Grunde die beliebtesten Ingredienzien zu den Liebestränken der Alten hier mit aufzählen. Was würde es auch unserm Leser nützen, hier zu hören von: Diacyminum, Peganum, Dudaim, Destenbuje, Ophrys, Maranta, Durmio u. A.? (Vgl. Aphrodisiaca, Ausschweifung.)

Liederlichkeit.

S. Ausschweifung.

Lippen.

Die Thore des Athems,

wie sie Shakespeare so schön nennt! Wie die Lippen einen großen Theil zu dem Charakter, der Form, also auch, je nachdem sie mehr oder weniger normal gebildet sind, zu der Schönheit des menschlichen Gesichtes beitragen,

so sind sie auch in der Physiognomik desselben ein sehr wesentlicher Theil, und der Mund spricht fast eben so viel als das Auge. Schon der alte Physiognomiker Johannes ab Indagine zog daher mehrere Schlüsse aus der Form, der Bewegung der Lippen. Unter Anderm sagt er: „Das ist aber auch erfaren, daß die Menschen, so dünne Lefftzen haben, gemeynklich vieler Wort geschwätzig und darbei wohl beredt seind; fürsichtig, weisßz, scharpfsynnig und geschwynder anschleg. Härwidder die übergrossßzen Lefftzen haben und denen der underlefftz abwertz hangt, also daß ynen die zeen härfür blecken, die seynd von natur närrisch, störrig, ungelersam, unreyn, unkeusch.“ Ohne diese etwas derben Kraftschlüsse hier untersuchen zu können, theilen wir lieber die feinern, physiognomischen Deductionen mit, die Lavater aus den Lippen herzuleiten wußte, die einen tiefern Menschenkenner verrathen, denen aber nur der Werth zuertheilt werden darf, welcher der Physiognomik überhaupt gebührt, das heißt ein sehr bedingter.

Die Fröhlichkeit, sagt Lavater, drängt die Mitte des Mundes ab, und beide Enden auf; die Traurigkeit zieht die Mitte hinauf, und drückt die Enden hinab. Die Oberlippe,

so wie man sie aufwirft, bedeutet Frechheit, Unverschämtheit, auch Drohung. Die vorgerückte Unterlippe Ruhmredigkeit und Dummheit. Die platt anliegende Oberlippe verkündet Blödigkeit, die ähnliche Unterlippe Bedacht im Reden. Je kleinere beschnittene Lippen desto netter, desto fester, je größer und geschweifter, desto kraft- und saftreicher ihre Werke. Wie die Lippen, so der Karakter, weiche und schnell bewegliche Lippen, weicher und schnell beweglicher Karakter. Ausgezeichnete, bestimmte, große, wohl proportionirte Lippen, aus denen die sich sanft und auf beiden Seiten gleich schlängelnde Mittellinie leicht herauszuheben ist, sind nie an schlechten, gemeinen Menschen zu finden, wohl aber an wollüstigen, nie an falschen, kriechenden, boshaften Karakteren. Verbissener, lippenloser Mund, der blos einer Linie gleicht, ist sicheres Zeichen von Kälte, Fleiß, Ordnungsliebe, Genauigkeit, Reinlichkeit, und wenn er an beiden Enden sich aufwärts zieht, von Affectation, Prahlerei, Eitelkeit. Sehr fleischigte Lippen haben immer mit Sinnlichkeit, Trägheit und Prasserei zu kämpfen. Sanft überhängende Oberlippen sind im Allgemeinen Zeichen von Güte, doch gibt's auch

unzählige Güte mit hervorstehenden Unterlippen. Beschnittene, scharf gezeichnete Lippen bedeuten Aengstlichkeit und Geiz. In der Mitte sich höhlende Unterlippe — launigter Karakter. Man bemerke nur den Augenblick, wo einem launenvollen Menschen ein bon mot auf der Lippe schwebt; die Lippe wird sich ein wenig herablassen und höhlen. Ein verschlossener Mund, eben nicht zugespitzt affectirter, zeigt immer Muth und Karakterfestigkeit an, und in Fällen, wo die Gegenwart des Geistes unumgänglich ist, sieht man auch sonst offene Mäuler sich schließen.

So viel über die Physiognomik der Lippen; im Artikel Mund werden wir noch einmal auf dies Thema zurückkommen müssen.

Register.

A.

B.

C.

D.

E.

F.

G.

K.

L.

Eros
oder
Wörterbuch
über
die Physiologie
und
über die Natur- und Cultur-Geschichte des Menschen
in Hinsicht
auf seine Sexualität.

Zweiter Band.

M — Z.

Neue Auflage.

Stuttgart, 1849.
Verlag von J. Scheible.

Dem Reinen ist Alles rein!

Vorrede.

Wir überliefern hier dem Publikum den zweiten Theil eines Werkes, über dessen Zweck wir uns bereits im ersten Bande (in der Vorrede) hinlänglich ausgesprochen und — für Manchen — gerechtfertigt zu haben glauben. Der „reine, ernste, reife und gebildete Leser,“ wie wir uns dort unsern Leser wünschten, lese und prüfe!

Auch dieser Band gibt aus der Physiologie des Menschen — immer in Bezug auf seine geschlechtliche Seite — belehrende Aufschlüsse in den Abhandlungen: Mann, Mannbar, Monatskrise, Nacht, Physiognomie, Reife, Sinnenkälte, Teint, Unfruchtbarkeit, Unmäßigkeit, Unvermögen, Wuchs, Zeugung

u. m. A. — Aus der Naturgeschichte besonders den, wie wir hoffen, reich ausgestatteten Artikel: Weib, und aus dem Gebiete der Kulturgeschichte des Menschengeschlechtes liefert dieser Theil noch weit wichtigere Aufschlüsse als der erste über die Art und Weise, wie der Mensch von jeher über seine Sexualität gedacht hat, und wie wieder die Kultur auf sie, diese auf die Ausbildung der Kultur gewirkt habe, in den Artikeln: Mode, Mönch, Nestel, Nonne, Platonische Liebe, Reifrock, Schminke, Tanz, Vestalin, Vielweiberei, Wohlgeruch, Wollust, u. s. w.

Unser Werk bespricht Gegenstände, die nicht zum Bereich der gewöhnlichen Conversation gehören, obgleich Jeder darüber Belehrung verlangt, Belehrung darüber zu fordern das Recht hat. Darum ist es gut, wenn Sachkenner diese ohne weitere Nebenabsicht, als eben diesen Unterricht ertheilen zu wollen, ihm geben: möge dann der Unerfahrene in stiller Klause ernst und nachdenkend, wie es

die Würde des Gegenstandes erheischt, über diese so wichtigen Interessen seine Ideen aufklären. — Vielleicht dankt er uns die, gewiß nicht leichte, Mühe, die wir bei Ausarbeitung dieses, aus so mannigfaltigen Bestandtheilen zusammengesetzten Werkes übernommen haben.

Ein Schriftsteller, der große Sachkenntniß hat, definirt neuerlich die Liebe „einen aus Neugier und Sinnlichkeit zusammengesetzten Trieb.“ Das klingt hart, materialistisch! Und doch muß sich der Menschenkenner gestehen, daß, so viel Verzerrtes und Uebertriebenes in diesem Ausspruch liege, er dennoch auch eben so viel Wahres enthalte! Jene, dem Unerfahrenen so natürliche Neugier, ist es denn auch besonders, die bei Gegenständen physiologisch-erotischer Art schon so viel Unheil gestiftet hat, indem sie meist nach ganz verkehrten und schädlichen Mitteln zu ihrer Befriedigung greifen ließ. Eltern und Erzieher! Wir appelliren an Euer Urtheil, ob hier nicht eine offne, mit reinem Sinne hinzunehmende, Aufklärung nützlich und ersprießlich sei?

Das vorliegende Werk bietet sie. Möge es freundliche Aufnahme und geneigte Leser finden! Möge es das Gute stiften, das wir damit bezweckten, möge es vor Allem nie und nirgend zu einem Mißbrauche Veranlassung geben, zu welchem ja auch die reinste Absicht und der lauterste Zweck durch Leichtsinn und üblen Willen verkehrt werden können!

Leipzig, 1823.

Die Redaktion.

M.

Mädchen.

Schon in der frühesten Kindheit, und noch lange, ehe jene Evolutionen und Revolutionen im weiblichen Körper vorgehen, die wir im Artikel: Entwicklungsjahre auseinandergesetzt haben, und von welchen an sich eigentlich der wahre Lebenszustand des Mädchens, das wir hier zu betrachten haben, datirt, schon in der frühesten Kindheit also sieht der erfahrene Blick gewisse moralische und physische Verschiedenheiten in der Constitution beider Geschlechter. Gewöhnlich ist das kleine Mädchen viel zarter, weichlicher, feiner gebildet als der kleine Knabe, ihre Haare sind länger, ihre Muskeln biegsamer, ihr Teint ist weißer: sie zieht ruhigere, sittigere Beschäftigung und Spiele vor, und während schon das zarteste Knäbchen nichts mehr liebt, als seine zinnernen Soldaten, sein Pferdchen, seine Trommel, seinen kleinen Säbel, ist die Puppe, das kleine Küchengeschirr des Mädchens liebster Schatz.

Auch sind Mädchen von der frühesten Kindheit an zärtlicher, gemüthlicher, artiger, sanfter, anschmiegender als ihre Brüder, und Alles in ihnen deutet schon den Willen der Natur an:

Das Weib soll sich nicht selber angehören,
An fremdes Schicksal ist sie festgebunden.
Schiller.

Dienen lerne bei Zeiten das Weib nach ihrer Bestimmung,
Denn durch Dienen allein gelangt sie endlich zum Herrschen,
Zu der verdienten Gewalt, die ihr im Hause gehört.
Göthe.

Wie das kleine Mädchen sich mehr und mehr ausbildet, und mehr und mehr heranwächst, tritt denn auch der Charakter ihres Geschlechtes immer entwickelter in ihr hervor. Schaam und Zucht und Sitte begleiten alle ihre Handlungen, und wehe der Erziehung, die diesen gottgeliebten Character der weiblichen Natur nicht hegte und pflegte, die ihn aus Unachtsamkeit, oder wohl gar aus schändlichern Principien zu untergraben strebte! Hier und gerade in der früheren, der Entwickelungsperiode noch vorhergehenden Epoche

ist es, wo die sorgsame Hand der Erziehung schirmend und pflegend die zarte Pflanze des weiblichen Characters behüten muß, wenn sie sich einst wohl und naturgemäß entfalten soll.

Im vierzehnten bis sechszehnten Jahre (in unserm Klima) melden sich dann die Vorläufer jener hochwichtigen Revolution im weiblichen Körper, die das Kind zum Weibe gestalten. Das junge Mädchen fühlt öfter ein eignes Gefühl von Schwere in den Füßen und Schenkeln, eigenthümliche Gedanken und Gefühle beginnen ihre gewohnten Beschäftigungen, ihren Schlaf zu stören, in den Brüsten, die bis hierher als unthätige Organe schlummerten, erwacht ein lebendiger Bildungstrieb: die Circulation der Säfte nimmt eine determinirte Richtung nach dem hochwichtigen Organ, durch welches das Weib die Mutter des Menschengeschlechtes ist, alle Reize, die das Weib schmücken, erwachen, die Knospe blüht auf, und das Mädchen steht mannbar da. (Vergl. Mannbar.)

Nicht immer geschieht dies Erwachen eines neuen Lebens, dieser Impuls, den das ganze Nervensystem bekommt, so ruhig, wie er hier geschildert ist. Leider! kennt die Nosologie eine ganze Reihe von Krankheiten, die gerade

dieser Epoche, und keiner andern, eigenthümlich sind, und die sie daher mit dem Namen der Entwickelungskrankheiten bezeichnet. Es gibt keine so wunderbaren, erstaunenswerthen, unbegreiflichen Verirrungen in den Verrichturgen des Körpers wie des Geistes, die unter den Entwicklungskrankheiten nicht beobachtet worden wären. Man hat die merkwürdigsten Zuckungen gesehen, Krämpfe, die häufig ansteckend sind, wenn mehrere junge Frauenzimmer um das Alter der Entwicklungsepoche herum, dergleichen krampfbefallene Schwestern vor sich sehen. Clare sah in einer englischen Baumwollenfabrik die heftigsten Zuckungen, die sich mit Tanz-Krämpfen endigten, unter den jungen Arbeiterinnen. In Nonnenklöstern hat man die jungen Nonnen miauen, bellen, beißen gesehen; andere verfallen in eine mysteriöse Melancholie, haben Erscheinungen, die wunderlichsten Träume, machen Gedichte, werden Prophetinnen, fühlen Metalle und Quellen, die unter der Erde verborgen sind, wieder Andre, was Vielen unglaublich scheinen dürfte, bekommen einen unvertilgbaren Drang nach Leiden und Schmerz, sie verschlucken Nadeln, Scherben, Stroh, Lappen u. s. w., und viele exaltirte Heilige und Martyrjungfrauen

mögen nur durch eine verkehrte Regung ihres jungfräulichen Nervensystemes zu ihrer Geistesüberspannung angeregt worden sein!

Um so trauriger ist es, daß zu allen Zeiten und fast bei allen Völkern diese naturgemäße Wahrheit nicht über menschlich-gesellschaftliche Einrichtung, und über den sinnlichen Geschmack des Mannes hat triumphiren können. Zu allen Zeiten nämlich, und fast unter allen Nationen, hat der Mann dem Mädchen gegen dessen Natur einen Zwang auferlegt, von dem er sich dagegen fast überall zu entbinden sich berechtigt geglaubt hat. Nichts ist so characteristisch in der Cultur-Geschichte des Menschengeschlechtes, vom physiologischen Standpunkte aus betrachtet, als die geschichtliche Erforschung jener Sitten, die bei den verschiedensten Völkern das Verhältniß der Männer zu den jungen Weibern bestimmt haben. Wir haben die Zeit des Eintritts des Weibes in die bürgerliche Gesellschaft, und das Fest, mit dem dieser Act von jeher gefeiert wurde, in den Artikeln: Entjungferung und Hochzeit geschildert, und wenn wir nun hier erzählen, wie das Weib bis zu jenem Augenblick hin, also wie das Mädchen, die Jungfrau bei den verschiedenen Völkern geachtet und gehalten

wurde, so haben unsre Leser jenes vollständige Kapitel aus der Cultur-Geschichte des Menschengeschlechtes, das sie hoffentlich nicht ohne Interesse lesen werden.

Sehr strenge bewachten die Juden die Reinheit ihrer Mädchen, und der Hitze des Temperamentes in diesem Volke, und unter jenem glühenden Himmelsstrich setzte der weise und strenge Gesetzgeber Moses durch seine Verordnungen einen festen und bewährten Damm entgegen. Die Töchter der Hebräer waren in dem Innern der Wohnungen verschlossen, schliefen bei ihren Müttern, oder die Vornehmern und Reichern waren besondern Aufseherinnen anvertraut. Sie durften nicht anders, als mit einem Schleier um das Haupt, einem feinen, seidnen Netz über das Gesicht, und einem, den ganzen Leib verhüllenden Mantel, und dazu noch von ihren Wächterinnen begleitet, ausgehn. Fand trotz allen diesen Zwangs- und Vorsichts-Maaßregeln die Verführung dennoch bei ihr Eingang, und das Mädchen wurde entehrt, so mußte sie entweder die That gestehn, einen Mann heirathen, der sich über den Verlust ihres verlornen Gutes hinwegsetzte, und überdies doch noch den unversöhnlichen Zorn aller ihrer

Verwandten auf sich laden, oder sie mußte, um nicht entdeckt zu werden, nie heirathen, oder sie mußte sich endlich der lebensgefährlichen Gefahr aussetzen, nach der Hochzeitsnacht von ihrem Manne zurückgeschickt, und darauf zur Inquisition gezogen zu werden, worauf sie unfehlbar gesteinigt ward!

Bei den Hindus schätzen noch jetzt besonders die vornehmen Classen die unbefleckte Reinheit ihrer Mädchen so hoch, daß sie sie schon lange vor der Mannbarkeit heirathen, um ja ganz sicher zu gehen. So sieht man oft einen Greis von siebenzig Jahren, der sich ein Kind von vier Jahren antrauen läßt, und deshalb heirathen auch die Wittwen nie wieder.

Wenige Nationen sind so eifersüchtig auf den ausschließlichen Genuß eines reinen und schönen Mädchens, als die Araber. Die arabischen Mädchen dürfen daher sich vor keinem Mann sehen lassen, und sind in dem Innern ihrer Wohnung eingeschlossen. Selbst der Arzt, dem doch überall Thor und Thür offen stehen, hat nicht das Glück, ein arabisches Mädchen zu sehen, wenn er vor ihr Krankenbett gerufen wird. Er darf die Verschleierte nur examiniren, und höchstens ihren Pulsschlag

untersuchen. Auch wenn die arabischen Mädchen ausgehen, sind sie beinahe ganz bedeckt. Schreckliche Beispiele existiren über die Begierde der Araber, die Reinheit ihrer Mädchen unbefleckt aufrecht zu erhalten. Ein herumstreifender Araber zog mit seiner Tochter, die sich hatte entehren lassen, mit Verhehlung seiner Sache in die Wüste, und brachte sie dort um. Ein anderer tödtete seine Tochter aus gleicher Ursache, und setzte seinen Verwandten, die er zu einem Gastmahle geladen hatte, den Kopf derselben auf einer Schüssel vor. In Bagdad überraschte ein reicher Kaufmann einen jungen Menschen bei seiner Anverwandtin, und zerhieb nicht nur diese auf der Stelle in Stücken, sondern brachte es auch durch Geld und Zeugen dahin, daß der Jüngling, der der Sohn eines ansehnlichen Bürgers war, noch in derselben Nacht auf Befehl der Obrigkeit gehangen wurde!

Bei den Egyptiern müssen zwar die Mädchen auch sehr eingezogen leben, und dürfen sich nicht vor Mannspersonen sehen lassen, indeß halten sie sonderbarerweise das Gesicht für den Theil, der die keusche Schamhaftigkeit am meisten verborgen halten müsse. Ein Englän-

der überraschte ein Mädchen, das sich im Euphrat badete: rasch hielt sie nur die Hände vor das Gesicht, ohne sich darum zu bekümmern, ob der fremde Mann sonst ein

Kleinod des Mädchenthums
Shakespeare.

wahrnehmen möchte. Auch geben, von demselben Grundsatze ausgehend, die Bauern in Egypten ihren Töchtern selten vor dem siebenten Jahre ein Hemde, sondern nur ein langes, dickes Tuch, das sie um den Kopf wickeln können, und das sie alsbald über das Gesicht fallen lassen, wenn sie einen Mann sehen.

In dem heroischen Zeitalter der Griechen lebten die Jungfrauen in einer strengen Enthaltsamkeit. Nur selten war es ihnen vergönnt, sich öffentlich sehen zu lassen, oder mit Mannspersonen sich zu unterreden. Wurde es ihnen ja bisweilen erlaubt, so verhüllten sie ihr Antlitz mit einem Schleier, welcher auch in Gegenwart der Mannspersonen nicht eher abgelegt wurde, als nach dem dritten Tag der Hochzeitfeier. Sie wurden in dem Thalamus von ihren Müttern erzogen und bewohnten auch wohl, wenn sie erwachsen waren, einen eigenen Thalamus für sich, wie Nausikaa

beim Homer. Aus vielen Stellen in Homers Gesängen erfahren wir hingegen, daß die verheiratheten Weiber keineswegs so eingeschlossen und ihrer Freiheit beraubt waren, wie viele Schriftsteller behauptet haben. Aber auch selbst die Freiheit der Jungfrauen scheint durchgängig nicht so eingeschränkt gewesen zu sein, wie aus mehreren Stellen des Homer zu vermuthen ist. Aelus ganze Familie, Weiber und Männer, schmausten z. B. zusammen. So scheint auch das Waschen, Ankleiden und Salben der Fremden, das eigenthümliche Geschäft der Sclavinnen, bisweilen von freien Mädchen verrichtet worden zu sein; Nestors jüngste Tochter, die schöne Polykaste, badete den Jüngling Telemach, salbte ihn hierauf mit Oel, und umhüllte ihn mit dem Mantel und Leibrock. Dies war eine ganz besondere Ehre, die Gästen widerfahren konnte, und die auch von Nausikaa, Circe und Helena dem Ulysses erwiesen ward. Später aber, als die wachsende Cultur die Nation mehr verfeinert hatte, zwang die Eifersucht der Männer, ihre Weiber und Töchter in dem innern Theile ihrer Wohnung, dem Gynäkonitis, eingeschlossen zu halten, und die griechischen Mädchen sollen noch bis auf den

heutigen Tag unsichtbar und eingeschlossen sein — so lange türkischer Fanatismus nicht ihre Kerker bricht, um auf den Plätzen von Scio die schauderhaftesten Scenen zu begehen, die die Geschichte der Welt je gesehen hat!!!

Sehr eigenthümlich bildete Lykurg seine Spartanerinnen. Er gab nämlich den spartanischen Mädchen Röcke, die unter dem Gürtel auf beiden Seiten offen waren, und die bei der geringsten Bewegung zu Verräthern ihrer Reize wurden. Nur an ihrem Hochzeittage legten sie dies Gewand ab, und trugen von nun an als Weiber einen mehr verhüllenden Anzug. Sie wurden gleich Knaben und Jünglingen in öffentlichen Gymnasien in allen den Leibesübungen, die Gesundheit, Schönheit und Stärke geben können, geübt. Manche von diesen Uebungen erforderten, daß die Kämpferinnen sich ganz entkleideten; hier zeigten sie aber nicht die wollüstigen Attituden der Tänzerinnen von Taheiti, oder der Bajaderen in Indien, sie waren keine lüsterne Buhlerinnen, welche die Männer zum Genuß einluden, sondern als Nebenbuhlerinnen der Milone und Herkulesse, welche Athleten zum Kampf aufforderten. Sie waren, sagt Plutarch, mit der öffentlichen Sittsamkeit bedeckt. Ihre

Nacktheit entflammte die Einbildungskraft der Zuschauer nicht. Wie war es auch möglich, daß cynische Ausschweifungen diese Kämpfe schändeten? Sie geschahen vor den Augen der Könige von Sparta, mitten unter seinen Ephoren und ehrwürdigen Greisen. In solchem Falle läßt sich mit Wahrheit sagen, daß ein nacktes Frauenzimmer von der Keuschheit der Blicke der Weisen, die sie umgeben, bedeckt sei.

Ein Fremder fragte einst eine dieser Heldinnen, was sie ihrem Manne zubrächte? „Ich bringe ihm, antwortete sie, meine Schamhaftigkeit und den Ruhm meines Vaterlandes."

Mit dem Verfall der Lykurgischen Gesetze verschwand der hochgespannte politische Enthusiasmus. In den weit ausgebreiteten Feldzügen der Sparter eroberten sie ungeheure Schätze und Reichthümer; Luxus und Schwelgerei griffen unaufhaltsam um sich, und die weibliche Unschuld der Spartanerinnen entfloh auf ewig.

Weit edler noch und anziehender, als der heroische Muth der Spartanerinnen, war die bescheidene Tugend der C y a n i s c h e n J u n g f r a u e n. Diese kamen an allen Festen mit den Jünglingen zusammen, und wenn jene spielten und tanzten, so waren diese theilneh-

mende Zuschauer oder laute Bewunderer. An solchen Festen wurden gewöhnlich die Bande liebender Mädchen und Jünglinge geknüpft. Wenn eine Schöne, die von mehrern geliebt wurde, sich für einen ihrer Liebhaber erklärte, so traten die übrigen ohne weitere Zudringlichkeit zurück. Die Chanischen Mädchen und Frauen rühmten von sich, daß in einem Zeitraume von siebenhundert Jahren keine Ehebrecherin und keine Verführte unter ihnen gefunden worden sey. Gewiß lag ein Hauptgrund dieser beispiellosen Sittsamkeit und Keuschheit in den geselligen Festen, an welchen Mädchen und Jünglinge einander kennen lernten, und in der Güte der Eltern, die ohne wichtige Ursache liebende Kinder nicht trennten, und beide Geschlechter nicht so wie die übrigen Griechen in einer strengen Entfernung hielten.

Das römische Mädchen genoß von den ältesten Zeiten her eine weit freiere Lebensart als das athenische. Es war zwar von allen öffentlichen Verhandlungen, vom Forum entfernt, aber es lebte in den Häusern des Römers in stetem Umgange mit dem männlichen Geschlechte. Es ist ein ehrwürdiges Bild von Simplicität, Römerinnen in demselben

nur, wenn die Tafel abgetragen wurde und die Männer zu trinken anfingen, eine Sitte, die bekanntlich noch heut bei den Engländern herrscht. Weiber- und Mädchenverführungen waren bei ihnen höchst selten. Verletzte Keuschheit fand keine Verzeihung, und eine entehrte Jungfrau, sie mochte so schön, so vornehm und reich sein, als sie immer wollte, fand nie einen Mann, der ihr als Gatte die Hand gereicht hätte.

Aber die Keuschheit der celtischen Frauen und Jungfrauen, und die Enthaltsamkeit der celtischen Jünglinge waren keine erworbene sittliche Vollkommenheiten, es waren Geschenke der Natur. Klima, Organisation, Lebensweise machten sie zu dem, was sie waren. In ihren unzugänglichen Wäldern war ihre Tugend eben so sicher als ihre Freiheit; die Frauen und Jungfrauen waren weder der Aufsicht elender Verschnittenen, noch wachsamer Duegnas, sondern ihrer eigenen Sittenreinheit anvertraut. Die Natur bildete sie langsamer aus, und weckte den Trieb sinnlicher Liebe später und in geringerem Grade, als bei andern Völkern. Die celtischen Jünglinge wurden, nicht wie die Söhne der Sklaven und Morgenländer, im dreizehnten und vierzehnten,

sondern erst im achtzehnten und zwanzigsten Jahr, und die celtischen Jungfrauen nicht wie die Töchter der letzteren Nationen im zehnten, elften, zwölften, dreizehnten, sondern frühestens im sechszehnten, achtzehnten Jahre, reif.

Bekannt ist es, wie unter uns und unsern Mitvölkern das Mädchen erzogen und gehalten ist, und wir halten unsre Leser nicht mit Schilderung allbekannter Verhältnisse auf. Nur so viel dürfen wir hier hinzusetzen, daß doch auch die neueuropäische Cultur auf ihrem Culminationspunkt, wie sie sich in den beiden Hauptstädten Europa's, in Paris und London, darstellt, wieder eine größere Trennung des Mädchens von dem männlichen Geschlechte für nöthig gehalten hat. In Paris wie in London leben die jungen Mädchen ziemlich entfernt von der Gesellschaft, und es ereignet sich gar oft, daß eine junge Pariserin aus dem »Pensionnat de jeunes Demoiselles« in der entlegensten Vorstadt, in welchem sie klösterlich erzogen wurde, urplötzlich von dem Manne, den die Politik der Eltern zu ihrem Gatten bestimmte, vor den Altar und in das Gewühl des geselligen Lebens geführt wird. Tant pis! rufen die Psychologen, und ob in der That eine solche Art der Erziehung, die

einen so raschen und jähen Wechsel von Empfindungen, Anschauungen, Neigungen bedingt, nicht viel eher das erweckt, was man entfernen wollte — darüber ließe sich wohl streiten!

Der Gedanke, daß die reine unentweihte Jungfräulichkeit des Mädchens etwas Heiliges, Gottgefälliges sei, hat schon im frühesten Alterthume die Menschen darauf geführt, Orden, Vereinigungen, Gesellschaften von Jungfrauen zu stiften, die ihr ganzes Leben dem unmittelbaren Dienste der Gottheit widmen sollten. So verliert sich der Ursprung der bekanntesten dieser Orden, im Alterthume der Vestalinnen, in die frühesten Zeiten, denn es ist sehr wahrscheinlich, daß sie schon bei den Albanern existirt haben. Numa hatte sich durch ein Orakel bereden lassen, daß die streng bewahrte Keuschheit römischer Jungfrauen das festeste Palladium für Rom's Freiheit sein werde, ein Orakel, das, wie so viele dieser Prophezeihungen, gewiß einen vortrefflichen und tiefen Sinn barg. Denn wenn die unbekannte Priesterstimme damit sagen wollte, daß Rom und die Römer so lange frei, kräftig und unbesiegt als die Herrscher der Welt dastehen würden, so lange ihre Jungfrauen — was so viel sagen will, als ihre Jugend über=

haupt — ihre moralische Sittenreinheit und mit dieser ihre physische Kraft ungeschwächt erhalten würden, — so hat wenigstens die Geschichte des spätern Roms dieser Weissagung nicht widersprochen, wie eben diese Geschichte jenem Orakel die bezeichnete Deutung zu geben berechtigt. Diesem Orakel folgend, stellte Numa den Orden der Vestalinnen wieder her. Doch muß man nicht etwa glauben, diese Priesterinnen der Vesta hätten wirklich in jener Zurückgezogenheit von der Welt und allen ihren Freuden gelebt, in der der Sprachgebrauch neuerer Nationen das Wort: Vestalin sich zu denken pflegt: im Gegentheil waren sie bei weitem nicht das Muster irdisch-sinnlicher Enthaltsamkeit, das wohl die Meisten der spätern gottgeweihten, christlichen Jungfrauen, die Nonnen, darstellten. (Vergl. Vestalin.)

„Schon zu der Zeit," sagt ein gewandter und eindringlich redender Schriftsteller, der hier ganz aus unsrer Seele spricht, schon zu der Zeit, als Christus seine Religion stiftete, waren die Köpfe ihrer eifrigsten Verbreiter von jener alexandrinisch-platonischen Philosophie verwirrt, nach welcher das Leben ein beständiges Bestreben sein müsse,

zu sterben, oder den unsterblichen Geist von dem zerbrechlichen Leibe zu befreien, wonach dann erst, wie jene Philosophie behauptete, ein reines, und zwar ein unmittelbares Anschauen der Gottheit Statt haben könne. Aus diesen überspannten Begriffen entstanden dunkle Gefühle, unerreichbare Ideale von Tugend, welche die egyptischen Wüsteneien mit jenen so hoch gepriesenen Weltüberwindern bevölkerten, den Mönchs- und Nonnenorden ihr Dasein gaben, Europa mit der Raserei der Kreuzzüge ansteckten, die französischen Dragonermissionen und die spanischen Auto da Fe's hervorbrachten, Märtyrer in allen religiösen und politischen Sekten erzeugten, Lukretien und Kombabe wider sich selbst bewaffneten. (Vergl. Enthaltsamkeit.) So entstanden in jenen heißen Zonen, wo der Mensch sich keine größere Glückseligkeit denkt, als Kühlung und Ruhe, die träge lichtscheue Mystik der ascetischen, gottgeheiligten Mönche, Jungfrauen und Anachoreten, die in ihrer Einsamkeit den Stachel des Fleisches nur desto lebhafter fühlten, je mehr die feurige Imagination über ihre schwache Vernunft siegte; die den Teufel in Gestalt schöner Mädchen zu sehen glaubten, sich wie Franz von As-

sisi Weiber von Schnee machten, oder sich wie Origenes freiwillig kombabisirten, um das Uebel radikaliter zu heilen, oder die sich, wie Katharina von Siena, von histerischen Zufällen aufs äußerste geplagt, in ihrer brünstigen Liebe mit dem Heilande vermählten; die, wie die Anachoreten des zweiten und dritten Jahrhunderts, es für die heiligste Tugendübung ansahen, nach den Städten zu gehen, in öffentlichen Häusern Buhlerinnen zu besuchen und sich mit nackten Weibern zu baden, ohne den mindesten Reiz der Sinnlichkeit blicken zu lassen. Und als bald hierauf Roms Bischöfe mit unbeschränkter Gewalt über die Menschen herrschten, als sie Fürsten und Könige an ihrem Seile führten, als die Lehren des Vatikans den letzten Funken von Vernunft verdrängten, und Heere von Mönchen seinen Ränken zu Gebote standen, als ganz Europa unter dem Joche der Pfafferei gebunden lag, und Ströme von Einkünften und Reichthümern in die apostolische Kammer flossen; als man das Klosterleben als eine zweite Taufe, als einen Stand der Reinigung und Abwaschung von allen Flecken der Seele pries: da weihete man dem Mönchs- und Nonnenstande Kinder in der Wiege, und hielt

es für das höchste Verdienst, in fetten Gottes=häusern, auf Unkosten alter abergläubischer Matronen oder reicher Verbrecher, heilige Bäuche zu mästen, und der Welt fruchtbare Mütter zu entziehen."

Es gab indeß schon, auch ehe das eigentliche Klosterleben anfing, Mädchen, die sich öffentlich zu einer lebenslänglichen Jungfrauschaft bekannten, und sich dieser widmeten. Einige legten zu diesem Behufe ein braunes, härenes Kleid an, und lebten bei ihren Eltern, andere lebten in Congregationen, bis eigentliche Nonnen=Orden gestiftet wurden. (Vgl. Nonne.)

Sollen wir noch von den Erfordernissen zur Schönheit eines Mädchens sprechen? Das Ideal läßt sich kaum beschreiben — nur der ästhetische Sinn fühlt, ahnet es — viel weniger erreichen, und was hergebrachte Tradition oder, wie man will, eingebornes Gefühl für schön hält, darauf werden wir weiter unten zurückkommen. (Vgl. Reiz.) Wir dürfen also auch hier wieder an den verschiedenen Geschmack appelliren, der bald Blondinen, bald Brünetten, bald die Großen, bald die Kleinen, bald die Schlanken, bald die Gedrungenen für schön hält, und mit Göthe's Soldaten denkt:

Nein! hier hat es keine Noth!
Weiße Mädchen, schwarzes Brod.
Morgen in ein ander Städtchen,
Weißes Brod, und schwarze Mädchen!

Mann.

Ich bin ein Mann! Wer ist es mehr?
Wer's sagen kann, der springe
Frei unter Gottes Sonn' einher
Und hüpfe hoch und singe.

Zu Gottes schönem Ebenbild
Kann ich den Stempel zeigen,
Zum Born, woraus der Himmel quillt,
Darf ich hinunter steigen.

Und wohl mir, daß ich's darf und kann!
Geht's Mädchen mir vorüber,
Ruft's laut in mir, du bist ein Mann!
Und küsse sie so lieber.

Und röther wird das Mädchen dann,
Und's Mieder wird ihr enge,
Das Mädchen weiß, ich bin ein Mann,
Drum wird ihr's Mieder enge.

Wie wird sie erst um Gnade schrei'n,
Ertapp' ich sie im Bade?
Ich bin ein Mann, das fällt ihr ein,
Wie schrie sie sonst um Gnade?

Ich bin ein Mann, mit diesem Wort,
Begegn' ich ihr alleine,
Jag' ich des Kaisers Tochter fort,
So lumpicht ich erscheine.

— — —
— —

Tyrannen haßt mein Talisman
Und schmettert sie zu Boden,
Und kann er's nicht, fährt er die Bahn
Freiwillig zu den Todten.

Den Perser hat mein Talisman
Am Granikus bezwungen,
Rom's Wollüstlinge Mann für Mann
Auf deutschen Sand gerungen.

— — —
— —

Schiller.

Das, das ist die Sprache des Mannes, der sich seiner vollsten Mannskraft bewußt ist, der sich in diesem Gefühl zum Herrscher der Erde berufen fühlt. — Der so starke und kräftige Mann ist zu allem Tüchtigen fähig, und wo es eines Armes bedarf, da ist Er, da steht Er seinen Mann! Und, wie denn bei ungeschwächter Mannskraft des Körpers auch der Geist ungeschwächt und unverweichlicht ist, so werdet Ihr den wahren Mann,

Dem Wollust nie den Nacken bog,
Und der Gesundheit Mark entsog,

Bürger.

auch überall zu allem Herrlichen und Trefflichen bereit finden, das höhere Kräfte, als die der Muskeln, zu vollführen berufen sind. Welches stärkende, erfreuende Bild gibt solch' ein Mann! Da wir beim citiren unsrer Lieblingsdichter sind, warum wollen wir uns dieses Bild nicht mit den meisterhaft gelungenen Zügen vergegenwärtigen, mit denen es Bürger gezeichnet hat? O schaut, ruft Bürger von dem keuschen, kräftigen Manne aus:

O schaut, wie er voll Majestät,
Ein Gott, daher auf Erden geht!
Er geht und steht in Herrlichkeit,
Und fleht um nichts, denn er gebeut!

Sein Auge funkelt dunkelhell
Wie ein krystallner Schattenquell,
Sein Antlitz strahlt wie Morgenroth,
Auf Nas' und Stirn herrscht Machtgebot.

Das Machtgebot, das drauf regiert,
Wird hui! durch seinen Arm vollführt;
Denn der schnellt aus, wie Federstahl,
Sein Schwerthieb ist ein Wetterstrahl.

So steht der Mann, der wahre König der irdischen Schöpfung!

Untersuchen wir die Grundquellen dieser Mannskraft mit wissenschaftlichem Auge, so finden wir bald Unterscheidungszeichen genug, die den äußern und innern Character des Mannes bezeichnen, und die scharfe Sonderung des männlichen vom weiblichen Geschlechte bedingen. Im Allgemeinen kann man sagen, daß beim Manne, wie bei allen männlichen Geschöpfen (also auch im Thierreiche), das Princip des Feuers, der Wärme vorherrscht, während in der weiblichen Natur das Princip des Wassers, der Feuchtigkeit hervorstechend ist. Dies ist es, was den weiblichen Gliedern, den Contouren ihre Weichheit, ihre Grazie, ihre Ründung verleiht, welches alle Theile so lange frisch und biegsam erhält, und mit dessen Verschwinden die Theile männlich-trockner, hart und spröde werden, das Weib mehr dem Manne ähnlich und häßlich wird. Beim Manne dagegen ist Alles in seiner ganzen Organisation fest, trockner, körnigt, Muskeln und Knochen sind weniger biegsam, aber derber als beim Weibe. Alle Formen treten wahrnehmbarer hervor, sein Temperament ist heißer, energischer. Die breite Brust

und Schultern, der größere Kopf und stärkere Hals, der reichere Haarwuchs, der Bart bezeichnen den **Mann**; die breitere Hüfte, die mehr einwärts gebogenen Knie, die zartere Ründung aller Formen characterisiren das **Weib**, von den wichtigen Unterschieden in dem Bau der Organe der Geschlechtsthätigkeit hier gar nicht zu reden, den wir an einem andern Orte bereits geschildert haben. (Vergl. **Geschlecht**.) Der Mann hat, eben wegen des mehr vorherrschenden Lebensprincipes in ihm, meist einen dunklern Teint, wie überhaupt im Thierreiche, wo es ein Farbenspiel gibt, dies viel lebhafter in den männlichen, als in den weiblichen Geschöpfen ist. Die Weibchen haben dagegen überall mehr eine hellere, blasse, weniger bezeichnende Farbe.

Welcher Unterschied nun erst im psychischen Character des Mannes und des Weibes. Der Mann streng, ernst, Beschützer und Schirmer des schwächern Weibes, daher des Lebens Mühen und Bedürfnisse auch fast ihm allein obliegen: er ist Jäger, Krieger, Geschäftsmann — er tummelt sich herum mit dem Leben, während stillere und zartere Geschäfte das Weib im engen Kreise des Heerdes gefesselt halten —

Der Mann muß hinaus
In's feindliche Leben,
Muß wirken und streben
Und pflanzen und schaffen,
Erlisten, erraffen,
Muß wetten und wagen,
Das Glück zu erjagen.

Und drinnen waltet
Die züchtige Hausfrau,
Die Mutter der Kinder
Und herrschet weise
Im häuslichen Kreise,
Und lehret die Mädchen,
Und wehret den Knaben,
Und reget ohn' Ende
Die fleißigen Hände.
Und mehrt den Gewinn
Mit ordnendem Sinn.

Schiller.

Aber nicht bloß die Tendenz, des Lebens Mühen und Bedürfnisse auf sich zu nehmen, zu „erlisten und zu erraffen," und für das Wohl seiner Nachkommenschaft zu sorgen, ist geistige Eigenthümlichkeit des Mannes — auch Alles, was die Menschheit weiter gebracht hat, die Erfindung und Vervollkommnung aller Künste und Wissenschaften, die gesellige Einrichtung der Staaten — Alles ist vom Geiste

des Mannes ausgegangen, und im Verhältniß zum Ganzen nur höchst selten, hat sich in die Seele eines Weibes so viel männliches Princip verirrt, um ihrem Namen eine Unsterblichkeit in Kunst oder Wissenschaft zu sichern.

Aber wir vergessen, daß wir hier es eigentlich nur mit der physischen Kraft des Mannes, und vorzugsweise wieder nur mit jener Kraft zu thun haben, die für die Bevölkerung der Erde gesetzt ist, und die man auch vor Allen die Mannskraft genannt hat, wie das ganze Wort Mann oft nur in Bezug auf diesen Punkt gebraucht wird.

Gewiß ist es, daß, je mehr der Mann (der Mensch überhaupt) im Naturzustande lebt, nicht verfeinert, veredelt, verweichlicht durch Luxus und Cultur, je mehr er ein thätiges, seine Muskelkräfte in lebendigen Anspruch nehmendes Leben führt, daß er dann am erfreulichsten seiner Mannskraft genießt.

Aber auch für den im geselligen Zustande lebenden Menschen gibt es gewisse Arten, seine männliche Kraft zu bewahren. Die Mittel, durch welche sich die Athleten der Alten und die Ritter des Mittelalters so kräftig und männlich erhielten, waren besonders eine reich-

liche thierische Nahrung, starke körperliche Uebungen, und endlich möglichste Enthaltsamkeit von den Freuden der Liebe und die Reinheit des Geblütes, die sie bei ihren Verbindungen streng aufrecht erhielten.

Die thierische Kost hat einen wichtigen Einfluß auf die ganze Energie des Körpers, wie wir dies schon bei den Carnivoren (fleischfressenden Thieren) sehen. Der Löwe, der Tiger besiegen im Kampf die viel größern Quadrupeden, den Elephanten und das Rhinoceros. Ein Engländer, der seine Beafsteaks und Rostbeefs verdaut hat, schlägt eine kleine Compagnie pflanzenessender Hindus in die Flucht. Homer's Helden waren ungeheure Fleischesser, und Homer läßt ihnen ganze Schöpsen und Hämmel serviren. Milon von Croton, der zweite Hercules, verspeiste allein in einem Tage einen jungen Ochsen. Die starken Wilden des nördlichen Amerika ernähren sich fast nur davon, daß sie auf ihren Jagden, wenn sie erschöpft sind, irgend ein Thier tödten, und es noch roh und blutend verzehren. Aber auch die adelichen Ritter, die tapfern Kämpen des Mittelalters, deren Schwerter und Schilder wir entarteter Nachwuchs nicht einmal zu heben vermögen, waren

ungeheure Fleischesser; wie sie überhaupt einen anständigen Appetit hatten und Essen ihnen eben nicht das unangenehmste Geschäft war. Deshalb unterschied sich der Adel und die höhere Kaste auch leicht von der niedern, die, arm und unterdrückt, sich mit Wurzeln und Krautwerk und schlechtem Brod begnügen mußte, so daß bekanntlich es des guten Heinrichs IV. Hauptbestreben war, sein Volk so glücklich zu machen, daß Bürger und Bauer wöchentlich einmal doch auch

la poule au pot
ein Huhn im Topfe

haben sollten.

Diese durch bessere, besonders durch thierische Kost erlangte Kraft des Körpers, suchten sich die Großen und Vornehmern im Mittelalter bis zur Erfindung des Schießpulvers noch durch viele körperliche Uebungen zu bewahren und zu erhöhen. Der Bauer, der Bürger, die Sklaven, durften keine Waffen führen, weil man sie als Werkzeuge einer Rebellion in ihren Händen ansah, und wie es denn also ein Vorrecht der Aristokraten blieb, die Waffen zu handhaben, so übten sie sich denn auch unaufhörlich im Waffenspiel, be=

sonders auch, weil es immer ihre Politik erforderte, sich gegen äußere und innere Feinde kräftig und von ihnen gefürchtet zu machen. So wechselten denn Jagd, Caroussel, Turniere, Fischerstechen, Kampf und Krieg, und immer blieb der Körper in jener Uebung und Anreizung aller seiner Kräfte, die so wichtig ist für das Thema, das wir hier behandeln.

Endlich, wie gesagt, ist die Enthaltsamkeit von den Freuden der Liebe, wenigstens von dem Uebermaaße im Genusse dieser Freuden, das sicherste Mittel, die Mannskraft aufrecht zu erhalten. Ohne an die erschlaffte Weichlichkeit der Eunuchen oder entnervter Wollüstlinge, oder verschnittener Thiere im Gegensatze zu den männlichen und starken zu erinnern, brauchen wir nur an die exaltirte Kraft der Thiere um die Brunstzeit zu denken, wo der Ueberfluß des zeugenden Princips, nachdem es so lange nicht verbraucht worden war, ihre Adern durchbraust. Daher kommt es auch, daß Männer, die in früherer Zeit sich und ihre Kräfte schonten, oft noch im späten Alter lebensfähige Kinder zeugten. Cato, der strenge Censor, wurde im achtzigsten Jahre Vater; Massinissa, König der Numidier, zeugte im neunzigsten Jahre einen Sohn,

Namens Methymnus. Solon und Anacreon kannten noch mit grauen Köpfen die Liebe. Freilich sind dies Ausnahmen, denn gewöhnlich ist das Greisenalter:

Cet âge où les humains sont morts pour
les plaisirs,
Où le cœur est surpris de se voir sans désirs
Et dans lequel il ne nous reste
Qu'un assemblage vain de sentimens confus,
Un présent douloureux, un avenir funeste,
Un triste souvenir d'un bonheur qui n'est
plus.
Pour comble de malheur, on sent de la
pensée
Se déranger tous les ressorts
L'esprit nous abandonne, et notre ame éclipsée
Perd en nous de son être, et meurt avant
le corps!

Voltaire.

Das Alter, wo der Mensch für Freuden
abgestorben,
Wo überrascht das Herz, daß es so ohne
Wunsch ist,
In welchem uns nur noch Erinnerung
Die längst entschwundenen Gefühle wiederzaubert,
Ein traurig' Jetzt, und eine schwere Zukunft,
Betrübtes Angedenken an ein früh'res Glück.

Zum größten Elend fühlen wir die Federn
Des Hirns allmählig trocknen, und der Geist
Verläßt uns, unsre Seele
Verliert in ihrem Sein, und stirbt noch vor
dem Körper.

(Vergl. Alter, Ausschweifung, Bart, Befruchtung, Castrat, Cicisbeat, Ehe, Enthaltsamkeit, Hagestolz, Nestel, Unmäßigkeit, Unvermögen, Wollust u. s. w)

Mannbar.

Mit diesem Beiwort bezeichnet man junge Personen, die eben aus der unbefangenen Kindheit in die stürmische Epoche der Jugend treten, und deren physische Entwickelung so weit gediehen ist, daß sie zur Fortpflanzung unseres Geschlechtes fähig werden. Bekanntlich werden überall auf der Erde die Mädchen früher als die Knaben mannbar, bei jenen tritt die Reife schon um das eilfte und zwölfte, bei diesen gewöhnlich erst um das vierzehnte oder fünfzehnte Jahr hervor.

Diese Epoche des Lebens, in welcher die bisher noch schlummernde Thätigkeit der Geschlechtsorgane zu erwachen beginnt, und der

Gegensatz zwischen Männlichem und Weiblichem sich schärfer sondert und ausbildet, erzeugt eine so eigenthümliche und vielfache Veränderung im Fühlen, Denken und Handeln, daß die ganze übrige Lebenszeit keinen so tief eingreifenden Entwickelungsmoment mehr darbietet. Der mannbare Mensch ist zu gleicher Zeit ausgelassen wie ein Kind, und verschämt wie eine Jungfrau, er besitzt die Dreistigkeit eines Pagen, und die liebenswürdige Zärtlichkeit einer glühenden Novize. Er ist bald ein scherzhafter Possenmacher, bald ein muthwilliger Hurlebusch, bald ein ernster und ungezogener Bramarbas. Er hat die Kinderschuhe abgelegt, und ist doch noch kein Mann geworden. Eine wehmüthig süße und unbestimmte Sehnsucht ergreift das junge Herz, ein unerklärliches Bedürfniß nach Genuß, eine ungestüme Gährung der Gedanken sind die Vorläufer des Sturmes, den bald die Alles durchbrechende Macht der Leidenschaft erregen wird; unwillkührliche Freude wechselt mit Betrübniß ohne Ursache, und die tausend Plane, welche den Kopf durchkreuzen, die wunderlichen Bilder der Phantasie, die vielen Seufzer um Nichts, die Thränen ohne Zweck — kurz Alles deutet auf den geheimen Aufruhr, den die aus

dem Keime hervorbrechende Sinnlichkeit verursacht, und der eine Quelle der süßesten und zugleich der verderblichsten Gefühle dieses Lebens wird. (Vergl. Amor, Entwickelungsjahre, Jungfrau.)

Geschieht diese Entwickelung nur unvollkommen, wie es bisweilen bei einem schlaffen Körper und reizlosen Temperament der Fall ist, so entsteht leicht ein dumpfer apathischer Zustand, der sich im Psychischen, wie im Physischen ausdrückt, und bei dem weiblichen Geschlecht gewöhnlich als Bleichsucht hervortritt. Unter solchen Umständen muß die gesunkene oder unterdrückte Lebensthätigkeit durch viele Bewegung in freier Luft und körperliche Arbeit, durch solche Vergnügen, die Geist und Körper zugleich aufregen, wie z. B. durch Fechten, Jagen, Tanzen, Reisen u. s. w.; endlich auch durch reizende und stärkende Nahrungsmittel erweckt und befördert werden. Um dies zu erreichen, hat man auch wohl die Reizung der Geschlechtsorgane durch den natürlichen Beischlaf vorgeschlagen. Allein es ist gewiß, daß dieses Mittel allemal auch die Ursache eines Kraftverlustes ist, der in einem so zarten Alter nur höchst verderblich sein, und oft für die ganze Lebenszeit sehr unglück-

olgen nach sich ziehen kann. Der junge
h, der eben in die Epoche der Mannbar=
itt, ist seiner Natur nach schüchtern ge=
ıs schöne Geschlecht, er wagt kaum den
ß zu wünschen; und jene Weiber, die
Sinneslust und Gefälligkeit getrieben, die
Früchte einer feurigen und unerfahrnen
ıd genießen wollen und darin sich gefal=
den jungen Mann zu bilden, oder in
Welt einzuführen, erndten meistens
Haß und Verachtung von ihm, dem sie
ersten Unterricht in den Mysterien der
odite ertheilten!

uch die erste Liebe des mannbaren jungen
chens ist eigentlich nicht eine sinnliche,
wenn auch das Ende derselben in's Cy=
e fällt, so ist der Anfang doch immer pla=
ch. Doch bemerkt man bei dem Mädchen
viel innigere Zuneigung gegen den Mann,
sie ihre erste Blume zum Opfer bringt,
dieser gegen das Weib hegt, welches zuerst
angezogen. Dies liegt in der Natur und
größern Hülfsbedürftigkeit des schwächeren
lichen Characters.

Bei den alten Germanen war es den Jüng=
en nicht erlaubt, sich vor ihrem zwanzigsten
re in eine Geschlechtsverbindung einzulas=

sen, und Julius Cäsar leitet die kräftigen, großen Körper dieses Volkes hauptsächlich von dieser Enthaltsamkeit ab. Bei civilisirten Nationen hingegen, wo die Ausschweifung größer ist, sehen wir die Nachkommen immer mehr zusammenschrumpfen, und durch die frühzeitige Gemeinschaft zwischen beiden Geschlechtern sich entkräften. (Vgl. Ehe.)

Mannbarkeit.

Der Zustand des Menschen, den wir im vorhergehenden Kapitel zn schildern versucht haben. Man gebraucht das Wort vom beiderseitigen Geschlechte, und spricht von der Mannbarkeit eines Mädchens, wie von der eines Jünglings. Bei beiden bedeutet es diejenige Reife aller Kräfte, der körperlichen wie der geistigen, welche erforderlich ist, um in naturgemäßer Vermischung ein lebensfähiges Kind zu erzeugen. Wir haben bereits in mehreren Abhandlungen dieses Werkes gesehen, daß in unserm Klima die Mannbarkeit beim Jüngling um das fünfzehnte bis achtzehnte, beim Mädchen um das dreizehnte bis sechszehnte Jahr eintritt. Ueber die übrigen Verhältnisse und Beziehungen der Mannbar-

keit vgl. Begattung, Fruchtbarkeit, Entwicklungsjahre, Reife u. s. w.

Matrone.

Hieß bei den Römern jede rechtmäßige Frau eines römischen Bürgers. Nachher verband man mit dem Worte den Begriff einer bejahrten, ehrenwerthen Frau überhaupt, welche Beziehung es bis heut beibehalten hat. In dieser Beziehung sollte das Wort eigentlich in diesem Werke keinen Platz finden, weil die Sexualität im bejahrten, weiblichen Körper erloschen ist oder — — sein sollte, allein — „Alter schützt vor Thorheit nicht," und wir werden in dieser Hinsicht in den Artikeln: Weib und Wittwe auf dasjenige Alter des Weibes zurückkommen, in welchem man sich die „Matrone" zu denken pflegt.

Megalanthropogenesie.

Erschrecken Sie nicht, theurer Leser, vor diesem Worte, dem längsten, das Ihnen im Verlaufe dieses Werkes begegnen dürfte: es ist aus griechischen Wurzeln zusammengesetzt, und bedeutet in dem Sinne, wie man es ge-

wöhnlich nimmt, die Kunst, große Männer zu erzeugen, versteht sich geistig große. „Wie? rufen Sie erstaunt, gibt es eine solche Kunst?“ Und schon sehen sie in Ihren zukünftigen Knäblein lauter Newtone und Kante und Raphaele und Gluck's und Göthe's, in ihren Mägdelein Sappho's und Staels und Morgan's — — folgen Sie uns aber erst geduldig in der Untersuchung, ob es wirklich eine solche Kunst gäbe?

Wäre es, vor Allem, denn aber auch wirklich gut, wenn es solche Mittel gäbe, durch deren Anwendung es den Eltern gelänge, Weise und Künstler-Genies zu erzeugen? Wer Teufel würde am Ende einen Schuster oder Schneider oder einen Soldaten, einen ehrlichen Bauer erzeugen wollen? Schon Seneca klagte, daß es zu seiner Zeit — auch ohne Megalanthropogenesie — an Gelehrten und Rednern und Dichtern und Grammatikern in Rom wimmelte, die Alle vor Hunger starben:

Literarum quoque intemperantia laboramus

was ein altes, französisches Sprichwort ähnlich ausdrückt:

faut des savans, pas trop n'en faut:
Man braucht Gelehrte, aber nicht zu viel;

und auch heute existirt ja schon — wieder einmal auch ohne Megalanthropogenesie — nur allein in den ersten Etagen und den Dach-Stockwerken von Berlin und Wien und Leipzig (des Auslands gar nicht zu gedenken!) ein solches Heer von zur Messe fahrenden Versemachern, Schauspieldichtern, Magistern der freien Künste, Philosophen und — Genies, daß es unmöglich ist, sich auf die Stufe der Vervollkommung des Menschengeschlechtes hinzudenken, welche unfehlbar erreicht werden würde, wenn nun die Qualität aller dieser Genies wieder auf ihre Kinder und Kindeskinder überginge.

Ist denn aber die intellectuelle und die moralische Kraft des Menschen auf seine Nachkommen erblich! Diese Frage wird wohl zunächst untersucht werden müssen. Die Vertheidiger dieser Erblichkeit haben allerdings viele und nicht unwichtige Gründe für sich. Wie oft sehen wir nicht mit dem Gesicht der Eltern auch ihren Character, ihr Temperament, ihre constitutionellen Krankheiten auf ihre Nachkommenschaft übergehen? Durch ganze Geschlechter, wenn sie sich nicht mit andern mischen, und immer wieder sich unter sich verbinden, geht eine Familienähnlichkeit,

die sich in allen Statuen und Bildnissen solcher Familien wiederfindet. So die Medicaer, die Bourbonen u. s. w.

Auch andere organische Eigenthümlichkeiten vererben sich. In einigen Familien sterben alle Glieder sehr alt, in andern alle sehr jung. Rothe Haare, lange Nasen, gebogene Beine u. dergl. sind Erbtheil ganzer Geschlechter. Wenn nun also das Physische sich so treu in der Nachkommenschaft wieder nachgeprägt findet, und von gewissen geistigen Eigenthümlichkeiten diese Erblichkeit nicht zu leugnen ist, wie sollte nicht, wenn ein physisch schöner und dabei mit Geist und Talent begabter Mann ein *dito* Weib umarmt, aus dieser Ehe ein Kind hervorgehen, das die Vorzüge der beiderseitigen Eltern in sich vereinigte?

Die Erfahrung hat gelehrt, daß gewisse rein-psychische Eigenschaften erblich sind. So haben nicht wenige Familien den traurigen Vorzug, daß die Geisteszerrüttung unter ihnen erblich und heimisch ist; ferner vererben sich gewisse Gewohnheiten von Vater auf Kinder, wie denn gar nicht zu leugnen ist, daß das Kind des gesitteten Europäers mit andern Dispositionen geboren wird, als das Kind des Arabers in der Wüste. Nach solchen und

ähnlichen Erfahrungen würde also die Mög=
lichkeit einer Megalanthropogenesie wahr=
scheinlich. Und in der That hat man nicht
Geist und Talent in vielen Familien erblich
gesehen? Haben nicht die Racine, Plater,
Sebitz, Jacquin, Cassini, Bernouilli,
Euler, Rubens, Pitt, Walpole, Ri=
chelieu, und viele andere Künstler und Ge=
lehrte vom Geist ihrer Eltern und Voreltern
so viel ererbt, daß sie sich als deren würdigste
Sprößlinge bewähren konnten?

Aber — es gibt andre Gründe, die an dem
vortheilhaften Resultate einer Kunst der Me=
galanthropogenesie zweifeln lassen, denn es
läßt sich zeigen, daß oft die edelsten Geschlechter
unter den Menschen, trotz aller Sorgfalt mit
der man sogenannte Mesalliancen zu verhüten
sucht, ausarten, und daß besonders Männer
von wahrhaftem Genie diesen göttlichen Funken
fast nie auf ihre Nachkommen übertragen.

Diese göttliche Flamme concentrirt sich ganz
und ausschließlich im Leben des Gehirns, und
natürlich ist es, daß, jemehr hier das Leben
intensiv ist, es in den andern Functionen des
Organismus desto schwächer sich ausspricht.
Eine alltäglich Erfahrung lehrt, daß Männer

von Geist, Gelehrte, Künstler u. s. w. meist von schwächlicher Leibesconstitution sind:

> Et que les grands esprits, d'ailleurs très-estimables,
> Ont fort peu de talens pour former leurs semblables.
>
> Und daß die, übrigens höchst schätzbaren großen Geister, nur wenig Talent besitzen, ihres Gleichen zu bilden.

Newton starb jungfräulich, Kant wenigstens unverheirathet, ja haben nicht schon die Mythen der Alten auf diesen Punkt angespielt, wenn sie Minerva und die Musen keusch und jungfräulich da stehen lassen? Piron freilich schiebt die Schuld auf Apoll:

> Apollon n'est qu'un effeminé; depuis des siècles qu'il est
> avec neuf filles, ne sont elles pas encore pucelles?
>
> Apollon ist ein Entnervter, seit Jahrhunderten lebt er mit neun Mädchen, und sie sind und bleiben Jungfrauen.

Aber wenn auch der Spötter Recht hätte, so gäbe grade Apoll wieder einen neuern Beweis für unsre Behauptung. Selbst jene Männer, die wir oben als scheinbaren Gegenbeweis angeführt haben, erreichten dafür doch

unge ihre Väter nicht, wie ihre Nachkommen wieder immer mehr und mehr in die Masse der Alltagsmenschen versanken. Und wer kennt die Söhne der Socrates, Cicero, Alexander, Cäsar, Karls des Großen, Büffon, Voltaire, Rousseau, Shakespeare, Calderon, Gluck, Raphael — und so vieler anderen berühmten Männer?

Wenn eine Megalanthropogenesie existirt, so zeige man uns doch die heutigen berühmten Sprößlinge so vieler erloschener Geschlechter! Im Gegentheil, wenn man die Geschichte des Menschengeschlechts befragt, so findet man, daß von den frühesten Zeiten an die Hohen und Beherrscher, die edelsten Familien aus der tiefsten Dunkelheit hervorgegangen, und immer auch wieder nach mehr oder weniger Zeit in sie zurückgesunken sind. „Man muß sich nicht wundern, sagt Montaigne, daß ein Küchenjunge von einem Herzog und Pair und ein General von einem Schuster abstammen könne" — und was würde Montaigne erst sagen, hätte er die französische Revolution und ihre Folgen erlebt?!

Auch vom moralischen und philosophischen, ja vom religiösen Standpunkte aus wird es klar, daß eine Megalanthropogenesie überall

nicht existiren könne. Wie? Jene hohe, allweise, allgerechte Weltregierung, die die ganze Menschheit mit gleicher Liebe umfaßt, dieser Gott, den wir alle erkennen und verehren, sollte gewisse Familien mit dem großen Vorzuge beglückt haben, das Talent und die höhern geistigen Facultäten unter sich zu bewahren, während er dann die ganze übrige Menschheit diesen Beglückten gleichsam als geborne Sklaven untergeordnet hätte? Nein!

Der Mensch ist frei geschaffen, ist frei.
Schiller.

Und Jedem ist die Bahn geöffnet! Es gibt keine geistige Aristokratie im Plane der allgütigen Weltregierung, und nur Menschenwitz konnte sich einbilden, das Geheimniß zu besitzen, die Natur in ihrem unerforschlichen Willen zu leiten. Das Rad des Geschicks rollt, und wie es heut ein Geschlecht hoch oben bringt, so stürzt es dasselbe morgen wieder hinab, daß ihm ein Andres folge. Das Edelste des Menschen, seine geistigen Vorzüge, sie lassen sich nicht durch künstliche Zwangsmittel auf die entstehende Frucht übertragen, und der Glaube an eine Megalanthropogenesie zerfällt in Nichts vor dem Blicke des Forschers!

Mensch.

Der Mensch! — „Und du kündigst uns einen bloßen „Artikel" eines Wörterbuches an, das über tausend Dinge belehren will," so ruft der Leser uns zu! Allerdings würden wir den „Menschen" gar kurz abfertigen müssen, wollten wir hier über seine physischen und moralischen Eigenschaften, über den Menschen als geschaffenes Thier, also über seinen Bau, die Verrichtungen und Krankheiten seines Körpers, über den Menschen als Erfinder und Vervollkommner aller Künste und Wissenschaften, als den König der Schöpfung reden — aber es kann uns nicht einfallen, selbst unter dem Titel „Mensch," den wir über diese Abhandlung setzen, eine, wenn auch noch so gedrängte Anthropologie liefern zu wollen, wenn wir des Titels und des Zweckes dieses Wörterbuchs eingedenk sind, das ja den Menschen nur in Bezug auf seine Geschlechtsverhältnisse auffassen will. Und auch in dieser Hinsicht könnten alle Artikel dieses Buchs zusammengenommen hier auch unter der Rubrik „Mensch" zusammengefaßt werden, da ja alle sich eben auf den Menschen beziehen:

wir verweisen aber ganz vorzugsweise auf die Abhandlungen: Amor, Ausschweifung, Begattung, Ehe, Enthaltsamkeit, Entwicklungsjahre, Geschlecht, Mann, Weib, und geben hier nur eine kurze Schilderung des sexuellen Verhältnisses des Menschen in Beziehung auf die übrige thierische Schöpfung.

Wahrlich! er kann sich nicht beklagen, daß ihn die Natur stiefmütterlich behandelt habe, als es auf Vertheilung der sexuellen Freuden ankam. Er allein genießt unter allen Thieren den Vorzug, zu allen Zeiten des Jahres sich diesen Freuden widmen zu können, und diese ununterbrochene Kette ist keine der geringsten Fesseln, die jene sociale Vereinigung der Geschlechter zusammenhält, auf welcher die Vervollkommung und das Glück der Menschheit beruht. Die Nothwendigkeit, sich gemeinschaftlich gegen einen allgemeinen Feind zu vertheidigen, führt die Thiere in Heerden aneinander, bildet die Republiken der Bienen und Bieber, das süße Bedürfniß der Liebe nähert die menschlichen Geschlechter, und vereinigt sie in Familien, und so sehen wir die Liebe — nicht wie kalte Rechenmeister und speculirende Philosophen behauptet haben, das Eigenthum

— als die Basis der menschlichen Gesellschaft!

Warum aber, fragt es sich, ist der Mensch zu allen Zeiten und so ganz ausschließlich unter allen Thieren zu den Freuden der Liebe fähig und auch aufgelegt, warum ist er das wollüstigste unter seinen Mitgeschöpfen. Hier bedarf es keiner Grübeleien, um die richtige Antwort aufzufinden. Einmal determinirt schon seine aufrechte Stellung alle seine Säfte mehr nach dem Unterleibe, dem Sitze der Geschlechtsliebe, als es bei den andern Säugethieren, außer den Affen, der Fall ist, und in der That sind auch die Affen eben wegen desselben Grundes äußerst wollüstige Thiere, wie Jeder weiß, der nur einmal längere Zeit Affen beobachtet hat. Dieses leichtere Zuströmen des Blutes nach dem Unterleib erleichtert und befördert auch allgemein die Secretion des zeugenden Princips beim Mann, das in der That unaufhörlich abgesondert wird, und eben deshalb unaufhörlich zur Excretion anreizt: bei der Frau aber entsteht aus derselben Ursache ein ähnlicher starker Andrang des Blutes nach dem Unterleibe, das sich bekanntlich beim mannbaren Weibe sogar deshalb regelmäßig entladen muß. Ein zweiter Grund liegt in der reichlichern Nahrung, die der Mensch vor

den Thieren voraus hat; ein Satz, den wir hier schon mehreremale ausgeführt haben.

Und umgekehrt hat die Erfahrung gelehrt, daß gute Ernährung des Körpers diesen fähig und aufgelegt mache zu den Freuden der Venus. Ferner hat der Mensch eine zarte nackte, d. h. nicht durch Wolle, Federn oder starken Haarwuchs gedeckte Haut wie die Thiere, und es ist wieder Erfahrungssatz, daß starke Reize, die die Haut treffen, sehr schnell auf das System der Geschlechtsnerven erregend wirken: nun wird aber begreiflich die zarte, nervenreiche Haut des Menschen leichter durch Reize aller Art, wie wollene Kleidungsstücke, Bewegungen, die auf die Haut wirken, Hautkrankheiten u. s. w. angeregt, als der undurchdringliche Schuppenpanzer des Rhinoceros, die stark befiederte Haut der Vögel oder der wollreiche Pelz des Schaafes.

Endlich kommen hier die Ursachen mit in die Wagschaale, die in der g e i s t i g e n Natur des Menschen begründet liegen, und wenn es nach dem Gesagten noch eines Uebergewichtes bedürfte, um den Erfahrungssatz auch wissenschaftlich zu begründen, daß und warum der Mensch das wollüstigste Geschöpf sei, so finden wir dies Uebergewicht in der geistigen Eigen-

thümlichkeit des Menschen. Kennt Ein Thier — so weit es uns zu behaupten vergönnt ist — die Anregungen und Freuden der Phantasie? Und doch sind alle physischen Anregungen zu dem Triebe der Wollust Nichts gegen die viel mächtigern, die die Einbildungskraft bietet! Wir brauchen diese Wahrheit wohl nicht auszumalen, um sie begreiflicher zu machen. Jeder blicke in seinen Busen, ob er sich nicht, wenn auch nur eines Augenblickes, erinnert, wo diese Wahrheit auch auf ihn Anwendung fand. Sie ist so gewiß aus der menschlichen Natur geschöpft, daß recht entnervte Wollüstlinge, die den Kelch der sinnlichen Liebe oft und bis auf den Grund geleert haben, meist damit endigen, nun durch hundert erlaubte und unerlaubte Mittel ihre Phantasie zu Genüssen aufzuregen, von denen sie wohl wissen, daß diese noch auf die ausgebrannten Nerven wirken, wenn sie für physische Reize schon längst todt sind. Bieten nicht alle Künste — die Architectonik allein ausgenommen — Mittel an, den Menschen von seiner Geschlechtsseite anzuregen, und ist Ein Thier von dieser Seite erregbar? Die lydische Musik war in Sparta bei harter Strafe verboten, weil die Gesetzgeber wohl

wußten, daß diese weichlichen Melodieen die Nerven ihrer feurigen Jugend anreizten, sie aber auf alle Art der Entartung ihres Stammes entgegen arbeiten wollten: was Malerei und Bildhauerkunst vermögen, haben die Tiziane und die Bildhauer in den Zeiten des entarteten Roms bewiesen, und an allen den vielen Statuen aus jener Zeit sieht man mehr als hypothetisch, zu welchem Zweck und auf welche Wirkung hin sie bestellt worden sein mögen! Leider! hat auch die Poesie, die einzige Kunst des innern Sinnes, Mittel, die sie in dieser Hinsicht von der Regel, die wir eben von allen Künsten aufgestellt haben, nicht ausschließen, und alle Literaturen von der altgriechischen bis auf die modernste aller europäischen Nationen, haben ihre erotischen Dichter gehabt! An die Poesieen dieser Art reihen sich nun vollends noch die prosaischen Schriften, deren Zahl gar Legion ist, denn jedes Jahrzehend fast gebiert solche — von denen man uns übrigens nicht zumuthen wird, auch nur Eine zu citiren!

Andre Gründe wieder liegen im geselligen Leben des Menschen. Das Weib fühlt in unsern neuern Zeiten mehr als je das Bedürfniß, sich einem Mann anzuschließen, die

Ehe ist nicht blos göttliches Gesetz mehr, sie ist auch ein Mittel zum irdischen Unterhalt für das Weib geworden, und wo nur irgend ein heirathbares Frauenzimmer aufduckt, da haben Mutter und Basen und Muhmen nichts Angelegentlicheres zu thun, als dafür zu sorgen, daß nur ja das liebe Kind „auch an den Mann gebracht" werde. Alle Toilettenkünste, alle List, die Kultur und Practik an die Hand gibt, werden aufgeboten, und wohin das Auge des jungen Mannes sich wendet, sieht er solche Künste, solche wahre oder erheuchelte Reize entfaltet — was Wunder? wenn seine Phantasie in unaufhörlicher Aufregung bleibt, und unaufhörlich seine Nerven befeuert!

Sollen wir der feinern Künste der Geselligkeit und der Kultur noch erwähnen, um unsre Behauptung, wie der Mensch gar viele Antriebe zur größern Sinnlichkeit vor den Thieren voraus habe, zu bestätigen? Theater und Tanz! für wie viel verführte Unschuld habt Ihr zu büßen. Die durch Romane schon aufgereizte Jugend geht in's Schauspiel; hier sieht sie die nächtlichen Zusammenkünfte J u l i a ' s mit ihrem R o m e o, hört die schwärmerisch-sinnlichen Klagen des liebenden Mädchens mit S h a k e s p e a r'scher Kraft ausge-

sprochen, hier sieht sie Thekla um ihren Geliebten weinen, die das Leben hingibt, dem sein Werth, die Liebe, genommen ist, hier hört sie des jungen Pagen Cherubim gluthererfüllte Seufzer der Liebe in Mozart's an's Herz dringenden Tönen — hier endlich hört und sieht sie in hundert weniger edlen Scenen und Verwickelungen und Reden und Gesängen, wie Liebe und wieder Liebe und immer Liebe das ewige Thema des Menschen ist! Und der Geist sollte nicht aufgeregt werden, doch auch einmal das wunderliche Gefühl zu erproben? Und er sollte nicht noch weit lebhafter entflammt werden, wenn ihm jene Gefühle schon alltäglich sind?

Aber ohne Ende sind die Versuchungen, die dem armen Menschen täglich vom bösen Feinde in den Weg gelegt werden, daß er stolpere. Da ist noch der Tanz, der seine Sinne so mächtig anregt (s. Tanz), da ist der Zauber der Wohlgerüche (s. Geruch), da ist die Unart der hitzigen Getränke — — o! sinnlicher Mensch, dein Pfad ist voller Abgründe, drum — lasse nicht von der Vernunft, die deine Führerin sein und bleiben muß!

Mieder.

So nennt man bekanntlich ein Kleidungs-stück, das besonders die Landmädchen um die Brust legen, ursprünglich um den Busen zu-sammenzuhalten, und woraus später, besonders in den südlichen Gegenden, ein wichtiger Be-standtheil des weiblichen Putzes geworden ist. So sieht man die Bäuerinnen in Schwaben, im Schwarzwald, in der Schweiz mit den reichsten Miedern prangen, an denen lebendige, bunte Farben und goldne Schnüre nicht ge-spart sind, und in der That kann — bei einem nur irgend reizenden Frauenzimmer — ein hübsches Mieder Zauberwirkung thun. Des-halb sehen wir das Wort bei den erotischen Dichtern so floriren, deshalb haben aber auch die Damen der höhern Stände unweise ge-handelt, daß sie dies Kleidungsstück so ganz verkannt haben, um so unweiser, da sie, seinen ursprünglichen Zweck beibehaltend, es gegen ein ähnliches, aber viel schädlicheres Instru-ment vertauschten. (S. Schnürleib.) Die Sitte des Mieders hat zugleich etwas Züchtig-Keusches; es ist gleichsam ein Netz, das den Busen des Weibes gefangen hält, und wenn auch ein verschmitzter Dichter sagt:

Den Busen zehnfach eingeschnürt
Gescheh' ihm doch, was ihm gebührt —
v. Thümmel.

so bleibt drum unsre Behauptung doch wahr, und vielleicht ist es grade nicht weniger diese Ansicht, die Jeder, wenn auch dunkel, hegt, als der Reiz, den ein hübsches Mieder dem Wuchse eines Mädchens wohl geben kann, was eben dies Kleidungsstück so zu Ehren gebracht hat. Eben dies Züchtig-Keusche, das mit dem Begriff eines wohlverwahrten Mieders verbunden wird, läßt auch von einem weniger strengen Mädchen sagen, daß es sein Mieder gelüftet habe, und in diesem Sinne sagt Thümmel einmal: „in Frankreich,

Wo statt des Nordwinds nur Gefieder
Schalkhafter Weste dich umwehn,
Uns alle Herzen, alle Mieder
Und alle Fenster offen stehn."

Milytta.

Die assyrische Venus, die wir hier erwähnen, weil bei den Assyriern der Gebrauch herrschte, daß jedes Frauenzimmer einmal in ihrem Leben in dem Tempel dieser Göttin sich einfinden und ihr zu Ehren die Erstlinge

hrer Liebe ihr opfern mußte. H e r o d o t beschreibt die hierbei beobachteten Ceremonien uf folgende Art. Alle Frauenzimmer, die n dieser Absicht in dem Tempel erschienen, raten mit einem Blumenkranze auf dem Haupte vor das Bildniß der Göttin hin. Hierauf begaben sie sich in die Schlangengänge es Tempels, und warteten, bis Einer sich hnen näherte. Liebhaber fanden sich hier in Menge ein, und hatten das Recht, diejenige, velche ihnen am besten gefiel, zu wählen. Ein eder war verbunden, derjenigen, auf die seine Wünsche fielen, einige Münzen unter den Worten zu überreichen: „ich rufe für Euch ie Göttin M i l y t t a an.“ Diese Summe, o gering sie auch sein mochte, durfte eben so venig ausgeschlagen, als dem Fremden, wer r auch war, die Umarmung verweigert werden. Sie mußte demselben aus dem Tempel sogleich in einen abgelegenen Ort folgen, und sich von der Forderung des heiligen Orakels entbinden lassen. Sobald auf diese Art dem Gesetze ein Genüge geleistet war, kam das Frauenzimmer in den Tempel zurück, und brachte der Göttin das Opfer. Nur jetzt var es ihm erlaubt, wieder in seine Wohnung u gehen. Diejenigen, denen Geburt, Reich=

thümer und Ehre einen Vorzug gaben, suchten oft diesem Gesetze dadurch auszuweichen, daß sie sich in einer Sänfte bis an den Eingang des Tempels tragen ließen. Hier mußte ihr ganzes Gefolge zurückkehren; sie erschienen vor der Statue der Göttin, und kehrten sogleich, als wenn sie das Opfer gebracht hätten, nach ihrer Wohnung zurück. Mädchen, denen die Natur lockende Reize versagt hatte, waren dem traurigen Schicksale unterworfen, Jahre hindurch zu warten, bis sich Einer fand, der ihnen den Gürtel lösete, und das Gesetz in Erfüllung brachte.

Auch bei andern alten Völkern finden sich ähnliche sonderbare Gebräuche, die auf verkehrten Begriffen von der Jungfrauschaft beruhen.

In Cypern opferten die Mädchen der Venus ihre Jungfrauschaft, zur Beobachtung einer desto unverbrüchlichern ehelichen Treue, wie Justinus meint.

Die Armenierinnen weiheten nach Strabo ihre Jungfrauschaft der Göttin Tanais und ein Gleiches fand, nach einer gesetzlichen Sitte, bei den Phöniziern statt.

Ja noch heutiges Tages ist bei einigen asiatischen Völkern das Feilsitzen der Jungfrauen in einem Tempel, ehe sie heirathen, gebräuchlich.

Auf der Küste Koromandel beten die In=
aner einen hölzernen Götzen an, der mit
nem ungeheuren Zeugungsgliede versehen
. Mädchen opfern ihre Jungfrauschaft,
ıfruchtbare Weiber segnen sich durch dessen
erührung, und Thiere werden zur Zeugung
ner stärkeren Race ihm vorgeführt.
Eben diese heilige Raserei herrscht auf Goa.
ier führen am Tage der Hochzeit Eltern und
erwandte die Braut vor einen Pagoden,
ı welchem ein männliches Glied von Eisen
)er Elfenbein gefesselt ist, und mit welchem
öhen eine leicht denkbare scheußliche Opera=
on getrieben wird, die sich die unglückliche
raut in religiösem Irrthum gefallen lassen
uß!

Minne.

Minne oder Minna, das ur=deutsche Wort
ır Liebe, das aber im Mittelalter mehr als
ıser heutiges Wort: Liebe eine emphatische
edeutung hatte. Man weiß, daß eine ganze
poche der Poesie des Mittelalters von der
oesie der Minnesinger oder Trouba=
ours gebildet wird, über die wir vortreff=
he Nachweisungen, namentlich von Bou=

terweck, besitzen. Unsre neusten deutschen Romantiker — deren Wuth jetzt Gottlob! wieder vorüber ist und ausgetobt hat — brachten uns bekanntlich mit dem Neo-Altdeutschthum auch das Wort: Minne wieder, wie denn Einer gradezu ausrief:

Wir sind die Glöckner der romant'schen Minne:
Wir sind die Knecht' der Himmelsköniginne!

und nun wimmelten alle Morgen-, Mittag- und Abendblätter und Almanache wieder von faden süßlichen Minneliedern, deren ganzes Bestreben war, den naiv-herzlichen und doch glühend-warmen Ton der Original-Minnelieder zu treffen. Man höre, wie ein schönes Lied in der berühmten Manessischen Sammlung die Minne erklärt:

Er an Sie.

Er

Kenntest du die kleine Minne,
Schönes Mädel, fromm und gut:
Trunken wären deine Sinne,
Deine Seele hochgemuth.
Würde dir ihr Zauber kund,
Ach! dein kleiner rother Mund
Lernte seufzen zu der Stund.

Sie.

Ey, so sag mir, was ist Minne?
  Ist es denn Weib oder Mann?
Wie verführt es unsre Sinne?
  Und wie ist es sonst gethan?
Mach mir alles offenbar,
Wie es sei und wie es fahr,
Daß ich mich davor bewahr.

Er.

Minne, Kind, ist so gewaltig,
  Daß ihr dienen alle Land';
Ihre Macht ist mannigfaltig,
  Ihre Sitte viel gewandt:
Sie ist böse, sie ist gut,
Beides, wohl und weh sie thut,
Gibt Geduld, tilgt Wankelmuth.

Sie.

Kann sie auch das Leid versenken?
  Wenden Noth und Traurigkeit?
Hohen Muth dem Herzen schenken?
  Geben Zucht und Würdigkeit?
Lieber Jüngling sag mir dies,
Dann so sprech ich für gewiß,
Ist ihr Lohn ein Paradies.

Er.

Kind, der Minne Macht ist größer,
  Und ihr Lohn ein Himmelreich;

Sie erbaut uns Ehrenschlösser,
Macht uns selig, Engeln gleich.
Augenwonnen, Herzensspiel,
Gibt sie, wem sie lohnen will,
Und der hohen Freuden viel.

Sie.

Aber wie werd' ich empfangen,
Ihren Lohn zu meinem Dank?
Muß ich ihn durch Leid erlangen —
O da wär' mein Leib zu krank!
Kummer tragen kann ich nicht;
Drum so sag' mir in's Gesicht,
Jüngling, was ist meine Pflicht?

Er.

Inniglich mußt Du mich meinen,
So von Herzen wie ich Dich;
Seel' und Leib mit mir vereinen,
Mich und Dich zu Einem Ich,
Sei Du mein, und ich bin Dein.....

Sie.

Jüngling, o! das kann nicht sein!
Sei Du dein, und ich bin mein!

Aus jener Poesie her schreibt sich auch das vielgebrauchte Wort: Minnesold, der Lohn, die Freuden der Liebe, welches wir noch später bei unsern lyrischen Dichtern (oft z. B. bei

Bürger) wiederfinden. Körnigt und derb erklärt ein Minnesänger in eben jener Manessischen Sammlung folgendermaßen was Minnesold sei:

Minnesold,
Wird geholt,
Wenn ein Mann
Und ein Weib
Um ihren Leib
Kleiderlos
Mit vier Armen sich umfahn.
Freude groß
Wird dann allen beiden kund!
Wenn auch nicht
Mehr geschicht.
Der viel heiße rothe Mund
Wird ein wahrer Liebesfund,
Und dann gesund.

Mode.

Es gibt eine unumschränkte Herrscherin, deren Gebote, und wären sie auch noch so drückend, niemals einen Widerspruch erleiden: niemand widerstrebt ihren Gesetzen, ihre Launen sind heilig, gleich Orakelsprüchen, und wie es ihr einfällt, verändert sie Sitten und Gebräuche, und unterwirft die streng richtende Vernunft den Gesetzen der Thorheit. Sie

richtet über Recht und Unrecht, ertheilt Schönheit den Häßlichen, Weisheit den Thoren, und Gelehrsamkeit dem Charlatan; ungestraft widerspricht sie der Gerechtigkeit, und verhöhnet die Ermahnungen der Klugheit wie der Moral; darum nennt auch Montaigne die Mode mit Recht

la grande emperière du monde
die große Beherrscherin der Welt.

Frankreich war schon seit Jahrhunderten der Lieblingssitz der Mode, Paris ihr Thron, von dem aus die eigensinnige Göttin die Welt beherrscht und ihre Gesetze in bunten Bilderchen und Journälchen durch das cultivirte Europa fliegen läßt, das sich von Madrid bis Archangel, von Schottland bis Neapel willig diesen Gesetzen fügt! Die Vernunft sagt zu dem Menschen: Thue was du thun sollst, die Mode befiehlt ihm: Thue, was die andern thun und — man sehe nur, wie oft der Mensch der Mode der Vernunft zum Hohn und Trotz gehorcht. Wahrlich, wenn es nicht die Mode gewesen wäre, die die Schnürbrüste, die Allongeperücken, die Hakenschuhe in Gang gebracht hätte, wir hätten wohl sehen mögen, was der gesunde Menschenverstand zu diesen

lusgeburten des Kleidergeschmacks oder viel-
iehr Kleiderungeschmacks gesagt haben würde!
Benn die Mode nicht neuerlichst jene halb-
ackte Bekleidung unsrer Frauen eingeführt
ätte, was würde wohl die raisonnirende Ver-
unft dazu gesagt haben?

Und so kommen wir auf den Hauptpunkt,
m welchen es sich hier handeln muß, auf die
rage, in wie fern die Mode auf die
Gesundheit des Menschen Einfluß
egt, denn der Einfluß, den die Mode auf
ie Sitten, die Civilisation, den Handel u. s. w.
eübt hat und noch täglich übt, diesen Einfluß
u betrachten, müssen wir andern Werken
berlassen.

Wenn die Menschen sich nur kleideten, um
ch vor den Einflüssen der Jahreszeiten zu
hützen, so würde die ihrem Klima angemes-
:ne Kleidung niemals einem Wechsel unter-
vorfen sein, wie dies auch bei den Völkern
es Orients immer der Fall gewesen ist, wo
ian sich seit undenklichen Zeiten auf dieselbe
lrt kleidet. Allein die Eitelkeit, der Wunsch
u gefallen und sich auszuzeichnen, haben bei
ns zu jeder Epoche, ja in der neuern Zeit
einahe in jedem Jahre wichtige Veränderun-
en in der Kleidungsart hervorgebracht; und

wie oft übte die Mode ihre tyrannische Macht über ihre allzuwilligen Unterthanen, ohne sich um den Wechsel der Jahreszeiten, oder um die Gesundheit und Bequemlichkeit der Menschen zu kümmern! Auf tausend verschiedene Arten kann die Mode einen nachtheiligen Einfluß auf den Körper haben; die Kleidung, die ihn zu sehr bedeckt, kann eben so schädlich sein, als die, welche ihn zu sehr enthüllt, aber wie selten findet man jetzt einen Unterschied in der Sommer- und Winterkleidung der Männer, die überall, ausgenommen vielleicht in Frankreich, sich das ganze Jahr hindurch in Tuch kleiden! — Außerdem müßten auch noch die verschiedenen Geschlechter in dieser Art nach verschiedenen Rücksichten handeln, denn für Weiber z. B. ist die allzuleichte Kleidung bei weitem schädlicher als für Männer, die sich stärker bewegen.

Ferner sind die allzusehr beengenden Kleidungsstücke schädlich; unsere Strumpfbänder, Halsbinden, selbst enge Beinkleider und enge Aermel, pressen die Glieder unnatürlich zusammen, und erhalten sie in einer höchst schädlichen Erstarrung. In früher Jugend schon hindert die Enge unseres Anzuges die gehörige Entwicklung des Körpers; der Enge der Schuhe

z. B. muß man die Unförmlichkeit fast aller Füße zuschreiben, so wie die Strumpfbänder das Bein und die Wade entstellen, und die engen Halsbinden das Gesicht anschwellen machen. Auch die freie Bewegung der Glieder wird durch die Kleidung oft sehr gehindert. Vor dreißig Jahren trug man Kleider, worin die Leute ganz aus einem Stück erschienen, und die Schwierigkeit, die dies beim Gehen, Reiten und Tanzen verursachte, war Schuld, daß man diese höchst nöthigen Leibesübungen fast ganz vernachläßigte. So hindert auch der Mangel an gehöriger Weite der Kleider die freie Circulation des Blutes, indem es die Blutgefäße zusammendrückt, und dadurch Congestionen verursacht. Man behauptet sogar, daß die Einpressung, die durch den Gurt der Beinkleider auf den Unterleib verursacht wird, die vielen Hämmorrhoiden hervorgebracht hat, die man jetzt bemerkt, wie das Einschnüren des Halses die vielen Schlagflüsse; und wenn dies auch nicht völlig unbedingt anzunehmen ist, so ist es doch gewiß, daß dergleichen Einschnürungen viel zur Entwickelung von solchen Krankheiten beitragen, zumal wenn die Anlage dazu schon vorhanden ist; und dies wäre allerdings schon genug, um die engen Klei-

dungsstücke zu verbannen. Glücklicherweise vereinigt sich jetzt die Mode fast allgemein mit den Regeln der Medizin, indem die zu engen Kleider beinahe überall den weiteren Platz gemacht haben. —

Auf die Frauen übt die Mode einen noch weit nachtheiligern Einfluß als auf die Männer; nicht allein, daß sie denselben schädlichen Einwirkungen ausgesetzt sind als letztere, so sind sie auch noch weit größern Unannehmlichkeiten durch die besondere Art ihrer Kleidungsstücke unterworfen. Der Schnürleib z. B. ist eine Quelle unzähliger Uebel. Freilich macht er den Wuchs schlanker, und zeichnet die Formen auf eine reizende Art, und dies ist genug, um ihn auf immer in Gunst zu erhalten, aber der ungemeine Druck, den er auf die Brust verursacht, hindert das Athmen, wie den Umlauf des Blutes, und bringt Beklemmungen, Congestionen und mehrere Krankheiten hervor. In der Kindheit vorzüglich sollten die Schnürleiber gänzlich verpönt sein, und doch bedient man sich ihrer für dieses Alter gerade am häufigsten, in der Absicht, die Taille zu formiren: man könnte nichts zweckmäßigeres thun, um das Gegentheil zu bewirken. — Bei dem erwachsenen

Frauenzimmer ist der Schnürleib ohne Fischbein, und mäßig geschnürt, von Nutzen, er unterstützt den Körper und zeichnet vortheilhaft die Formen; allein man muß der Brust der jungen Mädchen vollkommene Freiheit lassen, sich zu entwickeln; sie wird dadurch nur breiter und schöner, und die Lungen, so wie das Herz, werden ihre Functionen leichter und besser verrichten können. So könnte man denn mit den gehörigen Einschränkungen die Mode der Schnürleiber beibehalten, aber diese müßten auch sorgfältig beobachtet werden. — Die Wuth, kleine Füße zu haben, macht, daß die meisten Frauen einen wirklich verkrüppelten Fuß bekommen; die engen Schuhe, die sie tragen, drücken die Zehen unnatürlich aufeinander, und verhindern die freie Entwicklung dieser Theile, die auf diese Art nur die Hälfte ihres natürlichen Umfanges erlangen. Die schmalen Sohlen, die besonders die eleganten Französinnen zu lieben scheinen, und die leider auch bei uns schon eingerissen sind, gibt zwar dem Fuß einen anscheinend noch geringeren Umfang, allein es erschwert auch das Gehen, und hält sie von der, der Gesundheit höchstnöthigen, Leibesbewegung zurück. — Was aber die Mode zum verabscheuungswürdigsten,

ja zum tragischsten Gegenstand macht, das ist, wenn ihr Eigensinn die Frauen und Mädchen zwingt, sich nur halb zu bedecken! Sie verlassen das wärmere Hauskleid, um in den dünnen Putzkleidern dem Ball, der Oper und den Assembleen beizuwohnen, wo man nur mit fast entblößter Brust erscheinen kann; es ist leicht zu begreifen, daß durch diesen plötzlichen Wechsel die größten Erkältungen und häufige Beschwerden entstehen müssen. Ohne hier die Verletzung der Sitte bei dergleichen Kleidungen zu erwähnen, will ich nur noch bemerken, daß sie den frühzeitigen Tod unzähliger junger Frauen zur Folge hatten, besonders wenn sie nach ihren Wochenbetten zu früh in der Gesellschaft erscheinen. Die hartnäckigen Schnupfen, die entsetzliche Menge von Schwindsuchten und entzündlichen Krankheiten, denen sie unterworfen sind, entstehen meistentheils nur vom Zurücktreten der Transpiration, oder von unmäßiger Erhitzung, denen sie sich bei ihrem Hang zur Mode ohne Maaß und Vernunft aussetzen. Man besuche nur die Grabmäler von Paris, wo diese tyrannische Göttin ihre mörderischen Einflüsse vorzüglich ausübt, so wird man die große Menge blühender Jungfrauen und Mütter, die ihr zum Opfer fielen,

aunend bedauern. Ich kann nicht umhin, ie Grabschrift einer unter ihnen, die man auf em Kirchhof von Vaugirard findet, hier hin-ısetzen:

22 Décembre 1802

Louise Lefèbre,

âgée de 23 ans

victime de la mode meurtrière.

Rose elle a vécu ce que vivent les roses.

Etwas hat die unsinnige Entblößung des Körpers schon jetzt nachgelassen; die Brust t schon etwas mehr bedeckt, die Arme sind es anz. Es ist wohl zu wünschen, daß unsere Damen, sich auf ihren eigenen Vortheil besser erstehend, jene gefährlichen Moden auf immer erschwören, und endlich einsehen mögen, daß e dem vernünftigen Manne durch die Reize hrer Liebenswürdigkeit und ihres Geistes weit ıehr gefallen werden, als durch die Lockungen er Nacktheit, die wohl flüchtige Begierden rwecken können, die aber selbst der im Stillen ıdelt, der sie am meisten zu bewundern heint. —

Mönch.

Der Mensch ist zur Geselligkeit geboren; Jeder fühlt dies Bedürfniß, und befindet sich wohl im Kreise von Menschen, die ihm ähnlich sind. Solche Ursachen also, die ihn sich freiwillig aus jenem Kreise verbannen heißen, müssen wohl sehr mächtig auf ihn einwirken, mächtiger und überwiegender sein, als das schöne und süße Bedürfniß des geselligen Lebens. Nur einen jener Gründe, die von den ältesten Zeiten her gewisse Menschen zum einsiedlerischen Leben führten, möchten wir, als der menschlichen Natur einwohnend, bezeichnen: alle andre liegen außerhalb derselben, und entsprangen erst aus den geselligen Einrichtungen, aus dem politischen Leben der Völker und Staaten. Jener Eine Grund ist das dem Menschen einwohnende Trägheits-Princip: nicht arbeiten und doch leben hat der Mensch von jeher, und besonders unter südlichem Himmelsstrich, unter dem Einfluß eines erschlaffenden Klima's, einer thätigen, den Lebensunterhalt sichernden Lebensart vorgezogen. Die übrigen Gründe aber, die die Menschen zu einer Absonderung von ihren Mitbrüdern

vegen konnten, waren Neid über das Glück,
3 die socialen Einrichtungen eben diesen
tbrüdern und nicht ihnen gewährten, Haß
er dieser socialen Einrichtungen zum Theil
3 diesem, zum Theil aus höherm, philoso=
ischen Gesichtspunkt entsprungen, und end=
religiöser Fanatismus. Die Gymnoso=
en in Indien, die Fakirs und Talopoinen
Siam, die Bonzen in Japan und China,
Derwische bei den Mahomedanern, die
ntonen bei den Negern, und endlich die
istlichen Einsiedler und Mönche zeigen uns,
3 von den ältesten Zeiten her und bei den
schiedensten Völkerschaften es Menschen=
ssen gegeben habe, die ein abgesondertes
nsiedler = Leben den Freuden des Umgangs
t Menschen vorzogen.

Wir bleiben hier nur bei den religiösen Ein=
dlern stehen, als welche allein eine wirkliche
enschenkaste bilden, die mit ihrem Leben,
3 recht eigentlich gegen den physischen Zweck
es Daseins verstößt, Gegenstand der wissen=
aftlichen Forschung werden, da Menschen,
aus andern und politischen Gründen sich
Welt und ihrem Treiben entziehen, überall
r einzeln standen, und nicht die Folgen auf
Menschheit hatten, welche der Naturfor=

scher im Mönchswesen findet. Jeder Mensch, auch der roheste, hat eine eingeborne Ahnung einer Gottheit, eines höchsten Principes, das die Welt, die er um sich sieht, regiert, und wenn viele diese Ahnung nicht zum vollen Bewußtsein, zur klaren Idee in sich bringen, so tritt sie in Andern um so lebhafter hervor, und es läßt sich hier eine eigenthümliche Richtung des Geistes, die bei manchem Menschen vorzugsweise die Seele auf das Metaphysische und Höhere leitet, niche abstreiten. Diese eigenthümliche Tendenz hat auch von jeher die Propheten, und Anachoreten und Mönche und Heilige erzeugt. Menschen, die eine so stark ausgesprochene Geistesdetermination zur Betrachtung des Göttlichen haben, mußten bald fühlen, daß das Getümmel der Welt ihren Meditationen und ihrem tiefsten Nachdenken hinderlich und verderblich sei: das schöne Klima, unter welchem die ersten Einsiedler entstanden, und der fruchtbare Boden, sicherten den nöthigsten Lebensunterhalt, und so sagten sie der Gesellschaft Valet, und zogen an einsame, unbewohnte Oerter, auf denen der Frieden ihrer Seele nicht ferner getrübt wurde. Erst lange nachher entstanden Vereinigungen solcher Anachoreten, wo man die gemeinschaftliche

rachtung des Göttlichen sich zum Zwecke
hte, die Klöster, als deren Stifter Anto=
s der Große (um das Jahr 305) genannt
). Eine förmliche Constitution gab bald
uf diesen Vereinigungen Pachomius,
auf der Nilinsel Tabenna mehrere Häuser
inander baute, in deren Jedem er drei bis
Mönche in kleinen Zellen wohnen ließ,
er unter einem Prior vereinigte. Diese
orate machten zusammen das Monasterium
, welches von einem Abt (Abbas) regiert
de, und dem nun eine gesetzmäßig vorge=
iebene Lebensart gegeben ward. — Laßt
rasch den Schleier ziehen über die finstere
ht und den schwülen Nebel, den diese
ster, den das Mönchsthum, durch Pfaffen=
nnei und unterstützt durch Pöbelaberglau=
, Jahrhunderte lang so künstlich zu ver=
ten gewußt haben, daß noch heute, und
hundert Jahre, nachdem ein Luther ge=
und gewirkt hat, der unsre Religion mit
igem Feuereifer von diesen schädlichen Aus=
hsen zu säubern gewußt hat, ihre traurigen
uren nicht verwischt sind — laßt uns rasch
wegblicken über die Schaaren der Bene=
iner, Camaldulenser, Silvestriner, Car=
user, Cölestiner, Cisterzienser, Bernhardiner,

Trappisten, Augustiner, Carmeliter, Dominikaner, Franziskaner, und wie diese „faulen Bäuche" sich alle genannt haben mögen! Unser Zweck ist nur, zu untersuchen, ob und wie das Gelübde, das mit mehr oder weniger Ausnahme alle Mönchsorden fesselte oder — fesseln sollte, mit der Sache der Menschheit verträglich sei. Und auch hier bleiben wir wieder nur bei dem einen Gelübde der Keuschheit stehen, das Gelübde der Armuth den Statistikern, das Gelübde des Gehorsams den Moralisten überlassend.

Das Hagestolziat und das Gelübde der unbeschränkten Enthaltsamkeit, welches das Hagestolziat der Mönche u. s. w. bedingte, ist offenbar mit dem Willen der Natur unverträglich, wie es der Gesundheit des Individuums nicht zuträglich ist. Die Natur will Reproduction des Menschengeschlechtes, und Gott sprach zu den Menschen: „Seid fruchtbar und mehret Euch," darum gab er dem Manne die Kraft der Zeugung, dem Weibe jene der Empfängniß. Das Cölibat aber, wie wir es bereits an einem andern Orte (s. Hagestolz) als dem öffentlichen Gesundheitswohl entgegen, kennen gelernt haben, widersetzt sich unmittelbar jenem göttlichen Gesetze. Wenn man,

s naturgemäß ist, die Zahl der Kinder,
im Durchschnitt in einer Ehe erzeugt wer-
, auf vier setzt, so läßt sich berechnen, daß
einem Zeitraum von fünfundzwanzig bis
ßig Jahren, so lange nämlich dauert etwa
weibliche Fruchtbarkeit, hundert Ehelose
Welt um dreihundert und sechszig Menschen
ier gemacht haben! Neuere Regierungen,
diesem schrecklichen Uebelstande abhelfen
lten, und doch vom Joche der Kirche sich
it losreißen konnten, glaubten ihm einiger-
ßen zu begegnen, wenn sie ein gewisses
er festsetzten, unter dem Niemand in einen
tlichen Orden aufgenommen werden durfte.
wurde das vierundzwanzigste Jahr für
nner, und das zwanzigste für Weiber be-
mmt.

Allerdings kann wohl ein Mann von vier-
zwanzig Jahren bestimmen, ob das Mora-
he und das Physische in ihm in solchem
hältniß zu einander stehe, daß er sich dem
eblichen Berufe nicht zu widersetzen nöthig
e. Aber wie oft beruht hier das Urtheil
it auf Täuschung? wie oft nicht auf einer
issen Leichtigkeit des Karakters? wie oft
d es nicht bestochen durch Vorspiegelungen
r Art? Und was kann man von einem

Wesen erwarten, das kaum mannbar gewor-
den, eben erwachte Kräfte, die eine ungeheure
Macht auf das menschliche Gefühl haben, in
der dumpfen Klosterluft seiner einsamen Zelle
zu ersticken sich anschickt? Was man erwarten
kann? Die Chronique scandaleuse der
Klöster hat uns darüber belehrt, sie hat un-
widersprechlich durch die Thatsache, daß oft
und an allen Orten die Klöster der Tummel-
platz der größten Ausschweifungen und solcher
sexuellen Laster gewesen sind, die nur eine so
unnatürlich eingezwängte Phantasie, wenn sie
einmal den Damm bricht und verwildert um-
herschweift, ersinnen konnte — durch diese
scheußlichen Thatsachen hat sie es gelehrt, was
man von solchen Menschen zu erwarten hat!
(Vgl. Ehe, Hagestolz, Nonne.)

Monatskrise.

Kein einziges Organ im weiblichen Körper
unterliegt so vielen und wunderbaren Verän-
derungen, als der Fruchthalter oder die Ge-
bärmutter (Uterus). Beim Kinde ist dies
ein kleiner pyramidenförmiger, unscheinbarer
fester Körper, und man sollte nicht glauben,
daß dieses und eben dieses Organ sich später

ausbildete, daß es ein, ja zwei und mehrere
nder bergen und nähren könne. So wie
) das Mädchen den Entwicklungsjahren
hert (s. diesen Art.) wird die feste, knor-
lartige Substanz des Uterus weicher, alle
)ern desselben werden vollblütiger, es ent-
ht eine Turgescenz, ein Säfteandrang in
:se und die benachbarten Theile, und mit
r eintretenden Monatskrise ist nun das junge
ädchen mannbar. Es ist ein großes Ge-
imniß des Lebens, warum diese Entleerung
h (im gesunden Zustande) immer wieder
regelmäßig periodisch einstellt, und die
usend und aber tausend Hypothesen der Sach-
ıner haben uns darüber noch nichts Gewisses
tdeckt. Diese Periode hängt durchaus mit
ner andern in der Natur zusammen, und
ist kein Tag des Mondumlaufs, in welchem
cht Frauen menstruirt würden, keine Stunde
s Tags, in welcher diese Veränderung nicht
ıträte. Weil sie aber gewöhnlich im gesun-
n weiblichen Körper um den achtundzwan-
zsten Tag wiederzukehren pflegt, und der
ond in wenig längerer Zeit seinen Lauf
n die Erde vollendet, haben viele an einen
usammenhang zwischen der Periode der

Frauen und dem Mondumlauf geglaubt, der jedoch ganz gewiß nicht statt findet.

Wenn die Unterbauchschlagader periodisch anschwillt, und der Uterus dennoch nicht zugleich seine blutige Absonderung beginnt, so verändert sich die ganze Qualität des Bluts, und es entsteht eine eigenthümliche Krankheit, in welcher die Mischung des Bluts durchaus wässerig und verdorben ist, die Schlagadern den Blutadern ähnlich und schlaff werden, alle Absonderungen aber sich fehlerhaft zeigen. Schon hieraus ergibt sich, wie Unrecht es sei, in der Monatskrise nichts zu sehen, als einen periodischen Blutfluß.

Genaue Betrachtung des Abgesonderten selbst setzt vollends außer Zweifel, daß zwischen dieser Absonderung und wahrem Blutfluß ein großer Unterschied sei.

Niemals gleicht es vom Anfang und gegen das Ende der Absonderung dem Blute; da zeigt es sich allemal als mehr oder weniger gelb gefärbt. Gegen die Mitte der Absonderung, wenn sie am stärksten ist, ist ihre Farbe allerdings roth, wie Blut, allein die Gerinnbarkeit des Blutes hat sie nicht, und der specifische Geruch unterscheidet sich sehr von dem des Bluts.

Wahrer Blutfluß vermischt sich sehr leicht
d oft mit der Menstruation, und alsdann
die Unterscheidung oft unmöglich.

Während des periodischen Anschwellens
Unterbauchschlagader wird der Zustand
er Eingeweide verändert, die von diesem
fäß ihre Nahrungskanäle bekommen, be=
nders aber der Uterus. Seine Substanz
rd lockerer; indem sein Hals anschwillt,
nen sich beide Muttermünde, der innere und
ßere, und eine anfangs geringe, dann im=
er größer werdende Parthie dessen, was der
erus absondert, fließt aus ihnen aus. Das
bfließende ist anfangs Schleim; dieser nimmt
nn eine röthliche Farbe an und wird dünner,
nn wird er immer dunkler, immer dicker,
pechartig zuweilen, verbreitet einen eignen,
idrigen Geruch, der alle gährungsfähige
üssigkeiten in Gährung zu setzen pflegt;
dlich wird er lichter, dünner, zuletzt wird er
schleimig, als er anfangs war; die Turges=
nz ist vorüber und der Uterus kehrt in seinen
türlichen Zustand zurück.

Man hat den Glauben, daß der Wein trübe
er sauer werde, den eine Frau, die stark
enstruirt ist, im Fasse behandelt, als lächer=
ches Vorurtheil angesehen, und er ist es nicht.

Die Erfahrung bestätigt ihn, wenn der Monatsfluß sehr stark und ausdünstend ist; sie widerlegt ihn, wenn er mäßig ist, besonders zu Anfang und Ende der Reinigung.

Je öfter sie wiederkehrt, je reichlicher sie geflossen ist, desto weniger leiden die andern Theile, die von der Unterbauchschlagader Gefässe bekommen, desto mehr beschränkt sich das periodische Anschwellen auf den Uterus allein. Doch gilt dies leider nicht von allen Frauen, und manche hat, so lange sie lebt, mit Beschwerden zu kämpfen, die andern unbekannt bleiben.

Diese Absonderung beginnt gewöhnlich nicht lange nach eingetretener Mannbarkeit, und kehrt anfangs in langen, unregelmäßigen Perioden, aber etwa nach der dritten Wiederkehr in regelmäßigen achtundzwanzigtägigen Zeiträumen wieder, so lange das Weib gesund, nicht schwanger ist und kein Kind säugt. Endlich nach dem vier- bis neunundvierzigsten Jahre (in Nordeuropa) wird sie abermals unregelmäßig und bleibt allmählg aus.

In heißen Gegenden erscheint sie früher, verschwindet aber auch früher, z. B. in Italien, Spanien. Auf der Nordküste von Afrika sind Mütter von elf und Großmütter von vierund-

anzig Jahren nichts Seltenes; am Senegal
twickelt sich der Geschlechtstrieb noch früher,
s Alter stellt sich zeitiger ein, und das ganze
ben dauert kürzer. Fette Weiber verlieren
e Reinigung früher, als magere. Bei man=
en ist auch die Periode der Rückkehr viel
ırzer, wie es denn wohl keine Frau gibt, bei
elcher nicht im Laufe ihres Lebens diese Krise
ancherlei Unregelmäßigkeiten zeigt. Krank=
:it vermehrt sie, unterdrückt sie zuweilen,
der stört doch ihre regelmäßige Wiederkehr.

Die erste Schwangerschaft hebt sie allemal
nd gänzlich auf; nicht immer die folgenden.
Bei diesen bleibt die Frau oft bis zur Hälfte,
bwohl nur sehr wenig, menstruirt; seltener
eginnt erst nach der Hälfte eine schwache Men=
:ruation einzutreten. Doch gehören alle der=
leichen Fälle unter die Ausnahmen, da in
er Regel nach der Empfängniß die Menstrua=
ion immer ausbleibt. Es gibt, jedoch ziem=
ich selten, Frauen, bei denen die Empfängniß
urch eine Art von Menstruation bezeichnet
vird. Sie bekommen nämlich nach der Em=
ıfängniß, außer der Ordnung, Menstruation,
ie nur einen Tag dauert, und von dieser
Zeit bleibt sie weg, bis zum Ende der Schwan=
gerschaft.

Die meisten Frauen sind nicht menstruirt, während sie ihre Kinder säugen, doch gibts hierin häufige Ausnahmen. — Seltsam, doch nicht ohne Grund, ist die Bemerkung, daß menstruirte Mütter ihre eignen Kinder, ohne Gefahr für diese, fortnähren können, während die Milch der Ammen, die fremde Kinder säugen, zur Zeit der Menstruation den Säuglingen schadet.

Zuweilen turgescirt statt der Unterbauchschlagader eine andere, und man hat Nasenbluten, Lungenblutungen, so sogar Blutungen aus den Fingerspitzen u. s. w. statt der Reinigung erfolgen sehen.

Die Thätigkeit der Nerven des Uterus wird während der Reinigung merklich verändert, und das ganze System der vom Gehirn unabhängigen Nerven wird in erhöhte Thätigkeit versetzt. Daraus erklärt sich die größere Leidenschaftlichkeit und Launenhaftigkeit der Frauen im Vergleich mit den Männern, die nicht, wie sie, alle vier Wochen in einen Zustand krankhafter Empfindlichkeit gerathen.

Wie viel das Gewicht der Absonderung jedesmal betragen müsse, ist nicht zu bestimmen. Bei einer und derselben Frau beträgt es zuweilen kaum eine Unze, zuweilen über

ı Pfund, bei gleich guter Gesundheit. Ma=
re Frauen menstruiren reichlicher, als fette.
:i manchen dauert der Abfluß drei, bei an=
:n fünf und mehr Tage. Ist er allzureich=
h, mit vielem wahren Blute verbunden,
nger als fünf Tage dauernd, in kurzen
erioden wiederkehrend, so schwächt er die Ge=
ndheit und Stärke der Frau, und bewirkt
ı Ende, daß eine Schleimabsonderung im
terus ohne Unterlaß fortdauert.

Man hat sich so sehr vergessen, die Reini=
ing für einen Vorzug des menschlichen Wei=
s zu halten, aber neuere Untersuchungen
ıben bewiesen, daß auch mehrere weibliche
äugethiere, worunter sogar manche von un=
rn Hausthieren, ganz ähnlichen monatlichen
risen, wie das menschliche Weib, unterwor=
n sind.

Nur viehische Lust wird ein Weib stören,
enn die Natur eine für ihren ganzen Orga=
ismus so wohlthätige Krise in ihr durchar=
itet, und es ist kein bloßes Vorurtheil, daß
e solche unzeitige, ekelhafte Begierde bestraft!
Lehr hierüber liegt außer dem Bereiche unsres
Berkes. Sapienti sat!

Wirklich finden wir schon bei den ältesten
Bölkern, daß Instinkt oder auf Erhaltung

der Gesundheit zweckende Gesetze Berührung des Weibes während dieser Periode und einer andern, nämlich unmittelbar nach dem Wochenbette, verboten, in welchen Perioden man das Weib unrein nannte. Moses setzte sogar auf den versätzlichen Beischlaf zur Zeit der Monatskrise die Strafe der Ausrottung, und eine Wöchnerin war nach dem mosaischen Gesetz, wenn sie ein Knäbchen geboren hatte, sieben Tage unrein, und mußte sich dreiunddreißig Tage inne halten, bei einem Mädchen aber war sie vierzehn Tage unrein, und mußte sechsundsechszig Tage zu Haus bleiben. Bei den Griechen waren die Wöchnerinnen vierzig Tage unrein. Während dieser Zeit durften sie keinen Tempel besuchen, und jeder mied ihre Wohnungen, oder reinigte sich, wenn er sie betreten hatte. Auf dem Nicaeischen Kirchenconcilio im Jahr dreihundert und fünfundzwanzig wurde den Frauen gar verboten, zur Zeit der Reinigung in die Kirche zu kommen, was aber wohl den heiligen Eifer zu weit getrieben heißt. Der Abscheu gegen die Weiber zu der Zeit der Krise und der Entbindung, der jetzt noch bei den sibirischen Völkern, den Amerikanern und Negern herrscht, ist eben so wenig zu entschuldigen, und die daraus

fließenden, grausamen Mißhandlungen des schwächeren Geschlechts, zu einer Zeit, in welcher es des Trostes und Beistandes am meisten bedarf, beweisen den niedrigen, geistlosen und entarteten Karakter dieser Völker. Je unbegreiflicher ihnen alle jene Zufälle des weiblichen Geschlechts sind, desto mehr sind sie geneigt, dieselbe für Wirkungen des Zorns der Götter und als ansteckende Befleckungen zu verabscheuen, wodurch man nicht nur zu allen gottesdienstlichen Handlungen untüchtig gemacht würde, sondern auch den Zorn der strafenden Götter auf sich laden konnte. Es ist keineswegs eine Folge der Reinlichkeit, denn gerade bei den unreinlichsten Völkern herrscht dieser Aberglaube am stärksten; daher ist es auch nicht unwahrscheinlich, daß das monatliche Blut unreinlicher Weiber in einem heißen Himmelsstrich zuweilen schädliche Wirkungen hervorgebracht, und den ersten Grund zu jenem Abscheu gelegt haben könne, obgleich diese bei weitem so gefährlich nicht sind, wie sie der leichtgläubige Plinius aus Nachrichten von barbarischen Völkern schildert. Wenn die Wilden z. B. bemerken, daß die Hunde den Weibern zu einer solchen Zeit nachlaufen, so kann man sich leicht denken, was

ihr kindischer Verstand daraus für Folgerungen abzuleiten fähig ist.

Wenn bei den Kalmucken ein Weib niederkommt, fliehen alle Männer aus der Hütte, und die Mutter bleibt drei Wochen unrein. Selbst ihr Mann darf sie während dieser Zeit nicht einmal anrühren. Sie darf weder Speise kochen, noch mit andern aus einer Schale essen, bis sie sich mit warmem Wasser am ganzen Leibe gereiniget hat. Auch während der monatlichen Krise halten die Kalmucken ihre Weiber für unrein; bei Mädchen wird hierauf nicht geachtet.

Die Buräken, Samojeden, Ostiaken und andere sibirische Nationen halten die Weiber überhaupt für unreine, von den Göttern verworfene, Geschöpfe; am heftigsten aber werden sie während der monatlichen Reinigung und in den beiden ersten Monaten nach der Entbindung verabscheut. Sie dürfen keine Speisen anrühren, den Männern nicht einmal etwas reichen, bis sie sich über Rennthierhaaren geräuchert haben, oder dreimal über ein Feuer gesprungen sind.

Die Siamesen lassen ihre Weiber einen ganzen Monat nach der Niederkunft vor einem beständigen Feuer liegen, und drehen sie bald

ch dieser, bald nach einer andern Seite
rum. Sie sind nicht nur der Hitze, sondern
ch mehr der Qual des Rauchs ausgesetzt,
lcher nur durch eine kleine Oeffnung im
ache langsam hinauszieht. Auf eine ähn-
he Weise verfahren die Peguaner, welche
re Weiber nach ihrer Niederkunft vier Tage
ng auf einem Rost von Bambusrohr rösten!
Unter allen übrigen Völkern mongolischen
sprungs sind an Abscheu und Härte gegen
re Weiber zur Zeit jener Zufälle die Ameri-
nischen Wilden am grausamsten. Wenn
ie Kanadische Frau sich dem Ende ihrer
hwangerschaft nähert, so baut man ihr eine
ine Hütte außer dem Dorfe, worin sie vierzig
age bleiben muß. Gleiche Gebräuche herr-
en bei den Negern, den Bewohnern der In-
Asiens und der Südsee; sie halten die
eiber zur Zeit der Reinigung für so an-
kend, daß sie sich bei Lebensstrafe aus der
sellschaft ihrer Männer entfernen und in
sondern Hütten wohnen müssen. Die Issi-
is lassen ihre Weiber bei der Heirathscere-
nie schwören, daß sie ihre Männer von dem
ntritt jener Periode augenblicklich benach-
htigen wollen, um sich sogleich in das Bur-
mon zu begeben. Frauenzimmer, die dieses

Versprechen nicht pünktlich erfüllen, werden nachdrücklich und sogar mit dem Tode bestraft. Die Völker am Oronoko sind in dem Wahn, daß die Weiber zur Zeit der Reinigung alles ersterben machen, worüber sie hingehen, und daß Männern die Beine aufschwellen, wenn sie in die Fußstapfen solcher Weiber treten. Um daher den Bräuten alles Gift aus dem Körper zu treiben, schließt man sie vierzig Tage vor der Verheirathung ein, und läßt sie das strengste Fasten beobachten. Man reicht ihnen täglich nicht mehr als drei kleine Datteln, drei Unzen Kassabi-Mehl und einen Krug Wasser. Daß sie an ihrem Hochzeittage eher ausgegrabenen Leichen, als muntern Bräuten ähnlich sein müssen, läßt sich leicht denken. Die amerikanischen Wildinnen, die afrikanischen Negerinnen u. a. säugen ihre Kinder gewöhnlich drei Jahre, und während dieser Zeit nähern sich die Männer ihnen niemals, weil sie solche für unrein halten.

Die Weiber der Hindus bringen die Zeit ihrer Unreinigkeit auf den Dächern der Häuser zu, wohin man ihnen das Essen bringt. Nach der Niederkunft wird das ganze Haus und alles metallene Geräthe gereinigt und die irdenen Gefäße werden zerschlagen.

Die Weiber in Loango müssen sich gleich beim Anfang ihrer Schwangerschaft mit einer Baumrinde schürzen, um dadurch allen Menschen ihre Unreinigkeit bekannt zu machen!

So weit reichen Aberglaube und falsche Ansichten über die Natur und die Physiologie des menschlichen Körpers!

Mond.

Dies Gestirn verdient allerdings eine Erwähnung in einem Werke, welches die Sexualität des Menschen in allen ihren Richtungen und Beziehungen wissenschaftlich untersucht, denn seit Aristoteles haben viele der größten Aerzte, namentlich Galen, und in spätern Zeiten Fr. Hoffmann, Stahl, Morgagni u. A. einen wichtigen Einfluß des Mondes auf die kritische Veränderung, die monatlich im Weibe vorgeht, behauptet und vertheidigt. Wenn man auch bei sorgfältiger und genauer Beobachtung finden wird, daß dieser Einfluß keinesweges, wenigstens in jenem Grade nicht, als jene ältern Naturforscher behaupteten, statt findet, indem man namentlich in größern Städten, wo man viele Weiber der verschiedensten Alter und Temperamente beisammen

findet, täglich bemerken kann, wie sich jene Krise täglich und bei dem verschiedensten Verhältniß des Mondes zu unserm Planeten, einstellt und wieder vergeht — so haben doch Tradition und Alt-Weiber-Geschwätz jene Behauptung immer noch lebendig erhalten.

Eine höhere, geheime Beziehung aber mag allerdings zwischen dem Nervensystem des Menschen und dem Monde Statt finden, wenigstens — um von der eigenthümlichen Krankheit der sogenannten Nachtwandler hier nicht zu reden — wenigstens hat jene Seelenexcitation des Verliebtseins von jeher eine ganz eigne Vorliebe für den lieben Mond gehabt, und namentlich die sentimental-larmoyante deutsche Poesie der achtziger Jahre wimmelt ja bekanntlich von Leiereien „an den Mond." Selbst Göthe ließ sich hinreißen, und wir verdanken dieser Tendenz eines seiner gefühlvollsten Lieder. Auch der weichherzige, lyrische Bürger dichtete sein: „auch ein Lied an den lieben Mond," denn, sagt er,

Es wäre ja nicht halb mir zu verzeihn,
Das muß ich selbst treuherzig eingestehn,
Da alle Dichter dir ein Schärflein weihn,
Wollt' ich allein dich stumm vorüber gehn.

Nach einigen naiven, philosophirenden An-
en, bricht bei dem erotischen Bürger in
sem zarten Gedichte denn auch wirklich gleich
e Stimmung wieder durch, um derentwillen
r eben den Mond hierher citiren mußten:

Wen hätt' ich sonst, wann um die Zeit
der Rosen
Zur Mitternacht mein Gang um's Dörfchen
irrt,
Mit dem ich so viel Liebes könnte kosen,
Als hin und her mit dir gekoset wird?

Wen hätt' ich sonst, wann überlange Nächte
Entschlummern mich, du weißt wohl was,
nicht läßt,
Dem ich es so vertrauen könnt' und möchte,
Was für ein Weh mein krankes Herz zerpreßt?

Monogamie.

S. Weib.

Mund.

Man begreift unter dieser Benennung jene
nze Höhle am Kopfe, in welcher die Lippen,
Zähne, der Gaumen und die Zunge die
chtigsten Theile ausmachen, und die sowohl

zum Sprechen, als zum Athmen und Schlucken mit beiträgt. In der nächsten Beziehung steht wohl der Mund mit dem Geschmacksorgan, dessen Repräsentant vorzugsweise die Zunge ist. Doch bemerkt man, daß auch die Lippen eine Art von Geschmack besitzen, ja sogar noch einen feinern und geistigern als die Zunge. Die unwillkührliche Bewegung derselben bei dem Anblick eines appetitlichen Gegenstandes, das Spitzen des Mundes beim Küssen, der stärkere Zufluß von Speichel beim Anblick einer einladenden Speise (gewöhnlich das Wässern des Mundes genannt), alle diese Umstände scheinen zu beweisen, daß die Function des Mundes vorzugsweise im Schmecken bestehe. Im engern Sinne bedeutet der Mund nur den Raum, welcher sich zwischen beiden Lippen befindet, und nach Willkühr geöffnet oder geschlossen werden kann. Nach dieser Bedeutung gibt es einen kleinen und großen, einen offenen oder geschlossenen, und einen schiefen Mund. Je kleiner der Mund, desto schöner wird er von Kennern gehalten. Doch will man bemerkt haben, daß Frauenzimmer mit großem Munde und stärkern Lippen weit feuriger sind, als andere, überhaupt aber dürfen die Lippen weder zu voll noch

h und eingefallen sein, wenn ein Mund
end sein soll. Es ist oft der Fall, daß
Mund in dem Augenblick der innigsten
reinigung beider Geschlechter ein wenig oder
zur Hälfte sich öffnet, daher malte Cor-
ggio seine Jo, welche von der Wolke des
ıpiters umarmt wird, mit halbgeöffne-
ı Munde.

Es gibt noch andere Empfindungen, welche
einen sehr nahen sogenannten sympathi-
en Zusammenhang zwischen der Mundhöhle
d den Sexual-Organen hinweisen. Dahin
ört z. B. das Belecken mit der Zunge,
ches bei vielen Thieren während der Brunst-
beobachtet wird, das Schnäbeln mancher
gel, das sogenannte Züngeln der Schlangen
s. w., Erscheinungen, die mit dem Küssen
Menschen die größte Analogie haben.

Der aus dem Munde gehende Athem nimmt
Frauenzimmern bisweilen einen besondern
len Geruch an, der von dem Eintritt der
iblichen Periode bedingt ist. Um diese
it, wo überhaupt in der Physionomie und
n Teint eine Veränderung vorgeht, pflegen
ch die Lippen gewöhnlich eine blässere Farbe
d größere Weiche oder Schlaffheit anzu-
hmen.

Merkwürdig sind bei den wilden Völkern die Verunstaltungen des Mundes durch widernatürliche Färbung der Lippen und Zähne, durch das Durchbohren der Unterlippe, in welcher ein Stück Holz, eine Muschel und dergleichen zum Zierrath getragen wird. (Vergl. Kuß, Lippen, Physionomie, Zähne).

N.

Nacht.

Singet nicht in Trauertönen
Von der Einsamkeit der Nacht,
Nein, sie ist, o holde Schönen,
Zur Geselligkeit gemacht.

Wie das Weib dem Mann gegeben
Als die schönste Hälfte war,
Ist die Nacht das halbe Leben,
Und die schönste Hälfte zwar.

Könnt ihr euch des Tages freuen,
Der nur Freuden unterbricht?
Er ist gut, sich zu zerstreuen,
Zu was anderm taugt er nicht.

Aber wenn in nächt'ger Stunde
Süßer Lampe Dämm'rung fließt,
Und vom Mund zum nahen Munde
Scherz und Liebe sich ergießt:

Wenn der rasche, lose Knabe,
Der sonst wild und feurig eilt,
Oft bei einer kleinen Gabe,
Unter leichten Spielen weilt.

Wenn die Nachtigall Verliebten
Liebevoll ein Liedchen singt,
Das Gefangnen und Betrübten
Nur wie Ach! und Wehe klingt.

Mit wie leichtem Herzenregen
Horchet ihr der Glocke nicht,
Die mit zwölf bedächt'gen Schlägen
Ruh' und Sicherheit verspricht!

Darum an dem langen Tage
Merke dir es, liebe Brust,
Jeder Tag hat seine Plage
Und die Nacht hat ihre Lust.

Göthe.

Die Nacht ist freilich wohl in der alten
thse die Schutzgöttin, die Gebärerin alles
hrecklichen und Furchtbaren, aber sie war
ür auch von jeher die Favoritschwester der
be, und schon Jupiter verlängerte die
icht, in welcher er in Alkmenes Arm
welgte, um ihre dreifache Dauer, zum Be-
ise, daß er doch wohl auch schon mit Phi-
ı e n in den schönen obigen Göthe'schen
anzen gedacht haben mag: „Ja! die Nacht

hat ihre Lust!“ Die schwärmerische Julia in Shakesspeare's Romeo ruft auch die Nacht für ihre Liebe an:

Komm süße Nacht und lehre mich ein Spiel,
Wo man verliert, um zu gewinnen.

Auch haben die Dichter, so lange es welche gegeben hat, sich in Lobgesängen auf die Nacht, und die Freuden, die sie Liebenden bereitet, erschöpft, und die Sitte der Ständchen, die besonders in südlichen Ländern so verbreitet ist, hat keine andere Basis, als die Anspielungen auf jene nächtlichen Freuden. Wenn seit den urältesten Zeiten das Menschengeschlecht einen und denselben Geschmack bewährt hat, so hängt dieser Geschmack gewiß nicht von Zufälligkeiten ab, sondern ist in seiner tiefinnern Organisation begründet. Und so ist es auch hier! Denn nicht nur beim Menschen, sondern auch sogar in vielen Thierklassen findet sich eine eigenthümliche Beziehung zwischen der Geschlechtslust und der Nacht.

Auf seiner Gattin Busen wiegt
Sein müdes Haupt der Gatte;
Wohl an die liebste Henne schmiegt
Der Hahn sich auf der Latte;
Der Sperling unterm Dache sitzt
Bei seiner trauten Sie anitzt.

Bürger.

Wir haben auch schon bei einer andern
egenheit in diesem Werke erzählt, daß das
htliche Miauen der Katzen, das besonders
Frühlinge so heftig zu sein pflegt, nichts
eutet, als den Seufzer einer Befriedigung
henden Sexuallust!

Bei allen Völkern und zu allen Zeiten hat
n daher, wie wir in den Abhandlungen:
ıtjungferung und Hochzeit mitge=
ilt haben, zur Feier der gesetzlichen Vereini=
ng zweier Individuen die Nacht gewählt,
d so schließt sich an den Begriff: Nacht
ganze Fortsetzung des Menschengeschlechtes.
ım Mittelalter her schreibt sich eine hierher
hörige Sitte, die sogar in einigen Gegenden
ch herrschen soll, und die wir nicht überge=
n dürfen, die Sitte der Probenächte,
: man anordnete, um die Ehestandsfähigkeit
eier Liebenden noch vor der unzertrennlichen
ereinigung durch die Hochzeit zu prüfen.
n alten Sachsen nämlich konnte der Bräuti=
m vor der Hochzeit eine Nacht bei seiner
raut zubringen, und nach dieser Probenacht
itte er die Freiheit, das geprüfte Mädchen
r Frau zu behalten, oder nicht. Die heiligen
äter auf der Kirchenversammlung zu Tre=
urs hoben zwar im Jahr achthundert und

fünfundneunzig diese sächsische Sitte, als einen verwerflichen heidnischen Gebrauch, auf, allein nichts desto weniger dauerte sie noch länger fort. In Schottland hielt man nicht blos Probenächte, sondern sogar Probejahre. In dem obern Eskadale wurde noch vor etwa hundert Jahren eine Messe oder ein Markt gehalten, auf welchem junge Leute von beiderlei Geschlecht aus den umliegenden Gegenden zusammen kamen, und sich gegenseitig einen Genossen oder eine Genossin aussuchten, welches man den Handschlag nannte, weil die Liebenden ihre Vereinigung mit einem Handschlag anfingen. Ein jedes Paar von Geliebten, das sich auf der Messe zusammengefunden hatte, wohnte ein ganzes Jahr als Mann und Frau beisammen, und wenn sie im folgenden Jahre wieder auf der Messe erschienen, so konnte der Jüngling, wie das Mädchen, die jährige Verbindung aufheben oder fortsetzen. Wenn beide Theile sich nach einem jährigen Zusammenleben noch gefielen, so wurde der Handschlag auf Zeitlebens erneuert. Im entgegengesetzten Falle trennten sie sich ohne alle Strafe wieder, außer daß der Bräutigam das Kind, wenn ein solches im Probejahr erzeugt worden war, ernähren mußte.

Pennant glaubt, daß diese Probejahre
der Seltenheit der Geistlichen entstanden
, und daß man auf dem Lande die Ehen
t so lange habe aufschieben können, bis
herumreisender Priester erschienen sei, um
priesterliche Einsegnung zu verrichten.
in, wenn der Mangel an Priestern die
ache an den Probejahren in Schottland
esen wäre, so würde man freilich die ehe-
Verbindung, wie dieses sehr häufig durch
Mittelalter geschah, vor der Trauung an-
ngen, aber man würde nicht die Freiheit
ubt haben, die einmal angefangene Ehe
Belieben wieder zu vernichten. Ueber-
berichtet Pennant selbst, daß auch die
nehmsten Personen in Schottland und in
Hebriden Probejahre gehalten hätten, und
die aus solchen Probeehen erzeugten
der nicht für unächt gehalten wurden,
dern gleiche Rechte mit solchen gehabt
ten, die man aus spätern fortgesetzten Ehen
lten habe.

In andern Gegenden von Schottland und
and hielt man solche Proben wie in Sach-
Die Eltern überließen ihre Töchter den
athslustigen Jünglingen gegen eine ge-
e Summe Geldes zur Probe, welche ver-

fallen war, wenn das Mädchen wieder zurückgegeben wurde.

Aus Schottland und Irland wurden die Probenächte in mehrern nordamerikanischen Provinzen, besonders in Connecticut und Virginien eingeführt, wo sie noch fortdauern. Doch hat an der Massachusettsbai der junge Freier nach der gehaltenen Brautnacht nur alsdann die Freiheit, seine Geliebte wieder fortzuschicken, wenn er sie nicht zur Mutter gemacht hat. In diesem Falle aber muß er das Mädchen bei Strafe des Banns heirathen.

Die Probenächte hatten offenbar die Absicht, daß junge Personen ihre gegenseitigen Gaben erproben, und vielleicht auch erfahren möchten, ob nicht die eine oder die andere gewisse Gebrechen des Körpers habe, die, wenn sie auch nicht zur Leistung der ehelichen Pflicht untüchtig, wenigstens die Fortsetzung des genauesten Zusammenlebens unangenehm oder ekelhaft machen könnten. Wahrscheinlich verlängerte man die Probenächte bis zu Probejahren, damit man außer den körperlichen Fähigkeiten auch noch die gegenseitige Denkungsart, deren Uebereinstimmung oder Widerspruch, erfahren möchte.

Auffallend wird es manchem Leser sein,

auch unter den Landmädchen im Schwarz=
de die Sitte der Probenächte noch heute
dauert. Sie ist hier so originell, und doch
aiv und characteristisch, daß wir sie gern
theilen, wie sie ein kundiger Schriftsteller
hlt.

Sobald sich eine Bäuerin im Schwarzwalde
r Mannbarkeit nähert, so wird sie von
m Schwarm junger Liebhaber umgeben,
sich beeifern, ihr ihren Hof zu machen, bis
nerken, daß Einem Glücklichen unter ihnen
Vorzug gegeben wird, worauf sie sich be=
iden zurückziehn, ihrem Freunde den Kampf=
ß überlassend. Dieser Auserkohrne hat
die Erlaubniß, seine Schöne Nachts zu
ichen, indeß verlangt es die Sitte, daß er
t tout bonnement durch die Thür, son=
n durch das Dachfenster komme. „Wie in
n Zeiten, sagt der bezeichnete Schriftsteller,
tapfere Ritter Leib und Leben wagen, uner=
gliche Felsen hinanklettern und ungeheure
uern hinabspringen mußte, um sich die
be seiner Erwählten zu verdienen, eben so
f der junge Bauer nur dann auf den glück=
en Fortgang seines Liebesverständnisses
nen, wenn er bei jedem seiner nächtlichen
uche alle Wahrscheinlichkeit für sich hat,

sich den Hals zu brechen, oder wenn seine Göttin, während er zwischen Himmel und Erde schwebt, ihm aus ihrem Dachfenster herunter die bittersten Neckereien zuruft. Noch bei seinen grauen Haaren erzählt er mit aller Begeisterung diese Abentheuer seinen erstaunten Enkeln, die kaum ihre Mannheit erwarten können, um auf eine eben so heldenmüthige Art zu lieben."

„Diese mühsame Unternehmung verschafft Anfangs dem Liebhaber keine andern Vortheile, als daß er etliche Stunden mit seinem Mädchen plaudern darf, das sich um diese Zeit ganz angekleidet im Bette befindet, und gegen alle Verräthereien Amors wohl verwahrt ist. Sobald sie eingeschlafen ist, muß er sich plötzlich entfernen, und erst nach und nach werden ihre Unterhaltungen lebhafter. Ja in der Folge gibt die Dirne ihrem Buhler unter allerlei naiven Scherzen und Neckereien Gelegenheit, sich von ihren verborgenen Schönheiten eine anschauliche Kenntniß zu erwerben, läßt sich überhaupt von ihm in einer leichtern Kleidung überraschen, und gestattet ihm zuletzt alles, womit ein Frauenzimmer die Sinnlichkeit eines Mannes nur irgend beglücken kann. Doch auch hier wird immer ein gewisses Stu-

maaß beobachtet, und der Begünstigte darf zum erstenmal das volle Ziel erreichen. Die letztern Zusammenkünfte heißen Probnächte, die erstern Kommnächte."

Sehr oft verweigern die Mädchen ihrem Liebhaber die Gewährung seiner letzten Wünsche so lange, bis er Gewalt braucht. Das geschieht allezeit, wenn sie wegen seiner Leibeskräfte einige Zweifel hegen. Es kommt daher ein solcher Kampf dem Liebhaber oft sehr theuer zu stehen, weil es nicht wenig Mühe kostet, ein Bauernmädchen bis zu einem gewissen Grade zu bezwingen, das jene wollüstige Reizbarkeit nicht besitzt, die das nach feinem Ton erzogene Frauenzimmer so leicht entwaffnet."

Die Probenächte werden alle Tage gehalten, die Kommnächte nur an den Sonn- und Festtagen und ihren Vorabenden. Die ersteren dauern so lange, bis sich beide Theile von ihrer wechselseitigen physischen Tauglichkeit zur Ehe genugsam überzeugt haben, oder bis das Mädchen schwanger wird. Hernach thut der Bauer erst die förmliche Bewerbung um sie, und das Verlöbniß und die Hochzeit folgen schnell darauf. Selten läßt der Bauer ein Mädchen in solchem

Zustande, er würde sich auch unfehlbar den Haß und die Verachtung des ganzen Dorfs zuziehen. Aber das geschieht sehr häufig, daß beide einander nach der ersten oder zweiten Probenacht wieder aufgeben. Das Mädchen läuft dabei keine Gefahr, in üblen Ruf zu kommen: denn es findet sich bald ein anderer, der mit ihr den Roman von neuem beginnt. Nur dann ist ihr Name zweideutigen Anmerkungen ausgesetzt, wenn sie mehrmals die Probezeit vergebens gehalten hat. Das Dorfpublikum hält sich in diesem Fall schlechterdings für berechtigt, verborgene Unvollkommenheiten bei ihr zu argwöhnen. Die Landleute finden diese Gewohnheit so unschuldig, daß es nicht selten geschieht, wenn der Geistliche des Orts einen Bauer nach dem Wohlsein seiner Töchter fragt, dieser ihm zum Beweise, daß sie gut heran wachsen, mit aller Offenherzigkeit und mit einem väterlichen Wohlgefallen erzählt, wie sie schon anfingen die Kommnächte zu halten."

„Fischer hält die Probenächte für eine Ursitte der Menschheit, und für einen bei allen Nationen herrschenden Gebrauch, weil sie in der Physiologie des Menschen gegründet, und eine für die Bevölkerung sehr heilsame An-

stalt seien. Aber daß sie eine Ursitte der Welt sind, kann eben so wenig, als daß sie bei allen Völkern gebräuchlich gewesen, erwiesen werden; das Gegentheil erhellt vielmehr aus den Sitten der Völker, die Proben der Jungfrauschaft fordern. Die andern beiden Gründe, die Ehestandstauglichkeit der beiden Gatten zu erproben, und dadurch eine stärkere Bevölkerung zu bewirken, fällt bei rohen Naturvölkern weg, weil Unvermögen und Unfruchtbarkeit unter denselben unerhörte Fälle sind. Die ganze Sitte zeugt von einem herabgewürdigten Zustande des weiblichen Geschlechts, und von einem Mangel aller edleren Gefühle." Die meisten Beispiele davon findet man in dem Mittelalter, wo diese Proben bald dergestalt ausarteten, daß sie eine bequeme Gelegenheit wurden, die Unschuld eines Mädchens zu mißbrauchen, weshalb auch, wie wir sahen, die Kirchenversammlung zu Trebours sich dagegen erhob.

Ist es aber vom ärztlichen Standpunkt aus Recht, daß die Nacht vorzugsweise für die Schäferstunde da ist? Diese Frage bedarf keine Antwort, wenn wir sehen, daß die Natur selber es so eingerichtet habe, und — die Natur hat überall Recht. Doch gibt es hier

einige Einschränkungen, die meist die geselligen Einrichtungen des Menschen nothwendig gemacht haben. Gaubius sagt:

Idem (sc. coitus) interdiu peior est, tutior noctu,
ita tamen, si neque illum cibus, neque hunc cum vigilia statim labor sequitur.

„Die Begattung geschieht weniger zweckmäßig bei Tage, als in der Nacht, doch muß auf diesen nicht gleich beim Erwachen Arbeit, auf jenen nicht gleich eine Mahlzeit folgen." Ein Mann, dem des Tages Last und Hitze den Schlaf zum nothwendigsten Bedürfniß, zur erfreulichsten und wichtigsten Nervenstärkung gemacht hat, die ihm neue Kräfte für den folgenden Tag bringen soll, ein solcher Mann muß schon dem nothwendigsten Drange der Natur weichen, und andre Zeiten für seine Gattin suchen. Wenn z. B. der Morgenstrahl den glücklichen Schläfer erweckt, und die schöne Geliebte mit den Rosen des Schlafs auf den Wangen, hüllenlos und unbefangen in reizender Lage neben ihm schlummert; wie kann er widerstehn, daß er sie nicht küssend zu Küssen wecke? Auch am Morgenhimmel strahlt der Stern der Liebe! Und wie süß ist nicht

uzer Nachschlummer im Arm der freund-
Gattin!
och sei der Mann mäßig und vorsichtig
sen Morgenfreuden! Viele glauben, eine
nte Regung der Mannheit beim Erwachen
gesundem Schlaf sei der Wink der Natur,
sie jetzt zum Genuß am lautesten rufe.
die Arbeit des beginnenden Tags will
chwächte Kraft, und das Hirn des mit
Kopf arbeitenden Mannes leidet nicht
doppelte, so verschiedene Anstrengung.
Regel, nur seltne Ausnahme kann sein,
ohnehin als Regel den Reiz verliert.
gens hat jene bekannte Regung der
nheit am Morgen (die jenen guten Mann
eregrine Pickle auf die Frage, „ob
weilen verliebt sei?" antworten ließ:
des Morgens") einen ganz andern phy-
ischen Grund, nämlich den Andrang der
nach den Untertheilen bei gestreckter
und in der Bettwärme, während nach
Schlafe die Blase und der Darm ange-
sind, welche vereinigte Ursachen jenes
en des Blutes bewirken. — —
roperz, der gewiß auch wußte, was
ist und was lieben heißt, widerspricht
latur, wenn er sagt:

Non iuvat in coeco venerem corrumpere motu
— — — oculi sunt in amore duces.

Was hilft's, im Finstern die Liebe zu radebrechen? — Die Augen müssen uns führen.

Properz will also auch sehen. Unser alt-ehrliches Sprichwort meint es Anders:

Im Dunkeln ist gut Munkeln,

und so wie dieses Volks-Sprichwort meinen es viele, die den Augen gar nichts gönnen wollen, damit das innere Auge desto reichere Labung gebe. Sie sagen, hier komme alles auf die Phantasie an, die sehr geneigt und sehr thätig sei, das reizend, entzückend darzustellen, was die Augen nicht sehn. Der Gefühlssinn schwelge vielmehr, wenn der Gesichtssinn ihn nicht berichtige. Es sei nichts mehr wider das Interesse der Frauen, als wenn sie die männliche Neugier allzufällig befriedigen, die, einmal gesättiget und gewöhnt, sich gar nicht mehr nach dem sehne, was, ungesehen und verhüllt, so reizend geschienen habe. Empfindung gewinne an Lebhaftigkeit, je dunkler sie sei, und das Angenehme verliere sehr durch Deutlichkeit. Das Gesicht entdecke den kleinsten körperlichen Fehler, den die tastende Hand nie gefunden haben würde. Eine

:e Koquette sei die Frau in Taverniers
:n, die in zehnjähriger Ehe ihrem Manne
hr Gesicht gezeigt, nie ihre Stimme hören
ı, letzteres um für klug, geistreich und
üßem Wohllaut beglückt, ersteres um für
jung und reizend zu gelten. Nur bei
verschlossenen Fensterläden habe sie sich
hleiert, und außer ihrem Harem, wohin
Mann nie kommen durfte, habe sie nie ein
t geredet. Das ist denn freilich wieder
trieben! Vielleicht hat der Kenner Ovid
t, der sich zwischen Properz und diesem
em mit seiner Meinung in die Mitte stellt:
gesättigt, sagt er, doch gereizt, erblicke
Auge flüchtig das Sehenswerthe, und
nicht sicher ist, Augenweide zu gewähren,
bleibe verhüllt und täusche doppelt durch
uchelte Züchtigkeit. Selbst wo die voll=
nensten Formen sich sieghaft zeigen dürfen,
eien doch die farbigen Vorhänge geschlos=
um im Helldunkel zu entzücken, damit
Dichter sagen könne:

quales vidi, tetigique lacertos! —
uam castigato planus sub pectore venter,
uam iuvenile femur!

Nackt.

Der Zustand, in welchem Adam und Eva waren, als sie, von Gott geschaffen, in die Welt gesetzt wurden, und in welchem wir Alle bekanntlich geboren werden, und so lange bleiben, bis uns die menschenfreundliche Wickelfrau mit dem ersten Lappen umkleidet. Klima und Kultur haben in unsern Zonen die Nacktheit so verbannt, daß wir uns selbst wohl heut zu Tage nur noch im Bade ganz nackt sehen, wo sich aber Niemand gern überraschen läßt; unzeitige Neugier in dieser Hinsicht bestrafte schon weiland Diana am Actaeon! Der einzige Punkt in Europa, glauben wir, wo heut zu Tage ein ganz nacktes Weib sich öffentlich zeigen darf, ist nach Lichtenberg's Versicherung Coventry in England, wo, einer alten Sitte gemäß, alle Jahre, an einem gewissen Tage, ein nacktes Mädchen durch die Hauptstraße reiten, und nachher in demselben leichten Habit mit dem Major der Stadt speisen soll! Die Chronik versichert, daß die Stadt noch nie in Verlegenheit gekommen sein soll, dieser alten Sitte Genüge zu leisten! — Uebrigens haben besonders unsre Damen

neusten Zeit in ihren Moden sich gar sehr
rebt, der alten Eva=Tracht sich wenigstens
glichst wieder zu nähern, und oft lassen sie
der obern Hälfte des Körpers fast nichts
ır zu errathen übrig, überzeugt, in der Ge=
schaft keinen Ludwig den Dreizehnten zu
)en, der beim Anblick eines nackten Busens
Ohnmacht fiel. Man denke! ein französi=
:r König! Wer wird sich da noch über die
sche Hypothese des ehrbaren, heiligen Au=
stin wundern, welcher behauptete, am
eltgerichte müßten und würden die nackten
eiber in Männer verwandelt werden, damit
: doch in jener Welt nicht versucht würden!
Wenn man bedenkt, wie wichtig es vom
tlichen Standpunkte aus gesehen ist, bei
er zu schließenden ehelichen Verbindung das
naue Verhältniß der Theile des Körpers zu
men, wie es nur eine Untersuchung desselben
Naturzustande gewähren kann, so wird
an sich eigentlich entsetzen, wenn man sieht,
e leichtsinnig die cultivirten Völker hierin
rfahren, wenn sie zwei Individuen zusammen
ben, über deren respektive Körperbeschaffen=
it beide ganz unwissend sind. In der That
ckt auch hier der Grund, warum so gar viele
hen bald nach der Trauung wieder aufgelöst

werden, wenn sich Körpermängel offenbaren, die Keiner geahnet hatte. Bei den Indianern soll — wenigstens im sechszehnten Jahrhundert noch — hierin eine, wenn auch nicht eben gar ästhetische, doch recht menschlich-natürliche Sitte geherrscht haben, die wir ohne alle Nutzanwendung und als reine Thatsache hier mittheilen wollen. Münster erzählt nämlich in seiner „Cosmographei" von den Indianern: „Wann Einer Armuth halb eine Tochter nicht kann aussteuern, und sie jetzund mannbar worden ist, nimmt er Trummen und Pfeifen, und zeucht mit seinen Töchtern auff den Markt, und so jedermann herzulaufft, als zu einem öffentlichen Spektakul oder Schauspiel, hebt die Tochter dahinten ihre Kleider auff bis an die Schultern, danach hebt sie sich auch davornen auff bis über die Brust, und so etwan Einer ist, dem sie gefallt, der nimbt sie zu der Ehe, und thut keinen blinden Kauff." —

Die Indische Mode, setzt Osiander, der diese Sitte mittheilt, schelmisch hinzu, geht also von unten herauf, die Europäische von oben herunter!

Nägel.

Zur Schönheit der Hand tragen die Nägel
ſentlich bei. Kenner verlangen ſie ſchön
hlich gefärbt, lang und gut elliptiſch gebo=
ı. Von den Nägeln als Waffe der
auen — ſchweigt unſre artige Feder!

Naſe.

Auch die ſchönſte Naſ' iſt wirklich
In dem Meer des Angeſichtes
Eine Klipp', an deren Tücken
Oft des Schönheitsſchiffes Segel
Haben Schiffbruch zu befürchten.

Calderon.

Die Naſe iſt in der That einer der wichtig=
n Theile des Geſichtes, einer der wichtigſten
eſtandtheile zu der Bildung einer Phyſiog=
mie, denn Nichts, ſelbſt das Auge nicht,
bt dem Geſichte einen ſo eigenthümlichen
ırakteriſtiſchen Ausdruck als die Naſe. Alle
ölker haben das gefühlt, wenn auch, wie
r bald ſehen werden, die Begriffe über die
chönheit der Naſe, wie die Begriffe über
chönheit im Allgemeinen verſchieden geweſen

sind, denn das beweisen die unzähligen Sprichwörter, die alle Völker auf die Nase gemacht haben, und die uralte Strafe des Nasenabschneidens, die schon bei den Egyptiern Sitte war, als womit man dem Menschen ein hohes, eindringliches Unrecht zuzufügen gedachte. Die Römer sagten:

non cuique datum est habere nasum
Nicht Jedem ist es gegeben, eine Nase zu haben,

woraus schon hervorgeht, welchen hohen Werth sie auf eine schöne Nase legten; auch nannten sie ihren Cicero: virum ancipiti naso, „den Mann mit zweifelhafter Nase“ weil diese Nase keine recht bestimmte Form hatte. Die Römer sagten schon: aliquem suspendere naso, nare trahere, wie wir: Jemanden bei der Nase herumführen, ferner: vir emunctae naris, ein Mann mit feiner Nase, wie wir uns ausdrücken. Auch sagen wir Deutschen sich bei der eigenen Nase ziehn, eine Nase drehn, Naseweis, Habichtsnase, u. s. w. Noch mehr Witz- und Sprichwörter haben die Franzosen. Avoir bon nez drückt das gleiche deutsche Wort: eine feine Nase haben, scharfsinnig sein, aus.

Par-dessus les plus raffinés
Gomor d'avoir bon nez se vante.
Il n'est cuisine qu'il n'évente
N'est-ce pas avoir fort bon nez?

Mehr als die Scharfsinnigsten
Rühmt sich Gomor einer feinen Nase.
Er schnüffelt jede Küche aus,
Nicht wahr, er hat 'ne feine Nase?

Tirer les vers du nez, heißt Jemanden listig ein Geheimniß ablocken.

Von einem Menschen, der sich furchtsam von einer gefährlichen Sache entfernt, sagen die Franzosen: il saigne du nez, er blutet aus der Nase, weil solcher Vorwand oft gebraucht wird, um sich zu entfernen. Die Thüre vor der Nase zuwerfen, sagen wir und die Franzosen, die Nase hier als pars pro toto sogar für den ganzen Menschen nehmend u. s. w.

Diese Wichtigkeit der Nase für die ganze Gesichtsbildung hat natürlich den Scharfsinn der Physiognomiker sehr in Anspruch genommen, und ihre feine Nase hat sich erschöpft in Untersuchungen und geträumten Resultaten über die physiognomische Bedeutung der Nase. „Von der Naszen, sagt der schon einmal genannte alte Physiognomiker Johannes von Indagine, ist ein gemeyn geübtes sprichwort, daß die menschen, so ein gebogen krum-

men naszen haben, gemeininklich spöttig seind, und selten jemant ungespeyt lassen. Desgleichen bei der Farb der naszen ist auch ein urkundt zu fassen. Wann etliches nasz dülpfisch und rot ist, oder mit ettlichen roten aderlein oder punkten durchzogen, das ist ein herrlicher seuffer, ein dürstiger, voller Mensch; einer hitzigen Leberen, und uff unkeuschheit geartet." — Lavater war ganz enthusiasmirt von der Würde der Nase. „So eine schöne Nase ist mehr werth als ein Königreich!" ruft er einmal fast begeistert aus, und er kommt oft auf die Nase zurück. „Ich finde tausend schöne Augen gegen eine einzige schöne Nase, und wo ich sie fand, immer vortreffliche, immer ganz außerordentliche Charaktere" — (hoho! Herr Lavater, fallen Sie nicht auf die Nase!) „Ich glaube bemerkt zu haben, daß die Stumpfnasen leichten sinnlichen Eindruck, Sorglosigkeit, und durch entschiedne Grade mit andern Nebenbestimmungen auch Stumpfheit und Dummheit bezeichnen. — Unsterblich sind die Werke aller Künstler, deren Nasenrücken von der Wurzel an bis zum Knopf parallel und von merklicher Breite ist. — Die aufwärts vorspringende, leichte, zart beschnittene Nase, ist offenbar des Fein-

lenden, weit Riechenden, sanft an sich hal-
)en, Treuen, im Leiden gestärkten (?). —
en bei der Wurzel gebogene Nasen sind
trefflich zum Gebieten, Herrschen, Durch-
n, Zerstören. — Gradlinigte Nasen möchte
den Schlußstein zwischen den beiden andern
nen: sie wirken und leiden mit Kraft und
:le. — Kleine Nasenlöcher sind beinah ein
:res Zeichen ununternehmender Furchtsam-
. Sichtbar athmende Nasenflügel ein
eres Zeichen feiner Empfindung, die leicht
Sinnlichkeit und Wollust ausarten kann.
Ich habe noch nie eine Nase mit einem
:ten Rücken gesehen, er mochte nun gebogen
r grade sein, als an ganz außerordentlichen
nschen. Man kann auch zehntausend le-
de Gesichter oder tausend Portraite merk-
rdiger Menschen durchgehn, ehe man eine
he findet. Mehr oder weniger (?) solche
sen hatten: Raynal, Faust Socinus,
oift, Cäsar, Borghia, Anton, Pagi,
kenberg (ein Mann von Simsonscher
irke), Paul Sarpi, Petr. Medicis,
racci, Cassini, Lucas von Ley-
1, Titian." —
Die Zeit hat die uralten Vorurtheile, die
Bedeutung der Nasen herausfinden woll-

ten, nicht ganz tilgen können, obgleich die Erfahrung sie tausendmal widerlegt hat. Die Länge der Nase beweist eben so wenig den Grad der Mannbarkeit, als sie für den Muth des Besitzers zeugt. Der Marschall von Sachsen hatte eine kurze Stumpfnase. —

Wenn man neugierig ist zu wissen, wie hoch in Geldeswerth etwa eine Nase zu taxiren sein dürfte, so muß man den Prozeß eines Schusters lesen, der 1771 gedruckt worden ist, wo dieser Schuster, ein Deutscher, seinen Arzt vor Gericht belangte, weil er in Folge von dessen falschen Kur seine Nase verloren zu haben behauptete. Das Gericht verurtheilte den Doctor zu tausend Thaler Entschädigung. Man berechne, was die Nase einer vornehmen, jungen, schönen Dame werth sein mag, wenn in wohlfeiler Zeit, im Jahr 1771, eine garstige Schusternase tausend Thaler gerichtlich taxirt wurde. Uebrigens wird der gute Schuster wohl seine Nase in Folge jenes Uebels verloren haben, welches die Menschen in Europa höchst wahrscheinlich „vom fernsten Strand“ (nämlich aus Amerika) geholt haben:

Vergebens schied mit weisem Plane
Zeus und Neptun vom Oceane,
Das Menschen angewiesne Land;

Verwegen stoßen sie vom Stapel
Und holen von dem fernsten Strand
Peteschen, Mal de Naples
Und andren Contreband!

v. Thümmel.

welches Uebel bekanntlich vorzugsweise eine
hlverwandtschaft mit der Nase hat, als
lte die Nemesis durchdringend den Men-
n für seine Sünden strafen, indem sie mit
Zerstörung der Nase seine ganze Physiog-
ıie zerstört und ekelhaft macht. Daß dieß
ere der Fall sei, wußten sehr wohl die eng-
)en Frauen und Mädchen, die sich, bei der
dung der siegreichen Dänen — wenn an-
man der alten Chronik trauen darf —
Nasen abschnitten, um rein und keusch
unberührt zu bleiben. Auch Eusebia,
tissin in Marseille, schnitt sich, beim Her-
ahen der Sarazenen, aus demselben Grunde
Nase ab: ihre vierzig Nonnen machten
e Operation nach, und die siegenden Wüth-
e tödteten Alle in der Rache über eine ge-
schte Erwartung!
Wie die Nase einer der wichtigsten Bestand-
le der Physiognomie ist, so ist auch ihre
dung natürlich erblich, und daher finden
bei ganzen Menschenrassen, wie bei ganzen

Völkerschaften und in einzelnen Familien die Nasenbildung verschieden, und diese Nasenbildung fast immer verpflanzt von Eltern auf Nachkommenschaft. Rührend ist bei Claudius die Apostrophe einer unschuldigen Mutter an ihr Kind wegen seiner Nase, als ihr Mann eben wegen der Nase einige Zweifel an ihre Treue erhoben zu haben scheint:

Schlaf, süßer Knabe, süß und mild
  Du, deines Vaters Ebenbild!
Das bist Du; zwar Dein Vater spricht,
  Du habest seine Nase nicht.

Nur eben itzo war er hier,
  Und sah Dir in's Gesicht,
Und sprach: viel hat er zwar von mir,
  Doch meine Nase nicht.

Mich dünkt es selbst, sie ist zu klein,
  Doch muß es seine Nase sein:
Denn wenn's nicht seine Nase wär',
  Wo hätt'st Du denn die Nase her?

Claudius.

Was die fünf Menschenrassen betrifft, so finden wir bei der europäischen oder kaukasischen, eine mehr kleine als große, aber hervortretende, gebogene Nase, mit nicht zu weit offnen Nasenlöchern: in der mongolischen

e, wozu die Chinesen gehören, eine kurze,
nmengedrückte, bei den Negern dagegen
breite, platte, fast mit den Wangen zu=
nenfließende, in der malayischen Rasse,
breite, dicke, und bei den Amerikanern
er eine mehr platte Nase.

Das nun unter allen diesen Nasen die
n e N a s e sei? Wer wollte das bestimmen!
Chinese liebt seine Stumpfnase, der Neger
t nichts an seiner schwarzen Schönen so
ı als den köstlichen, schwarzen Teint, und
errliche platt=breite Nase! Aber auch der
virte Schönheitssinn im europäischen In=
uum folgt hier keiner Regel. Der liebt
ange, gradlinigte griechische, Jener umge=
: die schön gebogene römische Nase —
n Dritten geht das schnippische Stumpf=
hen über Alles.

Wir sind nicht so n a s e w e i s, hierüber
Gesetz vorschreiben zu wollen, und glau=
lange genug über die Nase gepredigt zu
n.

Natürliches Kind.

;. B a s t a r d.

Neglige.

Welch' ein Irrthum, lieben Damen, wenn Ihr glaubt, daß Euch ein wohl ausstaffirter Putz, daß Euch alle raffinirten Künste der Toilette reizender machen?! Fragt nur Eure Geliebten, Eure Männer, ob nicht die anziehende Einfachheit, die ungeschminkte Treue und Wahrheit Eurer natürlichen Reize, die ein sauberes und leichtes Negligé viel bequemer und erfreulicher zur Schau stellt, als der ganze Apparat Pariser und Wiener und Berliner Modewaaren — ob nicht diese naturgemäßere Einfachheit überall weit leichter den rechten Punkt treffe, als Euer Putz, Eure Federn und Blumen?

Des Morgens, welch' ein Malerbild!
Wallt sie hervor in leichtem Kleide,
Noch ungeschnürt und halb verhüllt
Nur in ein Mäntelchen von Seide.
Entringelt auf der Schulter sinkt
Die Hälfte goldner Locken nieder —

Bürger.

— So, lieben Freundinnen, gefallt Ihr. Es liegt ein unaussprechlicher Zauber für die Phantasie des Mannes in einem saubern Negligé. Hier vereinigt sich der Begriff vom

;z des Weibes, das sich ihm und vorzugs-
e nur ihm, dem Geliebten, in dieser Tracht
;, mit der Erinnerung genossener Freuden,
sich leicht an die Idee des Besitzes knüpft,
denn endlich die Phantasie leichteres Spiel
, als wenn erst Pallisaden von Kleidern,
iwls, Blumen und Edelsteinen sie beschäf-
ı und zerstreuen. Darum denken auch
iß viele Männer mit Rousseau:

; ne crains rien tant au monde, qu'une
jolie personne en deshabillé. Je la redou-
terai cent fois moins parés.

ch fürchte nichts in der Welt so sehr, als
eine niedliche Person im Negligé; zehnmal
weniger würde ich sie im Putze fürchten.

Vergl. Putz.)

Nestel.

m Mittelalter unterschied man die Mäd-
, die ihren Körper und ihre Gunstbezeu-
gen Jedem hingaben, von den ehrbaren
uen dadurch, daß man ihnen eine Schleife,
Nestel von Band auf die Schultern knüpfte,
daher hat sich eine französische Redensart:
rir l'aiguillette von solchen Mädchen

erhalten, die eine liederliche Lebensart einschlagen. (Vgl. den folgenden Art.)

Nestelknüpfen.

Nichts ist wahrlich eigensinniger, als unsre Organe. Oft ist der Mensch grade dann am wenigsten Herr derselben, wenn er es am meisten sein will oder muß. Er will über eine Sache sprechen, die er genau kennt, ganz durchdacht hat, seine Zuhörer sitzen aufmerksam vor ihm: er beginnt — er stottert — die Worte fehlen ihm — und mit ihnen bleiben alle Ideen, alle wohleinstudirten Erklärungen aus! Ihr seid ein großer Künstler auf irgend einem Instrumente: Tausend Hände harren gespannt, um loszubrechen in schallendem Beifall — ach! Eure Finger sind, so wie Ihr beginnen wollt, wie gelähmt, und erst nach und nach verlöscht Ihr den unangenehmen Eindruck, den die getäuschte Erwartung bei Eurem Auftreten machte! Crist seufzt nach Alinen. Wenn seine Phantasie geschäftig ihm das Bild seiner Geliebten vorzaubert, so umflattern ihn tausend Träume und Bilder der wollüstigsten Freude — er kennt kein Glück als in ihren Besitz — endlich gefällt

und Sie gibt nach — er sinkt entzückt in
e Arme, aber — — der Augenblick des
eges ist der Moment der unerwartetsten,
chämendsten Schwäche — das Feierkleid
rd zum Trauergewande — — — und das
äuschte Glück wird peinigende Qual für
ı Unglücklichen!

Dieses so natürliche und ach! so gewöhnliche
ißgeschick ist eine Folge der allgemeinen Ge-
e unsres Organismus. Nicht nur unser
rstand, auch unsre Zunge, Hände, Füße,
)pen machen tausend närr'sche und dumme
reiche täglich wider unsern Willen. Diese
rthümer in den Functionen unsers Körpers
zen sich überall, und, um bei dem jetzigen
ema stehn zu bleiben, so lehren es tausend
ispiele, daß ein zu verliebter Mann, eben
gen der allzufeurigen Lebhaftigkeit seiner
denschaft, die Fähigkeit verliert, deren Ziel
erreichen, bis er erst fast alle seine Kräfte
dem vergeblichen Kampfe, der ihm nur ein
willkommenes zu frühzeitiges Glück bringt,
chöpft, und seine Glut mehr abgekühlt hat.

Der Verdruß über ein so grausames Miß-
chick mußte früh die Menschen auf die Kennt-
ß der Ursache desselben wißbegierig machen,
d da sie diese nicht in sich fanden, wo die

eigne Kraft und Jugend, und die Schönheit ihrer jungen Geliebten die Quelle jener Schmach unmöglich dulden konnte, so suchten sie sie außer sich, und kamen auf einen höhern und übernatürlichen Einfluß, der hier wirksam werde. Ja, ein höheres Wesen mußte neidisch sein auf ihr Glück, und darum sende es eine Fessel, einen Zauber, der ihnen im Vollgenusse dieses Glückes hinderlich werde, und den sie nicht eher genießen könnten, als bis jener Zauber gelöst sei.

Dieser Glaube an einen Zauber der Art war im Alterthum ungemein verbreitet, und der Zauber wurde für so mächtig gehalten, daß selbst Götter und Könige ihm in der Schäferstunde unterworfen wären.

> Quis neget et magicas nervos torpere per artes?
> Wer wohl leugnet, daß Zauberkünste die Nerven erstarren?

Jupiter selbst, der Oberste und Mächtigste im ganzen Olymp, konnte eines Tages den Gürtel seiner Juno nicht lösen. Amasis, König von Egypten, fand sich sehr bestürzt, als er sein désappointement bei der Königin Laodice gewahr ward, weil man ihm die Nestel geknüpft hatte. (Denn so nennt

ı seit dem Mittelalter jenen hypothetischen
ıberspuk.) Die berühmte Brunehild
ıte, wie der Geschichtschreiber Aimoin
hlt, so geschickt ihrem Sohne Theodorich,
ıig von Burgund, die Nestel zu knüpfen,
er Hermenberga, sein eignes Weib,
t genießen konnte u. s. w. Selbst die
chenväter glaubten an einen solchen Zauber,
s gibt Gegenden, wo im Volke dieser Aber=
ıbe immer noch lebt. Noch im Jahr 1809
ıhlte ein französischer Naturforscher Fre=
nt folgenden Vorfall, der ihm in einer
jend des südlichen Frankreich vorkam.
„Ich saß am Gesträuch und untersuchte
ırere Pflanzen, als ich durch die Erschei=
ıg eines allerliebsten, etwa zwanzigjährigen
dchens unterbrochen ward, die ungemein
rübt schien. Sie ging an mir vorüber,
ı wandte sich einige Schritte von mir an
en Greis, dessen schmächtige Figur, dessen
ger Bart, dessen sonderbare Tracht mir
d einen »devin de village« (Dorfwahr=
er) verriethen. Nach einer ehrerbietigen
rneigung erzählte sie ihm fromm und offen,
s sie so betrübt mache, und versprach ihm
schwarzes Schaaf und zehn Franken, wenn
hm gelänge, ihren Mann zu entzaubern.

Der Alte schnitt einige wunderliche Gesichter, und nahm den Handel an, indem er sich einen Thaler auf die Hand bezahlen ließ. Darauf suchte er einige Pflanzen, wandte sich gen Osten, murmelte einige kauderwelsche Worte, und überreichte dann der jungen Frau die Kräuter, indem er ihr verordnete, davon einen Salat zu machen, und ihn ihrem Manne zu geben. Diese Geschichte reizte meine Neugier: ich wußte, daß die gepflückten Pflanzen wohl von einiger Wirkung sein könnten, und erkundigte mich daher im Dorfe nach dem Erfolg. Der Mann hatte seinen Salat verspeist, und die junge Frau hat weder ihr Schaaf, noch auch die zehn Franken bereut."

Auch unter den Muhamedanern ist noch heut zu Tage dieser Glaube nicht ganz erloschen. Wenn in der Gegend von Aleppo ein junger Ehemann aus Schaamhaftigkeit oder andern Gründen in den ersten Tagen seiner Ehe untüchtig ist, so sagt man von ihm, daß er marbud, d. h. gebunden sei. Man glaubt nämlich, eine andere Frauensperson, die sich vergebens Hoffnung gemacht habe, den Mann zu heirathen, könne ihn durch heimliche Künste unfähig machen. Die junge Frau ist dann betrübt, weil sie befürchtet, daß sie auf ihre

e Lebenszeit unglücklich sein und keine
der bekommen werde. Wenn die Mutter
der Unschuld der Tochter versichert ist,
eibt sie den Mann bisweilen mit Ungestüm
einer Schuldigkeit an, damit die junge
ı das Zeichen ihrer Ehre aufweisen könne,
dies macht den furchtsamen Mann noch
rauischer gegen sich selbst. Zuletzt nimmt
seine Zuflucht zu Aerzten, Mönchen oder
ı Weibern. Der englische Arzt zu Aleppo,
welchem sich die da wohnenden Christen
Raths erholten, hatte bei solcher Gelegen=
nur immer gesucht den armen Männern
zu verschaffen, um sich von ihrer Bestür=
ʒ erholen zu können. Doch er hatte ihnen
eit einige Arzneien geben müssen, weil
nicht glaubte, daß ihnen sonst geholfen
den könne. Ein Maronit, oder Römisch=
holischer von dem Berge Libanon, wendete
in seiner Verlegenheit an einen Mönch,
mit gewissen Ceremonien die Messe oder
t etwas über ihn las. Die alten Weiber
hen mancherlei andere lächerliche Versuche,
u Zeit erfordert wird. —
Wir brauchen wohl nicht hinzuzusetzen, daß
geläuterte Kenntniß der Natur einen
hen Zauberspuk nicht anerkennt. Jener

Anfangs geschilderte Eigensinn unsrer Organe ist und bleibt ein Räthsel, aber wir haben gesehen, daß keineswegs die Sexualorgane allein dies Räthsel darbieten. Uebrigens gehört auch das eigentliche Unvermögen (s. diesen Art.) nicht hierher, das ganz andre Ursachen hat. Hier handelte es sich nur um die wunderbare Erscheinung, daß man zuweilen im Schooße des Glückes schwelgend, unfähig sei, den Kelch auf den ersten Zug ganz zu leeren, und wie Tantalus vor dem Apfelbaume steht, ohne die süße Frucht pflücken zu können. Montaigne hat, diesem Uebel abzuhelfen, vortreffliche Rathschläge gegeben: er räth, um beim obigen Bilde stehn zu bleiben, mit andern Worten, den Kelch langsam, nicht übereilt und stürmisch zu leeren, die die Medicin nicht anders als höchlichst billigen kann. (Vgl. Aphrodisiaca, Geschlechtstrieb, Sinnenkälte, Unvermögen.)

Nonne.

Wie die Rebe, gewachsen auf nackter Fläche des Feldes,
Einsam sich immer erhebt, nie liebliche Trauben erzielet,

Unterliegend der Last, den zarten Körper herab-
senkt;
Wenn sie so mit dem hohen Zopfe die Wurzel
berühret,
Suchen sie keine Pflüger, und keine Stiere
der Pflüger:
Aber hat man sie mit dem starken Ulmbaum
vermählet,
Suchen sie viele Pflüger, und viele Stiere
der Pflüger —
So veraltet, unachtbar, die nie berührte Jung-
frau. Catull.

Es gab schon, wie wir oben (s. Mädchen)
ehen haben, lange vor Errichtung der Non=
nklöster, und ehe das eigentliche Klosterleben
fing, Jungfrauen, die sich aus denselben
ründen, die wir in der Abhandlung: Mönch
twickelt haben, dem heiligen Leben widmeten,
d sich zu dem Stande einer dauernden Jung=
uuschaft verdammten. Ja wir wissen es
daß auch andre Religionen, als die unsrige,
gut wie männliche religiöse Anachoreten
ch weibliche kannten. Um nur zwei ganz
rschiedene und entfernte Zeiten, Völker und
eligionen zu nennen, kennt ja jeder unserer
ser die Vestalinnen (s. diesen Art.)
d die peruvianischen Sonnenjung=
auen. Diese letzteren wohnten nach dem

Bericht des Inka Garcilaso de la Vega nicht in dem prachtvollen Tempel der Sonne in der Stadt Kusko, sondern waren in viele einsame, in den Provinzen des Reichs für sie erbaute Häuser verschlossen. Ihre uneingeschränkte Zahl stieg auf mehr denn fünfzehnhundert. Eines der vorzüglichsten Geschäfte dieser Mädchen war, für ihren Gatten, die Sonne, zu arbeiten. Da aber dieser keine von den schönen Kleidungen und den glänzenden Diademen tragen konnte, so pflegten sie seinen natürlichen Erben, den regierenden Inka, mit den zierlichen Werken ihrer Hände zu beschenken. Merkwürdig ist es, daß die heiligen Jungfrauen eben der unmenschlichen Strafe unterworfen waren, womit die Vestalinnen in Rom belegt wurden. Das peruvianische Gesetz war sogar gegen den Verbrecher noch strenger als das römische, indem es ihn nicht nur zum Tode verurtheilte, sondern sich auch auf alle seine unglücklichen Verwandten erstreckte. Alle seine Besitzungen wurden geschleift, damit auf der Erde keine Spur von dem Verwegenen zurückblieb, der eine heilige Braut der Sonne geschändet hatte.

Allein ob die Mädchen in Peru ein keuscheres Temperament hatten, als die römischen

Vestalinnen, oder ob die peruvianischen Helden nicht einen so kühnen und verwegenen Karakter als die römischen besaßen — genug, jener Geschichtschreiber versichert uns, daß Kusko nie das schreckliche Schauspiel wie Rom — Jungfrauen, die wegen eines einzigen schwachen Fehltritts lebendig begraben wurden, gesehen habe. Indeß da diese heiligen Jungfrauen Bräute der Sonne waren, und der regierende Inka von ihnen als dieser Repräsentant der Gottheit verehrt wurde, so hatten sie ein Mittel mehr, als die römischen Vestalinnen, die üble Nachrede zum Schweigen zu bringen. Sie konnten ohne Gefahr Mutter werden, wenn sie nur schwuren, daß die Sonne in eigener Person in ihr Bette herabgestiegen sei, und gebaren sie einen Sohn, so strahlte ihre Keuschheit nur in einem desto größeren Glanze.

Pachomius, den wir schon oben (vgl. Mönch) als den Stifter der Klöster überhaupt kennen gelernt haben, errichtete auch das erste Nonnenkloster, und die päbstliche Kirche wußte auch dies Mittel, ihre Macht auf Erden immer weiter zu verbreiten, und das Volk im Aberglauben gefangen zu halten, trefflich zu benutzen, und die Nonnenklöster füllten sich

nicht weniger, als die Mönchsklöster. Es war daher ein kühnes Unternehmen von Jovianus, einem Mönch in Rom, daß es hier, von wo aus sich doch das Schirmdach auch über die Nonnenklöster verbreitete, im Jahr 388 den Vorzug dieses jungfräulichen Standes bestritt, und öffentlich behauptete, die Jungfrauen hätten nicht mehr Verdienst, als die Eheweiber, wenn diese sonst in ihren Werken von jenen nicht verschieden wären. Viele Nonnen und Mönche verließen darauf wirklich das Gelübde der Ehelosigkeit. Aber die schrecklichsten Bannflüche ergingen über diese Ungläubigen, und die heiligen Kirchenväter ergriffen wider ihn die Feder. Hieronymus bewies in einem Buche, das er um das Jahr 392 schrieb, daß die dreißigfältige Frucht in der evangelischen Gleichnißrede die Ehe, die sechzigfältige den Wittwenstand, die hundertfältige aber die Krone der Jungfrauschaft bedeute. Darauf verbreitete er sich sehr weitläuftig über die Stelle des Paulus 1 Korinth. 7., um darzuthun, daß es überhaupt etwas Böses sein müsse, ein Weib zu berühren, weil der Apostel versicherte, es sei gut, dasselbe nicht zu berühren; daß die Ehe am Gebet hindere, in welchem sich doch die

Christen ohne Unterlaß üben sollten, daß sie nur ein geringeres Uebel sei, als die Versuchung des Satans, daß Gott die beständige Jungfrauschaft nur deswegen nicht vorgeschrieben habe, damit das menschliche Geschlecht nicht untergehen möchte; daß aber Christus die Jungfrauen deswegen mehr liebe, weil sie freiwillig dasjenige leisteten, was ihnen nicht befohlen worden sei. Die Stelle, welche Jovianus für sich anführte: das Weib wird selig durch Kinderzeugen, beantwortete der heilige Hieronymus, indem er sagte, daß diese Seligkeit unter der Bedingung statt finde, wenn sie Söhne gebärt, welche Junggesellen bleiben, so daß sie in ihren Kindern das erwirbt, was sie selbst verloren hat. Das Hohelied, welches nach Jovian dem Ehestand sehr günstig ist, enthält vielmehr nach Hieronymus Sinnbilder der Jungfrauschaft, z. B. wenn es heißt: Die Stimme der Turteltaube (des allerzüchtigsten Vogels) hat sich in unserm Lande hören lassen; oder du hast mir das Herz verwundet, meine Schwester, Braut! — Der heilige Augustinus rief in seinem frommen Eifer aus: „Wollten doch alle Menschen sich des Beischlafs enthalten, so würde die Stadt

Gottes weit geschwinder angefüllt, und das Ende der Welt beschleunigt werden, wozu auch Paulus 1. Korinther 7. aufmuntert.“ —

So entflammte ein Geist von heiligem Wahnsinn alle ersten Schriftsteller der Kirche, ihre Federn unaufhörlich mit dem Verdienst und dem Lobe der gottgeweihten Jungfrauen zu beschäftigen. Unter diesen zeichnet sich besonders Methodius aus, der ein Buch unter dem Titel: das Gastmahl der Jungfrauen, schrieb, worin er eilf Jungfrauen auftreten läßt, die sich wetteifernd bemühen, das Große, Wundervolle und Glorreiche der Jungfrauschaft zu beweisen, und daß der Orden der Jungfrauen den ersten Rang im Himmel habe, ob er gleich die kleinste Gesellschaft der himmlischen Heere ausmache. Der heilige Athanasius nennt die Jungfrauschaft eine kostbare unsichtbare Perle, die nur von wenigen gefunden werde. Basilius in seiner Rede über die unverletzliche Vollkommenheit der Jungfrauschaft, behauptet, daß ein menschliches Wesen durch diese Tugend allein Gott gleich werden könne. Indem er seinen schönen Freundinnen die mannigfaltigen Gefahren, denen sie ausgesetzt sind, bekannt

macht, erzählt er ihnen eine wunderbare Begebenheit von einem geistlichen Kastraten und einer kanonischen Jungfrau, und warnt sie vor den Kastraten durch eine sehr undelikate Beschreibung ihres gefährlichen Unvermögens. Ein anderer heiliger Lobredner der Jungfrauschaft war der berühmte Gregorius, der in seiner poetischen Begeisterung die Ehe und Ehelosigkeit streitend auftreten, und die letztere sich mit einem glorreichen Triumph krönen läßt. Aber wer würde enden im Aufzählen dieser Verirrungen!

Daß eine so unnatürliche Lebensweise, die den ernstesten und heiligsten Trieben und Absichten der Natur schnurstracks entgegenläuft, indem sie auch bei diesem Geschlechte durch Entziehen so vieler, der Mutterschaft fähiger Mädchen, die Erde um einen großen Theil ihrer Bevölkerung bringt, auf das noch viel reizbarere, viel leichter nach allen Richtungen hin erregbarere Geschlecht des Weibes einen noch weit tiefern und wichtigern Eindruck machen müsse, als auf den unter gleichen Verhältnissen lebenden Mann, ließe sich schon a priori begreifen, und wirklich hat die Erfahrung die sprechendsten Beweise dafür geliefert. Denn, wo nicht dieselben, oder doch

ähnliche sinnliche Verbrechen, wie wir sie, als in den Mönchsklöstern vorgekommen, oben angedeutet haben, wenigstens den Durst der Nerven löschten, wo also in Nonnenklöstern, mit merkwürdiger Aufopferung das Gelübde der Keuschheit und Enthaltsamkeit wirklich strenge gehalten wurde, da hat man gar häufig die wunderbarsten Nervenkrankheiten, die merkwürdigsten Verstimmungen der ganzen Gefühlssphäre bei den armen Mädchen entstehen sehen. Wir entlehnen folgende, ganz hierher gehörige Stelle, aus Zimmermann's berühmten Werke über die Einsamkeit:

„Weibliche Imagination ist immer reizbarer, als Männerimagination, und daher ist jene bei einem äußerst einsamen Leben und beständiger Einkehr in sich selbst für jede Thorheit empfänglich. Daher wird in Waisenhäusern, Hospitälern und Klöstern die Nervenkrankheit so leicht und schnell von Einem Mädchen auf Alle übertragen. Ich habe in einem guten medicinischen Buche gelesen, es sei in einem sehr zahlreich besetzten Nonnenkloster in Frankreich einer Nonne eingefallen, nach Katzenart zu miauen. Eine kurze Weile nachher miauten andre Nonnen auch, und endlich miauten alle Nonnen auf eine bestimmte Zeit, verschie-

Stunden nach einander gemeinschaftlich.
ganze Christenheit umher hörte mit Aer=
nd Erstaunen dies tägliche Katzenconcert,
nicht nachließ, bis alle diese Nonnen be=
wurden, man habe von Polizei wegen
en Eingang des Klosters eine Kompagnie
aten gestellt, welche jeder Nonne so lange
uthe auf ihren nackten Hintertheil geben
en, bis sie verspreche, nicht mehr zu
en. — — Von allen Weiberepidemien,
in Deutschland gesehen habe, oder deren
ichte mir bekannt ist, zeichnet sich doch
erühmte Klosterepidemie des fünfzehnten
hunderts am meisten aus, die Cardan
lt, und die eigentlich beweist, was ich
beweisen will. In einem deutschen Non=
oster fiel es einer Nonne ein, alle ihre
chwestern zu beißen. Es verging eine
Zeit, und alle Nonnen dieses Klosters
sich untereinander. Bald verbreitete
as Gerücht von dieser Nonnenwuth, aber
ging sie auch von Kloster zu Kloster durch
großen Theil von Deutschland, zumal
sen und Brandenburg. Nachher kam
n die Nonnenklöster von Holland, und
bissen sich alle Nonnen bis Rom."
So weit Zimmermann. Aehnliche

O.

Odaliske.

S. Serail.

Ohr.

Ein Theil des Kopfes, der zwar im Geringsten nicht gleichgültig für die Schönheit desselben ist, über den wir aber in der That für unsern Zweck so gut als Nichts zu sagen haben: denn daß man in Madagascar Stücke von Ohren zu Markte bringt, um die abgehauenen Ohren der Sclaven zu ergänzen — wen interessirt das? Wenn unsre Leser daher die Ohren gespitzt haben, um von uns eine recht ausführliche Abhandlung über das Ohr zu hören, so haben sie sich für diesmal geirrt. Kenner verlangen diesen Theil klein und nicht weit vom Kopfe abstehend: man weiß, daß das Gegentheil ein Thier characterisirt, mit welchem sich Niemand gern verglichen wissen will.

Orgien.

So hießen ursprünglich die wilden Fest- und Jubel-Gelage, die dem Bacchus zu

in Griechenland von seinen zügellosen
ern und Priesterinnen, den berüchtigten
unten und Bacchantinnen, gefeiert wur=
Diese Bacchantinnen, die Anfangs und
nglich einen rein religiösen Charakter
, arteten mit der steigenden Sittenver=
ß so aus, daß noch heute der Name:
ie dazu dient, ein wollüstiges, freches
e zu bezeichnen. Die Bacchantinnen
ten sich durch einen eigends dazu ge=
en Wein, Amystis genannt, zur Feier
acchanalien vor. Wenn sie einige Am=
ı (große Flaschen) von diesem Weine
leeret hatten, dann liefen sie von den
sten Grenzen des attischen Gebiets bis
n Gipfel des Parnasses, und setzten das
Land in Schrecken. Auf diesem Berge
nmelten sie sich zu großen Haufen, so
die Mänaden aus Lakonien auf dem
etes. Die Begeisterung des Weins, der
e Tanz, das wilde Geschrei, die Nacht,
acktheit, entflammten ihre Sinne zu ei=
Grade, der an die unverschämten und
elassenen Erscheinungen einer förmlichen
phomanie gränzte. (S. Geschlechts=
b.)

on Griechenland kamen die Bacchusfeste

nach Rom, wo sie Anfangs nur dreimal im Jahre, und zwar bei Tage, von Weibern allein, gefeiert wurden. Bald arteten sie auch hier zu den schändlichsten Orgien aus. Eine Kampanische Priesterin verwandelte sie in nächtliche Feste; sie wurden nun des Monats fünfmal begangen, und zu ihnen nicht blos Weiber, sondern auch Männer zugelassen. Nach dieser Umänderung verbreiteten sie sich schnell über ganz Italien, und arteten in Gelage der üppigsten Ruchlosigkeit aus. Weiber und Jungfrauen überließen sich nicht nur allen Arten von Wollust mit Männern, sondern befleckten sich auch mit Knaben und Jünglingen. Die Häupter dieser Orgien hatten unter Anderem das Gesetz gegeben, daß keiner von dem stärkern Geschlecht, der über zwanzig Jahr alt sei, zugelassen werden sollte!! Wenn jemand sich weigerte, alles das Schändliche zu thun oder zu leiden, was die Schwestern oder Brüder nach der Einweihung fordern konnten, so brachte man sie um, und gab dann vor, sie wären von der Gottheit entrückt worden.

Im Jahr 566 wurde durch einen förmlichen Senatsbeschluß der nicht mehr zu zügelnden Wildheit dieser Bacchusfeste radical entgegenge-

, indem alle Feier derselben förmlich
n ward.

P.

Päderastie.

Knabenliebe.

Pantoffel.

ominöser Artikel, über den eine männ-
Feder gern den Schleier zieht! Weiber-
aft ist überall — meine Leserinnen
mir einmal es auszusprechen erlauben,
atürlich Ding; das gutmüthige, weiche,
Beib soll dienen, nicht herrschen:

Weib muß nicht zu Worte kommen,
n das ist eine erschreckliche Sache!

laudius etwas hart zwar, aber man
erlebt, welche Früchte es bringt, wenn
tlich in der Ehe das Weib allzusehr
orte kommt!" Es ist ein großes Wort,
antoffelregiment, und wir haben
Minister und Staaten durch einen Pan-
— und zwar nicht durch den päbstlichen
zieren und stürzen gesehen. Drum wird
ins erlauben zu sagen:

Schlimm ist's, wenn sich in der Männer Rath
Dreist ein Weib mit Herrscherstimme drängt:
Denn des Mannes Rechte sind gekränkt,
Stimmt ein Weib zu Entschluß und zu That.
Schlimm ist's, wenn des Thrones hehren Sitz
Stolz ein königliches Weib besteigt,
Wenn der Männer Volk vor ihr sich neigt,
Wenn sich Kraft vor Schwäche beugt —
Doch das Schlimmste, was die Erde kennt,
Ist — Pantoffelregiment!

Perrücke.

Die Erfindung der falschen Haare verliert sich im grauesten Alterthume, denn von jeher betrachteten die Menschen das Haar als eine ihrer schönsten Zierden, und von jeher waren sie daher darauf bedacht, den Verlust derselben, wo möglich, zu ersetzen. Von Egypten kam, mit so vielen andern Erfindungen, auch die Perrücke nach Griechenland, von hier nach Rom, und bei den Römern gewann diese Erfindung den allergrößten Beifall, so daß selbst die meisten Kaiser falsche Haare trugen. Als Caracalla an den Ufern der Donau war, wollte er den Deutschen schmeicheln, und ließ sich die Haare à l'Allemande scheeren, wie früher schon Plantilla, sein Weib, aber in einer andern Absicht, gethan hatte. Ueber-

haupt waren um jene Zeit die feinen, langen, blonden Haare der Deutschen sehr beliebt in Rom

Nunc tibi captivos mittet Germania crines;
Jetzt wird das gefangene Germanien dir seine Haare senden,

Ovid.

oder wie Racine von der abscheulichen Mutter des Britannicus sagt:

Par de faux cheveux blonds son front est ombragé.
Durch falsches blondes Haar wird ihre Stirn beschattet.

Ja die Sucht, blonde Haare zu haben, ging so weit, daß die römischen Damen gar keine andere Farbe mehr tragen wollten, und daß man die gefährlichsten und weitläuftigsten Experimente machte, um die dunkeln Haare blond zu färben.

Auch die Männer trugen ihre Perrücken, und Flavius Appianus erzählt von einem Reiter, dem ein Windstoß die seinige nahm, worauf er, zum großen Gespötte der Menge, kahl auf dem Pferde saß.

Die Tracht pflanzte sich nach Frankreich hinein fort, wo man schon im zehnten Jahr=

hundert das Wort: *perrique* kannte und brauchte, welches zu Ende des Jahrs 1500 in perruque verwandelt ward. Um das Jahr 1560 trugen schon alle Hofdamen nichts anders, als blonde Perrücken, und auch nach England verbreitete sich die Mode, und Elisabeth sah man im fünfundsiebzigsten Jahre mit einer blonden Perrücke. Die Mode der langen Haare, aus denen man auch natürliche Perrücken flocht, war so allgemein geworden, daß endlich, wie gegen alle herrschenden Moden, die kahlgeschorne Geistlichkeit ihre Stimme dagegen erhob, und Gottfried, Bischof von Amiens, verlangte in der Messe, daß Robert, Herzog von Flandern, und fünfzehn anwesende vornehme Herren, sich augenblicklich ihre langen Haare abschneiden lassen sollten.

Unter Ludwig XII. trugen die Männer schon nicht mehr Perrücken als auf dem Theater und auf Maskeraden, während sie in Deutschland und Italien um diese Zeit mehr als je getragen wurden. Johann von Sachsen bekleidete sich 1518, Ulrich von Hutten 1519 damit:

pour réparer du tems l'irréparable outrage

und jetzt waren Mailand und Florenz die berühmtesten Perrückenfabriken.

Ludwig XIII. trug anfänglich sehr lange Haare; da diese aber sehr früh grau wurden, oder wie Andere sagen, ausfielen, so schaffte er sich eine Perrücke an, und am andern Tage trug sie der ganze Hof. Aber erst unter der folgenden Regierung, unter Ludwig XIV., erlangte die Perrücke die brillanteste Höhe ihrer Macht, und wie ein geistreicher Franzose sagt: le regne de ce grand roi fut aussi celui des grandes perruques: (die Regierung dieses großen Königs war auch die der großen Perrücken). Nun erhoben die Binette und die Düvilliers die „Kunst der Perrücke" zu einem System, und bald trugen Hof und Magistrat, Beamte und Edelleute und Aerzte und Advokaten und reiche Bürger nichts anders als Perrücken. Der Finanzminister Colbert, erschreckt über die Summen, die für den Ankauf von Haaren, besonders nach Deutschland und England ausgeführt wurden, versuchte, ihren Gebrauch zu verbieten, aber er konnte dem Strome nicht widerstehen und endete selber damit, eine Perrücke »à la Fontange« zu tragen, wie man sie damals für das Meisterstück der Kunst hielt. Nun war die Perrückenwuth allgemein. Preußen, Holland, England coeffirten sich

mit Perrücken, und die berühmten Meister Letourneur, Tribou und Andere wurden von Paris an die höchsten auswärtigen Höfe verschrieben.

Ludwig XIV. selbst trug Anfangs eine blonde Perrücke, aber etwa sechsunddreißig Jahr alt, als er nicht mehr öffentlich tanzte, legte er sich eine dunkle an, auf die er bald darauf ein wenig Puder zu streuen erlaubte, als diese Mode anfing aufzukommen.

Diese Mode, die von Italien aus sich verbreitete, verkürzte nun ein wenig die Perrücken unter der Regentschaft, und der Regent selber, ein Lebemann, Freund des Luxus und der Pracht, verbannte bald die traurige und einförmige Tracht des alten Hofes. Er war der Erste, der die hohe, schwere Perrücke ablegte, und seine gepuderte, wohlpomadirte Haartour eröffnete nun den Künstlern ein neues Feld für geistreiche Erfindungen und Verbesserungen. Damals gab es schon achthundert und fünfzig Perrückenmacher in Paris!

Die französische Revolution, die wohl ganz andre Dinge verbannt und gestürzt hat, verbannte und stürzte auch das Reich der Perrücke, die heut zu Tage nur noch auf dem Kopfe eines oder des andern Mannes von »ancien

ié« in Frankreich, oder eines ehrlichen
apa's in Deutschland und England lebt.
eser werden uns nicht zumuthen, ihnen
Entwicklungsepochen der Perrücke von
ntange an durch die Brutus-, Titus-
calla-Perrücke hindurch bis zum
r- und Meisterbau der Allongen-Per-
hinauf zu beschreiben, denn ein so aus-
cher Artikel würde für unsern Zweck sehr
en Haaren herbeigezogen schei-
dafür erlauben Sie uns, Ihnen vom
de eines heutigen Pariser perruquiers
ählen, der Absalons bekanntes Un-
abgebildet, und zur Warnung für alle
bergehenden die einladenden Verse, sich
ffiren zu lassen, darunter gesetzt hat:

yez Absalon, pendu par la nuque!
eut évité ce malheur, s'il eut porté per-
ruque.

r sehr Ihr Absalon, gehängt beim
Schopf —
nz anders kam's, trug 'ne Perrück' er auf
dem Kopf!

Vgl. Frisur, Haar.)

Phallus.

. Ausschweifung.

Phantasie.

Die Poesie im menschlichen Geiste! Was sind alle Freuden und Genüsse der Wirklichkeit gegen die Genüsse, die uns Phantasie vorzuzaubern vermag! Sie entrückt uns ganz von der gemeinen Erde; sie hat ihre eignen Welten und schwelgt in einem Eldorado, einem Utopien, einem Schlaraffenland, wo sie sich die wunderbarsten Herrlichkeiten erbaut, und uns mit erzauberten Freuden ergötzt, die nur zu oft das Erwachen aus solchem träumenden Zustande um so furchtbarer zerstört. Es gibt keine Art von Sinnengenuß, die nicht fähig wäre, durch die Einbildungskraft unendlich potenziirt zu werden. Sie zaubert dem Auge lachende Gärten, Schlösser von Diamanten und Perlen, Tänze, ein schöneres Menschengeschlecht, dem Geruche auserlesene, würzige Düfte, dem Ohre die Harmonie der Sphären, die Schmeckzunge träumt sich ein Schlaraffenland, wo Alles Milch und Honig ist, wo Austern und Fasanen wie Kieselsteine umherliegen, und schäumender Champagner aus allen Brunnen stürzt, während es Chateau Lafitte regnet! Und so hat auch der Sinnengenuß, der uns in diesem Werke vor-

,zweise beschäftigt, gar sehr seine Freuden
Phantasie, welche einen unleugbaren,
chtigen Einfluß auf die Sexualität hat,
i wir hier nun zu betrachten haben.
Wie wirksam der Zauber der Phantasie bei
ollüstlingen werde, die schon für die natür-
)en Genüsse abgestorben sind, haben wir be-
ts erzählt, und werden noch im Artikel
elbstbefleckung darauf zurückkommen.
träumt sich Schönheiten von fast überir-
'chem Reiz, mit denen er dann, eben wieder
der Phantasie, sein nervenkitzelndes Spiel
ibt, und wie hier die Gränze fehlt, die beim
türlichen Genusse gesteckt ist, so begünstigen
lche Ausschweifungen ungemein die uner-
ttliche Begierde des Wollüstlings, aber sie
itergraben auch um so rascher und sicherer
ben und Gesundheit des Undankbaren, dem
r reichlich angefüllte Kelch, den ihm die
atur darbietet, noch nicht genug dünkt,
id der seine strafbar aufgeregte Phantasie
ır Dienerin seiner Ausschweifungen herab-
ürdigt.

Ein anderer Einfluß der Phantasie auf
e Sexualität betrifft die oft und viel bespro-
ene geistige Einwirkung der schwangern
dutter auf ihr Kind. So alt die Welt ist,

hat man an diesen Einfluß der mütterlichen Einbildungskraft geglaubt, wie schon das Beispiel von Jakob und Laban beweist. Die Spartaner umgaben ihre Frauen mit schönen Sclaven, damit sie schöne Kinder gebären sollten. Dionis ließ die schönsten Gemälde in das Schlafzimmer seiner Gattin bringen. Heliodor erzählt von einer Mohrin, die eine weiße Marmorstatue bewundert, und ein ganz weißes Kind geboren habe. Historischer begründet steht das Beispiel Jakobs I. Stuart. Dessen Mutter war die berühmte unglückliche Maria Stuart, die aus Sinnlichkeit einen schönen Mann zu ihrem Gemahl erhoben hatte, an dem sie erst nach der Sättigung den Mangel an Verstand und Gefühl entdeckte. Ein Italiener, Rizio, ersetzte die Lücke in ihrem Herzen. Die Rache des brutalen Gemahls suchte ihn im Zimmer der Königin auf, die eben mit Jakob schwanger ging, und die Degen der schottischen Lords durchbohrten den Liebling dicht neben seiner Beschützerin. Nie konnte Jakob, so lange er lebte, einen blosen Degen sehen, ohne sich aufs heftigste zu entsetzen. — Eine schwangre Frau entsetzte sich über den Anblick eines Bettlers mit verstümmeltem Arm,

d brachte ein Kind zur Welt, dessen Arm
liche Verstümmlung hatte. — Ein vortreff=
er Physiologe, dem wir hier folgen, kannte
e Bauernfamilie, aus welcher ein Sohn
Rechte studirte, der aber frühzeitig in
esden starb. Die Mutter war, mit ihm
wanger, früh auf's Kleefeld gegangen,
tter zu holen, und hatte einen hier schla=
den Hasen mit der Sichel an allen vier
tremitäten verstümmelt. Der Anbick des
itenden Thieres hatte sie auf's äußerste
chüttert, und sogleich hatte sie angstvoll den
fall ihrem Mann, ihren Freunden und
n sehr würdigen Geistlichen erzählt. Sie
rde von diesem Sohne, nachherigen Rechts=
ehrten, entbunden, der an allen vier Ex=
mitäten, eben so wie der Hase, verstümmelt
ir.

Diesen unzweifelhaft gewissen Beispielen
gen einige von andrer Art folgen, wie das
ier Holländerin, die in ihrer Schwanger=
aft eintausend vierhundert Heringe gegessen
tte, und deren Kind sich in diesem Fisch
ht sättigen konnte. Oder das eines Bauern,
r dem Amtmann auf die Frage, ob er bald
nen Jungen fertig habe, antwortete: halb,
err Amtmann! der dann die andre Hälfte

machen wollte, seine Frau damit unterhielt, und zum allgemeinen Erstaunen Vater von einem halben Kinde wurde. Oder das eines Mädchens, die ein durchaus haariges Kind gebar, weil sie sich am langhaarigen Bilde eines Heiligen, das über ihrem Bette hing, versehen hatte.

Jede Kinderfrau kann diese Beispiele um ein Ansehnliches vermehren, denn die Kinderstuben sind grade von dergleichen Beispielen voll. Es fehlt zwar nicht an gegentheiligen Beispielen, wo Menschen mit allerlei Muttermälern geboren sind, ohne daß die Mutter sich erinnern könnte, sich über etwas entsetzt zu haben, oder wo Mütter in der Schwangerschaft heftig über etwas erschrocken sind, ohne daß die Kinder deswegen Muttermäler bekommen haben; indessen dieß hebt die Frage nicht auf, ob es möglich sei, daß die Einbildungskraft der Mutter auf die Frucht wirke? Die bejahende Antwort auf diese Frage wird durch die allgemeine Volksmeinung unterstützt, und es gibt Thatsachen, die für sie zeugen, welche jeden Zweifel lösen würden, wenn sich die Gelehrten nicht bewogen gefunden hätten, aus anatomischen Gründen die Sache zu bestreiten. So glaubte man die gelehrte Mei-

ıg der Volksmeinung entgegen setzen zu
ssen, aber wie, wenn dießmal die Wahrheit
: der Seite des Volks gewesen wäre?

Die anatomischen Gründe beziehen sich
:züglich auf die isolirte Lage der Frucht im
utterleibe. Von ihren Häuten umhüllt,
n ihrem Wasser umflossen, liegt sie ohne
e unmittelbare Verbindung mit der Mutter.
in einziger Nerv der Mutter verlängert sich
das Ei, oder bringt eine Verbindung zwi=
en Mutter und Frucht zu Stande. Ja,
cht einmal ein Blutgefäß geht von der Mut=
: zur Frucht über, ob sich gleich die Gefässe
r Mutter und Frucht im Mutterkuchen be=
gnen; keine unmittelbare Gemeinschaft fin=
t zwischen beiderlei Gefässen statt, und der
ɔtus hat sein Blut, seinen Herzschlag, alles
r sich, so wie die Mutter selbst.

Wo soll nun, sagt man, der Weg sein, auf
elchem die Einbildungskraft der Mutter auf
s Kind wirkt? Wie fängt eine Vorstellung
rselben es an, dem Bildungstrieb der Frucht
ne verkehrte Richtung zu geben? Vorstellun=
n wirken durch Nerven; hier geht keiner aus
r Mutter in die Frucht; sie wirken mittelst
r Nerven in die Blutgefässe; keines com=
unicirt unmittelbar aus der Frucht. Wie

soll es also die Vorstellung der Mutter anfangen, auf die Frucht zu wirken? Es gibt keinen Weg der Gemeinschaft mit ihr. Folglich ist die Sache unmöglich und obendrein ungereimt. Denn wie mag wohl die Einbildungskraft eine chirurgische Operation verrichten, in den Fällen, wo Kinder ohne Hand, Arm oder Fuß zur Welt kommen, weil die Mutter sich an einem also Verstümmelten versah! Und wenn die fehlenden Organe schon gebildet waren, wo sind sie hingekommen? Sind sie neben der Frucht liegen geblieben? Sind sie resorbirt worden? Man sieht von ihnen keine Spur, keine Narbe in der Haut, wo die Amputation geschehen sein soll.

Wie, wenn aber die Gelehrten doch den Weg übersehen hätten, auf welchem Nerven und Gefässe der Mutter sehr füglich in die Frucht einwirken können? Wie, wenn ihnen die Spur dieses Wegs grade bei der Frucht ganz nahe gelegen hätte, so nahe, daß sie selbst Tadel verdienten, sich damit gebrüstet und von Pöbelvorurtheilen gesprochen zu haben, als sie ihm vorbeigingen, ohne ihn zu sehen?

Wirken denn die Nerven blos als Fäden, durch unmittelbare Berührung der Substanz? Oder erstreckt sich ihr Einfluß weiter und

ken sie peripherisch? Humboldt war der
e, der die große Entdeckung einer sensiblen
nosphäre der Nerven bewies. Auch daß
diese Atmosphäre erweitern und verengen
ne, zeigte er gleich bei der ersten Entdeckung.
thätiger die Nerven sind, desto größer wird
: Atmosphäre.

Und die Blutgefässe wirken eben so, wie
Nerven; auch sie haben eine wirksame
nosphäre. Der größte, unumstößlichste
weis dieser Wahrheit ist der Mutterkuchen
ist. Keine Einspritzung hat je einen Tropfen
issigkeit aus dem Muttertheil derselben in
Kindestheil getrieben; gleichwohl gibts
ie andre Ernährungsquelle des Fötus, als
Wie kann aber das Mutterblut den Fötus
ähren, in welchen es nicht als Blut über-
st? Es kann unmöglich anders als atmo-
ärisch in die Fötalgefässe wirken.

So wäre denn gar wohl ein Weg, auf
lchem Nerven und Gefässe der Mutter in
Frucht wirken, auf welchem die Vorstel-
igen der Mutter die Frucht afficiren könnten.
an erwäge, daß die ganze Schwangerschaft
Geschäft des Bildungslebens der Mutter
daß alle Aeußerungen des Bildungslebens
selben sich wesentlich, während die Schwan-

gerschaft dauert, verändern, daß lebendige Wirkung etwas anders ist, als mechanische und chemische, leblose, daß vieles im Körper vorgehe, dessen Grund das anatomische Messer nicht nachzuweisen vermag, daß der Fötus Gestalt gewinnt, weil von der Mutter die Kraft ausgeht, welche ihn gestaltet, und man wird die Wirkung des ganzen Gemüths- und Körperzustands der Mutter auf die Frucht unter ihrem Herzen nicht länger unbegreiflich, noch ungereimt finden.

Philtra.

S. Liebestränke.

Physiognomie.

Die äußere Gestalt, Bewegung und Form eines Gegenstandes, in so fern dadurch die Eigenschaften seiner innern Natur mehr oder weniger deutlich ausgedrückt werden. Im engern Sinne wird die Physiognomie gewöhnlich auf das Gesicht bezogen. Schon die oberflächliche Betrachtung zeigt, wie der Mann im Allgemeinen kräftiger, stärker und härter, das Weib hingegen viel weicher und zarter gebaut

Wenn man auch auf alle die einzelnen
terschiede, welche zwischen beiden Geschlech=
ı in den Knochen, Muskeln und Eingewei=
statt finden, keine Rücksicht nehmen wollte,
müßte der eigenthümliche, sowohl körper=
e als geistige Charakter beider Geschlechter
h sogleich in die Augen springen, sobald
n nur eine allgemeine Vergleichung zwi=
n den Gesichtszügen anstellt. Die Züge
Mannes sind in der Regel tiefer ausge=
gt, sie treten eckiger und schneidender her=
, und ihre Veränderung ist auffallender,
bei dem Weibe, wo das Gesicht im Allge=
inen weniger Ausdruck besitzt, dagegen aber
e sanftere Rundung und eine gefälligere,
ichere Form hat. Sehr auffallend ist der
große Unterschied in der Feinheit der Haut,
so durchgreifend ist, daß ein eingeübter
ick allein an der Haut des Augenliedes den
nnlichen oder weiblichen Charakter erkennen
rd. Der Mangel des Bartes, die relativ
inere Nase, der üppigere Haarwuchs des
pfes, und die gewöhnlich hellere Hautfarbe
gen noch mehr zu jenem stilleren, gleichmä=
ßeren Ausdruck des weiblichen Gesichtes bei.
dessen bemerkt man, daß die orientalischen
auenzimmer, welche stets ihr Gesicht mit ei=

nem Schleier bedeckt halten, und daher nicht ängstlich über die Veränderungen der Physiognomie zu wachen, oder der Mode wegen Grimassen zu machen brauchen, gewöhnlich viel ruhigere Züge und ein geringeres Mienenspiel haben, als die europäischen Frauen, die ihre Mienen von Jugend nach einer gewissen Methode in Ordnung zu halten, nach Belieben zu verändern und oft zum bösen Spiel eine gute Miene zu machen erlernen müssen. Während die Damen eines Serails bei aller übrigen Schönheit nach ihren Gesichtern wie todte Büsten erscheinen, und durch die Sclaverei noch beschränkter, träger und stumpfsinniger werden, gibt es nichts Beweglicheres und Lebhafteres als die Physiognomie einer frei nach ihrem Gefallen lebenden Dame aus unsrer großen Welt.

Vermöge der Sympathie, in welcher das Gesicht, und namentlich die Augen, die Nase und der Mund mit den Geschlechtsorganen stehen, kann man bisweilen aus der Physiognomie des einen auf die Beschaffenheit des andern schließen, in so fern viele Eigenthümlichkeiten oder Veränderungen in den Geschlechtsorganen sich mehr oder weniger deutlich durch gewisse Zeichen in dem Gesicht re-

:iren. Man denke zum Beispiel nur an
eigenthümlichen Zustand der Bleichsucht,
so oft „das ew'ge Weh' und Ach!" an-
tet, von dem Göthe und Faust spricht!
Ferner wenn man den Versicherungen ei-
er Anatomen Glauben beimessen darf, so
e sich bei dem Manne aus der Form der
se, und bei dem Weibe aus der Oeffnung
Mundes ein Schluß auf die Beschaffen-
ihrer respektiven Geschlechtstheile machen,
: Vergleichung, welche die jetzige Natur-
losophie zum Theil wieder hervorgesucht,
) mit noch mehr Bilderschmuck behängt,
h zum Theil wieder aufgestellt hat.
So ist auch von jeher eine schmale und
drige Stirn mit stark vorspringendem Kinn
) Munde für das Zeichen eines wollüstigen
rakters angesehen worden, und wenn auch
'es nicht durchgängig sich bewähren sollte,
steht doch ziemlich fest, daß der Mensch so-
hl in physischer als psychischer Hinsicht der
orheit immer näher kommt, je mehr der
:ere Theil des Gesichtes vor dem oberen
vorragt, und je spitziger der von Peter
imper entdeckte Gesichtswinkel ausfällt.
. Gesicht.) Selbst bei den Thieren läßt
noch der vornehmere oder geringere Ka-

rakter zum Theil aus dem Bau des Schädels erkennen, und es ist bemerkenswerth, daß gerade das Schwein, in welchem die Bestialität auf der niedrigsten Stufe steht, einen auffallend spitzen Gesichtswinkel hat, wie solches bei diesem Thier schon an der keilförmigen und plattgedrückten Gestalt des Schädels zu bemerken ist.

Auch hat man auf die größere oder geringere Lebhaftigkeit des Geschlechtstriebes aus der Farbe der Augen, der Haut, und der Haare einen Schluß ziehen wollen. So sollen blonde Personen, die eine sehr zarte, weiße Haut und blaue Augen haben, in der Regel etwas kalter Natur seyn, während das Gegentheil bei brauner und schwarzer Farbe dieser Theile vermuthet wird. (Vgl. Blondine, Brünette.) Ein starker Bartwuchs deutet bei Männern gewöhnlich auf eine kräftige Männlichkeit, und die bartlosen Männer sind mehr oder weniger impotent. Aus diesem Umstande läßt sich vielleicht die Zuneigung herleiten, welche manche Frauenzimmer, besonders im Orient, für die Bärte besitzen.

Die Physiognomie der beiden Geschlechter ist außerdem nach dem Alter verschieden, in welchem die Individuen sich gerade befinden.

s neugeborne Kind, möchte man sagen,
beinahe gar keine Physiognomie; keine
gier oder Leidenschaft spiegelt sich in seinen
igen Zügen, und nur die Gefühle des
ngers und Schmerzes bringen zuweilen
: vorübergehende Veränderung in den Ge=
tszügen hervor. Erst im Knaben und
dchen entwickeln sich karakteristische Ge=
tszüge, die späterhin immer deutlicher her=
treten, und besonders um die Zeit der
nnbarkeit, wenn alle Gefühle und Leiden=
ften am heftigsten brausen, zu ihrer Vol=
dung kommen.

So wie es aber eine Zeit gibt, in welcher
Physiognomie in einer zunehmenden Aus=
dung oder Entwicklung begriffen ist, eben
gibt es eine Zeit, in welcher die Physiogno=
: von der höchsten Stufe ihrer Ausbildung
wieder entfernt und gewissermaßen eine
ressive Veränderung erleidet. Das erste
chieht in der aufblühenden, an Vervoll=
nmung immer zunehmenden Lebenshälfte,
s zweite hingegen in der verblühenden,
che, dem Grabe zuschreitend, mit immer
nehmendem Verfall des Körpers zu kämpfen
. In der zweiten Lebenshälfte behält
ar die Physiognomie noch immer ihre Haupt=

züge, allein sie werden undeutlicher, und manche sind kaum noch in ihren Spuren zu erkennen. Da überdies im höhern Alter der Geschlechtstrieb schwächer wird, da bei dem Manne die Erzeugung des Sperma, bei dem Weibe die monatliche Krise aufhört, so verliert auch die Physiognomie jenen Ausdruck, welcher ihr früher durch das Geschlechtsleben aufgedrückt wurde. (Vgl. Gesicht.)

Platonische Liebe.

Dieses Wort haben alle unsre Leser und Leserinnen so oft gehört, und es spielt in der Geschichte der Philosophie eine so wichtige Rolle, wie es denn so interessant ist zu sehen, wie weit philosophische Spekulation den Urgrund zu dem mächtigen Triebe, der Wesen an Wesen zieht, zu deduciren gewußt hat, daß wir durchaus Plato's eigne Ideen darüber hier mittheilen müssen. (Nach der Uebersetzung, die die „Thalia" geliefert hat.)

Plato beginnt nämlich mit folgender originellen Schöpfungsgeschichte der Liebe:

„An dem Tage, da Venus geboren ward, hielten die Götter ein Freudenfest. Unter ihnen befand sich auch Porus (der Ueber-

s), der Sohn der Metis (der Klugheit).
ch der Mahlzeit erschien Penia (die Dürf-
keit) an den Thüren, in der Hoffnung,
er dem allgemeinen Wohlleben auch etwas
sich zu erhaschen. Porus, berauscht im
ktar, ging in den Garten des Jupiter,
te sich unter ein schattiges Gebüsch und
in einen tiefen Schlaf. Lange hatte schon
nia den Wunsch bei sich genährt, einen
hn vom Porus zu haben, um durch die-
gegen das Elend geschützt zu werden.
zt benutzte sie die Gelegenheit; furchtsam
d zitternd zwar legte sie sich an die Seite
Gottes; aber bald weckte ihr zärtliches
sen den Schlafenden, und Penia ward
wanger vom Porus. Den scharfen Blicken
Götter entging dies Abentheuer nicht;
sind alle in gespannter Erwartung, wie
s Kind von zwei so verschiedenen Eltern
chaffen sein könnte. Endlich gebar Pe-
a einen Sohn, Amor genannt, der, am
burtsfeste der Venus gezeugt, nachher
ch zu ihrem Dienste bestimmt, und ein
eund des Schönen ward, weil seine Gebie-
in schön ist."

„Kaum wächst der junge Amor heran,
s man schon die von seinen Eltern ererbten

Eigenschaften in ihm erblickt. Als Sohn der Penia ist er immer arm, weder fein gebildet noch schön, sondern rauh und unrein; ist scheu und furchtsam; singt vor den Thüren, schläft auf dem Boden, auf den Straßen, unter freiem Himmel, stets vom Mangel begleitet. Als Sohn des Porus und Enkel der Metis ist er leidenschaftlich für alles Gute und Schöne, tapfer, kühn, unternehmend, ein gewaltiger Jäger, ränkesüchtig, wißbegierig, erfinderisch im Besiegen einer Schwierigkeit; Philosoph in allem, was er beginnt; ein gefährlicher Schwarzkünstler, Zauberer und Sophist. Seiner Natur zu Folge gehört er weder zu den Unsterblichen noch Sterblichen. Er stirbt oft an eben dem Tage, an dem er den höchsten Gipfel seines Glücks erreicht. Aber als der Sohn des Porus lebt er immer von Neuem wieder auf. Was er erwirbt, zerrinnt im Augenblicke wieder. Daher ist er niemals ganz arm, aber auch niemals reich. Amor ist ein Freund des Schönen, er muß folglich auch ein Freund der Weisheit sein. Als Freund der Weisheit aber muß er zwischen dem Weisen und dem Unwissenden in der Mitte stehn. Auch dies läßt sich aus seinem Ursprunge erklären, weil

nämlich einen weisen und reichen Vater,
:r eine dürftige und geistesarme Mutter
:te."
In dieser gedankenreichen, die Natur der
be in allen ihren Modifikationen auffassen-
ı Mythe erzeugt Schönheit die Liebe, und
Liebe ist wechselweise stolz und demüthig,
hlich und traurig, zutraulich und eifersüchtig.
In einer andern eben so schönen Dichtung
;t Plato den Aristophanes den Ur-
ung der Liebe erzählen. „Ehemals war
sere Natur ganz anders, als jetzt. Damals
b es nicht blos Männer und Weiber, wie
;t, sondern noch ein drittes Geschlecht, das
vittergeschlecht, das zwar nicht mehr selbst
rhanden ist, von dem aber doch der Name
ch als ein Spottname existirt. Diese Men-
enrace hatte eine völlig runde Form, Nacken
d Rücken ringsherum, vier Hände und eben
viel Füße; zwei Gesichter, einander ganz
nlich, auf dem runden Nacken, die an Einem
opf in grade entgegenstehender Richtung
ınden; vier Ohren, doppelte Geschlechts-
eile, und so weiter alles, wie man sich leicht
nken kann. Uebrigens gingen sie aufrecht
e wir, und konnten sich frei nach allen
eiten bewegen. Um recht schnell an einen

Ort zu kommen, machten sie es wie die Springer, die sich auf ihre Hände werfen und mit ihren Füßen ein Rad über den Kopf schlagen: und es ging um so schneller bei ihnen, da sie acht Glieder dazu brauchen konnten. Wir können uns das Daseyn dieses dreifachen Geschlechts daher erklären, weil das männliche Geschlecht aus der Sonne, das weibliche aus der Erde, das Zwittergeschlecht aus dem Monde, der auch ein Zwitter von jenen beiden ist, seinen Ursprung hatte. Kreisförmig, wie ihre Stammältern, war auch ihre Gestalt und ihr Gang. Das Gefühl ihrer Stärke und Kraft machte sie endlich so verwegen, daß sie die Götter selbst angriffen. Nun berathschlagte sich Zevs mit den andern Göttern, was bei diesem Handel zu thun wäre. Lange waren sie ganz unschlüssig: diese Menschen zu tödten und ihr Geschlecht wie die Giganten mit dem Blitz zu vernichten, — das ging doch nicht so; denn wo wären dann die Opfer und der ganze Gottesdienst geblieben. Und doch eine solche Ungezogenheit zu dulden, das war ihnen auch wieder nicht anständig. Sie besannen sich lange hin und her. Endlich fing Jupiter an: Ich glaube, mir geht ein Licht auf! Ja, so können wirs machen. Ich

ihrem Muthwillen schon die Flügel be-
eiden, ohne daß es nöthig seyn soll, sie
z zu vertilgen. Ich werde sie von oben
inter in zwei Hälften zerschneiden. Da-
ch machen wir sie nicht nur zahmer, sondern
alten auch überdies den Vortheil, daß uns
r zwei gerade noch einmal so viel opfern
den. So können sie dann auch immer
zwei Beinen aufrecht herum gehen. Wer-
sie aber alsdann noch nicht Ruhe halten,
spalte ich sie noch einmal, dann mögen sie
en, wie sie auf einem Beine herum hüpfen."
„Sogleich fing er nun an, die Menschen
h einander, jeden in zwei Hälften, zu spal-
, wie die Köche Arlesbeeren zum Einma-
n zerschneiden, oder Eier mit Haaren zer-
ilen. So oft einer nun auf diese Art
birt war, mußte ihm Apollo das Gesicht
d den halbirten Nacken vorne nach dem
hnitt zu drehen, damit sie fleißig an das
rschneiden erinnert und dadurch bescheidener
rden möchten. War dieses geschehen, so
Apollo die Haut in der Gegend, die nun
Bauch heißt, von allen Seiten zusammen,
gefähr so, wie man einen Beutel oben zu-
mmen schnürt, so daß nur eine einzige Oeff-
ng blieb, die er in der Mitte des Bauches

zuknüpfte, und die jetzt der Nabel heißt. Alsdann nahm er eine Falzzange, womit die Schuster das Leder über den Laisten glatt ziehen, wölbte damit die Brust, und glättete die entstandenen Runzeln aus. Ein Paar ließ er aber doch um Bauch und Nabel stehen, damit auch hier ein kleines Andenken von der ehemaligen Züchtigung übrig bliebe. Nachdem nun diese Bisection unsers Wesens glücklich vollendet war, fingen die getrennten Hälften an, sich nach einander zu sehnen, umschlossen sich mit ihren Armen so fest, und hielten sich so innig an einander, als wollten sie wieder in ein Wesen zusammenfließen. Keine wollte ohne die Andere etwas verrichten, und so starben sie endlich mit einander aus lauter Hunger und Nichtsthun. Starb aber nur die eine, so suchte die verlassene wieder eine andere etwa männliche oder weibliche Hälfte, schloß sich an sie an, und starb so mit ihr umschlungen."

„Jupiter erbarmte sich endlich der armen Sterblichen und sann auf ein anderes Mittel, ihnen zu helfen. Bisher hatten die Menschen nicht sich durch wechselseitige Begattung, sondern wie die Cicaden, durch Befruchtung der Erde fortgepflanzt, und ihre Geschlechtstheile

den nach hinten zu. Nun versetzte Zevs
e an die Vorderseite, und traf die Einrich=
g zur wechselseitigen Begattung, damit
ch die Umarmungen des Mannes und des
ibes das Geschlecht fortgepflanzt, und wenn
nn und Mann sich umarmen, wenigstens
Geschlechtslust gestillt würde, damit diese
ige Leidenschaft ihnen endlich Ruhe ließe,
nützliche Geschäfte zu denken, und für ih=
Unterhalt zu sorgen. Seitdem ist die
be ein Naturtrieb der Menschen, ein Drang,
ursprüngliche Beschaffenheit wieder herzu=
len, zwei Wesen in eins zu verbinden, und
Verstümmelung der menschlichen Natur
der aufzuheben. Jeder von uns ist also
r ein Fragment, aus Einem in Zwei ge=
ilt, wie die Schollen (ein Fisch), und jeder
ht nun seine von ihm getrennte Hälfte."

„Nun sind aber einige Hälften der eigent=
hen Zwitter, die zweierlei Geschlecht hatten.
r männliche Theil von diesen liebt die
eiber, und diese Klasse hat uns die meisten
ihler geliefert, so wie der weibliche Theil
n ihnen, der die Männer liebt, die meisten
ihlerinnen. Die Hälften der ehemaligen
oppelweiber sind gleichgültig gegen die Män=
r, und lieben nur ihr eigenes Geschlecht:

daher die Tribaden (s. lesbische Liebe.) Die Hälfte der vormaligen Doppelmänner aber fühlen eine Neigung zum Männergeschlecht. So lange ihre Jugend dauert, lieben sie, als Theile von einem Manne, nur Männer, und finden Vergnügen in ihrem Umgange und in ihrer Umarmung, und dies sind die edelsten Knaben und Jünglinge, weil sie von Natur die männlichsten sind. Mit Unrecht hat man sie der Unzüchtigkeit beschuldigt; denn nicht Unzucht, sondern inneres Gefühl ihrer männlichen Kraft und männlicher Geist ist der Grund ihrer Neigung zu ihrem Geschlecht. Dies zeigt sich offenbar dadurch, daß nur solche Jünglinge im reiferen Alter die politische Laufbahn betreten. Zu Männern gereift, lieben sie selbst wieder Jünglinge; heirathen zwar und zeugen Kinder, aber nicht aus Neigung, sondern gezwungen durch das Gesetz; zufriedener, wenn sie unverheirathet im Umgange mit ihres Gleichen leben könnten. Die Liebe zu Jünglingen und die Gegenliebe von diesen hat also offenbar keinen andern Grund, als weil jeder nach Vereinigung mit seiner Hälfte strebt. Hat der Eine oder der Andere seine eigentliche Hälfte gefunden: unaussprechlich ist dann das Wonnegefühl ihrer

:tlichkeit, ihrer Vertraulichkeit, ihrer Liebe
und was kann man mehr sagen? — auch
)t einen Augenblick sind sie zu trennen.
nn sie nun auch lebenslang in unzertrenn=
er Vereinigung gestanden haben, so wissen
doch am Ende nicht zu sagen, was sie ei=
:tlich von einander wünschen und verlangen.
friedigung einer unreinen Lust kann es
)t seyn, was sie mit solcher Innigkeit ver=
igt und ihren Umgang zu einer Quelle
unerschöpflicher Freuden macht; sondern
)as Anders ist es, wornach beider Seele
sehnt, was sie aber nicht sagen, nur ah=
ı, nur im dunklen Vorgefühl rathen können."
Es darf uns nicht wundern, von einem
:iechen das abscheuliche Laster der Kna=
ıliebe so beschönigt zu sehn, da dies Laster
allgemein bei den Griechen im Schwunge
ır, daß wohl ein griechischer Denker viel
chter auf das Warum? bei diesem Gegen=
nde geführt wurde, als auf die Untersuchung
: Frage, ob überhaupt die Knabenliebe zu
rtheidigen sei.

Wir würden aber Plato's Lehre von der
ebe nur sehr unvollständig und entstellt
ittheilen, wenn wir nicht seiner Ansicht
n dem Urschönen hier mit erwähnten,

eine Idee, die eigentlich die Angel dieser ganzen Lehre bildet.

Plato läßt einen Schüler in die höhern Grade der Mysterien der Liebe einweihen, und ihn lehren, wie er sich zur vollkommensten Liebe empor schwingen, und durch sie allein sich zum Genuß der höchsten Schönheit vorbereiten solle. — „Gewöhne dich, sagt er hier nun unter Andern, frühzeitig an die Betrachtung schöner Menschengestalten, studiere sie, erforsche ihre Verhältnisse, und entwickele deinen Schönheitssinn. Du wirst die Schönheit des Körpers weit höher schätzen, wirst Schönheit in Handlungen, und, durch einen neuen Fortschritt, Schönheit in den Wissenschaften entdecken. Es verräth einen sclavisch denkenden, beschränkten Kopf, die Schönheit nur in einem einzelnen Menschen, in einer einzelnen Handlung finden zu wollen. Du wirst das große Meer des Schönen durchschiffen, und im Beschauen so mannigfaltiger schöner Gegenstände neue Ideen erzeugen, und von Stufe zu Stufe zu einer Philosophie emporsteigen, welche das Schöne selbst zum Gegenstande hat. Hier stehest du nun am Ziele, wohin alle vorhergegangene Bemühungen allein abzweckten. Dir offenbart sich nun mit einem-

le der Anblick der ewigen Urschönheit.
ig ist diese Schönheit, keinem Entstehen
d keinem Vergehen, keinem Zuwachse und
ner Abnahme unterworfen. Sie ist nicht
r schön, dort häßlich; jetzt schön, dann ab=
eulich; dem Einen hold, dem Andern herbe;
diesem Verhältniß liebenswerth, in jenem
derwärtig. Sie ist nicht Schönheit des
bes, nicht der Rede, nicht der Phantasie,
ht der Wissenschaften. Sie ist kein Attri=
t irgend eines Subjekts, weder des Him=
ls, noch der Erde, noch irgend sonst eines
endigen Wesens. Sie ist wesentlich, selbst=
ndig, durch sich selbst, von sich selbst, nur
selbst gleich und ewig. Alles, was schön
, ist nur schön durch sie, durch Theilneh=
ung an ihrer Schönheit, doch so, daß, wenn
s abgestammte Schöne vergeht, das uran=
ngliche weder verliert noch leidet. Dies
nschauen der ewigen Schönheit ist das Ziel,
onach die Liebe stufenweise fortschreiten soll,
n der Liebe eines schönen Körpers zu zweien,
n zweien zu mehreren, von mehreren zu
len, von den schönen Körpern zu schönen
eelen, von schönen Seelen zu schönen Hand=
ngen, von schönen Handlungen zu schönen
issenschaften, bis du endlich bei derjenigen

Erkenntniß aufhörst, welche nichts als das absolute Schöne zum Gegenstand hat, und du nun, eingeweiht in den letzten Grad der Geheimnisse dieser Weisheit, die Urschönheit selbst erkennest. Hier, wo der Mensch zum Anblick der ursprünglichen Schönheit selbst gelangt ist, wird sein Leben erst ein wahres Leben. Alle Erdenschönheit, die dich schon in unaufhörliche Anschauung hinzaubert, wird dir nun nicht mehr genügen; du genießest des unaussprechlicheu, beneidenswerthen Glückes, die Urschönheit selbst, ächt, rein, unvermischt, nicht verbunden mit körperlicher Masse, Farben oder anderm vergänglichen Tand, sondern in ihrem göttlichen Glanze, in der ganzen Reinheit ihrer Form zu erblicken, sie zu betrachten, daran zu hangen, daran dich unaufhörlich zu weiden, zu großen Thaten entflammt zu werden, Tugend aus Tugend zu erzeugen, dann Liebling der Götter zu seyn — ja, wenn es irgend eines Sterblichen Loos ist! — durch Thatenruhm der Unsterblichkeit Erbe zu seyn." —

Wer sieht nicht, daß hier bei Plato die Urschönheit nichts anders war, als das höchste Wesen, und alles von ihm in die ganze Natur übergegangene Schöne! Wahrlich ein hoher,

enerhebender Gedanke, den ein Grieche
)n vor zwei tausend Jahren fassen konnte,
cher nur von denen für Schwärmerei ge=
ten werden kann, die nicht begreifen können,
welcher hohen Stufe von Geistesbildung
feinere Gefühl und die äußerste Empfind=
keit die griechische Nation empor hob; denen
)er ihre Tugenden und Laster in einem
ich falschen Glanze erscheinen.

Unter wie mancherlei Namen und Einklei=
ngen auch dies schöne Gebild der feinsten
een und Empfindungen der Liebe vorge=
gen ward, so ist doch überall der Hauptsatz
nbar: „Liebe vereinige die Wesen, wie Haß
scheide; in Liebe und Vereinigung gleich=
iger Dinge bestehe aller Genuß der Götter
d Menschen; Sehnsucht und Verlangen
en die ersten Begleiterinnen der Liebe, die
rken und doch zarten Triebe, die allen Ge=
ß herbei führen und vorbereiten, ja die
bst den Genuß vorahnend gewähren, und
durch die Liebe alles in Ordnung erhalte,
d zu dem Einen leite, der die Quelle alles
hts ist, wie aller Liebe."

Wahrlich! man sieht, daß Plato von den
lsten Grundsätzen ausging, und der grie=
sche Weise trägt keine Schuld, wenn sinn=

lichere Nachjahrhunderte die Bezeichnung platonische Liebe fast nur noch als Spott für ein Unding gebraucht haben, an das sie nämlich nicht mehr glaubten.

Polygamie.

S. Vielweiberei.

Pollution.

Mit diesem Worte, welches wir in unserer Muttersprache durch kein passenderes zu ersetzen wissen, bezeichnet man insgemein eine unwillkührliche, ja sogar zuweilen bewußtlose Ergießung des männlichen Saamens, welche ohne Beischlaf und in der Regel des Nachts während des Traumzustandes erfolgt. Die Pollution, in diesem Sinne genommen, ist daher von der durch eine absichtliche Reizung der Geschlechtstheile, so wie von einer beständigen durch Krankheit erregten Saamenergießung sehr verschieden.

Die Pollutionen finden am häufigsten des Morgens statt, wenn der Schlaf sich seinem Ende nähert und üppige Traumbilder das nahe Erwachen verkünden. Das Bewußtseyn

ıgt dann gewöhnlich an, aus seinem tiefen
:hlummer sich empor zu arbeiten, unter den
ıf Sinnen ist das Gehör schon halb erwacht,
d in den Muskeln kann man schon einzelne
:kende Bewegungen bemerken. Von dem
ıstande des Bewußtseyns hängt es nun ab,
sich der Mensch der Saamenergießung be-
ıßt wird, oder nicht. Ist das Bewußtseyn
ch im tiefen Schlaf begraben, so erfolgt
ch die Saamenergießung völlig bewußtlos,
d beim Erwachen schließt man nur zuweilen
s der unangenehmen Mattigkeit auf das,
ıs vorgegangen. Wenn aber während der
)llution das Bewußtseyn schon im Auf-
mmern begriffen ist, so bekommt der Schlum-
:rnde eine mehr oder weniger deutliche Vor-
llung von dem Zustande seines augenblick-
hen Sexuallebens, und dann ist auch diese
:cretion gewöhnlich von einem eigenen wol-
stigen Gefühl begleitet. Zuweilen aber
ılt das Wollustgefühl, ja es wird sogar in
ınchen Fällen durch die Pollution eine
merzhafte Empfindung verursacht.

Die Pollutionen stellen sich ein, sobald der
ensch mannbar wird, und hören erst auf,
nn im höhern Alter das Geschlechtsleben
nzlich erlischt. Sie kommen am häufigsten

bei Personen vor, die ein keusches und enthaltsames Leben führen müssen, und dabei eine sehr glühende Phantasie besitzen. Sie sind um so seltener, je öfter der Geschlechtstrieb durch den Beischlaf seine Befriedigung findet. Indessen kann auch ein allzu häufiger Beischlaf, wodurch die Begierde mehr angefacht, als gestillt wird, wie auch die Selbstbefleckung bei einem reizbaren Temperament die Pollutionen eher vermehren als vermindern.

Man hat die Pollutionen häufig für nothwendige Ausleerungen erklärt, wodurch der Körper sich seiner überflüssigen Säfte zu entledigen suche; man hat sie sogar in dieser Beziehung mit der monatlichen Krise der Weiber verglichen. Diese Ansicht läßt sich schwerlich behaupten, wenn man die Ursachen und Wirkungen der Pollutionen näher untersucht. In einem frischen, vollsaftigen und regsamen jungen Manne, der bei solcher Leibesbeschaffenheit zugleich sehr keusch und enthaltsam lebt, mag allerdings, da die Absonderung des Saamens beständig statt findet, diese Feuchtigkeit allmählig in so großer Menge sich ansammeln, daß eine Pollution unter diesen Umständen als eine natürliche und nothwendige Entleerung erscheint. Eine solche

olgt dann gewöhnlich nur selten und in
geren Zwischenzeiten; wenn wir dieses auch
ht läugnen wollen, so können wir doch
Gewißheit annehmen, daß nur bei sehr
nigen Menschen diese Saamenergießung als
hwendig zur Erhaltung ihrer Gesundheit
betrachten ist; es scheint vielmehr keinem
eifel unterworfen, daß bei den Meisten die
llutionen nur sehr zufälligen Ursprungs
), und gewöhnlich durch äußere Veranlas-
gen hervorgebracht werden, die man leicht
te vermeiden können. Eine Ueberfüllung
Magens, ein Bacchanal, ein schlüpfriger
man, der Anblick eines unzüchtigen Ge-
ldes, eines reizenden Frauenzimmers am
end u. s. w. reichen oft hin, in der Nacht
e Pollution zu erregen.

Durch solche Veranlassungen, wenn sie öf-
wiederkehren, kann der Körper allmählig
Pollutionen gewöhnt werden; und diese
mmen dann so häufig vor, daß man sie
nöglich für regelmäßige und nothwendige
sleerungen, am wenigsten aber für Zeichen
r Gesundheit halten kann. In Hinsicht
moralischen Verhältnisses mag dann über-
upt zwischen einem Menschen, der durch öf-
en Beischlaf sich seiner Kraft entledigt, und

einem andern, welcher sie durch häufige Pollutionen verliert, eben kein bedeutender Unterschied statt finden.

Wenn man die Pollutionen mit der monatlichen Krise vergleicht, so läßt sich dagegen erinnern, daß die ersteren weder in regelmäßigen Perioden eintreten, noch den Körper auf eine so wohlthätige Weise erleichtern, als der periodische Blutfluß der Weiber. Wenn dieser stattgefunden hat, so fühlt sich das Weib gewöhnlich leichter und wohler, während hingegen nach einer Pollution meistens eine Verstimmung des Geistes mit einer gewissen Schwere und Mattigkeit des Körpers folgt. Dieser Umstand streitet noch mehr gegen die Annahme, nach welcher man in diesen Ergießungen stets nur eine heilsame Bemühung der Natur zu erblicken glaubt.

Weit besser lassen sich die Pollutionen mit gewissen plötzlichen und unwillkührlichen Schleimergießungen vergleichen, die auch bei Frauen vorkommen, und unter ähnlichen Umständen, wie die eben genannten, vorkommen. Am häufigsten zeigen sie sich bei alten Jungfern, bei Wittwen und Nonnen, also bei Weibern, denen ihre Verhältnisse eine strenge Enthaltsamkeit vorschreiben. Es scheint überhaupt,

wenn der ehelose Stand für das weibliche
schlecht noch weit weniger, als für das
nnliche geeignet wäre, indem bei Frauen
l leichter durch eine erzwungene Enthalt-
nkeit allerlei Störungen der Gesundheit,
ämpfe, Wahnsinn veranlaßt werden können.
gl. Enthaltsamkeit, Geschlechts-
ieb.) Gewöhnlich leiden jene Frauenzim-
r, bei welchen häufig solche Schleimergie-
ngen vorkommen, zu gleicher Zeit an aller-
krampfhaften Zufällen; sie sind im höchsten
ade reizbar und empfindlich, bei dem ge-
gsten Anlaß brechen sie in Thränen aus,
d haben meistens ein blasses, kränkliches
sehn.

Friedrich Hoffmann erzählt von einer
onne, welche zu Zeiten den heftigsten Krampf-
fällen ausgesetzt war, und durch kein dage-
n angewandtes Mittel beruhigt werden
nnte. Der Paroxysmus endigte sich ge-
öhnlich mit einer reichlichen Schleimpollu-
on, worauf sogleich alle Krankheitszufälle
rschwanden. Serurier sah ein Mädchen,
lches zuweilen von ähnlichen Krämpfen am
nzen Körper befallen wurde, die Augen
rrten wild umher, das Athmen geschah mit
r größten Angst und Beschwerde, der Unter-

leib war aufgetrieben, und gewöhnlich in einer tumultuarischen Bewegung. Diese Erscheinungen ließen nicht eher nach, bis eine reichliche Schleimentleerung erfolgte. Diese junge Person schien durchaus unverdorben und sehr unschuldig zu sein. Sie drückte sich über ihre „Nervenzufälle“ gewöhnlich sehr naiv aus: »Ces attaques sont précédées vers les parties d'un gonflement, d'une tension, avec besoin de rendre quelque chose, mais toujours avec des efforts inutiles, excepté lorsque cela m'arrive la nuit: alors je me réveille; — — et j'éprouve un *soulagement indicible.*«

Die häufigen Pollutionen sind öfters auch bloße Folgen der Selbstbefleckung. Durch dieses Laster werden allmählig die betreffenden Organe so sehr geschwächt, daß sie gewissermaßen unfähig sind, diese Zeugungsflüssigkeit zurückzuhalten, und dann dieselbe bei der geringsten Veranlassung excerniren. Erwägt man noch, daß die Gedanken solcher Menschen, welche der Onamie ergeben sind, sich größtentheils auf Gegenstände richten, wodurch der Zufluß der Säfte nach den Geschlechtstheilen vermehrt und die Saamenergießung begünstigt wird, so begreift man leicht, wie es Indivi-

:n geben könne, die nur wenige Nächte ohne
llutionen hinbringen. So häufiger und
eutender Verlust einer Flüssigkeit, in wel=
r einige Aerzte und Philosophen das ei=
ıtliche Lebensprincip suchen, ist natürlich
ı den verderblichsten Folgen für die Ge=
ıdheit und das Leben. Vorzüglich leiden
)ei unter den einzelnen Organen das Ge=
n und der Magen. Die Frische und Le=
ıdigkeit des Körpers verliert sich allmählig,
e Seelenkräfte erschlaffen, der Muth sinkt,
d am häufigsten entsteht dann ein qualvol=
hypochondrisches Uebel, welches bisweilen
wirkliche Melancholie und Lebensüberdruß
sartet. Das Gesicht ist mehr oder weniger
gespannt, bleich und eingefallen, der Blick
unstät und trübe, die Augen werden schwach,
den Meisten leidet die Verdauung, und
den Bewegungen zeigt sich eine auffallende
ägheit oder Mattigkeit. (S. Selbstbe=
eckung.)

Unter solchen Umständen ist es gewiß ein
chst gefährlicher Irrthum, wenn manche
:rsonen die häufigen Ergießungen gerade
r einen Beweis vom Ueberfluß des Saamens
lten, und bei dieser Vorstellung sich nicht
ır beruhigen, sondern überdies die für heil=

sam gehaltene Ausleerung auf verschiedene Weise zu befördern suchen. Cölius Aurelianus schildert einige Kranke, die lediglich an den Folgen der häufigen Pollutionen starben. Diese Unglücklichen waren zuletzt weder bei Tage, noch des Nachts von diesen entkräftenden Ausflüssen frei; sie zitterten an allen Gliedern, ihr Athem wurde kurz und übelriechend, der Schlaf und die Verdauung waren bis aufs Aeußerste gestört, die ganze Haut nahm eine schmutzig gelbe Farbe an, der Körper glich einem Skelett, und alle Sinne waren in eine jämmerliche Stumpfheit versunken.

Die Pollutionen gehören vorzüglich mit zu den Anfechtungen des Fleisches, gegen welche so viele Asceten und Einsiedler mit verschiedenem Erfolge kämpften. Diese Anfechtungen waren oft so übermächtig, daß sie nicht einmal durch die strengsten Ertödtungen, durch Fasten, Geißeln u. s. w. sich vertreiben ließen, sondern einige Enthusiasten sogar zu dem verzweifelten Entschlusse brachten, das Uebel in der Wurzel zu zerstören, und sich selber zu entmannen. In keiner Zeit scheint aber die große Masse des Menschengeschlechts so sehr an jenem Uebel erkrankt

sein, als in den letzten drei Jahrhunderten,
o daher läßt sich behaupten, daß die unmä=
e Saamenverschwendung mit zu den Haupt=
achen gehört, durch welche in der physischen
schaffenheit unserer Generationen ein so
ser Verfall herbeigeführt wurde, und durch
lche die Körper derselben im Vergleich zu
n früheren Geschlechtern so beträchtlich ver=
mmert sind. (Vgl. Schlaf.)

Pubertät.

S. Entwicklungsjahre.

Putz.

Wie der Begriff der Schönheit so höchst
lativ ist, so ist es auch natürlich der Begriff
om Putz, der überall nur erfunden ist, um
ırch einen

> Prunk der hochstaffirten Kunst
>
> Bürger.

ie menschliche Schönheit noch mehr hervor=
ıheben, oder gar sie möglichst hervorzubrin=
en. Was unter den Römern Putz war,
ürde es heute nicht mehr, bei ganz verän=
erter Kleidertracht, und was noch vor dreißig

Jahren zum höchsten Putz gehörte, Gold= und Seiden= durchstickte Kleider, feine Stahldegen, Schuhschnallen, weithinschattende Reifröcke, Ellenhohe Frisuren, Schönpflästerchen — darauf weist der Pöbel von heute mit den Fingern! Bei den Hebriden gibt es keinen andern Putz, als sich einen Strick um den Leib zu ziehen, damit die Taille nur recht schlank erscheine — unsere Damen (und Herrchen!) schlagen auch wohl zu diesem Endzweck, nur mit einigen Veränderungen, einen Strick um den Leib, aber für Putz würden sie den schwerlich gelten lassen. Die Südseeinsulaner beschmieren sich den ganzen Körper mit Oelen und Fetten, und tatowiren sich mit spitzen Instrumenten und allerhand bunten Farben die drolligsten Figuren in die Haut — unsre Damen würden sich höchlichst vor solchem Putz bedanken, und sie überlassen ihn ironisch den Matrosen und Marketenderinnen, die sich wohl auch bei uns zu Lande Arm, Brust und so weiter auf diese Weise tatowiren. Die Amerikaner schmücken sich den nackten Leib mit hundert bunten Federn — unsre Schönen dulden höchstens einige einfarbige Federn auf dem Hut. Dafür haben die Europäerinnen ein anderes System des Putzes, das manchem

nen Manne schon den Kopf verrückt hat,
d auf dessen Details an Shawls, Ge=
meide, Seide, Bändern, Blumen — wir
hl nicht weiter einzugehen nöthig haben.
ber wollen wir des sehr reichen, complicirten
itzes der griechischen Damen erwähnen, wie
ı Lucian's Weiberfeind der Nachwelt
ildert. „Sie suchten, sagt Lucian, ihre
ßlichkeit durch künstlichen Putz zu verstecken.
ollte man sie, wenn sie sich aus ihrem Bette
ıoben haben, überraschen, so würde man
r ihnen mehr als vor dem häßlichsten Thiere
rückschrecken. Sie sind aber gleich mit
haaren von Mädchen und alten Weibern
ıringt, die ihre unglücklichen Gesichter mit
en Arten von Schminke überschmieren.
e greifen nicht sobald, als sie ihr Haupt
t reinem Wasser gewaschen und erfrischt
ben, ein nützliches und ernsthaftes Werk an;
ıdern beschäftigen sich erst mit der Zuberei=
ng und Zusammensetzung der Schminke und
ren geschickten Auftragung auf ihre häßlichen
esichter. Mit ihrem Anzuge geht es so
erlich wie an manchen großen Festen zu:
ı Theil von Aufwärterinnen muß silberne
ecken, ein andrer Gießkannen und Spiegel
reit halten. Ein ganzes Heer von Büchschen

und Kästchen sind mit unseligen Gegenmitteln wider die Häßlichkeit angefüllt: in einigen liegen verborgene Kräfte, die die Zähne verschönern, in andern ist Schwärze für das Färben der Augenbraunen aufbewahrt. Die meiste Sorgfalt aber wird auf den Bau der Haare verwandt. Einige vertilgen die natürliche Farbe ihrer Haare gänzlich, und färben sie, wie Schaafswolle, mit einem glänzenden Roth: andre zwingen zwar keine andre Farbe hinein; allein diese verschwenden das Vermögen ihrer Ehemänner in köstlichen Salben, so daß man glauben sollte, alle Wohlgerüche Arabiens flössen von ihrem Haupte herab. Sie geben ihren Haaren nicht nur durch brennende Eisen eine künstliche Krause, sondern ziehen sie mit Gewalt bis an die Augenbraunen, so daß für die Stirne nur ein ganz kleiner Zwischenraum übrig bleibt: hinten wallen die Locken stolz den Nacken hinab. Dann werden bunte Schuhe, die das Fleisch der Füße zusammenpressen, und durchscheinende leichte Kleider angelegt, die ihnen das Ansehen nackter Personen geben. In ihren Ohren hängen die kostbarsten Steine, die viele Talente werth sind. Finger und Arme beladen sie mit goldnen Zierrathen, wie die Drachen gearbeitet

d. Um ihren ganzen Kopf windet sich ein
anz, in welchem indische Edelgesteine, wie
erne, glänzen: ein eben so kostbarer Schmuck
ıgt vom Halse auf die Brust herab: das
selige Gold steigt von dem Scheitel bis zu
ı Spitzen der Füße, weil alles, was ent-
ößt ist, mit Golde eingefaßt wird. Wenn
nun den ganzen Leib mit falschen erborgten
hönheiten bedeckt haben, setzen sie auf ihre
verschämte Wange noch eine rothe Schminke,
mit die ekelhafte Weiße ihrer Haut doch
vas belebt werde. — In diesem Putze be-
chen sie Feste oder verdächtige Mysterien
n Göttern, deren Namen die Männer nicht
ımal kennen: oder verderben ihre Gesund-
it durch wollüstige Bäder, oder durch Ueber-
llung mit den ungesundesten Leckerbissen,
e eine unersättliche Sinnlichkeit erfunden
t." —

Pollux und Clemens von Alexan-
ien haben uns folgendes Verzeichniß der
rnehmsten, bei der griechischen Toilette erfor-
rlichen Werkzeuge hinterlassen: das Scheer-
esser, die Scheere, das Wachs, der Salpeter,
e Haartouren, Franzen, Schnuren, Mitren,
änder, der Bimsenstein, womit sie die Haut
att machten, und dessen sie sich besonders

an der dicken Haut der Fußsohlen bedienten, die rothe Ochsenzungenwurzel, das Bleiweiß, die Pommade, die Krone, die Decke, die Schminke, das Halsband, die Farben, das galante Nachtkleid, die Nieserwurz, der Dreifuß (wohlriechendes Rauchwerk anzuzünden), das Barathrum (wahrscheinlich das heutige Bidet), die kleinen Binden, der Gürtel, die Schnalle, die langen Kleider, die Mantille, Ohrengehänge, Edelsteine, der Schmetterling, das Röschen, die Spangen, die goldnen Ketten, das Siegel, die Schärpen, die Nadeln, Ringe, Fläschchen u. s. w.

Ist denn aber Putz wirklich reizend? Erreicht das Weib damit seinen Zweck? Denn der letzte Zweck alles Putzes ist ja doch am Ende überall, dem andern Geschlechte zu gefallen! Gewiß möchten wir jene Frage verneinen!

Ne m' parlez pas
De ces appas
Que l'artifice dénature
Et que Plutus seul caressa —
Mais ces charmes sans imposture,
Et dont quinze ans font la parure:
Parlez moi d'ça!

Désaugiers.

O! sprich mir nicht
Von jenem Reiz,
Den Künstelei erzwingt,
Den nur der Reichthum schätzt —
Doch von der Einfalt holdem Reiz
Dem fünfzehn Jahr der einz'ge Putz:
Von diesem sprich!

ı andres ist ein reinlicher, sauberer Anzug,
andres prunkender P u tz. Dieser entstellt
: körperlichen Verhältnisse, was auch die
›dehändlerinnen dagegen einwenden mögen,
ↄ entfernt besonders das Weib von jener
fachen Natürlichkeit, in der allein alle ihre
ize sich am schönsten spiegeln, wie jenes
uplet treffend bemerkt. Wir haben nichts
ɉegen, wenn sich ein einfaches dunkles Bänd-
n um den Hals schlingt, und so die Weiße
ˈ Teints noch erhöht; mag ein einfaches
.ndchen das schöngeringelte Haar aufhalten,
; es nicht verwildert um die Schultern
ttre: was will aber der P u tz sagen, wenn
das schöne Haar unter einem seidnen Käst-
n, das bunt mit Blumen und Federn her-
sstaffirt ist, und das sie einen Hut nennen,
steckt? Was will er sagen, wenn er den
önen Hals mit Fraisen und Kragentüchern
›eckt, was, wenn er den weißen, schwellenden

Arm durch unförmliche Bausche von Spitzen und Tüll und Bändern unsichtbar macht? — Drum, je einfacher und naturgemäßer der Putz, meine schönen Damen, desto gewisser sind Sie Ihres Erfolgs. Sehen Sie nicht oft zu Ihrem größten Verdruß, wie der Mann, auf den grade Sie ein Auge geworfen haben, vom Glanz Ihres Putzes sich überdrüssig wegkehrt, und dem einfachen, armen Mädchen im schlichten Hauskleidchen seine Gunst zuwendet. Trauen Sie einem erfahrnen Kenner, und hören Sie, wie Bürger die Toilette seines Liebchens beschreibt:

Natur und Einfalt helfen ihr
An ihrem kleinen Morgentischchen.
Des Busens und des Hauptes Zier
Sind Ros' und Myrth' in einem Büschchen.
Zu ihren Wangen wurde nie
Ein Pinsel in Karmin getauchet,
Und doch, wie Rosen blühen sie,
Vom Frühlingsodem angehauchet.

Wann sie an ihrem Tischchen sitzt,
So werd' ich scherzend hingewinket:
„Komm', schmücke selbst Dein Mädchen itzt,
Wie deiner Laun' am besten dünket!"
Und mich beflügelt ihr Gebot,
Sie unvermuthet zu umfangen,
Dann schminkt mit hohem Morgenroth
Mein Kuß die jugendlichen Wangen. — — —

(Vgl. Cul de Paris, Frisur, Fußbekleidung, Haar, Kleidung, Mode, Mieder, Negligé, Reifrock, Shawl u. s. w.).

Reife.

Was heißt es denn aber eigentlich, fragt Mancher, wenn ich so oft höre: das Mädchen, der Jüngling ist reif?

Alle Organismen, Pflanzen wie Thiere, sind drei Epochen in ihrem Dasein unterworfen, der Periode des Wachsthums, der der Reife und der des Vergehens. Vom Augenblick an, wo das Leben mit mystischer Kraft in den neugeschaffenen Keim tritt, von der Minute des Entstehens an also, datirt die Epoche des Wachsthums; diese dauert — wir bleiben nun beim Menschen stehen — bis zu der Krise, welche die Entwickelungszeit bildet, und hört dann allmählig auf, um der Periode der Geschlechtsreife, die man auch (in beiden Geschlechtern) Mannbarkeit nennt, Platz zu machen. Sehr verschieden nach Klima, Nation, Individuum, Gesundheitszustand des Körpers u. s. w. ist die Zeit des Eintritts der Reife; sehr wichtig aber ist diese

Lebensepoche, weil erst mit ihrem Eintritt der Mensch in die bürgerliche Gesellschaft tritt, fähig, sich fortzupflanzen, und also auch selbstständig. Ein berühmter Physiologe gibt folgende Erklärungen über Ursachen, Wirkung, verschiedene Modificationen u. s. w. der Geschlechtsreife.

Wenn wir dem Zeugnisse des Tacitus glauben dürfen, so hat es nie ein Volk gegeben, bei welchem sich die Geschlechtsreife später entwickelte, als bei den alten Deutschen. Erst im dreißigsten Jahre suchten die deutschen kernfesten Jünglinge die Frauen, die ihrerseits auch schon das vier und zwanzigste Jahr erreicht haben mußten, ehe sie für reif galten. Ihre Körper waren groß, stark, so daß die Römer sich vor ihrem bloßen Anblick entsetzten, und Cäsar selbst alle Mühe hatte, seine Legionen zum Widerstand gegen diese Heere von Riesen zu bewegen.

Was war es denn, das dies kräftige Geschlecht so viel weniger und später nach Geschlechtsgenuß lüstern machte, als uns? War es das Klima? Zwar ist es durch die Ausrottung der ungeheueren Wälder Deutschlands milder geworden, als es zu Tacitus Zeiten war, doch nicht so viel, daß darum die Ent-

ckelung der Körper so viel schneller und zu:
ich schlechter erfolgen sollte, als damals.
aren es die Nahrungsmittel? Der Deutsche
ite von Fleisch und Bier, Wein kannte er
cht, und Vegetabilien genoß er viel sparsa=
er als jetzt. Fleischgenuß macht den Men=
en stark, Genuß der Vegetabilien schwächt
n, und unstreitig liegt in der unsinnigen
eligion, die ein Jahrtausend hindurch mit
rem Fasten die Menschen geplagt hat, in
m viel häufigen Genusse der Vegetabilien,
dem größeren Zusammendrängen der Men=
en auf demselben Raum, und in der Ver=
ischung des alten Völkerstamms mit dem
wonischen und keltischen die Ursache, warum
nes Riesengeschlecht ausgestorben ist, und
r wie Pygmäen neben unseren Altvorderen
stehen würden. Unstreitig liegt die Haupt=
sache der größeren Stärke der Söhne des
orden in unseren Tagen in dem viel häufi=
ren Fleischgenuß, und wir haben große Ur=
che, den Popen Dank zu wissen, daß sie die
raft jener Nationen durch fast halbjähriges
asten körperlich, wie durch den elendesten
berglauben geistig schwächen. Allein der
leischgenuß hindert die Geschlechtsentwicklung
en so wenig, als Vegetabilien sie befördern.

Was war es denn also, das die Körperentwicklung der alten Deutschen so aufhielt?

Die Mühe war es, die sie anwenden mußten, sich zu erhalten und ihre Existenz zu gewinnen. Arbeit härtete den Jüngling, die Jungfrau ab; sie waren Jäger und hatten ihre Kräfte nöthig, zu allen Mühseligkeiten, durch die sie die oft kärglichen Mittel ihres Unterhalts gewinnen mußten. Frost, Hunger und Arbeit erzog aus ihnen ein eisernes Geschlecht, dessen Phantasie schlief, und welches wohl zum thierischen Genuß endlich aufgefordert wurde, aber gänzlich unbekannt blieb mit allem, was diesem Genuß das Rohe, Widrige nimmt, den Sinnen schmeichelt, und aus einer Handlung der Bestialität die interessanteste Leidenschaft des Menschen macht. Dieser Genuß war die Belohnung des Kriegers, nicht des Jünglings, der in den Wäldern schweifte, sondern des abgehärteten Mannes, der die Uebungen der Jagd bereits mit dem Kriege vertauscht, und sich Sclaven, Eigenthum und Ansehn erstegt hatte.

Man sollte glauben, daß bei dieser Beschränkung des Geschlechtsgenusses die menschliche Species in Deutschland nicht sehr zahlreich gewesen sei, allein grade die Seltenheit dessel-

ı machte seine Wirkung gewiß, und die
utschen glichen den Göttern Homers, die
vergeblich ein Weib umarmen. Wir er-
unen billig über die Schwärme von Men-
en, die aus den Nomadenländern an der
stsee, bis an den Rhein und die Donau,
Osten bis gegen den Dnieper hin, über
römischen Provinzen sich ergossen. Hier
ır das Vorrathshaus der Nationen, aus
lchem das Schicksal die schwach gewordenen
üdeuropäer mit neuem Lebensfeuer auf-
schte.

Gleiche Ursachen, gleiche Wirkungen! Ich
ı nicht der erste, dem die große Aehnlichkeit
r Nordamerikaner unserer Tage, und der
ten Deutschen auffällt; auch in Absicht auf
e späte Entwicklung der Geschlechtsreife und
r Gleichgültigkeit der Männer gegen ihre
auen, gegen allen Geschlechtsgenuß. Auch
Canadas Wäldern lebt ein Riesengeschlecht,
ıd wenn es nicht so zahlreich ist, als das im
ercynischen Walde einst wohnte, so müssen
ir erwägen, daß die Natur in Amerika mit
el mehr feindseligen Kräften wider den
tenschen kämpft, als in Deutschland, wo es
ine Klapperschlangen gab, und daß die
ordamerikaner zu ihrem Verderben viel

früher mit unsern zerstörenden Pocken, unserm vergiftenden Branntwein bekannt wurden, als sie den Grad von Volksausbildung erlangt hatten, auf welchem die alten Deutschen standen.

Es gilt im Ganzen als Regel: je wärmer und milder das Klima, desto früher, je rauher und kälter, desto später entwickelt sich die Geschlechtsreife; je früher sie sich aber entwickelt, desto schwächer, je später, desto kräftiger ist das erzeugte Geschlecht. Darum sind auf der ganzen Erde die Gebirgsmenschen den Bewohnern der Ebenen überlegen, außer wo Kartoffeln und Fabriken Uebervölkerung der Gebirge bewirkt, und Mangel, Hunger und Krankheit in die heiligen Asyle der Menschheit geführt haben. Darum sind die Länder des Norden besser und von kräftigeren Völkern bewohnt, als die zwischen den Wendekreisen; darum ist der Europäer auf Erden der überlegene Mensch und der Herr der übrigen Erde, obgleich Europa später bevölkert worden, später sich politisch ausgebildet, viel später sich zu großen Nationalunternehmungen vereinigt hat, als die übrigen Länder der alten Welt.

Im nördlichen Europa, unserem Vaterlande, pflegt die Mannbarkeit bei Mädchen etwas

:her, als bei Knaben, im Ganzen bei beiden
schlechtern ziemlich gleichzeitig einzutreten,
nigstens sind wohl vierzehnjährige Knaben,
denen die Zeichen der Mannbarkeit sich
twickeln, eben so häufig, als sechszehnjährige
ädchen, bei welchen sie noch fehlen. Die
egel ist, daß Knaben zwischen 14 und 18
ihren, Mädchen zwischen 13 und 16 Jahren
annbar werden. Damit sind sie jedoch noch
cht zeugungsfähig, vielmehr bedarf die pla-
sche Kraft ihres eigenen Körpers des jetzt
twickelten Sperma sehr nothwendig zu dessen
efestigung, Vollendung und Ausbildung.
ndrer Verbrauch desselben schwächt unaus-
eiblich den jugendlichen Körper, und läßt
n nie zu dem Grade von Vollkommenheit
id Kraft gedeihen, den er außerdem erreicht
iben würde.

Die Aerzte haben ungewöhnliche Fälle nie-
rgeschrieben, in welchen auch bei uns von
:ei bis fünf Jahren Kinder alle äußere Zei-
en der Zeugungsfähigkeit besaßen. Auch
ll einmal ein zehnjähriges Mädchen in die
Zochen gekommen sein, und ein zehnjähriger
:nabe seine Amme geschwängert haben.

Schon in Frankreich zeigt sich die Geschlechts-
:ife zeitiger, als in den Ländern der Ostsee

Siehst du die Pomeranze?
Noch hängt sie an dem Baume,
Schon ist der März verflossen,
Und neue Blüthen kommen.
Ich trete zu dem Baume
Und sage: Pomeranze,
Du reife Pomeranze,
Du süße Pomeranze,
Ich schüttle, fühl', ich schüttle,
O fall' in meinen Schooß!

(Vgl. Entwicklungsjahre, Mannbarkeit.)

Reifrock.

Anfangs bestand diese lächerliche Mode nur in kleinen, steifen, breiten Reifen, die ans Ende des Schnürleibs befestigt wurden, um die Hüfte besser hervortreten zu lassen. Bald danach brauchte man aber schon zu diesem Endzweck Fischbein und gewächste Leinewand. Karl II. untersagte die Reifen von Eisen und Fischbein, aber zwei Jahre nachher erlaubte man sie den Frauen wieder, obgleich sie sich noch keinen Augenblick an das Verbot gekehrt hatten. Im Jahr 1720 wurden die Reifröcke aufs Neue verboten.

Die Röcke von gestreifter Leinewand machten ein großes Geräusch, und wurden daher

»Criardes« genannt. Die »Cadits« gingen nicht so weit herab, als die gewöhnlichen Reifröcke. Später nannte man die Reifröcke »maitres des requêtes«, weil ein Maitre des requêtes *Panier* (Reifrock) hieß. Damals (1720) machte man folgendes Epigramm auf die Reifröcke:

Qu'il est charmant ce corbillon!
  Qu'y met-on, ma mignonne,
Pour soutenir ton cotillon
  Eté, printemps, automne?
En tout temps on peut le nommer
  La corne d'abondance
   Ce joli panier
   De bois rosier
   Ce joli panier
     Sans anse.

Wie niedlich ist das Körbchen doch!
  Was thust du, Liebchen, denn hinein,
Um's Röckchen hochzuhalten Dir
  Im Sommer, Herbst und Frühling?
Zu jeder Zeit könnt' man es meinen.
   Das Horn des Ueberflusses,
   Das niedliche Körbchen
   Von Rosenholz,
   Dies niedliche Körbchen (panier, Wortspiel auf Korb und Reifrock.)
     Ohne Henkel.

Besser sind folgende neuere Verse:

Quelle grâce en effet, quels charmes singuliers
Nos dames présentaient avec leurs grands paniers.
Pour qui, sans une marche obliquement adroite!
La porte à deux battans se trouvait trop étroite!
Une belle avec eux de ses grands falbalas
Couvrait dans un salon les plus larges sefas;
Mais la dame trouvant les chaises trop petites
En chargeoit les genoux de ses deux acolytes.
Sur une base énorme obélisque nouveau
Dans sa gaîne le corps s'allongeait en fuseau
Et serré fortement afin d'être plus libre
Présentait sur sa pointe un cône en équilibre.

(Wahrlich! welche Grazie, welche eigenthümlichen Reize boten unsre Damen mit ihren großen Reifröcken dar, für die, ohne einen geschickten schiefen Gang, die großen Flügelthüren noch zu enge waren! Eine damit bekleidete Schöne bedeckte im Saal die breitesten Sopha's: die Stühle zu klein für ihre Last findend, mußten sie sie noch halb auf den Knieen ruhen lassen. Auf einer ungeheuren Grundfläche verlängerte sich — ein neuer Obelisk, in seiner Scheide der Körper zur

Spindel, und tüchtig eingeschnürt, um freier zu sein, machte er einen umgekehrten Kegel aus!)

Madame de Genlis, die überhaupt eine eifrige Freundin des Alten ist, lobt dagegen den herrlichen Eindruck der Reifröcke. „Die ungeheuren Reifröcke der Damen, sagt sie in ihrem Dictionaire des étiquettes, bildeten ein mit Blumen, Gesteinen, Gold und Silber reich verziertes Spalier, dessen prächtiger Eindruck sich nicht beschreiben läßt!“

Die Mode der Reifröcke hat auch ganz erst mit der französischen Revolution aufgehört. Früher schon hatte für das Theater Voltaire diese absurde Mode abgeschafft, der sich der Thränen nicht enthalten konnte, als er das erstemal die Clairon die Electra ohne Reifröcke spielen sah!

Addison sagt ein äußerst pikantes witziges Wort über die Reifröcke: »When J surwey this new fashioned rotunde, J cannot but think of the old philosopher, who, after having entered into an Egyptian temple and looked about for the Idol of the place, at length discovered a little black monkey inshrined in the midst of it: upon which he could no forbear crying out: *what a magnificent placeis here for*

such a ridiculous inhabitant.» (Wenn ich diese neumodische Rotunde betrachte, so muß ich unwillkührlich an den alten Philosophen denken, der, nachdem er in einen egyptischen Tempel eingegangen war und lange sich nach dem Götzen umgesehen hatte, endlich in der Mitte einen kleinen schwarzen Affen fand, worauf er nicht umhin konnte, auszurufen: o! welch prächtiger Raum ist hier für solch einen lächerlichen Einwohner.)

Reinlichkeit.

Munditiis annorum damna reparant. *Ovid.*
Reinlichkeit ersetzt den Schaden der Zeit.

Wozu ein solcher Artikel? wird vielleicht hier Mancher fragen; wer wüßte nicht, daß man reinlich sein muß, und daß, außer dem Ekel, den die Unreinlichkeit bei Andern erregt, auch noch andere, der Gesundheit, ja dem Leben gefährliche Folgen daraus hervorgehen können? Hierauf werden wir antworten: daß gewisse Reinlichkeitsmethoden oft eher schädlich als nützlich sind; besonders gehören darunter so manche gepriesene Mittel zur Toilette der Damen. Wie viele unter ihnen glauben

durch cosmetische Mittel die verblühten Reize wieder beleben zu können.

Es gibt nämlich allerdings auch für die Reinlichkeit Gränzen, das Uebermaß kann der Schönheit selbst gefährlich werden.

Splendida sit nolo, sordida nolo cutis.

Martial.

Nicht will ich glänzend die Haut, ich will sie indeß auch nicht schmutzig.

Die Frauen müssen natürlich mehr Achtsamkeit auf ihren Körper verwenden als die Männer: schon die Natur weiset sie darauf hin; theils durch die monatlichen Unbequemlichkeiten, theils indem sie dieselben zu Wärterinnen der Kinder bestimmte, bei denen die größte Reinlichkeit nothwendige Bedingung ist, und endlich auch, weil oft sie allein die Last der wirthschaftlichen Arbeiten zu tragen haben. Eine unreinliche Frau ist daher aber auch das widerwärtigste Geschöpf von der Welt, sie ist dazu gemacht, jeden Mann von sich abzuschrecken; Ovid nennt die Unreinlichkeit das beste Mittel wider die Liebe, das im Stande sei, uns von der größten Schönheit zu entfernen. Hingegen war es gewiß ein schöner Instinct, der den ersten

schen transportiren. In einer beständigen Atmosphäre von Wohlgerüchen athmend, die sie immer mehr entnervt, führen sie ein Leben des Müssiggangs, versunken in ewiger Bewunderung ihrer selbst, wie Narziß in der Fabel vor den Spiegeln der Bäche. —

Ist dieser abscheuliche Mißbrauch nun nicht der Feind aller Stärke, aller vollkommenen Gesundheit? und hat die Natur uns geschaffen, um unser Leben an der Toilette zu verbringen? um uns im ewigen Wechsel der Jahreszeiten, und umgeben von allen Zufälligkeiten, die unser Leben bedrohen, immer mehr und mehr zu verweichlichen? — Auch sind diese Weichlinge niemals ohne Beschwerden, ohne Krankheiten, die ihre übertriebene Vorsicht noch verschlimmert. Am ersten wäre diese Sorgfalt noch den Frauen zu verzeihen, weil die Natur ihnen eine sitzende Lebensart anwies, und sie überhaupt mehr Achtsamkeit auf ihren Körper verwenden heißt, als die Männer; diese verlieren durch die Verweichlichung nicht allein die Körperkraft, — auch der Geist leidet darunter. Zu kühnen Thaten gehört ein starker, abgehärteter Körper. Seneka behauptet, daß Mecenas Styl eben so entnervt und gedrechselt gewesen sei, als

ne ganze Person, und daß sehr oft die wei-
che Zierlichkeit des Autors sich seinen
chriften mittheile. Die Kraft verschmäht
n ausgesuchten Putz: und selbst die Frauen,
ı derentwillen so viele glatte Herrchen sich
rausputzen, wissen dergleichen wohl zu
ätzen: wenn sie durch männlichen Anstand
lein gefallen könnten, würden sie nicht zu
len diesen Zierrathen ihre Zuflucht nehmen;
ch niemals zog eine verständige Frau einen
onden, zierlichen geputzten Weichling einem
ırken, kräftigen und gesunden Manne vor.
an schließe daraus, was man wolle, aber
r Instinkt hat hier wieder einmal Recht.

Viel schädlicher hingegen ist noch das Ex-
em von Unreinlichkeit, besonders bei Weibern.
ir haben schon gesehen (s. Monatskrise),
e bereits die ältesten Völker Abscheu vor
n Weibern hatten, wenn sie sich in Epochen
finden, die die Reinlichkeit des Körpers ver-
eten, und in der That entstehen gar viele
rankheiten, als z. B. die Ausschläge, die
elhaften Flechten, die sich oft auf der schmutzi-
n Haut der mit alten Kleidern und Lumpen
ndelnden Juden zeigen, einzig und allein
ırch Unreinlichkeit; eben so die Hauteran-
eme, welche so viele Völker, die sich von ge-

salzenen, oder faulen Fischen am Ufer des Meeres nähren, entstellen. Selten wechseln diese Menschen die Wäsche, selten waschen oder baden sie sich, ja es ist sogar schon oft nöthig gewesen, daß die Gesetzgeber des Orients, im Namen der Gottheit feierliche Reinigungen verordneten, so sehr versinken diese Nationen zuweilen in Schmutz und Unreinigkeit. Ueberdieß trugen die Orientalen nicht solche Wäsche wie wir, die sie leicht hätten wechseln können; die vornehmsten griechischen und römischen Damen trugen nichts als ihr weites Gewand von feiner Wolle, denn sie kannten damals weder Baumwolle noch Seide, oder Garn. Sie nahmen daher ihre Zuflucht zum häufigen Gebrauch der Bäder, und zu Reibungen und Salbungen der Haut, die den Mangel der Wäsche ersetzen mußten. Man schickte oft seinen Mantel zu den Wäschern, um ihn reinigen zu lassen, und oft hatte man unterdessen, wie z. B. Epaminondas, keinen zweiten, um ihn zu ersetzen. Auch hatten sie keine Bettüberzüge wie wir, sondern schliefen auf den kahlen Matrazen, die dann natürlich nicht sehr lange reinlich bleiben konnten. —

Außerdem trugen die Alten während des Sommers, in der Meinung, dadurch die Rein-

ıkeit der Haut zu erhalten, in Oel getränkte
eider; Hippokrates empfiehlt dergleichen
ıar als für die Gesundheit zuträglich. Unga=
che Bauern und Soldaten thun es noch
ıte, um das Ungeziefer zu verhüten. Dieses
lechte Oel, vermischt mit der Transpiration,
det dann natürlich eine Anhäufung von
ıreinlichkeiten, die nothwendiger Weise sorg=
ltig abgewaschen werden muß. — Im All=
meinen findet man, daß die Bewohner der
irmeren Climaten, obgleich sie mehr trans=
ciren, unreinlicher sind, und seltener reine
äsche anziehen, als die der nördlicheren;
ch ist die Bemerkung nicht zu übersehen,
ß manche Religionen oder Sekten die
orge für die Reinlichkeit mehr empfehlen
s andere. So haben die mohamedanischen
artaren äußerst reinliche Häuser, während
re Nachbaren, die noch dem Lamismus oder
chawanismus anhängen, in ihren schmutzigen
ıd räuchrigen Zelten wohnen bleiben. Selbst
Europa bemerken wir, daß Protestanten
ıd Lutheraner bei Weitem mehr auf Rein=
chkeit halten, als die benachbarten Katholi=
n; besonders auffallend ist diese Verschieden=
it in der Schweiz, wo sie sich bis auf die
ewohner des nämlichen Dorfes erstreckt,

wenn sie verschiedener Religion sind. Der Holländer wäscht und reinigt Alles, selbst die Mauern seines Hauses, und die Angeln seiner Thüre; der Spanier hingegen, um einen recht auffallenden Gegensatz zu nehmen, vernachlässigt Alles in seinem aufgeblasenen Stolz: man sieht den größten Unrath selbst in ihren Pallästen, und mehrere ihrer Könige waren mit Ungeziefer bedeckt, wie Philipp der Zweite, der bis zu seinem Tod davon verfolgt ward. Es scheint, daß die heuchlerische Bigotterie einigen Zusammenhang mit dieser sträflichen Nachlässigkeit habe, die schon zufrieden ist, wenn das Aeußere der Kleidungsstücke nur reich und glänzend ist, mag auch das Hemd schmutzig oder zerrissen sein. Vieles mag auch von der durch Müssiggang hervorgebrachten Trägheit herrühren, die selbst das Reinigen des eigenen Körpers für eine beschwerliche Arbeit hält. Die Engländer und andere reformirte Völker lieben die Reinlichkeit, und ein vornehmer Engländer würde nicht comfortable sein, wenn er sich nicht zweimal im Tage rasirte und eben so oft die Wäsche wechselte. (Vgl. Bad, Putz, Wäsche.)

Reize.

Wie überall die philosophische und die äst-
tische Definition so schwer ist, so ist es auch
r schwierig, ja unmöglich, eine genügende
·klärung des Begriffs: Reiz zu geben.
a s ist der Reiz? Wir wollen es philosophi-
en und ästhetischen Lehrbüchern überlassen,
:se Frage zu lösen, und uns hier mit dem
atze begnügen, daß die Summe der Reize
s bildet, was man Anmuth, Grazie nennt
Anmuth) und was eigentlich noch sehr
n Schönheit verschieden ist, da es Schönheit
ne Grazie und Grazie ohne Schönheit gibt.
ı einem vollkommen schönen Körper freilich
llen beide sich innig durchdringen.

In der zweiten Bedeutung aber gebraucht
an das Wort: Reiz auch für die einzelnen
estandtheile, aus denen die Schönheit be-
ht, und wenn in jener erstern Bedeutung
: Reize mehr etwas Geistiges sind, so denkt
an in dieser zweiten Beziehung mehr an den
örper. So spricht man: einen reizenden
usen, Arm, Nacken u. s. w.

Ein altes Epigramm fordert dreißig
eize von einem idealisch=schönen Körper, und
ir freuen uns, diese seltenen Verse aus ächter

Quelle hier unsern Lesern mittheilen zu können.

Franz Corniger hat diese Verse nach dem von Jean Revisan aus einem alten, französischen Buche citirten Original ins Lateinische übertragen, und so geht das Epigramm jetzt gewöhnlich unter Cornigers Name. Es lautet, bis auf wenige Worte, wie folgt:

Triginta haec habeat, quae vult formosa vocari
Fœmina: sic Helenam fama fuisse refert.
Alba tria, et totidem *nigra*, et tria *rubra* puella.
Tres habeat *longas* res, totidemque *breves*.
Tres *crassas*, totidem *graciles*: tria *stricta*, tot *ampla*:
Sint itidem huic formae, sint quoque *parva* tria.
Alba Cutis, nivei dentes, albique capilli.
Nigri Oculi, — — nigra supercilia.
Labra, genae, atque ungues rubri. Sit corpore longa
Et longi crines, sit quoque longa manus.
Sintque breves dentes, auris, pes. Pectora lata
— — — — ipsa supercilia.
— Et os stringunt ubi cingula stricta.
— — — — — — — — — —
Subtiles Digiti, crines, et labra puellis.
Parvus sit Nasus, parva mamilla, caput.
Cum nulli, aut rarae sint haec, formosa vocari
Nulla puella potest, rara puella potest.

Wir haben irgendwo von diesen originellen Versen folgende sehr gelungene deutsche Uebersetzung gefunden, die bis auf einige Lücken, die sich leicht ergänzen lassen, sehr treu ist:

Dreißig Reize bedarf's, der Schönheit Ruf zu erwerben.
Helena nannte man schön, und so sei jegliches Mädchen.
Weißer Reize besitze sie drei, von schwarzen und rothen,
Auch von langen und kurzen dieselbe gepriesene Dreizahl.
Wohlgeründete Theil' und schlanke, schmale wie breite,
Seien wie kleine, bei ihr in dreifacher Menge zu finden. —
Weiß sei die Haut, schneeweiß auch die Zähne, und blond sei das Haupthaar.
Schwarz das Auge — und dunkel die schattigen Brauen des Auges.
Wangen und Lippen und Nägel erfreuen durch liebliche Röthe.
Lang sei die schöne Gestalt und lang die Hand und die Haare.
Kurz die Zähne, das Ohr und der Fuß. Breit wölbe die Brust sich,
Breit die Stirn, die Brauen des Auges stehn breit von einander.
Schmal sei der reizende Mund — und schmal auch der Gürtel der Jungfrau.

Arm und Hüfte jedoch — sei schwellend in üppiger Fülle.
Zierlich geformt müssen Lippen, und schlank die Finger, das Haar sein.
Klein und niedlich zuletzt das Köpfchen, die Nas' und der Busen.
Selten aber, ja nie sind vereint diese Reize zu finden,
Selten also, ja nie, ist schön ein Mädchen zu nennen!

Bayle hat im Artikel Helena in seinem Wörterbuche nur die sechs ersten Verse citirt, dem Scharfsinn des Lesers das Rathen überlassend. Hier haben die Liebhaber noch einmal die Verse in naiv=altem Französisch von Joachim Blanchon, die sie gewiß nicht ohne Vergnügen lesen werden:

Trente points à la femme il faut pour être belle,
Trois de blancs, trois de noires, trois de rouge couleur,
Trois de courts, trois refaits, trois de longue valeur,
Trois grêles, trois serrés, trois de large modèle,
Et trois moyens encore. Poil blond, candide en elle,
La peau blanche et les dents. L'œil noir est le meilleur;

Noir sourcil, noir chose. Et au corps la
lon gueur
Comme au poil et aux mains, de forme
naturelle.
Pied court, oreille et dent. Ceinture et fait
étroit,
La bouche. Tout ainsi que l'entr'oeil,
large soit
La carrure et le bas. Refait ledit fait d'elle,
Et la cuisse et la grève. Et la lèvre et
le crin
Et les doigts deliés. Chef et nez et tettin
Moyen et compassé, comme Hélene fut telle.

Auch die Spanier haben denselben Gedanken in folgendem alten Epigramm:

Tres cosas blancas, el cuero, los dientes, y
las manos.
Tres negras, les ojos, las cejas, y las pe-
stannas.
Tres colorades, los labios, las maxillas, y
las unnas,
Tres largas, et cuerpo, los cabellós, y las
manos.
Tres cortas, los dientes, las orejas, y los pies.
Tres anchas, los pechos, la frente y entre-
cejo.
Tres estrechas, la boca, l'una y otra (l'une
et l'autre!) la cinta y l'entrada del pio.
Tres gruessas, el braco, el muslo, y la pen-
torilla.

Tres desgaldas, los dedos, los capellos, y
los labios,
Tres pequennas, la tetas, la naris, y la cabeça.

Da wir beim Verse-Citiren sind, so möge die folgende pikante — witzige Schilderung der Reize einer derb-gemeinen Pariserin im Namen ihres Liebsten von einem der ersten lebenden Chansonniers, — dem berühmten Desaugiers gegeben, hier als Parodie jener famösen dreißig Reize stehen. Das platte Pariser Patois erhöht den Reiz des kleinen Scherzes, den die meisten Leser verstehen werden.

A ma Margot
Du bas en haut,
Vous n'trouverez pas un défaut.
Pour commencer par sa chev'lure,
Ah, dam! les jours de grand'colure,
Faut voir que tous ses ch'veux vous ont!
Et s'ils étaient moins roug' qu'ils n'sont...
Ah! mon dieu, mon dieu, que ç'est dommage!

Mais à ça près, j' gage
Qu'à ma Margot,
Du bas en haut
Vous n'trouverez pas un défaut.
C'est-y sa peau, qu'il faut vous peindre?
Jarni! quand all' l'aurait fait teindre

Ell' n'laurait pas plus blanch' quell' n' l'a,
Sauf queuqu' rousseurs par-ci, par-là...
Ah! mon dieu, mon dieu, que c'est dommage!

Mais à çà près, j' gage
Qu'à ma Margot,
Du bas en haut,
Vous n' trouverez pas un défaut.
Pour les yeux, personne, j' men pique,
N'est dans l' cas d' l'y faire la nique,
Drès qu' sur vous son oeil droit est l'vê,
Vous r'grettez que l' gauche' soit crevé...
Ah! mon dieu, mon dieu, que c'est dommage!

Mais, à ça-près, j' gage
Qu'à ma Margot,
Du bas en haut,
Vous n' trouverez pas un défaut.
Son nez vous a certain' tournure
Qui r' lèv' joliment sa figure;
Et quoiqu'il descende un peu bas,
Si son menton ne l' frisait pas...
Ah! mon dieu, mon dieu, qu' c'est dommage!

Mais, à ça près, j' gage
Qu'à ma Margot,
Du bas en haut
Vous n' trouverez pas un défaut.
Ses dents, faut les voir pour y croire!
Jarni! c'est d' la perle et d' livoire.
Quand ell' m' les montre, j' sis heureux;
Pourquoi faut-il qu'all' n'en ait qu' deux?
Ah! mon dieu, mon dieu, qu' c'est dommage!

Mais, à ça près, j' gage
Qu'à ma Margot
Du bas en haut
Vous n' trouverez pas un défaut.
D' la beauté d' son sein rien n'approche;
C'est dur comm' neige et blanc comm' roche;
Ca m' fait l'effet de deux soleils;
S'ils étaient tant seulement pareils...
Ah! mon dieu, mon dieu, que c'est dommâge!

Mais, à ça près, j' gage
Qu'à ma Margot,
Du bas en haut
Vous n' trouverez pas un défaut.
Pour c' qu'est d' la souplesse d' sa taille
G'na point d'anguille qui la vaille
Vous jureriez qu'all' n'a point d'os;
Et sans l'malheur qu'elle a sur l'dos...
Ah! mon dieu, mon dieu, qu' c'est dommâge!

Mais, à ça près, j' gage
Qu'à ma Margot,
Du bas en haut
Vous n' trouverez pas un défaut.
— — — — — — —
— — — — — — —
— — — — — — —
— — — — — — —
Ah! mon dieu, mon dieu, qu' c'est dommage!

Mais, à ça près, j' gage
Qu'à ma Margot
Du bas en haut

Vous n' trouverez pas un défaut.
Ses jamb' sont un' aut' paire d'manches
Ah! dam'! faut les voir les dimanches
Ell' dans' pu pir' qu'la Camargot;
Et si c' n'est qu'elle cloch' d'un ergot...
Ah! mon dieu, mon dieu, qu' c'est dommage!

Mais, à ça près, j' gage
Qu'à ma Margot
Du bas en haut
Vous n' trouverez pas un défaut.

Ringeln.

Ueber das Ringeln der Geschlechtstheile, um die Keuschheit bei beiden Geschlechtern zu hüten und zu bewahren, und die Methode, die bei dieser Operation befolgt wurde, haben wir bereits im ersten Theile im Artikel: Infibulation gesprochen.

Paw gibt über diesen Gebrauch folgenden Aufschluß. Er sagt, die Infibulation verliert sich im höchsten Alterthume, sie ist von den Morgenländern nach Griechenland, und von da gegen das Ende der Republik nach Rom gekommen. Die Infibulation der Weiber ist einzig und allein der Eifersucht der Männer beizumessen, welche in den heißen Himmelsgegenden, wo alle Leidenschaften auf das äu-

Ꝛerste getrieben werden und die Vernunft ohnmächtig bleibt, so unsinnig und unbarmherzig gewesen sind, an der menschlichen Natur die gewaltsamsten und schimpflichsten Beleidigungen auszuüben, die schon bei den Thieren, z. B. bei den Stuten, welche bisweilen infibulirt werden, hart zu sein scheint. Die rasende Eifersucht glaubte mit dem Körper auch zugleich die Seele zu fesseln, und strebte nach dem Besitz eines Guts, das sie nicht kannte.

Ein gelinderes Mittel als die Infibulation, dessen sich ehemals die reicheren Aeltern in Arabien bei ihren Töchtern zu demselben Zweck bedienten, waren goldene, silberne oder andere kostbare Fesseln, welche sie um den Untertheil der Füße über die Knöcheln legten. Beide Fesseln wurden mit einer goldenen Kette, die, wie man vorgab, die Schritte abmessen, und recht artig und kadencemäßig machen sollten, geschlossen. Es versteht sich von selbst, daß der Schlüssel von dem Schlosse der Kette nicht der Tochter anvertrauet wurde.

Der sogenannten italienischen Schlösser, die Alexius Carrara, Tyrann von Padua, erfunden haben soll, und die ebenfalls zum Zwecke hatten, das Gut, das der rechtmäßige Besitzer allein unentweiht genießen

rf, für diesen zu bewahren, haben wir eben=
ls schon erwähnt.

Dies sind gewisse Leibgürtel, die auf ver=
iedene Art den Zugang zu den weiblichen
eschlechtstheilen verhüten sollten, sie sind
er alle so beschaffen, daß das Frauenzimmer
i deren Anlegung die größte Unbequemlich=
it empfinden muß. Es gibt deren sogar,
oran die Oeffnung an den Schaamtheilen
it nach außenstehenden spitzigen Stacheln
rsehen ist. Der Gebrauch derselben herrscht
cht nur jetzt noch hier und da bei den Ita=
inern, sondern auch die Spanier haben sich
rselben bedient. Außer diesen hat man
ich in Spanien die Keuschheit der Weiber
n Verschnittenen anvertraut; aber man fand
ild, daß diese keine zuverlässige und unbe=
echliche Hüter sind. Man glaubte daher,
ren Stelle durch alte, der Liebe abgestorbene
Beiber, Duegnas genannt, am besten zu
setzen, weil diese gewiß ihren jüngern Schwe=
ern ein Vergnügen beneiden würden, das
nen ihr Alter versagt. Aber auch über diese
egte das allmächtige Geld, und jetzt ist das
aniſche Frauenzimmer meist von allen diesen
wangsmitteln befreit.

Man sieht aus allen diesen Veranstaltun=

gen, wie die Männereifersucht den Scharfsinn bei so vielen Nationen geübt, und sie in den Mitteln, die weibliche Keuschheit zu sichern, erfinderisch gemacht hat; aber von welcher Art sie immer sein mögen, so bleibt ihr gewaltsamer Gebrauch eben so unzuverlässig als tadelswerth. „Moralität verträgt keinen Zwang, und der Körper einer unreinen Seele ist keiner Schildwache werth", sagt ein vortrefflicher Schriftsteller ganz mit unsern, in diesem Werke schon oft geäußerten Gesinnungen übereinstimmend. (Vgl. Gürtel, Keuschheit.)

Runzeln.

Ninon de Lenclos sagte, daß, wenn man sie bei der Erschaffung der Welt gefragt hätte, sie die Runzeln an die Fußsohle hin verbannt haben würde, weil hier der einzige Ort am ganzen Körper sei, wo man in Gottes Namen Runzeln haben könne, ohne daß sie je einem Andern sichtbar oder fühlbar würden. Leider ist Ninons Rath nicht befolgt worden, Runzeln sind und bleiben wahrscheinlich bis ans Ende der Welt der Thermometer des unerwünschten Alters, und ein fataler Gast, der

[sc]hörlich von unserm Gesichte aus den
[Neben]menschen zuruft: seht hieher:

[Le]s jours de fête sont passés
[Di]e fröhlichen Tage der Jugend sind dahin —

[Dar]um werden unsere Leser eine kurze Beleh-
[rung] über die Ursache und Entstehung der
[Run]zeln hier nicht ungern finden.

Verschiedene Ursachen geben dazu Gelegen-
[heit,] und einige Constitutionen sind dazu leich-
[ter g]eneigt, als andere.

[1]) Die Jugend ist die Zeit des Wachsthums,
[dar]um mußte hier die Haut noch Elasticität
[besit]zen, um den sich ründenden Formen nach-
[gebe]n zu können, und darum sind schwellende,
[run]de Form, eine schön gespannte Haut noth-
[wen]diges Attribut der Jugend.

2) Hieraus folgt aber, daß, da das Alter
[die] Zeit der Abnahme ist, die Haut sich run-
[zel]n muß, eben weil sie zu breit wird gegen
[den] Umfang des Körpers. Wirklich kann
[ma]n bei Greisen durch Einblasen von Luft
[zw]ischen die Oberhaut die Falten wegbringen,
[ebe]n weil man die Haut ausdehnt.

3) Alles, was den Körper abmagert und
[sei]nen Umfang mindert, erschlafft daher auch
[di]e Haut, und verursacht Runzeln. Daher

machen Gram, Sorgen und viele Anstrengungen des Geistes oft schon früh bei Menschen Runzeln. Man hat behauptet, viele Runzeln deuteten auf List, Bosheit und Betrug, weil man bei der unschuldigen Jugend keine Hautfalten sieht, aber man hat hier wohl Ursache und Wirkung verwechselt. Frei, heiter, mit glatter, offner Stirn tritt die Jugend in die Welt, unbekannt mit ihren Ränken und Chikanen: das Alter rückt näher, und immer mehr erfährt der junge Mensch den Einfluß der argen Welt, und es wird kein Wunder sein, wenn sich auch bei ihm die unerfreulichen Runzeln einstellen. Die Franzosen haben ein Sprichwort:

Grosses gens, bonnes gens
Dicke Leute, gute Leute,

und danach würden freilich magere, folglich mehr runzlichte Menschen böser sein, was aber doch nicht ohne große Ausnahmen anzunehmen ist. Aber das ist wahr, daß sehr boshafte und bösartige Thiere, wie die Affen, große Runzeln im Gesichte haben. Der Mandril ist ein sehr böser Affe, und er hat sehr große Runzeln. Und auch das müssen wir der Physiognomie noch zugeben, daß heitere, fröh-

Gemüthsstimmung die Stirn glättet und
nacht.

Heiteres, lebenslustiges Temperament,
inische Leute werden also weniger Run-
haben, als grämliche, griesgramigte, me-
olische, schwarzgalligte Menschen, die im-
Ursache zu haben glauben, mit der Welt
ihrem Benehmen zu zürnen, die immer
ren und brummen, und verdrießlich und
und Andern zur Last sind, oder die Geizige,
ker, Unzufriedene, Zänker, oder die chole-
en Temperamente.

) Die Frauen, die eine weichere Textur
der Mann haben, sind — leider! — den
nzeln leichter ausgesetzt, als dieser. Ue-
dies macht die Schwangerschaft, die Unter-
und Brüste so ausdehnt, nach der Ent-
dung und Stillung große Runzeln in diese
eile. Man hat deshalb nichtswürdige
iber gesehen, die aus bestrafungswerther
elkeit sich nicht entschließen konnten, Kinder
bekommen, weil sie die schöne Haut konser-
en wollten! Aber die Zeit ereilte sie doch

...le temps, cet insigne larron.
Les ruines d'une maison.
Se peuvent réparer: que n'est cet avantage
Pour les ruines du visage!

und so wird sie Wächter und Erhalter des sittlichen Gefühls. Ist dieser Wächter einmal über den Haufen geworfen, so tritt das Thier im Menschen hervor, der dann aller Handlungen fähig wird. Wie im gebildeten Menschen überhaupt das Bewußtsein seiner Menschenwürde, seines Werthes deutlicher hervortritt, als im rohen Naturkinde, so ist das Gefühl für die Schaam in jenem natürlich entwickelter als in diesem, obgleich eine Andeutung von der Existenz dieses Gefühls sich wohl auch bei dem Allerrohesten finden wird, der doch wenigstens ein Blättchen vor den Leib hängt, wenn er auch tausend Dinge thut oder unterläßt, die feiner entwickelte Begriffe von der Schaam unterlassen oder thun nöthigen würden.

Deshalb finden wir auch in den verschiedenen Zeiten und Nationen so gar wunderlich verschiedene Begriffe über die Schaamhaftigkeit. Die milesischen Mädchen tödteten sich über geringe Kleinigkeiten: diese Wuth griff um sich, es drohte dem Staate Entvölkerung, und die Gesetzgeber verordneten, daß die nächste, die sich entleiben würde, nackt auf dem Markte ausgestellt werden sollte. Das Gefühl für die Schaam siegte über den hypochondrischen Hang zum Selbstmord, und die Hänge-

)emie unter den Milesierinnen hörte auf.
egen haben wir bei Gelegenheit der Arti-
Entjungferung und Hochzeit
spiele in Menge von Völkern angeführt,
durch die Eheceremonien bewiesen, wie
ig Gefühl sie für die Schaam besitzen,
spiele, die sich leicht noch vermehren lassen.
Egypten werden die Zeichen der Jungfrau-
ıft der Bräute mit großem Gepränge durch
Stadt getragen, und hier, wo nach euro-
schen Begriffen dies Skandal getrieben
rd, verhüllen sich die Mädchen dagegen aus
haamhaftigkeit überall das Gesicht, wenn
ı Mann sich ihnen nähert! Auch bei den
auren darf sich eine Frau so wenig vor ei-
m Mann enthüllen, als es dem Manne er-
ubt ist, das Gesicht einer Frau zu entblößen.
ei unsern Altvordern, den Germanen, ehrte
an die Schaamhaftigkeit und Keuschheit da-
gen auf eine höchst züchtige Weise. Drang
n Mann nur mit der Hand über den Ell-
ogen eines Weibes, so kostete dies fünf und
reißig, und das Betasten des Busens fünf
ınd vierzig Schillinge, und mehr kostete es
ıicht, wenn man einen Krieger um die Nase
)der um drei Finger gebracht hatte. Von
gleicher Strenge waren die alten nordischen

Gesetze. Ein Kuß, den man einer Frau oder Jungfrau wider ihren Willen raubte, wurde mit Verweisung, und ein solcher, den man gutwillig von einer Schönen, aber ohne Wissen des Vaters oder Mannes, erhalten hatte, mit drei Mark Silbers bestraft. Die Allemannen und Baiern, obgleich weniger strenge, als die Franken und Skandinavier, straften doch das den Weibern angethane Unrecht doppelt so hoch als das den Männern zugefügte. Wer unter ihnen einer Frau oder Jungfrau das Haar losriß, mußte sechs, und wer sich erfrechte, sie bis an die Knie oder gar drei Spann höher zu entblößen, mußte zwölf Solidos erlegen, womit man eine tiefe und gefährliche Kopfwunde büßen mußte, die man einem freien Manne gemacht hatte. —

Und wie verschieden sind noch heute die Begriffe über Schaam! Bei den Lappländern gereicht es einem Mädchen zur Ehre, wenn recht viel Fremde sie bereits umarmt haben, und kann sie gar lebende Beweise dieser Umarmungen aufzeigen, so gilt sie dann erst was Rechtes. Auch in Island erbieten sich die jungen Mädchen den Fremden für Geschenke zu Allem, und sind darum von ihren Landsleuten nicht weniger geliebt.

In allen südlich-asiatischen Reichen, in Pegu,
iam, Conchinchina, Lambodia, Tunkin und
ios, auf allen ostindischen und molukkischen
ıseln, auf den Philippinen, auf den Eilanden
r Südsee herrschen gleiche Begriffe von der
eiblichen Schaam. Väter und Männer
eten den Europäern ihre Töchter und Weiber
ı, und man zieht ein schwangeres Mädchen,
er ein solches, das schon vor der Ehe gebo-
n hat, ohne Ausnahme, einer reinen Jung-
au vor. Und in England schämt sich ein
rauenzimmer in männlicher Gesellschaft von
rem Fuß zu reden.

Wenn, wie wir gesehen haben, die Schaam
n höchst lobenswerthes Gefühl, ein köstlicher,
nig zu hegender und zu pflegender Trieb ist,
ist nicht zu leugnen, daß ein übertriebenes
chaamgefühl, Folge der Ueberbildung und
ner fehlerhaften Erziehung, gar üble Wir-
ıngen, namentlich auf den reizbaren, weib-
hen Körper haben kann. Man hat nicht
lten durch Schaam, wenn ein Frauenzimmer
r Unzeit von Männern gesehen wurde, hef-
ge Krämpfe, Unterdrückungen von heilsamen
rcretionen u. s. w. entstehen gesehen, und
immermann erzählt von einem Mädchen,
ıs, als es in einer sehr besetzten Postkutsche

plötzlich eine gewisse Krise bekam, vor Schaam augenblicklich starb.

Da die Schaamhaftigkeit eine so mächtige Rückwirkung auf den Körper äußern kann, so ist folgende merkwürdige Geschichte von einem türkischen Arzt, der sich dadurch als sinnreicher Meister bewährt hat, eine Geschichte, die Sprengel mittheilt, wohl glaublich: Eine Favoritin eines türkischen Sultans hatte, zum größten Leidwesen ihres hohen Geliebten, eine Lähmung in beiden Armen bekommen, die bereits den heftigsten Mitteln widerstanden hatte. Der Leibarzt kam nun auf den Gedanken, sie von der geistigen Seite her zu erfassen. Er ließ den ganzen Hofstaat sich versammeln, und nun die kranke Favoritin eintreten. Als sie vor der reichen Versammlung eintritt, geht der Doktor ihr entgegen, und mit entschlossener Hand hebt er der Bestürzten rasch die Gewänder hoch empor, daß die Hofschranzen staunen, und die Damen geschwind unter den Fächer hindurchblinzeln. Das Schaamgefühl gibt der Kranken Kraft, rasch wirft sie mit den eben noch gelähmten Armen die Kleider wieder herab und — ist geheilt!

Schlaf.

Le doux sommeil
Vient par un calme heureux secourir la nature,
Et lui porter l'oubli des peines quelle endure.
Voltaire.

Der süße Schlaf
Kommt mit glücksel'ger Ruh', Natur zu unterstützen,
Und macht die Leiden, die sie dulden muß, vergessen.

Seit den ältesten Zeiten hat der Zustand des Schlafes etwas Mystisches, Geheimnißvolles gehabt, und das Räthsel des Schlafes ist auch durch die Psychologie und Physiologie seit jenen Jahrhunderten bis heute nur noch erst theilweise gelöst! Die Alten machten den Schlaf zum Zwillings-Bruder des Todes, mit welchem sie ihn am Eingange des Hades Einen Pallast bewohnen ließen, und sie gaben ihm in zartpoetischer Mythe die Hoffnungen zu Geschwistern. Das gänzliche Vergessen des Lebens und seiner Verhältnisse, das totale Entschwinden des Bewußtseins und die vollkommene Ruhe aller animalischen Funktionen des Körpers, wie sich die Physiologie

ausdrückt (Bewegung der willkührlichen Muskeln, Stimme, Sinnesthätigkeit u. s. w.) mußten sehr natürlich auf eine gewisse Verwandtschaft des Schlafes mit dem Tode führen; diese findet sich auch sehr schön in den berühmten Versen Meibom's an den Schlaf ausgedrückt:

Somne levis, quamquam certissima mortis imago,
Consortem cupio te tamen esse tori:
Alma quies optata veni, nam sic sine vita
Vivere quam suave est, sic sine morte mori.

Süßer Schlaf, getreustes Abbild des Todes,
Wie wünsch' ich dich mir zum Gefährten des Lagers;
Komm' ersehnte Ruh'; wie süß ist's, so ohne Leben
Doch zu leben, und so ohne Tod zu sterben!

Wenn, wie wir eben sehen, im Schlafe die animalischen Funktionen des Körpers ruhen, so gehen die organischen, wie Ernährung, Sekretionen u. s. w. um so kräftiger und ungestört von Außeneinflüssen ihren Weg, und die Nacht ist für diese Verrichtungen recht eigentlich die Zeit, wie der Tag für jene.

Eine ganz specifische Wirkung äußert der Schlaf nun auch auf die Funktionen der Ge-

htsorgane, und sei es, daß außer dem
af an sich hier auch noch die gestreckte
, die das Blut mehr nach dem niedrig
nden Unterleibe hin determinirt, die
me des Bettes u. s. w. in's Spiel kom=
, so haben wir schon gesehen, daß über=
)t die Nacht mehr als der Tag für die
hlechtsliebe und das ganze sexuelle Leben
Menschen da ist. Besonders in den Jahren,
dies Leben noch in seiner regsten Thätig=
ist, also nach dem Erwachen der Mann=
keit bis in das mittlere Alter hinein, zau=
der Schlaf, oder, nach den Vorstellungen
Alten, sein Diener Morpheus aus dem
)en Füllhorn, das er trägt, tausend luftige
äume vor den Schlafenden, deren Gegen=
id nur zu häufig die Thierseite im Menschen
ührt, und die geschäftige Phantasie schafft
) webt nur zu gern Freuden vor den trun=
en Sinn des Schlafenden, deren Spur
loschen ist, wie er die Augen aufschlägt,
daß am Morgen das ganze Gaukelspiel —
— vorüber ist!!

Beim Manne äußern sich diese Wirkungen
s Schlafes auf die Sexualität auf eine weit
)tbarere Weise als im Weibe, durch zwei Er=
einungen, die der Erektion und jene der so=

genannten Pollutionen. Von der Erektion (s. diesen Art.) haben wir bereits geredet, und über die nächtlichen Ergießungen wollen wir zu dem Artikel eines andern Mitarbeiters (s. Pollution) der Wichtigkeit des Gegenstandes halber hier noch ein Wort hinzufügen. Die Pollutionen im Allgemeinen sind freiwillige Samenergüsse ohne Reizung der Geschlechtstheile, die beim gesunden, ungeschwächten Manne nur im Schlafe, bei starker Erektion und wollüstigen Träumen, späterhin auch ohne Erektion auf die allerleichteste Veranlassung, doch noch im Zustande des Träumens, endlich aber bei entnervten Wollüstlingen selbst bei Tage, bei wollüstigen Vorstellungen, bei Annäherung an ein Frauenzimmer, und bei Exkretion des Harns und Stuhlgangs entstehen.

Pollutionen an sich sind also kein Krankheitssymptom, im Gegentheil bezeichnen sie Kraft des Mannes, wenn sie selten und nur bei starker Erektion erfolgen. Es gibt zwar Männer, die, ohne den Geschlechtstrieb zu befriedigen, auch frei von Pollutionen und deswegen um so gesunder sind; allein bei weitem die meisten erfahren deren von Zeit zu Zeit und entleeren so die Samengefäße. Blu-

menbach erklärt diese Ausleerungen sogar für nothwendig, allein man muß nicht vergessen, daß sie weder zu regelmäßigen Zeiten, noch bei allen Männern erfolgen.

Krankhaft werden sie, wenn sie sehr häufig kommen, besonders aber, wenn sie bei halber Erektion und endlich selbst bei Tage abgehen. Die abnorme Ausleerung des Samens und des Safts der Prostata (denn in den am Tage abgehenden Pollutionen wird nur dieser entleert) führt zur unter dem Namen der Rückendarre bekannten trocknen Schwindsucht. Ihre Hauptsymptome sind außer diesen unwillkührlichen Ausleerungen der Zeugungsfeuchtigkeit und großer Erschlaffung der Geschlechtstheile, große Abmagerung, Gefühl von Ameisenlaufen im Rücken, und endlich hektisches Fieber, öfter ohne Husten und Auswurf, als mit demselben und endlich der Tod. (Vgl. Unmäßigkeit.)

Schminke.

So nennt man jede Substanz, die dazu bestimmt ist, den Teint zu verschönern, oder da, wo das Alter oder Ausschweifungen oder Leidenschaften ihre Rolle im Gesichte gespielt,

und dessen Teint ein wenig mitgenommen haben, diesen in der Frische der Jugend und in der Blüthe der Schönheit möglichst wieder herzustellen. Freilich:

Les fards ne peuvent faire
Que l'on échappe au temps, cet insigne larron
Les ruines d'une maison
Se peuvent réparer: que n'est cet avantage
Pour les ruines du visage!

Lafontaine.

Nicht bewirkt es Schminke,
Daß der zerstörenden Zeit man entwische.
Wohl stellt man eines Hauses Trümmer
Ganz wieder her: doch baut man nicht
Die Trümmer des Gesichtes wieder auf!

Ein sehr merkwürdiges Faktum in der Kulturgeschichte des Menschen ist es, daß trotz aller Verschiedenheiten der Moden und Sitten, der Gebrauch der Schminke bei den wilden, wie den civilisirten Völkern üblich ist, nur mit dem Unterschiede, daß bei uns nur die Weiber sich schminken, bei den Wilden aber auch die Männer ihr Gesicht bemalen, freilich weniger um zu gefallen, als um sich ein furchtbares Ansehen zu geben. Auch in der Wahl der Farben herrschen unter den verschiedenen Völkern sehr verschiedene Moden. Die ehe-

maligen Canarienser schminkten sich roth, grün und gelb, die alten Bewohner der Bretagne blau, die Neger im Königreich Juida roth, die Bewohner der Insel Sombrero malen ihr Gesicht gelb und grün, die Insulaner auf den Cycladen glänzend schwarz mit rothen und weißen Flecken auf Stirn und Nase, die Bewohner der Insel Sondregront bemalen sich den ganzen Körper mit Kröten und Schlangen, andre Völker malen Pflanzen, Vögel, Hieroglyphen u. s. w. darauf, die Weiber der alten Pikten malten sich Sonne, Mond und Stern auf ihre Busen, und die Wilden in Canada legen sich sogar Federn von verschiedenen Farben auf's Gesicht. Cook erzählt, daß Männer und Weiber bei den Neuseeländern Stirn und Wangen gelb schminken: andre — pfui! — schminken sich mit thierischen Exkrementen, wie die Neger in der Saldana-Bay, von denen Prevost erzählt, daß sie sich — chacun a son gout — vom Kopf zu Fuß mit Kuh — einreiben!

Vor Peter dem Großen schminkten sich alle russische Frauen, und rissen sich die Augenbraunen aus, um sich künstliche zu malen. Die Grönländerinnen beschminken sich das Gesicht mit Weiß und Gelb, und die Weiber

auf Sembla, um sich einen Anstrich von Grazie zu geben, streichen sich Stirn und Kinn blau an. Die Japanesinnen malen sich Lippen und Augenwimpern blau. Bei den Barbaresken spritzen sich die Weiber sogar ein metallisches Präparat in die Augen, um sie schwärzer zu färben, und färben sich Hände und Füße weiß und gelb. In Tunis kann ein Mädchen nur schön sein, wenn es Kinn und Lippen mit Indigo gefärbt hat. Das ganze System des Tatouirens, das bekanntlich darin besteht, daß die Haut mit spitzigen Instrumenten durchstochen wird, worauf in die Wunden färbende Stoffe eingerieben werden, die sich dann Zeitlebens in der Haut erhalten (— bei unserm gemeinen Volke den Matrosen, Soldaten ꝛc. herrscht eine ähnliche Mode —) das ganze Tatouiren ist eigentlich nur eine Art des Schminkens, und beruht auf denselben falschen Grundsätzen von der Verschönerung des Körpers. Denn es gilt überall, daß Alles, was sich von der Natur entfernt, eher häßlich als schön ist, und ein reiner, unverdorbener Geschmack wird es eben so gut, als ein ästhetischer Schönheitssinn, lächerlich, und nichts weniger als reizend finden, wenn der Mensch sich eine Decke von

farben auflegt, und den Reiz der natürlichen
farbe damit zerstört.

Die Künstelei wird stets das Ziel
Der reizenden Natur verrücken;
Das Roth, womit wir unsre Wangen schmücken,
Zerstört das holde Farbenspiel,
Durch welches wir zum erstenmal entzücken,
Und Lügen der Empfindsamkeit ersticken
Das herzliche Naturgefühl.

Bürger.

Es ist sehr schwer zu sagen, wenn die Wei-
ier angefangen haben sich zu schminken.
Nach dem Propheten Henoch lehrte es ihnen
ier Engel Azaliel noch vor der Sündfluth.
Gewiß ist, daß das alte Testament schon häu-
ig der Schminken erwähnt. Hiob nennt
ine seiner Töchter „Spießglanzbüchse," weil
ie eine Koquette war, und sich stark mit Spieß-
glanz (goldgelb) schminkte, was bei den He-
räern die beliebteste Farbe war. Jeremias
agt zu den Töchtern Zion's: „wenn Ihr
Euch auch mit Golde schmückt und das Gesicht
emalt mit Spießglanz, so werden doch die
Sieger Euren Tod suchen."

Die Weiber in Syrien, Babylon und Ara-
ien ahmten diese Sitte nach, und so kam sie

in unsre Kirche herüber, denn der heilige Cyprian ereifert sich an einer Stelle über die jungen Christinnen, und ruft aus: „Nicht mit dem Spießglanz des Teufels sollt Ihr Eure Augen schminken, sondern mit dem göttlichen Augenwasser Christi."

Die griechischen Damen erfanden die weiße und rothe Schminke, und ohne Zweifel nahmen sie die Römerinnen, wie allen Luxus, von den Griechen. Horaz, Plinius und Ovid reden häufig von diesen Schminken, Ovid gibt sogar ein Recept zu einer Schminke, das aber sehr zusammengesetzt ist.

Unsre Leser wissen, wie verbreitet noch heut zu Tage unter uns der Gebrauch der Schminke ist, besonders bei Weibern, denen es darum zu thun ist, ewig jung zu scheinen, bei alternden Damen der höhern Zirkel, die die Anbeter ihrer Jugend fliehen sehen, und gern noch Einen oder den Andern zurückhielten, und bei den Damen, von denen ein geistreicher französischer Schriftsteller sagt, daß es ihnen viel mehr um die Zuneigung, als um die Achtung des Publikums zu thun sei.

Von der Bereitung der Schminken zu erzählen und vor ihren höchst schädlichen Folgen zu warnen, die oft, wenn nämlich metallische

Schminken (Bleiweiß, Zinnober u. s. w.) ingewandt werden, lebensgefährlich sind, müssen wir cosmetischen Schriften überlassen. Dafür erlaube man uns eine getreue Uebersetzung einer höchst geistreichen Anekdote, die Mercier von einer Pariserin aus den Zeiten der Terreur erzählt, und die für den Werth eugt, den unsre moderne Koquetten auf die Schminke legen:

(Die Marquise klingelt.)

Marton.

Gnädige Frau —

Markise.

Marton, ich stehe auf —

Marton.

Hier bin ich, gnädige Frau —

Mark.

Mein Kind, was gibt's Neues?

Mart.

Gnädige Frau, man spricht von einem Aufstand, der diesen Morgen losbrechen soll —

Mark.

Warum nicht gar?

Mart.

Man spricht von Plünderung, von Zerstörung, von Weiberraub, ja sogar —

Mark.

Weiberraub ja sogar — ei, Kind, du scherzest — Himmel, wenn man —

Mart.

Ach! ich habe überall gehört, daß die Ungeheuer die Frauen tödten werden, und man sagt, daß diejenigen, die ihnen gefallen, als unglückliche Opfer ihrer Lüste.....

Mark. (sehr lebhaft).

Ich zittre — Marton — geschwind — Marton, kleide mich doch an — Marton — mein Roth! geschwind mein Roth! Himmel! wie ich aussehe — bleich — niedergeschlagen — ich sehe scheußlich aus — sie werden mich tödten!....

Schnupftuch.

Bei den Alten war der Gebrauch des Schnupftuchs nicht so üblich als in den neuern Zeiten; sie hatten Tücher, um sich vor der Sonne und vor der Kälte zu schützen, womit auch die römischen Damen schon allerhand Staat zu machen wußten, allein die eigentliche Bestimmung unserer Schnupftücher kannten sie fast nicht. Freilich hatte man auch damals die schmutzige Gewohnheit, sich beizendes Pul-

er in die Nase zu stecken, noch nicht, das
Bedürfniß des Schnaubens kann also auch
dadurch wohl vermindert worden sein. Denn
der Taback vorzüglich ist es, der bei unseren
modernen Nationen das Schnupftuch zu einem
der wichtigsten und unentbehrlichsten Artikel
unserer Garderobe gemacht hat; ihm verdanken
wir auch die Einführung der farbigen Tücher.
Ja sogar noch jetzt sehen wir in Dörfern, und
nicht selten auch in Städten, Spuren jener
barbarischen Sitte, sich ohne Schnupftuch zu
schnauben, reiche Landleute, die sich zu diesem
Behuf eines ihrer Rockzipfel, und Kinder und
Bettler, die sich eines noch weit weniger um-
ständlichen Hülfsmittels bedienen, sind gar kein
seltener Anblick. —

Wie fein und ausgesucht die Tücher der
Griechen und Römer, die man sehr uneigent-
lich Schnupftücher hieß, auch gewesen sein
mochten, so scheint die neuere Sitte jenen alten
Luxus bei uns noch überbieten zu wollen,
denn welch ein kostbarer und unnützer Artikel
sind nicht die Schnupftücher unserer eleganten
Damen!? eben so wie die der Schweiß- und
Regentücher vornehmer Römerinnen, dienen
sie nur dazu, in den Händen der Schönen zu
paradiren, und in den Strickbeuteln den Platz

anzudeuten, wo ein eigentliches Schnupftuch hingehörte. Geziert mit der feinsten Stickerei, mit kostbaren Kanten garnirt, steigen diese Schautücher bei Prinzessinnen und vornehmen Damen bis zu dem Preise von zwanzig, ja dreißig Thalern, und — für den eigentlichen Gebrauch sind die Besitzerinnen dann wirklich wieder nicht viel besser daran, als jene Bauernkinder, von denen wir oben sprachen. — — Dieselbe Mode herrscht bei den afrikanischen Despoten, sie haben, obgleich sie sich nicht zu schnauben pflegen, die kostbarsten Schnupftücher in den Händen. — Soll man die Schnupftücher mit wohlriechenden Wassern und Essenzen besprengen oder nicht? es kann diese Gewohnheit allerdings schädlich auf unsere und unserer Umgebungen Gesundheit wirken. Benetzt man die Tücher mit starken, ambrirten, nach Moschus riechenden Wassern, so läuft man Gefahr, nicht allein den Geruch abzustumpfen, sondern auch seinen Nerven, so wie denen der Nachbarn zu schaden: denn wer zu gut riecht, riecht schlecht: qui bene olent, male olent. Hingegen werden einige Tropfen Eau de Cologne oder dergleichen reine Wohlgerüche, die bald

ieder verfliegen, durchaus nicht unwillkom=
en sein. (Vgl. Wohlgerüche.)

Juvenal und Martial geben über
iese Materie einige sehr piquante Epigramme
egen die Römerinnen, deren sogenannte
Schnupftücher immer nach allen Wohlgerüchen
ndiens und Arabiens dufteten, und die zu=
olge jener Satyriker, „übler rochen, als der
lthem der wilden Thiere bei den Stierge=
echten.“

Heinrich der Dritte, der so eitel auf seinen
Teint und auf die Weiße seiner Hände war,
aß er mit einer eigends präparirten Maske,
nd eben solchen Handschuhen schlief, führte,
vie man sagt, Schnupftücher, die seine Ge=
enwart schon eine Viertelstunde voraus ver=
ündeten. Unter seiner und seines Nachfol=
ers Regierung war die scheußliche Kunst der
Vergiftungen so gangbar, daß man ihre Wir=
ungen selbst in den Schnupftüchern fürchtete;
ian erinnere sich des tragischen Endes der
chönen Gabriele, deren Tod man angeb=
ich vergifteten Handschuhen zuschrieb.

Das Schnupftuch hat in dem Lustspiel der
iebe eine nicht unwichtige Rolle bekommen,
eitdem es unter den morgenländischen Des=
oten Sitte geworden war, derjenigen unter

den Favoritinnen, der bei der jedesmaligen Revüe für die folgende Nacht die Krone zugetheilt werden sollte, das Schnupftuch zuzuwerfen. Wie glücklich die Auserwählte, der das weiße Tuch zufliegt!

Bekanntlich haben die westlichen, abendländischen Sprachen jene Redensart — wenn auch ohne die Sitte — aufgenommen, und man sagt wie bekannt: er hat ihr das Schnupftuch zugeworfen! um auszudrücken, daß Jemand eine Neigung für irgend ein weibliches Individuum gefaßt habe. — —

Schnurrbart.

Ein corpus pilosum, ein „behaarter Körper" galt schon bei den Alten für ein Zeichen einer kräftigen Männlichkeit, und in der That ist ein reicher Haarwuchs gewöhnlich ein Symptom einer gut entwickelten männlichen Kraft. Südliche Männer, wie Spanier, Italiener, auch Juden rc., haben gewöhnlich mit einem dunkelgefärbten Haar auch einen sehr reichlichen Haar- und Bartwuchs, und grade die Männer solcher Nationen sind auch wegen ihrer Lubricität berühmt. — Der eigentliche Schnurrbart ist Tracht der neuern Zeiten,

und ist in dem letztern Jahrhundert fast ausschliesslich Eigenthum der Söhne des Mars geworden, die ihn mit Salben und Wichsen und Pomaden hegen und pflegen, weil sie glauben, daß ihnen ein dergleichen Schnurrbart zu ganz besonderer Zierde beim schönen Geschlechte gereiche. So ist denn die Kunst des Schnurrbartes bei einem recht fashionablen jungen Kriegsmann ein Haupttoiletten-Studium geworden, und es bedarf gar vieler Kapitel, um alle die unzähligen Variationen kennen zu lernen, vom kleinen, scharf beschornen Schnurrbart-Rudimentchen an, das, wie zwei Schönpflästerchen, ein Milchgesichtchen heben soll, bis zum mächtig-furchtbaren Schnurrbart-Coloß, der sich, beide Backen beschützend, über das Gesicht hinzieht, und — zum Zeichen, daß er's so böse gar nicht meint — in ein fein gewichstes Löckchen endet! Was könnte ein zweiter Lavater nicht aus dreißig solcher Abstufungen herausstudiren! Von jenem Rudimentchen würde er vielleicht sagen: „Erste Ausflucht in die kultivirte Welt — Furcht und jugendliche Schaam, nicht ohne Beimischung von lüsterner Dummdreistigkeit — Variation auf das Thema: ein Mädchen oder Weibchen wünscht Papageno

sich — im Stutz deutlich der Ausdruck: wie findet mich wohl die Welt und die Wachtparade?" — Vom Schnurrbarts-Coloß hätte vielleicht Lavater sagen können: „Trotziges Selbstgefühl im Bewußtsein errungener Siege — Schlacht- und Thatendrang — Gleichgültigkeit gestützt auf Bewußtsein der Unwiderstehlichkeit — im Löckchen, deutlich des Mephistopheles: Kultur, die alle Welt beleckt — u. s. w." (vgl. Bart. Haar. Physiognomie.)

Schnürleib.

So heißt jenes Stück der weiblichen Bekleidung, welches einen Theil der Brust und des Unterleibs umfaßt und bestimmt ist, den Körper aufrecht zu erhalten, die Brust zu heben, und den zu großen Umfang des Unterleibes zu verstecken. Es darf auf den Körper weder einen unbequemen Druck ausüben, noch die freie Bewegung im geringsten hindern, wenn es nicht fehlerhaft und sogar schädlich sein soll.

Die Zeit ist noch nicht so lange verflossen, da unsre Damen die unter dem Namen der Schnürbrüste bekannten Panzer trugen,

e, mit Fischbein und selbst mit Eisenstangen
rsehen, eher geeignet waren, den Körper zu
runstalten, als zu einer gefälligen Haltung
nd Gestalt derselben beizutragen. Diese
ischbeinmaschinen sieht man heute nur noch
uf Gemälden und Kupferstichen; sie sind lä-
erlich geworden, seitdem die Frauen den
eifen altfränkischen Anzug mit dem schöneren
ostum der Griechinnen vertauschten. Und
it Recht verdienen die Schnürleiber auf ewig
rbannt zu sein, da die Wirkungen, welche
an dem Körper hervorbrachten, sowohl der
esundheit als auch der Schönheit zum höch-
en Nachtheil gereichten. Denn der Rumpf
s menschlichen Körpers bildet einen Kegel,
ssen Basis nach unten sich befindet, während
e Schnürbrust einen Kegel vorstellte, dessen
asis sich oben befand. Dadurch mußte
othwendig ein beständiger Druck erzeugt wer-
en, welcher die Brüste und alle Muskeln des
umpfes zusammenpreßte, ihren Umfang
lmälig verkleinerte, die Schultern verschob
nd selbst in den Knochen unförmliche Krüm-
ungen verursachte. Bei jungen Mädchen
urde deshalb die Entwicklung der Brust ge-
ndert, und diese reizenden Theile gelangten
ie zu jener schönen Rundung und Fülle,

welche die Natur in ihnen zu erzielen strebt. Ja, man hat bei Frauen, die in diese Maschinen eingeklemmt waren, sehr häufig Ohnmachten, Zuckungen, Krämpfe, Schlagflüsse und die gefahrvollsten Krankheiten entstehen sehen. Eine der gewöhnlichsten Folgen der Schnürbrüste war das Schiefwerden des Körpers, wobei in der Regel die rechte Schulter größer als die linke wurde, weil der rechte Arm durch seine stärkeren Bewegungen sich unwillkührlich der angelegten Fessel zu entledigen suchte, während der linke, weniger an Bewegung gewohnt, sich mehr auf leidende Weise dem zusammenschnürenden Drucke hingab. Winslow, welcher zur Zeit der Schnürbrüste in Paris lebte, machte damals die Bemerkung, daß bei allen mit diesen Maschinen gepanzerten Damen — und zu diesen gehörten bekanntlich alle Gebildeten — die unteren Rippen beträchtlich herabgedrückt waren, während sie bei Frauen aus dem niederen Stande sich regelmäßig und natürlich verhielten. Bei uns hat vorzüglich Sömmering sich gegen den Gebrauch dieser Kürasse erhoben, und die mannigfaltigen Verdrehungen und Krümmungen des Rückgrats, der Rippen u. s. w., welche durch sie hervorgebracht wer-

en, in Abbildungen dargestellt. Kaiser Joeph der Zweite suchte den Gebrauch der Schnürbrüste in seinen Staaten dadurch abuschaffen, daß er sie in den Waisenhäusern, Conventen und weiblichen Erziehungsanstalten ı tragen verbot, die Weiber des Zuchthauses ber, welche zu öffentlichen Arbeiten verdammt aren, aus Strafe sowohl mit Schnürbrüsten ls auch mit Reifröcken bekleiden ließ. Allein ie Mode kehrte sich weder an das Verbot des Kaisers, noch an die Beschimpfung, welche en Schnürbrüsten im Zuchthause widerfuhr, nd nicht eher waren diese Zwangwesten abeschafft, als bis die Mode durch einen länzeren Gebrauch ihrer überdrüssig wurde. Heut ı Tage sieht man die Fischbeinmieder nur och an Gallatagen gewisser Höfe, und bei en Weibern der niedern Stände in einigen iegenden von Deutschland und der Schweiz.

Die Römerinnen trugen vormals ein Lieder, welches sehr kostbar und geschmackvoll n glänzendsten Theil ihrer Kleidung ausachte. Anfangs schien dasselbe bestimmt sein, den Busen zu heben; späterhin suchte an dadurch noch nebenher die Ausdehnung s Unterleibes zu beschränken, und auch überupt die Taille schlanker zu machen.

Der Phädra in dem Eunuchen von Terenz fällt die Kleidung eines fremden Mädchens auf, dessen Busen nicht mit Bändern zusammengezogen war, um dadurch schlanker zu erscheinen. Diese Bänder gaben höchst wahrscheinlich die erste Veranlassung zu den Miedern, deren sich späterhin die römischen Frauen allgemein bedienten, und welche die Gefallsucht mit den größten Kostbarkeiten, Gold, Edelsteinen u. s. w. ausschmückte. Gewiß ist, daß diese Mieder kein Fischbein enthielten, und deshalb elastischer und beweglicher sein mußten, als die der spätern Jahrhunderte.

In Indien bedienen sich viele Frauen, besonders die Bajaderen, eines sehr geschmackvollen und bequemen Mieders, wodurch hauptsächlich die Kugelform der Brüste und ihrer Elastizität erhalten werden soll. Jede Halbkugel ist mit einem Futteral versehen, welches aus der feinen Rinde eines Baumes verfertigt wird, der auf der Insel Madagaskar wächst. Diese Futterale haben nicht nur vollkommen die Gestalt der Theile, welche sie bedecken, sondern auch die Farbe der Haut; und der Stoff, aus welchem sie bestehen, ist so nachgiebig und fein, daß das Auge leicht getäuscht wird und eine nackte Brust zu sehen glaubt,

umal, da selbst das Auf- und Niederwogen derselben bei den Bewegungen des Athems wahrgenommen wird. Auch das feinste Gefühl ist nicht im Stande, diese Hülle von dem darunter liegenden Theil zu unterscheiden. Durch eine solche Bedeckung verhindern die Bajaderen das frühzeitige Welken des Busens, und erhalten denselben in frischer Schönheit bis zu einem sehr hohen Alter, d. h. bis zum dreißigsten Jahre, denn in jenen Klimaten kann man allerdings mit Recht behaupten, daß die Frauen im dreißigsten Jahre nicht mehr jung sind. Sogar im Bette legen jene verführerischen Priesterinnen der Wollust ihr Mieder nicht ab, nur in den Augenblicken, wo das Weib ihrem Geliebten nichts versagt, entblößen sie sich bisweilen, jedoch mit dem größten Widerstreben, von dieser zarten Bedeckung.

Das indische Mieder paßt aber weder zu dem Anzuge noch zu den Sitten der Europäer. Desto größeres Verdienst erwarb sich um diesen Theil der weiblichen Bekleidung der Mechanikus Delacroix in Paris. Er erfand ein leichtes, festes und elastisches Corset, welches aus zubereiteter Leinwand verfertigt wird, und den Formen der Brust und des Unter-

leibes vollkommen angemessen ist. Es unterstützt diese Theile, ohne ihnen nachtheilig zu sein, die Schultern werden gehörig von einander entfernt, die Brust wird emporgehoben, ohne gedrückt zu sein, die beiden Halbkugeln werden von einander getrennt, und alle schönen Formen erscheinen sichtbarer und glänzender durch diese Bedeckung. Im Fall der Busen von besonderer Kleinheit wäre, so hat der geschickte Künstler dafür gesorgt, daß durch einen besondern am Corset angebrachten Mechanismus das Mangelhafte ersetzt, und Auge und Gefühl dadurch getäuscht werde. Es ist nur zu bedauern, daß dieses bequeme und gefällige Mieder nicht auch für jene Frauen brauchbar ist, die gewohnt sind, den allzugroßen Umfang ihres Körpers gewaltsam zusammenzupressen, und eine beständige Tortur ausstehen müssen, um schlanker oder vielmehr minder dick zu scheinen.

Gewöhnlich tragen die heutigen Frauen einen flachen Stab von Fischbein oder Stahl (busc, planchette), wodurch das Mieder gewissermaßen in zwei Theile getheilt, und die beiden Halbkugeln der Brust von einander geschieden werden. Dieses Werkzeug entspricht weder den Forderungen der Schönheit,

noch der Bequemlichkeit, und es wäre zu wünschen, daß die Mieder von Delacroix bald allgemein verbreitet würden.

Schönheit.

Wahre Königin ist des Weibes weibliche
Schönheit,
Wo sie sich zeige, sie herrscht, herrschet blos,
weil sie sich zeigt.
Schiller.

Eben weil der Begriff schön sich nicht definiren läßt, haben die Philosophen seit Plato darüber

Definitionen mit großer Kraft gegeben.
Göthe.

Plato faßte das Schöne nach metaphysischen und religiösen Ansichten auf, und definirte Schönheit als besondere Erscheinung der Vollkommenheit. Er suchte besonders die Begriffe von Gut und Schön zu vereinigen, und nahm deshalb auch die Begriffe: Liebe und Schönheit für verwandt. Wir haben bereits im Artikel: Platonische Liebe darüber ausführlicher gesprochen. Auch Plutinus, ein neuplatonischer Philosoph, hielt die Schön-

heit für überirdische Vollkommenheit, die sich doch aber auch zuweilen im Irdischen zeige. Baumgarten gab eine menschlichere, und dem Sprachgebrauch mehr zusagende Definition, indem er die Schönheit sinnliche Vollkommenheit nannte. Kant stellte die merkwürdige Definition auf: Schönheit sei Zweckmäßigkeit ohne Zweck, d. h., sagt er, wenn wir irgend etwas schön finden, so haben wir Ahnung einer gewissen Zweckmäßigkeit, die wir indeß nicht klar erkennen: es kommt uns vor, als hätte sie ein bildender Geist zu einem ganz bestimmten Zweck geschaffen. Die neuern deutschen Naturphilosophen schließen sich wieder mehr an Plato an, wenn sie die Schönheit als Erscheinung des Unendlichen im Endlichen definiren. Alle diese Definitionen führen nicht eben zur Klarheit, die man nur erhält, wenn man das Schöne in seine Elemente zerlegt. Bouterweck nimmt als solche die Harmonie, die Grazie, den Ausdruck und das Erhabene an. Wir müssen auf dieses Schriftstellers vortreffliches Werk: Aesthetik verweisen, wenn unsre Leser sich eine gründliche, klare Idee über das Schöne und die Schönheit verschaffen wollen.

Man hat oft bemerkt, daß wirkliche Schön-

heit oder idealische Harmonie in Form und Ausdruck bei Frauen gern mit einer gewissen Kälte, mit einem Gleichmuth des Geistes vergesellschaftet ist, den man auch kurzweg dumm genannt hat, daher ein Cotterie=Wort: „schön aber dumm.“ Jean Paul sagt einmal in dieser Beziehung:

> Sie hatte jenes regelmäßige Statuen- und Madonnen-Gesicht, das nicht selten hohle Weiberköpfe zudeckt.

Es ist bei solchen Frauen fast, als habe die Natur nicht allzuverschwenderisch sein wollen, und drum dem Geist entzogen, was sie überschwenglich dem Körper gab. Wir für unsern Theil gestehen gern, daß, wenn nicht eine geistig wie körperlich schöne Frau — wie Ninon famösen Andenkens — alle Wahl aufhebt, wir bei einer etwanigen Wahl einer geistig=angenehmen, reizenden Brünette mit treffendem Blick und pikantem Ausdruck ohne Bedenken den Vorzug einräumen würden vor jenen Schönheiten mit Madonnengesichtern und hohlen Schädeln. Aber — de gustibus non est disputandum!

Schönpflästerchen.

Die Zeit ist vorrüber, wo dieser Ungeschmack galt, und die Clarissen und Pamelen locken nicht mehr durch meilenbreite Reifröcke, thurmhohe Coeffüren und Schönpflästerchen ihre Seladons zu süßen Tändeleien schwärmerischer Empfindsamkeit. Aber die Mode der Schönpflästerchen hatte so etwas ganz Absurdes, daß wir glauben, es werde besonders den Leserinnen interessant sein, zu hören, wie ein geistreicher Franzose sich ihren Ursprung zusammenreimt. Die Erzählung findet sich in einem alt-französischen, cosmetischen Werkchen. Die Scene bildet der Leibarzt Abdecker, der sich bei der Toilette der Favorit-Sultanin Fatme befindet.

„Kaum hatte er ausgeredet, als sich eine Fliege am äußern Winkel des Auges von Fatme niederließ. Die Sultanin bemerkt sie im Spiegel: sieh, rief sie aus, das vorwitzige Thier — aber — ich will sie nicht bestrafen — mich dünkt sogar, ihre Schwärze hebt das Roth, das du auf meine Wangen getragen hast. — Ich finde noch mehr, sagte der Arzt, diese Fliege gibt deinem Auge ein mehr leidenschaftliches Ansehn. Fatme,

neugierig, auch diese Wirkung zu sehen, wendet sich, aber in demselben Augenblick entflieht das furchtsame Thierchen. — Das schadet nichts, rief der Arzt, ich habe ein Mittel, den Verlust zu ersetzen. Und er nimmt ein Stückchen mit Gummi überzogenen Tafft, und schneidet ein kleines Stück in Gestalt einer Fliege heraus, und bringt es da an, wo das Thierchen saß. Fatme bemerkte die von Abdeker entdeckte Wirkung. Ich werde, sprach sie, dies Pflästerchen dort sitzen lassen, weil deine geliebte Hand, Theurer, es gemacht hat. Gieb mir deine Scheere, daß auch ich dir meine Geschicklichkeit beweise. Und sie schnitt ein halbmondförmiges Stück aus dem Tafft, und brachte es an ihre Schläfe. Dies, sagte sie, zum Zeichen, daß meine Liebe immer noch zunehmen wird, wie der Halbmond, wenn irgend sie noch einer Zunahme fähig ist. Und sie schnitt einen ganzen Mond aus, und setzte ihn auf die Stirn, und sagte: so wie dies Gestirn in der Nacht, so herrschest du in meinem Herzen."

„Abdeker war entzückt über diese Reden, und suchte seinerseits seine Empfindungen allegorisch wiederzugeben; er schnitt einen Stern aus dem Tafft aus. Erlaube, schöne

Fatme, sagte er, daß ich dies Gestirn auf deine Wange bringe, denn du bist ein solcher Polarstern, der alle meine Gefühle beherrscht. Bald aber sah Fatme, daß man nicht zu viele solcher Pflästerchen aufbringen müsse, und sie gab ihnen nun Benennungen je nach der verschiedenen Wirkung, die sie in ihrem Gesichte hervorbrachten. Sie nannte Assassine das Pflästerchen im Augenwinkel, Magestueuse jenes auf der Stirn, Enjouée das in den Fältchen der Wange, Galante das Pflästerchen in der Mitte der Backe, Coquette jenes an den Lippen, und dann taufte sie noch einige Andre mit den Namen Gracieuse und Friponne.“ —

Die Künstelei wird stets das Ziel
Der reizenden Natur verrücken.

Bürger.

Schürze.

Jenes bekannte Kleidungsstück des weiblichen Geschlechtes, besonders der untern Klassen, das Anlaß zu einem eben so bekannten Sprichwort gegeben hat, indem man von einem Manne, der eine etwas rege Sinnlichkeit äu-

ßert, die überall in ihrer Auswahl nicht sehr delikat ist, sagt: er läuft jeder Schürze nach. So sehr ist dies Kleidungsstück zu Ehren gekommen, daß es als pars pro toto, als Theil fürs Ganze gebraucht wird. Bemerkenswerth ist noch, daß das erste Bekleidungsstück des Menschen — eine Schürze war. Auch am weitesten über die Erde verbreitet ist dies uralte Kleidungsstück, denn Neger und andre nackt einhergehende Völker, die also gar keine Trachten, keine Schneider und keine Mode kennen, tragen doch wenigstens ein — Schürzchen um den Leib.

Selbstbefleckung.

Wir haben leider schon oft in diesem Werke den Menschen mit den Thieren um den elenden Preis wetteifern sehen, wer wohl am tiefsten in der Wesenreihe stände, und wir kommen hier auf ein Laster, welches in dieser Hinsicht schwer in die Wage fällt, welches die Natur betrügt, empört, die Menschheit schändet und sich sicherer, wie wenig Andre, an ihr rächt.

Es kann nicht unsre Absicht sein, zu erklären, was Selbstbefleckung sei, und worin dies Laster bestehe: ach! es ist nur zu allgemein unter

Jünglingen und — Mädchen bekannt, und die es nicht kennen, mögen diesem verführerischen Feinde ewig fern bleiben! Wenigstens wollen wir nicht die Schmach auf unser Gewissen laden, sie darüber belehrt zu haben. Alt ist das Laster, wohl so alt als die Welt. In den ältesten heiligen Büchern wird seine Erfindung dem Onan zugeschrieben, der die nichtswürdige Ehre hat, seinen Namen bis heute daran geknüpft zu sehn. Griechen und Römer schreiben es dagegen dem listigen Merkur zu, der es zur Entschädigung des Pan, der seine Geliebte, die schöne Echo, verlor, erfunden haben soll.

Schauderhaft ist es, aber wahr, daß dieß gefährliche Laster meist noch eher geübt wird, als sogar die Natur den Menschen auf Geschlechtsgenüsse hinweist, daß also dem Körper wie dem Geist dadurch vorgegriffen wird. Der Grund zur Verderbtheit liegt oft sehr weit weiter und an andern Orten, als es die Eltern wohl ahnen mögen. Wer weiß nicht, wie die sogenannte Kinderfrau, ja selbst oft schon die Amme beim Knaben die ersten Funken einer Leidenschaft entzündet, die ihn später verzehrt? Die Eltern sind leider hier nicht vorsichtig genug, und besonders die Mütter,

he kaum dem Wochenbette entstanden,
ıer ihrem Geschäfte oder schlimmer noch,
ın Vergnügen, ihrer Lust nachgehen, und
unschuldigen Kleinen oft ganz allein
ıden Händen anvertrauen, und so den
ınd zu ihren Lastern und ihrem Untergange
n. Die Alten waren in mancher Hinsicht
auf aufmerksamer, und Juvenal sagt:

[axima debetur puero reverentia, siquid
'urpe paras; nec tu pueri contompseris annos.

Große Achtung gebühret dem Kind, so du
Böses gewahrest:
Blick leichtsinnig nur nie herab auf die Jahre
des Kindes.

Unser sociales und gesittetes Leben gibt
terhin noch häufiger Gelegenheit, das Laster
zubilden. Das Kind wird bei weitem
jener Schonung nicht behandelt, die Ju-
al so naturgemäß und moralisch verlangt,
es sieht und hört Dinge, die seine leben-
e Phantasie um so tiefer treffen, da sein
rstand, seine Erfahrung sie noch nicht zu
ificiren vermögen. Wie nun vollends erst
ter, wenn neue Gefühle in der Brust des
gen Menschen, und mit ihm die Ahnung
es andern Geschlechtes außer dem seinigen

erwachen? Der Jüngling fühlt seine Brust voll Sehnsucht, ohne Gegenstand — es überströmen ihn Gefühle, für die er keinen Namen hat. Alles erscheint ihm anders; die ganze Natur redet für ihn eine Sprache, die sein Herz erhebt und heiligt, und die er vorher nicht verstand. Alles hat für ihn eine höhere Bedeutung, als früher; die Lehren und Beispiele der Geschichte sprechen ihn an; was vorher sein Gedächtniß aufbewahrte, rührt nun sein Herz. Seine Phantasie zeigt ihm das Ideal, nach dem er zu ringen hat, und er sehnt sich danach, ein Mann zu sein. Aber ähnliche Gefühle erwachen in dem früher selbst noch schlummernden Busen des Mädchens. Was nun zu thun? Bald vertraut man sich einem Freunde, einer Freundin — unsere Schulen geben Gelegenheit genug — Gefühle gegen Gefühle bei Gleichgesinnten auszutauschen: hier finden sich die Kinder Gebildeter mit Kindern weniger Gebildeter und mit aller Erziehung entbehrenden, Kindern zusammen, und bald — lernt der junge Mensch den noch nicht klar erkannten, aber schon deutlich gefühlten Drang stillen — er fühlt sich nicht unangenehm davon ergriffen — die Leichtigkeit der Befriedigung übertrifft alle seine Er-

:ungen — Furcht, entdeckt zu werden,
leicht beseitigt — die Schaam ist einmal
gt — die Bahn gebrochen — und das
:r ist in vollem Schwunge und wirkt, wie
: böse Dämon, langsam aber sicher zu der
törung desjenigen, der sich ihm einmal
b!

:s ist hier das Einzigemal in unserm gan-
Werke, wo der pathologische (krankhafte)
and so innig verwebt ist mit einem The-
das durchaus zum Bereich unsrer Betrach-
, gehört, daß wir jenen pathologischen
:and hier nicht ganz ausschließen können,
wie könnten wir warnend von dem La-
der Selbstbefleckung reden, ohne der Fol-
dieses scheußlichen Vergehens zu erwähnen.
wollen daher diese in großen Zügen, und
: zu sehr in's Einzelne zu gehen, hier er-
:n, unsre Leser auf die Schriften von Tis-
Salzmann, Faust, Meißner, ver-
:nd, welcher letztere der neueste Autor ist
sehr klar und einfach spricht.

ɪanz verschieden müssen nothwendig die
:en dieser unnatürlichen Geschlechtsanrei-
en nach dem Lebensalter sein, und ganz
hieden sich in späterer Zeit nach dem Ge-
:hte selbst gestalten. In der ganz früheren

Zeit, bis zu den Jahren, welche der Pubertät näher kommen, sind die Einflüsse und Nachtheile der Onanie sich gleich, mag sie von einem Knaben oder Mädchen geübt werden; die Folgen davon sind nämlich augenblickliche Exaltation, folgende Depression und endlich gänzliche Verstimmung des Nervensystems, daher alle Funktionen gestört, vorzüglich aber Heere verwüstender Nervenkrankheiten hervorgerufen werden.

Hat das Kind einige Zeit hindurch dem erwähnten Laster angehangen, wobei es anfangs selten, nach und nach immer öfterer, endlich täglich, ja sogar mehrere Mal täglich diese Manipulationen vornimmt, so fängt sich ohne sonstige Krankheit auffallend das sonst gesunde und muntere Aeußere des Kranken nachtheilig zu verändern an. Die Gesichtsfarbe wird blaß und ins Grünliche fallend, vorzüglich um die Augen herum, die Augen selbst liegen tief und die Lippen verlieren ihre lebhafte Röthe. Wie auffallend die Gesundheit leidet, erkennt man also an der äußerlichen Veränderung, noch mehr aber, wenn man das Kind genauer betrachtet; es bemeistert sich nämlich desselben eine auffallende Trägheit und Stumpfheit des Geistes, welche für die

unft die schrecklichsten Aussichten gibt.
ı Kopf läßt es oft niedergeschlagen herab=
gen, sitzt wie im tiefen Nachdenken da,
r vor sich hin auf einen Punkt sehend,
e ihn zu betrachten und ohne, wenn man
chnell und unverhofft fragt, über etwas
gedacht zu haben: nachlässig und faul er=
: es sich bei gegebenen Aufträgen von seinem
eplatze und geht langsam und schleppend
er. An den Spielen seiner Jugendge=
en, an denen es sonst in ausgelassener
ude willig Theil nahm, findet es jetzt Wi=
villen und zieht das Stillsitzen ohne alle
chäftigung unschuldigen Jugendfreuden
: ja es äußert sich überhaupt in dem Cha=
er des Kindes auffallend die von dem ört=
n Reize weiter verbreitete Affektion des
vensystems. Das sonst frohe und gute
d wird eigensinnig und ärgerlich, so daß
eicht durch den unschuldigen Scherz eines
ern boshaft gemacht, zum Weinen gereizt
überhaupt höchst unverträglich wird.
r gern schleichen solche Kinder an einsame
e, und überlassen sich dort ihrer sündigen
häftigung; sie schlafen gern lange und
en dennoch eine unübersteigliche körperliche
nattung, welche durch den langen Schlaf

nur noch vermehrt zu werden scheint, und daher stehen sie gewöhnlich, ohne erquickt oder gestärkt zu sein, eben so ermattet wieder auf, als sie sich niederlegten. — Nach und nach leiden alle übrigen Funktionen des noch zarten Körpers, ganz vorzüglich aber die Verdauung: es zeigt sich nämlich Verschleimung, vorzüglich auch im Munde und auf den Zähnen sichtbar, Unverdaulichkeit jeglicher, auch der leichtesten Speisen, Blähungsbeschwerden, Leib- und Magendrücken, Kolik und dgl. m., das Kind zehrt ab, und mit dieser körperlichen Abzehrung verbindet sich noch ein immer bedeutender werdendes Rückschreiten der Geisteskräfte und Fähigkeiten. — Was dem Kinde früher leicht wurde, aufzufassen und zu begreifen, wird ihm jetzt schwer und kurz, es bildet sich jetzt völlige Stumpfheit des Geistes, es bemeistert sich seiner sichtbare Dummheit und Verschlossenheit, ohne daß es diese Veränderung an sich selbst bemerkt, oder sich außerdem nur im geringsten Grade unwohl fühlen sollte. Das Uebelste ist dabei, daß sich diese psychischen Einwirkungen Jahre lang, ja sogar während der ganzen Lebenszeit wirksam erhalten, wenn schon das Laster selbst unterlassen und alles Mögliche zur Wiederherstellung des Patienten

gewendet wurde. — Trifft zufällig eine
:ankheit in diese Periode seines Lebens, so
gt ein solcher Patient oft sogleich schwer
rnieder, das geringste Katarrhalfieber nimmt
cht einen nervösen Charakter an, und der
ion in einem hohen Grade geschwächte Kör-
r kann gewöhnlich nicht lange das Wüthen
ies solchen Uebels ertragen.

Auf eine so traurige Weise endet gewöhn-
h solches Leben, noch ehe es aufzublühen
gann, wie die junge Pflanze verwelkt, wenn
ı feindlicher Wurm an ihrer Wurzel nagt
d so ihre Gesundheit stört. — Auf eine
che Weise werden alle Bemühungen und
orgen, alle Aussichten der beklagenswerthen
tern in die Zukunft für ihr Kind zerstört,
f diese Weise Alles vernichtet, wovon sie
) das höchste Erdenglück und die sicherste
tütze im Alter versprachen. — Auf eine solche
:t werden endlich dem Staate die gesündesten
d kraftvollsten Unterthanen geraubt, die
r seine Erhaltung die stärkste Schutzmauer
tten bilden können.

In der zarten Jugend ergeben sich mehr
ıaben als Mädchen dem Laster der Selbst-
lleckung, wahrscheinlich weil der Knabe mehr
vas Selbstständiges hat, seinen Weg gern

ohne Aufsicht geht, gern eigenmächtig handelt, deshalb aber auch mehr der Verführung ausgesetzt ist. Bei Mädchen kommt dieß ungleich weniger oft vor, indem sie in diesem Alter mehr an der Mutter hängen, ihr alles mittheilen, sie fragen, was sie thun und lassen sollen, überhaupt im Gegensatze von dem Knaben ungleich mehr abhängig gewöhnt sind.

Wir haben in frühern Artikeln dieses Werkes gesehn, wie in der Zeit der eigentlichen Jugend im männlichen Geschlecht die befruchtende Flüssigkeit abgesondert wird, die dem Körper Kraft und Muth und Fülle gibt. Aus diesem Gesichtspunkt müssen die Folgen der Onanie bei dem reifenden Jünglinge betrachtet werden, wenn man einsehen will, wie sie oft zerstörend auf denselben einwirken können. Nothwendig muß die durch Wollust veranlaßte Verschwendung der besten und nöthigsten Säfte des Körpers ihren nachtheiligen Einfluß zuerst auf den Körper selbst äußern, die männliche Gestalt bildet sich nicht aus, der Körper schrumpft zusammen, und wirklich sehen wir in kurzer Zeit ihn so zu Grunde richten, daß man darin die verkümmerte Bildung der Natur nicht leicht verkennen kann. Der Körper wird abgezehrt, je mehr die noch unreife Saa=

nflüssigkeit verschwendet wird, das Gesicht
lt ein, es bilden sich Ringe um die Augen,
Kräfte schwinden, es fließt endlich ohne
end einen Reiz nach übertriebener Manu-
pration diese Flüssigkeit von selbst aus,
s in häufigen Fällen gar nicht verhindert
rden kann, und in Folge dieses unwillkühr-
hen und steten Saamenflusses entsteht eine
dre fürchterliche, immer tödtlich endende
ankheit, die Rückendarre. — Die Geschlechts-
ile werden schlaff, hängen herab, zeigen
ısschläge, Jucken u. s. w. Die Bewegun-
ı des Kranken werden unsicher und schwan-
ıd, die Körperhaltung gebückt, die Arme
tern und alles Arbeiten wird, der immer
ıehmenden Abmattung und Abmagerung
gen, unmöglich. Auch die Werkzeuge des
hemholens werden heftig ergriffen, es folgt
ckner Husten, kurzer Athem, eine heisere
d schwache Stimme, und bei jeder nur mä-
ıen körperlichen Bewegung ein beängstigen-
s Keichen. Mit diesen körperlichen verbin-
ı sich gar bald mannigfaltige Nervenleiden,
onders anfänglich heftige periodische Kopf-
ımerzen, am meisten des Morgens: später
tt Stumpfheit des Geistes, Unfähigkeit zum
nken und zu Kopfarbeiten überhaupt hinzu,

die Sinne werden schwach, besonders die Augen, ja in seltenen Fällen folgt sogar Blindheit.

Ausgezeichnet ist noch die bei eingefleischten Onanisten obwaltende Scheu, mit Frauenzimmern umzugehen oder zu sprechen,

> Und fliehen jedes Weibsgesicht
> Und zittern, es zu sehn.
>
> Schiller.

gleichsam als befürchteten sie, mit ihrem Laster hier entlarvt zu werden, oder als hätten sie sich am ganzen Geschlecht versündiget. Einsamkeit ist dem Kranken am liebsten, er läßt den Kopf träge herabhängen, ist niedergeschlagen, wird durch Nichts aufgeheitert, verfällt in Geisteskrankheiten, besonders leicht in Melancholie, wobei er sich die gräßlichsten Vorwürfe macht und wohl gar, wie mehrere Beispiele vorhanden sind, im Anfalle seines Tiefsinns zum Selbstmörder wird.

In andern Fällen leiden mehr die Nerven des Unterleibes, und es zeigen sich Hypochondrie, allerhand Unterleibskrankheiten, Konvulsionen und Epilepsie, die hier auf keine Weise gehoben werden kann. Der ganze Körper krümmt sich endlich zusammen, und es

itt ein schleichendes aus- und abzehrendes
ieber hinzu, das gewöhnlich in sehr kurzer
eit den noch übrigen geringen Theil der
raft aufreibt!

Quaeque ipse miserrima vidi

Virgil.

Ich selbst hab' das Elend geschaut —

id mit mir tausend andre ärztliche Beobach-
r, und leider! nur mehr als zu oft.

Etwas verändert, aber nicht mehr gemildert,
:llen sich die Folgen der Selbstbefleckung bei
m Mädchen dar.

Durch die Onanie, oder durch die verschie-
nartige Manustupration, sucht das Mädchen
ı Ganzen dasselbe zu bezwecken, wie der
nabe, nämlich wollüstige Reizung der Ge-
talien; aber sie erreicht ihren Zweck nicht,
wie dieser durch den entschiedenen Verlust
ıer dem männlichen Sperma ähnlichen
:uchtigkeit, sondern blos durch Anreizen der
erven und Exaltation des Geschlechtssystems.
ie ersten Folgen der Selbstbefleckung bei der
ıngfrau sind also nicht die, vergeudeter Nah-
ng, sondern die eines aufgeregten und so-
nn in Folge der Aufregung deprimirten
ervensystems; und aus diesem Grunde äußern

sich eben so schnell als bei dem Knaben die Folgen solcher unnatürlichen, wollüstigen und unter strafbarer Einbildung geschehenen Geschlechtsaufregungen, als Kopfschmerz, Niedergeschlagenheit, Eigensinn, Wehmuth, Abgestorbenheit gegen die Welt und alle ihre Reize und Annehmlichkeiten, endlich sogar als Geisteskrankheit, z. B. als Melancholie, was der größten Feinheit der Nerven wegen im erhöhten Grade statt findet. Auch die Sinne werden abgestumpft, besonders die Augen, welche roth und trübe werden, und einen scheuen oder stieren Blick haben. —

Bei dem allgemeinen Leiden der Nerven kann es nicht fehlen, daß nicht gar bald auch die Verdauung die schädlichen Folgen der Onanie erfahren sollte, und in Folge dieses Leidens zehrt endlich, unter gleichen Symptomen wie der Knabe, auch das erwachsene Mädchen gänzlich ab: besonders werden aber die krampfhaften Beschwerden in kurzer Zeit noch weit mehr als bei jenem gesteigert, denn Zuckungen, Magenkrampf, Convulsionen, Veitstanz und Epilepsie wechseln immer fort mit einander ab. Alle Reize der Jungfrauen schwinden in kurzer Zeit, und von der frühern Schönheit bleibt keine merkliche Spur mehr

brig, sondern ein bleifarbenes und mageres
Gesicht, spröde, mit rothen Blüthen bedeckte
Haut, trübe Augen, blasse Lippen, lange,
schlechte Zähne u. dgl. m. treten an ihre
Stelle: der ganze Körper schrumpft zusammen,
und unheilbare Gelbsucht und eine rothe,
schmerzende Nase machen das äußere Ansehen
noch mehr widrig.

Außer allen diesen erscheinen aber bei der
Jungfrau noch mehrere andre von der örtlichen
Sünde abhängige Nachtheile. Durch das
Frottiren und die unnatürliche Wollusterre=
gung, durch die der Zweck, nämlich die Zeu=
gung, nicht erreicht wurde, wird in den Ge=
schlechtstheilen eine unnatürliche Absonderung
erzwungen, nämlich die Absonderung eines
weißen Schleimes, der hier nach und nach
Wundsein, Mutterkrämpfe u. s. w. veranlaßt.
Dieß ist jedoch noch der unbedeutendste Nach=
theil von dieser Seite: mehr zu fürchten sind
die sich innerlich bildenden Nachtheile und
Folgen: durch diese ungewöhnliche Absonde=
rung werden nämlich die Geschlechtstheile selbst
nachtheilig verändert, sie bilden Verhärtungen,
und aus solchen Verhärtungen geht das fürch=
terlichste Uebel, welches das weibliche Geschlecht
befallen kann, hervor, ich meine den Mutter=

krebs, ein höchst schmerzhaftes, die Lebensruhe raubendes Leiden, das nach und nach die benachbarten Theile, besonders die Harnblase ergreift, die auffallendste Abmagerung veranlaßt, einen pestartigen Geruch verbreitet und den Kranken das Leben zur Last macht, das aber nur langsam und unter den schrecklichsten Erscheinungen und größten Qualen aufgerieben wird. —

Dies sind Naturschilderungen, Leser und Leserinnen — blickt sie an — studirt sie und schaudert! Die gütige Natur hat Euch so viele erlaubte Freuden bewilligt, warum wollt Ihr mit thierischer Gier zu unerlaubten greifen, die sich so fürchterlich an Euch rächen? (Vgl. Unmäßigkeit.)

Serail.

Das Schloß, der Pallast des türkischen Sultans, dessen einer innerer Theil den Harem, oder den Wohnort der Frauen des Großherrn bildet. Es enthält die abgesonderten Pavillons der sieben Khadunns, wie man die rechtmäßigen Frauen des Sultans nennt, die von einer Menge Sclavinnen oder sogenannten Odalisken bedient werden.

jede dieser Sultaninnen hat in dem Serail
lso gleichsam ihren eigenen Pallast, Keine
ommt zur Andern, Keine kennt die Andre,
as ein guter Zügel für die neidisch-eifersüch-
igen Weiber sein mag. Außerdem unterhält
Se. Majestät noch mehr als tausend andre
avoritinnen im Serail, und über Einförmig-
eit im Genuß wird er sich daher wohl nicht
u beklagen haben! Der Harem wird von
Verschnittenen bewacht (s. diesen Art.)
ie ungemein schlau und eifrig dafür sorgen,
aß ja kein Fremder die geweihten Pforten
es Harems durchbreche. Von solchem Eu-
uchen sagt Piron sehr witzig:

— C'est l'Eunuque au milieu du Serail,
Il n'y fait rien, et nuit à qui veut faire.

Es ist der Ennuch im Serail,
Er wahrlich thut hier nichts, doch hindert er,
daß ein andrer etwas thue!

Jeder orientalische Despot, ja jeder Reiche
nd Vornehme im Orient hat seinen Harem.
ine kurze Beschreibung des Harems des
chachs von Persien dürften unsre Leser hier
cht ungern finden. Für diesen Harem wer-
n die schönsten Mädchen aus Georgien und
ircassien, welche Länder an sich bekanntlich

schon die schönsten Weiber liefern, zusammen geschafft. Wenn man erfährt, daß sich in einer Stadt oder in irgend einer Familie ein Mädchen von ausgezeichneter Schönheit findet, so bitten die königlichen Bedienten sich dieses ohne weitere Umstände für den Harem des Königs aus, und die Eltern geben ihre Töchter gerne her, oder suchen sogar durch allerlei Wege sie in den Harem des Königs zu bringen, weil sie alsdann eine mit dem Glücke ihrer Töchter steigende Pension empfangen, und überdem hoffen können, andre Beweise von der Gnade ihres Königs zu erhalten. Sobald die neuen Schlachtopfer in den Harem des Königs eingetreten sind, so sehen sie, außer ihrem Gebieter, kein männliches Gesicht mehr; denn in dem Harem werden alle Handwerke, alle Hofdienste und Wachen, selbst alle gottesdienstlichen Verrichtungen von weiblichen Personen vollzogen. Nicht einmal weiße Verschnittene dürfen sich diesem Harem nähern, damit ihr Anblick die eingeschlossenen Mädchen nicht lehre, daß es noch andre ihrem Könige ähnliche Männer gebe. Nur die häßlichsten und ältesten Neger aus Afrika, oder von der Küste Malabar, denen man alle Zeichen und Ueberbleibsel von Mannheit gänzlich

eraubt hat, nur diese dürfen in den Harem
ommen, und einer derselben ist der oberste
lufseher der Weiber, vor welchem selbst die
Günstlinge des Königs zittern müssen, indem
:, wenn er es nöthig findet, geißeln und tödten
ann. Eine jede Bewohnerin des Harems
at ihr abgesondertes Zimmer, oder höchstens
ohnen zwei in demselben Gemach, eine junge
nd eine alte. Keine darf ihre nächste Nach-
arin oder ihre nächste Freundin besuchen,
hne Erlaubniß vorher erhalten zu haben.
ine jede erhält täglich ihr Essen, und zu ge-
issen Zeiten so viel Kleider und Gehalt, als
r ausgesetzt sind. Auch wird eine jede von
ren besondern Sclaven und Sclavinnen be-
ient, unter welchen die erstern nicht nur ent-
annt, sondern unter zehn oder über fünfzig
ahre sind. Ihre einzigen Beschäftigungen
nd Gesang und Tanz vor dem Könige, und
nige Stickereien; die meisten aber bringen ihr
ben in einem gänzlichen Müssigange zu.
uf weichen Sopha's hingestreckt rauchen sie
m Morgen bis an den Abend Taback, und
ssen sich von ihren Sclaven und Sclavinnen
iben, worin eins der vorzüglichsten Vergnü-
ngen der Asiaten besteht. Unter allen Schö-
n, die dem Könige gefallen, hat nur allein

diejenige, die so glücklich ist, den ersten Sohn zu gebären, Ursache, ihr Schicksal zu segnen, weil sie hoffen kann, einst den Rang und das Ansehen der Königsmutter zu erhalten, die neben dem obersten Verschnittenen die größte Gewalt im Harem und außer demselben ausübt. Sie vergibt nicht nur die Würden, zu welchen man im Serail erhoben werden kann, wählt nicht nur diejenigen, die verheirathet werden sollen, und hat nicht nur das Leben der Mätressen des Schachs in ihrer Hand, sondern sie steht auch immer mit den Ministern in Verbindung, die ihrem Willen meistens eben so blindlings, als dem Willen des Königs gehorchen. Alle übrigen Mädchen, die nach der Erscheinung des erstgebornen Sohnes Kinder zur Welt bringen, werden in abgesonderte Theile des Harems gesteckt, wo sie viel strenger als die übrigen bewacht werden, und in unaufhörlicher Gefahr schweben, sammt ihren Kindern von dem regierenden Könige oder dessen Nachfolger hingerichtet zu werden. Unter allen Weibern, die Kinder am Leben oder geboren haben, oder die nur schwanger sind, hat keine jemals Hoffnung, herauszukommen und an vornehme Staatsbediente verheirathet zu werden, welches der sehnlichste

šunsch von allen ist. Besonders werden sie
ich dem Tode des Königs, dessen Mätressen
: waren, in ein entferntes Quartier des
arems verschlossen, wo sie auf ewig von dem
arem und von der übrigen Welt getrennt
ıd. Um der Gefahr dieser rettungslosen
claverei zu entgehen, weichen alle Schönen
s Harems den Umarmungen des Königs so
el als möglich aus, oder suchen wenigstens
chwangerschaften und Geburten durch alle
rten von bösen Künsten zu verhüten; hierin
gt der Grund der häufigen Fruchtabtreibun-
n in den Harems der Könige. Die schönsten
ädchen brauchen allerhand Vorwände, am
ufigsten den Vorwand der monatlichen Un-
ßlichkeit, um die Begierden des Königs zu
reiteln, auf welche Täuschungen aber die
ausamsten Strafen folgen, wenn sie entdeckt
rden. Abes der Zweite, König von Per-
n, ließ ein Mädchen, das sich seiner Liebe
tzogen hatte, in einem Schornstein festbinden
d durch unten angezündetes Holz langsam
brennen. Ungeachtet die Weiber des Ha-
ns ihren Aufenthalt als einen Verdam-
ıngsort und die Liebe des Königs als ihr
ößtes Unglück ansehen, so beneiden und
folgen sie sich doch gegenseitig auf das feind-

seligste, sie mögen die Hoffnung, aus dem Harem herauszukommen, haben, oder nicht haben. Die Veranlassungen dazu sind bald größere oder häufigere Gunstbezeugungen des Königs, und besonders reichere Geschenke; bald das ehrgeizige Streben nach höhern Würden, bald die Begierde, vor der andern, außerhalb des Serails, vermählt zu werden, bald verzehrende Eifersucht der Tribaden unter einander. Die Morgenländerinnen buhlen um die Gunst von schönen Mädchen mehr, als um die Gunst von Männern, und lieben sich unter einander feuriger, als sie ihre Männer und Geliebten lieben. Diese unnatürlichen Neigungen bringen Haß gegen das männliche Geschlecht hervor, so wie die unnatürliche Liebe der Männer Gleichgültigkeit gegen Weiber hervorbringt. Hieraus entstehen unaufhörliche Verläumdungen und Vergiftungen, und diese ziehen beständige Untersuchungen, schimpfliche Geißelungen oder fürchterliche Todesstrafen nach sich. Einige werden in die entlegensten Theile des Harems verwiesen und zu den niedrigsten Arbeiten verdammt; andere werden mit Ruthen gepeitscht, und noch andere erdrosselt, verbrannt oder lebendig begraben. Durch alle diese harten Strafen aber

ın der mächtigste König es nicht verhüten,
; ihm nicht bald ein geliebtes Weib, und
h öfter seine Kinder durch Gift oder auf
dere Art getödtet werden. Die Königin
utter läßt von Zeit zu Zeit mehrere Kinder
es Sohnes ersticken, wenn die Zahl be=
werlich groß zu werden anfängt.

Welch' schauderhaftes Gemälde von Gewalt=
ten, Leidenschaften und Lastern! Und wie
chterlich, daß dies Gemälde wahr ist, daß
sich nicht nur in den Harems der Despoten,
dern auch in mehr oder weniger verkleiner=
ı Maaßstabe in allen morgenländischen
rems, bis zu denen reicher Privatleute
ab, wiederholt!

Seufzer.

Der Seufzer ist eine lange, tiefe, kräftige
spiration, die physiologisch zum Zwecke hat,
Lungen auszudehnen und so die Circula=
n zu erleichtern. Man pflegt daher bei allen
legenheiten, die den Blutumlauf erschweren
r behindern, zu seufzen, und Jeder weiß,
bei solcher Gelegenheit ein Seufzer er=
htert. Von physischen Ursachen, die zum

Seufzen nöthigen, nennen wir nur Verdauung, schwere Luft, körperliche Anstrengungen, gewisse Nervenzufälle, und vollends Krankheiten der Brustorgane. Von moralischen Ursachen brauchen wir nur jeden geistigen Schmerz anzuführen, er mag durch Trauer oder Liebe, oder ungestilltes Verlangen u. s. w. erregt werden. Daß die Liebenden häufig seufzen, das sagte von ihnen schon Ovid: ducere suspiria ab imo pectore (aus tiefster Brust seufzen) und von August's Zeitalter bis heute ist ein tiefer Seufzer noch immer das beste Erleichterungsmittel geblieben für eine Brust, die Amor's Pfeil verwundet hat. Wohl zu merken, seufzen aber nur die unglücklich Liebenden, so daß man annehmen darf, daß in der glücklichen Liebe die Circulation des Blutes — nicht eben behindert wird.

Sexualorgane.

S. Geschlechtstheile.

Shawl.

Wir könnten hier in Bezug auf Verschöne-

rung und Putz nur wiederholen, was wir bereits im Art. Putz gesagt haben. Da aber die Mode nicht hört, und die Kultur und Luxus längst gewohnt sind, sich von der Natur zu entfernen, so haben sie denn auch die Shawls zu einem der wichtigsten Modeartikel erhoben — — wie mancher seufzende Ehemann dies am besten weiß — und man weiß, wie viel Koketterie die Europäischen Schönen und Nichtschönen heut zu Tage mit ihren Cachemirs und Bagdads (sind wir nicht gut unterrichtet?) treiben. Wie oft schon war nicht ein Shawl, zur rechten Zeit angebracht, das beste Sturmmittel einer unüberwindlichen Festung? Und doch wie sehr wahr sagt ein französischer Kenner in Bezug auf dies Kleidungsstück:

Je ris du qu'en dira-t-on
Et, sans mystère,
Je préfère
A nos dames du grand ton
La simple et gentille Marton.

Pour nous cacher un joli sein,
Leur cachemire
Qu'on admire,
Ne vaut pas un lin
Bien fin.

Je ris du qu'en dira-t-on,
Et, sans mystere,
Je préfère
A nos dames du grand ton
La simple et gentille Marton.

Que j'aime à voir son fichu vert
Sur sa beau blanche,
Le dimanche,
Par un souffle d'air
Ouvert!

Désaugiers.

(Ich mach' mir nichts aus dem Gered' der Welt, und gradheraus, ich ziehe unsern großen Damen die kleine nette Marton weit vor. Um einen hübschen Busen zu verbergen, taugt ihr bewunderter Shawl wahrlich nicht so viel als ein feines Linnen. Wie lieb' ich dagegen Martons grünes Tüchlein auf der weißen Haut, wenn Sonntags ein Lüftchen es öffnet!)

Sinne.

Ja die Sinne! Wir dürfen keine moralische Predigt über die Macht oder — Ohnmacht der Sinne geben — wir dürfen nicht untersuchen, ob Epicur Recht hat, der etwa mit Faust denkt:

Aus dieser Erde quillen meine Freuden,
Und diese Sonne scheinet meinen Leiden;
Kann ich mich erst von ihnen scheiden,
Dann mag was will und kann geschehn —

Göthe.

:r ob die Stoa Recht hat, die in das an=
Extrem fällt, daß sie alle Sinnenherrschaft,
: Macht der Leidenschaft ganz verwirft —

O, glaube mir, der manche tausend Jahre
An dieser harten Speise kaut,
Daß von der Wiege bis zur Bahre
Kein Mensch den alten Sauerteig verdaut!

Göthe's
Mephistopheles im Faust.

Ueberlassen wir also diesen Streit, den ge=
rlichen, der Moralphilosophie, die sich ferner
an üben mag! Man vergleiche aber dafür,
3 über die Sinne, die zum Thema dieses
rkes gehören, gesagt ist in den Artikeln:
ge, Geruch, Hand.

Sinnenkälte.

So wie es eine Geschlechtshitze gibt, so
es auch offenbar eine Geschlechtskälte, eine
nenkälte, in welcher der Mensch gleichsam

unempfindlich zu sein scheint für den lebhaftesten erregendsten Trieb, der nur irgend im Thierreiche geschaffen ist. Wenn Lais eine ganze Nacht in der verschwenderischsten Enthüllung aller ihrer Reize beim Philosophen Xenocrates zubringt, und dieser nicht aus dem Phlegma seines störrischen Schlafes zu erwecken ist, was ist dieses anders als jene Apathie, jene Kälte, deren sich namentlich die Philosophenschule der griechischen Stoa so vorzugsweise rühmte, daß man seitdem den Begriff stoische Apathie als Kunstausdruck in die Philosophie aufgenommen hat. Ist es nicht eine bewundernswerthe Sinnenkälte, wenn Rousseau, der doch sonst — nicht eben von Holz war, obgleich er mehr als leicht brannte — wenn Rousseau einmal von sich und seiner Geliebten erzählt: „Seit sechs Monaten lebte Madame d'Houdetot allein, fern von ihrem Mann und ihrem Geliebten (St. Lambert). Seit drei Monaten nun sah ich sie täglich, und immer stand die Liebe als dritter Mann zwischen ihr und mir. Wir hatten Tête-à-tête zu Nacht gespeist, wie waren allein — in einer Laube — im Mondschein — und nach zwei Stunden der lebhaftesten, zärtlichsten

iterhaltung trat sie heraus aus der Laube
tten in der Nacht, eben so unberührt, so
n an Körper und Geist, als sie hereinge-
nmen war." —

Ganz verschieden ist diese Geschlechtskälte
n jenem Unvermögen, den Geschlechts-
eb naturgemäß zu befriedigen, denn bei
sem kann der Trieb in seiner ganzen Ener-
wirksam sein — wie er es denn leider!
istens ist, und der Geist gewöhnlicher um
williger, je schwächer das Fleisch ist! —
ihrend bei jener Apathie, bei jener Sinnen-
te die Sexuallust ganz zu schlummern scheint.
Zuweilen ist ein solcher Zustand angeboren.
ese Menschen pflegen dann wohl fett und
ichlich, von träger Complexion zu sein;
änner sind dann gewöhnlich wenig behaart,
eiber unfruchtbar, mit kleinen, schlecht ent-
ckelten Brüsten, schwacher Perspiration
s. w. Solche angeborne Geschlechtskälte
danken diese Menschen gewöhnlich sehr alten,
er durch frühere Ausschweifungen geschwäch-
Eltern. Das sind dann die Generationen,
solche entnervte, alle ihre Säfte und
äfte vergeudet habenden Wüstlinge zum
indmarkenden Zeugniß ihres Wandels der
ichwelt hinterlassen!

Aber auch erworben kann jene Apathie werden, wenn sie auch nicht angeboren war. Hier wirken dann ungünstig in dieser Beziehung, also schwächend, eine knappe, kühlende Diät, die lange fortgesetzt wird, Mißbrauch geistiger Getränke (so wie einige auch Mißbrauch des Kaffees angeschuldigt haben), Anwendung gewisser Arzneimittel, wenn sie in unvernünftigem Uebermaaß gebraucht werden, ganz vorzüglich erlöschen aber das Feuer des Sexualtriebes Ausschweifungen, besonders Selbstbefleckung. Nichts verursacht so häufig jene Sinnenkälte, als dieses Laster: allen natürlichen Reizungen entfremdet, für alle natürliche Lust abgestumpft, schleichen die hohlwangigen Sünder herum:

Und fliehen jedes Weibsgesicht,
Und zittern, es zu sehn —

Schiller.

und bei jugendlichem Leibe ist ihr Sinn erkaltet, und wie Narciß lieben sie nur noch sich selbst in schnöder Brust! (Vgl. Geschlechtstrieb, Nestel, Selbstbefleckung.)

Sohle.

So wird die untere Fläche des Fußes ge=
nnnt, die in ihrer Mitte mehr oder weniger
ısgehöhlt ist. Hier findet sich unter allen
heilen des Körpers die dickste Oberhaut, beson=
ers an der Ferse (oder dem Hacken) des
ußes. Diese Dicke wird hauptsächlich durch
n Druck erzeugt, welchem die Füße beim
ehen und Stehen beständig ausgesetzt sind;
ch ist die Oberhaut an diesem Theil, gewöhn=
ch bei dem weiblichen Geschlecht, noch um
n beträchtliches dünner, als bei dem männ=
chen, wahrscheinlich deshalb, weil das erstere
h im Allgemeinen einer weicheren Fußbe=
eidung bedient und die Füße weniger zum
ehen anzustrengen nöthig hat. Indessen
id die dünnen Schuhsohlen häufig Schuld
ıran, daß bei Frauenzimmern die Oberhaut,
sonders am Ballen der großen Zehe und
ı der Ferse, zuweilen verhärtet und die
ıwielige Beschaffenheit annimmt, welche man
i den Hühneraugen beobachtet, — ein un=
ıgenehmer Zufall, zu dessen Entstehung in
oßen Städten öfters ein schlechtes Straßen=
laster mit beitragen mag.

Man hat die Sohle von jeher als einen der

verborgensten Theile des Körpers betrachtet. Achilles war nur in der hintern Gegend der Sohle, d. h. an der Ferse verwundbar, und Ninon de l'Enclos wußte keinen schicklichern Ort, wohin sie die Runzeln des Gesichtes verbannen konnte. Auch Kostbarkeiten hat man dieser niedrigsten Stelle des Körpers anvertraut, indem verschmitzte Diebe und Diebinnen zuweilen gestohlene Diamanten und Gold unter der Sohle im Schuh verbargen, und auf solche Art damit in Sicherheit kamen. (Vgl. Fuß.)

Sonnenjungfrauen.

S. Nonne.

Sopha.

Der Sopha —

Was in Bezug auf das Thema dieses Werkes über den Sopha zu sagen ist, schließt sich an das an, was wir im Artikel: Bett mitgetheilt haben.

Crebillon der Jüngere hat in einem
›lüpfrigen Mährchen, le Sopha, das er sehr
ninös: Conte *moral* nennt, sich ausführ-
h über diesen Gegenstand mit Witz und Laune
ısgesprochen. Die unsittliche Frau von
quanderfield in Hogarth's Mariage
la mode hat dies famöse Buch auf ihrem
opha, und Lichtenberg sagt bei dieser
elegenheit, daß das Buch grade so in eine
amenbibliothek gehört, wie übergoldete Stech-
›fel oder überzuckerte Tollbeeren an einen
hristbaum.

Crebillon's Mährchen beruht auf fol-
nder Idee: Amami, eine Art von Hof-
nker an Schach Baham's Hofe, ward ein-
al zur Strafe in einen Sopha verwandelt,
ıd erzählt nun, was er als solcher gesehn
ıd gehört hat.

Die Bedingungen des Zaubers und der
rlösung sind: er kann sich Form, Stoff,
ırbe, Bordirung nach Belieben wählen: er
nn eben so nach Belieben dienen, wem er
ill, nur Sopha muß er bleiben, so lange
eine Begebenheit erlebt, die freilich in den
›hern Regionen der gesitteten Welt so etwas
in mag, wie die große Conjunction aller
laneten in den Regionen des Himmels,

nämlich: Unschuld gegen Unschuld wechselseitig verloren.

Spadonen

nannten die Alten Männer, die nur von Einer Seite entmannt waren, im Gegensatze von Castraten, die ganz unfähig sind zu einer fruchtbaren Ehe. Da dies bei den Spadonen nicht der Fall ist, so verbot ihnen auch das römische Gesetz nicht, sich zu verheirathen. (Vgl. Castraten, Verschnittene.)

Statur.

S. Wuchs.

Stirn.

Einer der edelsten, schönsten Theile im menschlichen Gesichte, weshalb er auch oft in gewissen Sprichwörtern für Gesicht im Allgemeinen, ja für geistige Eigenschaften genannt wird. Wie einnehmend ist nicht eine sanft gebogene, offene, freie, nicht von Runzeln durchfurchte Stirn! Wie vielversprechend eine hohe, gewölbte? Der Witz der Physiognomiker

at sich an diesem Theile des menschlichen
Kopfes auch fast am meisten geübt. Je ge-
drängter, kürzer, fester die Stirn, sagt Lava-
ter, desto gedrängter, unlustiger, fester der
Character des Menschen; je bogenlinigter,
eckenloser die Umrisse, desto zarter und weicher,
je grader, desto fester und härter der Character.
Rückwärtsliegende Stirn bedeutet nach ihm
Imagination und Witz. Stirnen, sagt er,
die oben rund und vorstehend, unten grade,
im ganzen perpendiculär sind, sind sehr ver-
ständig, lebhaft, empfindlich, sehr heftig, und
— eiskalt. Die bläulichten Adern auf der
Stirn, die an weißen Stirnen von Kennern
sehr geschätzt werden, will Lavater nie als
an Menschen von sonderbaren Talenten und
feurig edlem Character gefunden haben. Da-
gegen warnt er davor, Freundschaft zu machen
mit kurzen, runzlichten, knotigen, irregulären
Stirnen, die sich immer anders falten. Und
da wir den Lesern auch überall in ähnlichen
Artikeln Proben von dem alten Physiogno-
miker Johannes von Indagine geliefert
haben, so stehe auch eines von dessen Urtheilen
über die Stirn hier:

„Und so die Styrn verrunzelt, und in mit-
ten als gebogen, zusammengezogen, bedeutt

wol zwe herrlicher tugent des menschens, als grossßmütigkeit und ein scharpffe Synnylichkeit. Hat aber darzu eine starke neygung zur grymmigkeyt. Wenn die Styrn des menschens ist vast grossz, rond um onhärig das zeigt an einen kühnen und darbey lygenhafftigen menschen. Ist die Styrn lang, mit einem langen Antlit und einem kleinen kinn, so ist der mensch ein grymmiger tyrann." (Vgl. Gesicht.)

Strumpf.

Dieses wesentliche Stück der weiblichen Bekleidung, welches bestimmt ist, Füße und Waden zu verhüllen, und das durch sein Anschmiegen uns zunächst die Form dieser Theile zu erkennen gibt (vorausgesetzt, daß keine falschen Waden täuschen), scheint bei den Egyptiern, Griechen, Römern und den meisten Völkern des Alterthums nicht gebräuchlich gewesen zu sein. Bei einigen nordischen Nationen, wie z. B. bei Galliern und Germanen, war es hingegen Sitte, die Schenkel mit eng anpassendem Leder oder mit Leinwand zu bedecken, welche bis zum Fuß herabreichte und an der Sohle desselben befestigt wurde. Späterhin sah man die Strümpfe bald einen Theil der

;ußbekleidung, bald einen Theil der Hosen
usmachen, bis man (es ist ungewiß zu welcher
Zeit) den Strumpf zu einem besondern Klei=
ungsstück erhob, und ihm jene Form gab,
ie wir noch heute an ihm gewohnt sind. Bis
uf Franz den Ersten, König von Frank=
eich, wurden die Strümpfe aus sehr verschie=
enem Zeuge verfertigt, erst unter diesem Mo=
iarchen fing man an, Strümpfe zu stricken
— eine Epoche, die durch diese Erfindung ge=
viß zu den wichtigsten in der Geschichte der
Frauenwelt gehört, und wobei man nichts so
ehr zu bedauern hat, als daß der Name der=
enigen, welche die Kunst zu stricken erfand,
iicht auf die Nachwelt gekommen ist. König
Heinrich der Zweite trug zuerst bei der
Hochzeit seiner Tochter seidene Strümpfe.

Seit jener Zeit hat man diesen Kleidungs=
tücken eine verschiedene Länge gegeben, und
ie aus den mannigfaltigsten Stoffen verfer=
igt. In Frankreich tragen die Frauenzimmer
urchaus sehr lange Strümpfe, die sie hoch
iber den Knien festbinden, in Deutschland
cheint man hier und da aus Sparsamkeit die
urzen Strümpfe vorzuziehen, welche etwas
iber, oder auch auf der Wade befestigt werden.
Weil aber durch die letztere Befestigung die

Wade sehr häufig verunstaltet, und durch einen mehr oder weniger tiefen Eindruck getheilt wird, so muß man der französischen Art unbedenklich den Vorzug geben, besonders da lange Strümpfe auch weit besser vor Erkältung schützen.

Ein feiner weißer Strumpf, der vermöge seiner Elasticität die Wade und den Fuß so genau umschließt, daß die schöne üppig schwellende Form dieser Theile in sanfter Rundung sich ausspricht, ist am besten geeignet, auf das Auge und so weiter einen sehr angenehmen, ja sogar bisweilen bezaubernden Eindruck zu machen. Dunkle und schlotternde Strümpfe bewirken grade das Gegentheil.

Es wollte sogar Jemand behaupten, daß man aus der Beschaffenheit des Fußwerkes bei einem Frauenzimmer einen ziemlich sichern Schluß auf Geschmack, Ordnungsliebe und Reinlichkeit zu machen befugt sei. Die Strümpfe sollten hierbei hauptsächlich zu berücksichtigen sein. Wir lassen es aber dahingestellt, ob solch ein Schluß sich jederzeit in der Erfahrung bewähre. (Vgl. Strumpfband, Fuß, Wade.)

Strumpfband.

Dieses kleine Bekleidungsstückchen hat viel
irm in der cultivirten Welt gemacht, und
gar das stolzeste Volk der Erde schämte sich
cht, seinen größten Orden auf — ein
trumpfband zu gründen, welches die Gräfin
alesbury an einem Gallatage verlor,
id der König Eduard der Dritte aufhob.
an darf sich nach solchem Vorgang nicht
undern, wenn das Strumpfband bald bei
n Frauen von Stande ein Emblem wurde,
n Pfand ihrer Achtung oder ihrer Liebe.
ie Farbe desselben drückte allegorisch aus,
as im Herzen der schönen Besitzerin vorging.
lücklich der Ritter, der ein grünes Strumpf-
nd von seiner Schönen empfing, glücklicher
r, von dem sie ein rosenfarbenes annahm,
i glücklichsten gar der, der es befestigen durfte!

Nun schlinget meine kühne Hand —
O Liebe, Liebe, welche Gnade!
Ein sanft geflammtes Rosenband
Ihr zierlich zwischen Knie und Wade!

Bürger.

Viele Leser kennen auch den altfranzösischen
:brauch, einer Neuverehelichten das Strumpf-

band zu lösen (dénouer la jarretière de la mariée). Noch jetzt hat sich in vielen Gegenden diese Sitte erhalten, nur daß die Schicklichkeit jetzt statt eines wahren Strumpfbandes ein rosenfarbenes Band nimmt, das um den Fuß an seinem untern Theil geschlungen wird. Gegen das Ende des Hochzeitmahles schleicht sich ein Kind, gewöhnlich ein Verwandter, unter den Tisch, um dies Band bei der Braut zu lösen, und es überreicht darauf dasselbe dem Junggesellen, der des Bräutigams nächster Verwandter ist.

Superfötation.

S. Ueberfruchtung.

Schwangerschaft.

Sehr gemüthlich sagt unser deutsches Volkswort von einer Schwangern, sie sei „guter Hoffnung." Gewiß! es ist eine gute Hoffnung, daß man zu dem großen Geschäfte der Fortsetzung der Schöpfung nach dem heiligen Willen der Gottheit demnächst auch sein Schärflein beitragen werde! Unsre Leser werden es uns danken, wenn wir ihnen über den ge-

imen Vorgang der Menschwerdung, oder
er die physiologischen Vorgänge der Schwan=
rschaft, so viel sie überhaupt dem menschli=
en Verstande bis jetzt bekannt sind, eine
rze Belehrung geben. Was ist dem Men=
hen wichtiger, worauf hat er mehr Recht,
ißbegierig zu sein, als auf das Geheimniß
iner Entstehung? Ist es nicht eine der frü=
sten kindlichen Fragen schon? Und wie lange
uert die Zeit, daß wir uns mit „Mutter=
ens Klapperstorch" abfertigen lassen?
– Was wir daher hier zu sagen nöthig fin=
n, wird hoffentlich nicht für überflüssig ge=
lten werden; verständlich wird es nach den
elehrungen, die wir in den Artikeln: Be=
uchtung, Begattung, Beischlaf,
eschlechtstheile gegeben haben, wohl
erall sein.

Vom Augenblick der Schwängerung an be=
idet sich der Uterus, nebst dem ganzen Sy=
m der innern weiblichen Geschlechtstheile,
einem entzündungsähnlichen Zustande, wo=
r die Uebelkeit und ähnliche Zufälle, durch
n veränderten Nervenreiz, sich leicht erklären.
urch diesen entzündungsähnlichen Zustand
folgt eine Ausschwitzung aus den Wänden
r Mutterhöhle, welche eine Haut bildet, die

nach der Geburt zottig aussieht und Hunters Haut (decidua Hunteri) genannt wird. Mittelst derselben ist das Ei an die Mutterhöhle angewachsen.

Das Ei hat zwar keine Kalkschale, wie ein Vogelei, doch eine harte Haut, die es umschließt und Chorion heißt. Innerhalb dieser ist eine zweite Haut, genannt Amnion.

An einer Stelle, meist ganz im Muttergrunde, ist ein fleischiger, gefäßreicher Klumpen ganz fest an die Gebärmutter gewachsen. Ein zweiter, eben so gefäßreicher Klumpen liegt innerhalb des Eis auf diesem, doch haben beide keine unmittelbare Gemeinschaft mit einander, außer daß sie fest auf einander liegen. Aus der Mitte des nach dem Ei zugekehrten Klumpens gehen drei Gefäße nach dem Nabel des Fötus, eine ziemlich gerade Blutader und zwei sehr gewundene Schlagadern. Dieser Klumpen ist verhältnißmäßig um so größer, je jünger die Frucht ist, und nimmt ab gegen das Ende der Schwangerschaft. Man nennt ihn Mutterkuchen, und den Gefäßstrang aus ihm Nabelschnur.

Innerhalb der Eihäute ist eine bedeutende Menge Wasser, in welchem die Frucht schwimmt, genannt das Kindswasser, von Farbe

ßblich, gerinnbar. Gegen Ende der Schwan=
rschaft wird auch dessen immer weniger.

Die Frucht des Menschen (denn bei jeder
hierart ist der Verlauf anders) zeigt sich zu=
st gegen das Ende der dritten Woche der
chwangerschaft wie zwei Bläschen, von wel=
en das eine größer als das andere ist. Nach
r vierten Woche bemerkt man im ameisen=
oßen Fötus schon das Herz als einen hüpfen=
n Punkt (punctum saliens), und noch im
ufe des zweiten Monats werden alle Theile
htbar, sogar die Knochenbildung beginnt.
ndlich im vierten Monat ist eine menschliche
estalt vollendet.

Die Frucht athmet nicht, wird auch nicht
rch den Darmkanal ernährt, und wächst
ch äußerst schnell, besonders im Anfange.
ie Quelle ihrer Ernährung ist ohne Zweifel
s mütterliche Blut im Mutterkuchen, den=
ch findet keine unmittelbare Verbindung der
uttergefäße mit den Kindesgefäßen statt,
ndern es geht aus jenen in diese und aus
esen in jene durchaus nichts über, was nicht
Form eines bloßen Hauchs übergehen kann.
Wie das Ei wächst, dehnt der Uterus sich
s, allein er wird nicht etwa dünner dadurch,
ndern er vergrößert und verdickt sich in allen

Richtungen, und zwar zuerst in seinem Grunde, dann auch in seinem unteren Theil. Indem dieser sich entwickelt, verschwindet der Mutterhals gänzlich, so daß innerer und äußerer Muttermund eins sind. Bis zum zweihundert und achtzigsten Tage hat der Uterus gewöhnlich seine höchste Ausdehnung erreicht, und ist dabei an Substanz am dicksten und festesten.

Der Fötus hat im Ei gewöhnlich die Lage, daß der Kopf nach unten, der Rücken nach vorn, nach den Bauchdecken der Mutter hin steht. Die ganz gekrümmten Schenkel sind an den Unterleib, die gleichfalls gekrümmten Arme über die Brust bis gegen das Gesicht gezogen und gekreuzt.

Zwischen der achtzehnten und siebenundzwanzigsten Woche fühlt die Mutter die ersten Muskelbewegungen der Frucht. Bewegt hat sich diese von ihrem Beginnen an; jetzt sind die Bewegungen stark genug, um empfunden zu werden.

Endlich, wenn die Ausdehnung des untern Theils der Mutter in der vierzigsten Woche der Schwangerschaft den höchsten Grad erreicht hat, erwacht plötzlich im Muttergrunde ein entgegenstrebendes Zusammenziehn. Eine Menge Schleim sondert sich ab und fließt

us, die äußern Geburtstheile werden groß
nd erweitern sich. Einige Zusammenziehun-
en des Muttergrunds erweitern allmälig den
Nuttermund, wodurch der abfließende Schleim
in wenig blutig gefärbt wird. Die Eihäute
reten durch den Muttermund in die Scheide
or, zerspringen endlich, und der Kopf der
frucht folgt dem sich jetzt ergießenden Frucht-
vasser bald nach. Endlich kommt der Hinter-
opf hinter den äußern Geburtstheilen zum
Vorschein, und unter den heftigsten, schmerz-
aftesten Zusammenziehungen entledigt sich
er Uterus des ganzen Eies, erst der Frucht,
ann ihrer Häute und Nachgeburt.

Dies ist der Eintritt des Menschen in die
Welt, schreiend beginnt er zu athmen, weinend
nd mit Widerwillen vertauscht er seinen war-
ien bisherigen Wohnort gegen die kalte feind-
iche Welt. Aber bald nimmt ihn der Schlaf
n seine nährenden Arme, und die Liebe der
Nutter schützt seine Hülflosigkeit, der Mutter,
ie ihre Schmerzen schnell vergessend mit Won-
ethränen den neugebornen Liebling anschaut.

Nicht immer geht alles ganz nach der Re-
el, auch nicht immer wird die Schwangerschaft
ollendet. Mancherlei Zufälle können den
Tod der Frucht veranlassen, welchem sodann

dans les mouvemens des plus tendres amours
Les bêtes ne sont pas si bêtes qu'on pense
in dem Genuß der schönen Liebe
Das Vieh so dumm nicht ist, als man wohl glaubt!

Wie oft hat man nicht Hunde und Katzen förmlich sich necken und tändeln gesehen. Von dem Schnäbeln der Tauben zu geschweigen, welches den bekanntesten und sprechendsten Beweis für die Behauptung gibt, daß den Thieren das Tändeln nicht unbekannt sei.

Was Tändeleien sind, darüber ist schwer zu streiten. Während der gebildeten Weltdame ein Rebus, das der Seladon geschickt überreicht, das Verstecken des Nähkästchens, ein geschicktes Hineinprakticiren einer überraschenden Kleinigkeit in ihren Pompadour u. s. w. schon Tändeleien sind — während eine Klasse tiefer herab ein gestohlenes Küßchen, ein sanfter Druck, der heimlich unter dem Tisch angebracht wird, ein leichter Schlag auf die Schulter gern gesehene Tändeleien sind — tändelt man noch weiter herab, tändelt der schrötige Colas mit der feinsten Röse eben so verliebt, aber etwas derber und handfester etwa folgendermaßen:

Colas d'sa belle un soir s'approche,
Lui lâche un' taloche;
Thérès' lui décoche
Un grand soufflet bien tendrement
V' là c'que c'est que l'sentiment!

Désaugiers.

Calas nähert sich seiner Lieben,
Reicht ihr eine Kopfnuß hin:
Sie, nicht faul, versetzt geschwind
Zärtlich ihm 'ne große Watsche —
Seht, das nenn' ich Zartgefühl!

Vortrefflich erklärt dieser witzige Dichter
en Grund der Liebeständeleien:

l'amour nous étouff' rait,
Si quelque jour il ne transpirait.

Würd' uns denn die Liebe nicht ersticken,
Machte sie sich nicht zu Zeiten Luft?

Taille.

S. Wuchs.

Tanz.

Cahusac, der eine lehrreiche Geschichte
es Tanzes geschrieben hat, erklärt sich folgen=
ermaßen über den Ursprung desselben: der

Mensch hat seine allerersten Empfindungen durch verschiedene Töne ausgedrückt, und durch Bewegungen seines Gesichtes und des ganzen Körpers. Jene Töne wurden Sprache und Musik nach weiterer Ausbildung, die Bewegungen Geberdensprache und Tanz. Der Tanz ist also dem Menschen eben so natürlich als Geberden und Sprache.

Da Gesang und Tanz einmal bekannt waren, war es natürlich, daß der Mensch sich ihrer zunächst bediente, um jenes Urgefühl auszudrücken, das vor allen andern im menschlichen Herzen lebt, das Gefühl der Bewunderung der Gottheit und ihrer Schöpfung. So finden wir es auch in der Geschichte bestätigt, daß der religiöse Tanz der älteste aller Tänze ist.

Als man die wohlthätigen Folgen beobachtete, die eine gemessene Körperbewegung, wie sie der Tanz mit sich führt, auf das Wohl und die Gesundheit übt, wurde er Gegenstand der Gesetzgebung, und z. B. Lykurg, dem es so sehr um ein gesundes und kräftiges Volk zu thun war, verordnete, daß die jungen Bewohner von Sparta vom siebenten Jahre an vor dem Altar Diana's im Tanze unterrichtet und geübt werden sollten. Der Tem-

el Diana's wurde unstreitig zum Schau=
latz gewählt, weil der weise Gesetzgeber alle
:ne Ausschweifungen verhüten wollte, zu
enen der Tanz so leicht Gelegenheit gibt, und
ie den Griechen schon bekannt genug waren,
a sie die Tanzkunst bereits so vervollkommt
atten, daß die Geschichte bei ihnen hundert
nd neunundachtzig verschiedene Tänze zählt.

Schon das Alterthum also kannte die wol=
istigen Tänze, und die Tänze der Bacchan=
nnen sind berüchtigt genug. Schon jene
eiten hatten den Tanz zu einem der Haupt=
ittel, Wollust anzufachen und rege zu erhal=
n, erniedrigt, und in der Geschichte der Aus=
;weifungen hat der Tanz von jeher eine
ichtige und scandalöse Rolle gespielt.

Noch heut zu Tage spielt er sie unter dem
ollüstigen Himmel des Orientes. In allen
:oßen Reichen Asiens und Afrika's finden
ch Gesellschaften von Tänzerinnen, die be=
ndere Zünfte ausmachen, und deren Haupt=
werbe wahrlich nicht der Tanz ist! Am be=
nntesten sind unter diesen orientalischen
änzerinnen die Bajaderen, über die wir hier
iniges einschalten müssen.

Die Bajaderen in Hindostan sind junge
ädchen von zehn bis siebzehn Jahren, die

tanzen, singen und kleine Schauspiele aufführen lernen. Sie stehen unter der Aufsicht einer Matrone, die sie in allen weiblichen Künsten, und namentlich in der Kunst zu gefallen, unterrichtet. Diese wählt sich aus den niedrigsten Volksklassen die schönsten Mädchen in einem Alter von sieben bis acht Jahren, läßt sie zur Erhaltung ihrer Schönheit inokuliren, und lehrt sie dann zu den Kenntnissen und körperlichen Fertigkeiten ihres nachherigen Standes an, dessen Zweck und Bemühung auf nichts anders gerichtet ist, als den Reichen und Vornehmen des Landes Unterhaltung und sinnliches Vergnügen zu verschaffen. Anfänglich wenigstens mag blos dies ihr Zweck gewesen sein; allein in der Folge ist es zugleich ein Gegenstand des Luxus geworden, wie denn Sinnlichkeit fast überall zur Verschwendung leitet. Nicht nur an den Hoflagern regierender Herren werden gewöhnlich jeden Abend zur Unterhaltung des Hofes Schauspiele und Tänze von solchen Bajaderen aufgeführt, sondern es gibt auch in jeder Stadt mehrere dergleichen Trupps von jungen Mädchen, die bei Gastmahlen reicher Privatpersonen, bei Familienfesten, bei Empfang und Bewirthung eines Fremden, kurz bei der geringsten

Veranlassung erscheinen, um die Gesellschaft
urch ihre Künste und Reizungen zu vergnü-
en. Für ein Mädchen der besten Art erhält
ie Matrone, der sie angehört, für die Unter-
altung eines Abends hundert Rupien (oder
Julden), und oft werden zur Musik bei der
'afel, zu kleinen Zwischenspielen und Tänzen,
vanzig solcher Personen erfordert, das ist
enn eine reine Ausgabe von zwei tausend
Gulden für einen Abend! Bei gesell-
haftlichen Zusammenkünften erscheinen die
Bajaderen gleich zu Anfang in dem Versamm-
ungszimmer, begrüßen jeden ankommenden
Gast mit Tanz, und überreichen ihm im Na-
en des Wirthes auf einem silbernen Teller
Betel, Rosenwasser, Erfrischungen, auch
ohl Geschenke, die der Wirth den Gästen
acht; dann singen, spielen und tanzen sie
echselsweise, bis die Gesellschaft auseinander
heidet. Hat einer oder der andere Lust, die
alente einer von diesen Bajaderen näher
nnen zu lernen, und sie zu dem Ende bis
m folgenden Morgen bei sich zu behalten,
kostet es ihm gemeiniglich nur einen Wink.
ie Matrone, welcher die Bajadere angehört,
chnet den Werth der Unterhaltung, die ein
lches die Nacht hindurch, mit jener, welche

sie den Abend über gewährt, zu gleichem Preise, eins wie das andere gilt hundert Rupien, davon bekommt das Mädchen nichts, sondern der, dem sie zu Gebot gewesen, muß ihr am Morgen noch ein besonderes Geschenk machen, und das besteht, je nachdem sie seine Erwartungen mehr oder weniger befriedigt hat, oder je nachdem er weniger freigebig oder reich ist, in einer Juwele oder einem Stück reichen Zeuges. Gastfreiheit und gute Lebensart gehen in Indien so weit, daß der Wirth dem Gaste, den er aus der Fremde bei sich beherberget, und dem er eine gute Aufnahme beweisen will, die Bajadere, welche demselben am besten gefallen hat, ins Schlafzimmer schicken, und nicht nur die Matrone dafür bezahlen, sondern auch dem Gaste des Morgens beim Aufstehen das Geschenk zuschicken muß, das dieser seinem Mädchen, der Gewohnheit zufolge, zu überreichen verbunden ist. Ungeachtet die Matrone dem Mädchen nichts als Unterhalt und Kleider gibt, die freilich schon an sich kostbar sind, so erwerben diese doch, durch die sogenannten freiwilligen Geschenke, oft sich beträchtlichen Reichthum. Es ist nichts Seltnes, eine Bajadere der ersten Klasse zu sehen, die für zwanzig und mehr

usend Rupien Juwelen an sich trägt;
enn sie sind gleichsam damit behangen.
Solche Tänzerinnen und Sängerinnen gibt
s indeß auch von geringerer Gattung,
gar welche, die auf Verdienst im Lande um-
erziehen, die dann aber auch nicht so kostbar
nd. Nach dem siebzehnten Jahre, wenn
e ersten Reize verblühet sind, pflegen die Ba-
aderen nicht mehr als Schauspielerinnen ihre
Reize öffentlich feil zu bieten, sondern sich in
ne Pagode (Götzentempel) unter den Schutz
nes Braminen zu begeben, doch nicht, wie
Europa, um aus Buhlerinnen alte Bet-
hwestern zu werden, sondern um hier ihre
rige Lebensart fortzusetzen. Was sie im
empel mit ihren Reizungen gewinnen, ge-
ört den Braminen, die ihnen dafür einen
ufenthaltsort und Unterhalt geben. Für
nanständig wird übrigens dies Gewerbe in
ndien weder für die Bajaderen, die es treiben,
och für Personen, welche Genuß daran ha-
n, gehalten; denn die Mädchen tanzen den
ötzen zu Ehren vor ihren Bildnissen in den
empeln an Festtagen und bei feierlichen Pro-
ssionen. Man glaubt, daß die Götter an
n schamlosen Tänzen öffentlicher Weiber ein
en so großes Wohlgefallen als die Könige

und Großen finden, und selbst die feurigen und wollüstigen Braminen, die diese Mädchen in den geheimen Künsten der Liebe vollends einweihen, stehen im Rufe besonderer Heiligkeit.

Alle Reisebeschreiber versichern, daß diese bezaubernden Tänzerinnen die ungeheure Ueppigkeit der Morgenländer und den schleunigen Untergang ganzer Familien befördern, die so lange der Raubsucht der großen und kleinen Despoten entgangen sind. Sie richten nicht blos Jünglinge, sondern die vornehmsten Männer häufig zu Grunde; sie verstricken selbst Könige, geben ganzen Völkern nicht selten künftige Regenten, und reizen durch ihre wollüstigen Tänze und Schauspiele die Sinnlichkeit der Orientalen bis zur Wuth. Chardin kannte viele vernünftige Männer, die einer oder der andern Tänzerin so ergeben waren, daß sie es selbst für unmöglich hielten, sich ihren Fesseln zu entreißen. Diese unglücklichen Neigungen entschuldigten sie damit, daß sie von ihren Geliebten bezaubert seien. Solche Sclaven der Liebe werden an den Brandmalen, die sie am ganzen Körper, besonders an den Armen und in den Seiten haben, erkannt. Die Perser machen diese mit einem glühenden Eisen, und zwar um desto mehr und tiefer,

: verliebter sie sind, und je mehr sie ihre Ge=
ieterinnen von ihrer Leidenschaft überzeugen
)ollen. Alle Reisebeschreiber haben mit dem
rößten Erstaunen die Stärke und Zauber=
raft des Spiels dieser Buhlerinnen, und die
)eftigkeit der durch sie erregten Begierden ge=
ehen. Oft erscheinen sie ganz unbekleidet
ei ihren pantominischen wollustathmenden
Tänzen; sie suchen nicht nur durch Blicke,
Rienen und Stellungen des Körpers den
Zuschauern die Entzückungen der Liebe stufen=
)eise auszudrücken, sondern sie erhitzen sich
elbst dergestalt, daß ihre Tänze in wollüstige
Convulsionen ausarten. Die Begierden man=
)er indischen Großen werden hierdurch so
ufgereizt und unersättlich, daß sie oft in einer
Nacht vier bis fünf Gesellschaften von Tän=
erinnen kommen lassen, und wenn sie dann
ast ganz vernichtet sind, sich dennoch in die
Arme eines habessinischen Sclaven werfen.

In Egypten gibt es gewisse Tänzerinnen,
ie sich außer ihren Künsten andere angenehme
Kenntnisse und Fertigkeiten zu erwerben su=
)en. Man nennt diese Sängerinnen Alme
der Gelehrten, und diese Alme nehmen
eine unter sich auf, die nicht eine liebliche
Stimme hat, eine gewisse Kenntniß der Sprache

und der Regeln der Dichtkunst besitzt, und aus dem Stegreif dichten, oder auf gegenwärtige Personen und Umstände Verse machen kann. Eben diese Alme wissen die schönsten Gesänge auf die Unfälle von Liebenden, oder auf den Tod von Helden auswendig, durch deren Absingung sie die harten Türken bis zu Thränen rühren können.

So verführerisch indeß alle Reize und Künste der Tänzerinnen für den weichlichen Orientalen sind, so wenig Eindruck würde ihr übertriebener Putz, oder die unzähligen Ringe, Bänder und Ketten, womit Ohren, Nase, Hals, Brust, Hände, Arme, Finger, Füße und Zehen behangen und bedeckt sind, auf den gesunden Geschmack eines Europäers machen; die ekelhaften starkriechenden Schmierereien, womit sie Wangen, Lippen, Augen, Augenbraunen und selbst Hände und Nägel zu verschönern suchen, würden vielmehr eher anekeln als reizen. Sie punktiren sich sogar allerlei Blumenwerk auf Gesicht und Arme, oder nähen mit einem geschwärzten Faden einen schwarzen Ring um die Augen herum, wodurch das Feuer derselben, ihrer Meinung nach unendlich erhöhet wird. Die sinnreiche Art, wodurch sie die Reize ihres Busens,

en vorzüglichsten Schatz ihrer Schönheit, zu
chalten bemüht sind, verdient noch bemerkt
ı werden. Um dessen ungestaltete Vergröße=
ung zu verhüten, umgeben sie denselben mit
vei Futteralen von sehr leichtem Holz, die
ermittelst eines Charniers zusammengefügt
nd hinten befestigt sind. Das Aeußere der=
:lben ist mit einer Goldplatte belegt und mit
3rillanten besetzt, das Ganze ist so glatt und
.astisch, daß es die geringsten Bewegungen
es Busens nicht verbirgt, und diese Kapsel
:issen sie mit einer gleich geschickten Leichtig=
'it ab= und anzulegen. (Vgl. Brust.)

In Europa ist das System der Tanzkunst
icht zu solchen Ehren (!) gelangt. Nur
ı Spanien erlaubt der wollüstige Fandango
nen Vergleich mit den liederlichen Tänzen
er Orientalen. Kenner versichern, man
ünne sich keine ausdrucksvollere Einladung
ır Wollust denken, als diesen Fandango,
esonders wenn ihn die Andalusierinnen, die
n sich schon so bezaubernd sind, tanzen. Der
andango nimmt nach den Orten, wo er
:tanzt wird, nach der Erzählung eines glaub=
ürdigen Schriftstellers, verschiedene Charak=
're an. Das Volk verlangt ihn oft von den
Schauspielern, und er beschließt fast immer

die Privatbälle. In diesem Falle drückt er seine Absicht nur obenhin aus. Allein wenn eine kleine Gesellschaft sich damit vergnügen will, so wird auf alle Bedenklichkeiten Verzicht gethan. Das Blut des Jünglings und des Mädchens entglühet dann von Wollust, und die abgestumpften Sinne des Greises empfangen neues Leben. Der Fandango wird immer nur von zwei Personen getanzt, die sich niemals mit der Hand berühren. Wenn man aber sieht, mit welchen verführerischen Lockungen sie sich einladen, wie sie sich einander allmälig nähern und wieder entfernen, wie die Tänzerin in dem Augenblicke, da sie in schmachtende Wollust hinzusinken scheint, plötzlich von neuem erwacht, dem Sieger entschlüpft; wie dieser sie, und sie dann ihn verfolgt, wie sich die verschiedenen Empfindungen, die sie beide durchglühn, in all ihren Blicken, Geberden, Stellungen und in der ganzen Haltung ihres Körpers ausdrücken, — wenn auch der strengste Moralist dies alles sieht, so müssen ihm unwillkührlich seine Sinne übergehen. Ein Beispiel von der alles besiegenden Macht dieses Tanzes gibt folgender Vorfall. Der römische Hof ward einst verdrüßlich darüber, daß man in einem der Reinigkeit seines Glau-

ens wegen bekannten Lande, nicht schon
ange den gottlosen Fandango abgeschafft
abe; er beschloß, denselben förmlich in den
Bann zu thun. Ein Konsistorium versammelt
ich und der Prozeß des Fandango wird
n den Weg Rechtens eingeleitet. Schon
oll ihm der Bannfluch zuerkannt werden, als
uf einmal einer von den Richtern sich gravi=
ätisch erhebt und die Bemerkung macht: man
üsse keinen Verbrecher ungehört verurtheilen.
Das Kollegium billigt diese Erinnerung. So=
leich erscheint ein spanisches Paar, unter einer
auberischen Musik die Grazien des Fan=
ango seinen Richtern zu zeigen. Die
Strenge der Archonten hält diesen Beweis
icht aus. Ihre finstern Gesichter erheitern
ch, sie stehen von ihren Sitzen auf, ihre Knie
nd Arme bekommen ihre Jugendkraft wieder,
er Saal des Konsistoriums wird ein —
Tanzsaal, — alles tanzt mit, und der Fan=
ango wird — losgesprochen. Man kann
enken, wie stolz er nach diesem Triumphe
ein Haupt erhob!

In Deutschland haben wir unsern Walzer,
er zwar von dem griesgramen Moralisten so
icht angeschwärzt werden könnte, als der
Fandango, der doch aber auch sein gutes

Theil Wollust in und mit sich führt, und sittsameren Nationen, wie z. B. den Engländern, deshalb oft ein Skandal gewesen ist.

Und wie ich sie denn fassen darf
Im lust'gen deutschen Tanz,
Das geht herum, das geht so scharf,
Da fühl' ich mich so ganz!
Und wenn's ihr taumlich wird und warm,
Da wieg' ich sie sogleich
An meine Brust, in meinen Arm,
'S ist mir ein Königreich!
Und wenn sie liebend nach mir blickt
Und alles rund vergißt —
Und dann an meine Brust gedrückt
Und weidlich eins geküßt,
Das läuft mir durch das Rückenmark
Bis in die große Zeh'!
Ich bin so schwach, ich bin so stark,
Mir ist so wohl, so weh!

Göthe.

Bürger hat folgendes bitterböses Anathem gegen unsern Walzer geschleudert, mit dem er sich eben nicht viel Freunde gemacht haben wird; das aber ganz hierher gehört.

Gebt Acht auf meinen deutschen Wink,
Ihr jungen Herrn und Damen!
Nicht immer führt dasselbe Ding
Bei uns denselben Namen.

Und heißt es gleich: der Name thut
Am Ende nichts zur Sache:
So ist es dennoch immer gut,
Daß man ihn kund sich mache.

Ein kleiner Buchstab ab und an
Nimmt oder gibt viel Ehre,
Und macht zum wackern Edelmann,
Was sonst ein Roßknecht wäre.

Der Ausbruch wilder Aurhahnsbrunst
Heißt, zum Exempel — Falzen.
Thut eben das mit Schwabenkunst,
So heißt die Sache — walzen.

Was würde Bürger erst gesagt haben, hätte er nicht im kleinstädtischen Göttingen, sondern in einer luxusreichen Residenz gelebt, und unsere Operntänze gesehen, die in der That ein nicht schwacher Ueberrest jener orientalischen Tänze sind. Man weiß, was Kenner oft von dem Opern-Ballet fordern, und viele Leser kennen bestimmt den pikanten Rath, den ein Sachverständiger dem berühmten Vestris gab — — —

Tastsinn.

Ueber diesen Sinn, in so fern er Bezug hat auf die erotischen Empfindungen, haben wir bereits im Artikel Hand gesprochen.

Teint.

Die Haut erscheint mit verschiedener Farbe. Wir meinen hier nicht die schwarze Färbung der Neger, die kupferrothe der Amerikaner, die gelbe der Mongolen, sondern richten unser Augenmerk ausschließlich auf die Nüancen der europäischen Hautfarbe. Diese Verschiedenheiten der Farbe machen eigentlich das aus, was gewöhnlich Teint genannt wird, obgleich man häufig unter diesem Wort außer der Farbe der Haut auch noch die größere oder geringere Feinheit derselben zu verstehen scheint.

In Europa kann man überhaupt vier Arten von Teint unterscheiden: den weißen, rosenrothen, braunen und gelben, die aber noch viele unmerkliche Abstufungen und Uebergänge zwischen sich lassen.

Der weiße Teint, der insgemein für den schönsten gehalten wird, und immer Feinheit der Haut voraussetzt, findet sich am häufigsten bei blonden und rothhaarigen Menschen, jedoch bei den letzteren meistens mit braungelben Punkten oder Flecken untermengt. In seiner höchsten Reinheit hat er völlig das Ansehn des weißen Wachses, doch spielt er öf-

ers ins Röthliche und Gelbliche hinüber. Bisweilen kommt er noch ziemlich blendend bei raunen, am seltensten bei kohlschwarzen Haaren vor. In dieser letzten Verbindung wird er von Vielen wegen der Seltenheit am öchsten geschätzt.

Der rosenrothe Teint kommt vorzüglich bei etwas vollen und blutreichen Frauenimmern vor, und ist um so schöner, je feiner ugleich die Haut ist. Er entsteht dadurch, aß sich in und unter der Haut mehr Blut efindet, welches hindurch scheint, und besoners am Lichte jene Rosenfarbe hervorbringt. Er findet sich am häufigsten bei dunkelhaarigen Personen, und nähert sich durch leise Uebergänge dem weißen und braunen Teint. Soll r in seiner höchsten Reinheit erscheinen, so arf er keine dunkler gefärbte Flecken bilden, wie sie oft in sehr großer Anzahl bei rüstigen andmädchen beobachtet werden.

Der braune Teint findet sich meist bei en Menschen, die anhaltend der Luft und en heißen Sonnenstrahlen ausgesetzt sind, esonders bei den schwarzhaarigen und den Südeuropäern. In Verbindung mit schönem Haar und Feinheit der Haut macht er ebenalls einen sehr angenehmen Eindruck, beson-

ders wenn er sich dem rosenrothen nähert und die Gesundheit übrigens blühend ist. Im Allgemeinen steht er jedoch den beiden ersten Arten nach.

Am wenigsten wird der gelbe Teint geschätzt, obgleich er nicht immer, wie man vermuthen sollte, die Wirkung eines krankhaften Zustandes ist. Er ist vorzüglich Personen von cholerischem Temperament, und solchen, die einen reizbaren Charakter besitzen und zum Aerger geneigt sind, eigen.

Jede dieser verschiedenen Arten des Teints kann durch gewisse Ursachen, z. B. Krankheiten, monatliche Periode, vorgerücktes Alter, sich in einen andern, meistens minder schönen verwandeln. So geht der weiße in den gelben, der rosenrothe in den braunen über. Bei den meisten Menschen, vorzüglich der niedern Stände, stellen sich überdies diese Arten nicht rein dar, sondern bilden ein zusammengesetztes Gemisch, das oft schwer zu beschreiben ist, und bisweilen sehr unangenehm ins Auge fällt.

Eben um das Unangenehme des Teints oder der Hautfarbe zu verbergen, dazu sind vorzüglich die Schminken erfunden. (S. Schminke.) Aber keine Kunst ersetzt den zarten Farbenschmelz der Haut, den Jugend und Gesundheit

bereiten, und künstlicher Teint — geschminkte Haut — kann bei alten Koquetten sogar ungemein widrig werden.

Madame Gertrude
Veut, à soixante ans,
Faire encor la prude
Mais il n'est plus tems.
En vain elle farde
Son teint surанné —
C'est de la moutarde
Après le diné.

Désaugieurs.

(Frau Gertrud will zu sechszig Jahren noch schön thun — doch die Zeit für sie ist vorbei! Vergebens schminkt sie ihren alten Teint — das ist doch nur Senf, der nach der Mahlzeit kommt!)

(Vergl. Haut.)

Temperament.

Die ursprüngliche Grundlage der Lehre von den Temperamenten ist die alte Lehre von den vier Elementen, woraus die Lehre von den vier Ur-Eigenschaften der körperlichen Dinge, nämlich der Wärme, Kälte, Feuchtigkeit und Trockenheit entstand. Aus diesen Ur-Eigenschaf-

ten wurden von den Physikern die physischen Verschiedenheiten der Dinge, von den Aerzten aber seit Hippokrates die vier Hauptsäfte des menschlichen Körpers abgeleitet, welche aus dem Blute, der Galle, der schwarzen Galle und dem Schleim bestehen, und deren verschiedene Verhältnisse zu einander die Quellen der Gesundheit und der Krankheiten ausmachen sollen. Durch Galen erhielt die Lehre von den Temperamenten indeß erst die Ausbildung, auf welcher sie sich fast noch bis heute erhalten hat. Nach ihm beruht der Unterschied der vier Temperamente darauf, daß in jedem Temperamente eine andere Mischung der vier Hauptsäfte Statt findet, und einer dieser Säfte über den andern das Uebergewicht hat. Galen war es auch, der zuerst lehrte, daß jedes Temperament mit besondern Vollkommenheiten oder Unvollkommenheiten der Seele in Verbindung stehe, und also auf die psychischen Eigenthümlichkeiten des Menschen vom größten Einfluß sei. In spätern Jahrhunderten bildeten noch Stahl und Haller sehr an dieser Temperamenten-Lehre.

Gewöhnlich werden, wie bekannt, vier Temperamente angenommen. Das sangui-

:ische, phlegmatische, cholerische und
ıelancholische.

Sanguiniker nennt man, wenn man über=
aupt an jenen Einfluß der Temperamente
laubt, jene Menschen, die einen lebhaften,
eicht fassenden, hellsehenden Geist, die Witz,
Talent, ja Genie besitzen, fröhlichen, cordialen
Gemüths sind, die sorglos, oft leichtsinnig und
nklug handeln, und die gewaltig den irdischen
Genüssen nachhängen. In der Liebe sind sie
ben so heiß als — flatterhaft. Sie lieben
Alle und — keine auf die Dauer. Der Trieb
ur Wollust ist vorzugsweise das Erbtheil des
anguinischen Temperamentes, und hier ist auch
er Grund, weßhalb das Wort: Tempera=
ıent überhaupt die Nebenbedeutung von
Neigung zur Geschlechtslust bekommen hat.

Der Phlegmatikus dagegen ist schläfrig zur
Arbeit, zum Denken, zur Liebe, und träge und
erdrossen zieht er sich langsam durch seine Le=
enszeit hin.

Glühende Einbildungskraft, heftiger Feuer=
ifer, leicht aufschäumende Gemüthsart, schnell
rregbarer Zorn und Haß, aber Beständigkeit
ı allen seinen Neigungen bezeichnen den Cho=
:riker.

Das melancholische Temperament dringt

schwer, aber um so sicherer mit dem Verstande durch, kann mit holländischer Genauigkeit und unermüdlichem Fleiße sich seinen Geschäften widmen, liebt und haßt, wenn es einmal liebt und haßt, ewig mit gleicher Ausdauer. In diesem Temperamente stecken die tief=innigst Liebenden, die Werthers und Consorten. Rose, in dem wenig bekannten Buch: über die Krankheiten der Gesunden gibt interessante Aufschlüsse über die Temperamente.

Thierliebe.

Das abscheuliche Verbrechen der Sodomie ist vielleicht die niedrigste Erfindung auf die der ausschweifende Geschlechtstrieb des Menschen nur verfallen konnte. Ursprünglich schreibt es sich von rohen Hirten her, die, getrennt von weiblicher Gesellschaft, auf diese ekelhafte Art, ihren Drang zu stillen, kamen. Noch heut zu Tage sollen, wie Metzger versichert, die Ziegenhirten in Sicilien im allgemeinen Ruf stehen, daß sie sich mit ihren Ziegen abgeben. Auf der Küste von Guinea, erzählt Blumenbach, ergeben sich die Weiber gern den Affen, und die Perser sollen sich mit Eselinnen abgeben, um sich vom Hüftweh zu

befreien. Daß das verderbte Alterthum, das alle möglichen Geschlechtsverbrechen erschöpft hat, auch dies nichtswürdige Laster trieb, haben wir bereits erzählt (s. Ausschweifung, Wollust), wie ja die in ihrem Sündenpfuhl versunkene Stadt Sodom sogar den Namen zu dieser Schanderfindung hergegeben hat.

Toilette.

S. Putz.

Tribaden.

Wir haben die Unnatur des tiefentarteten Weibes, das sich in seiner wilden Lust zum — Weibe wendet, bereits in dem Artikel: lesbische Liebe geschildert. Die alten Philosophen hatten zum Theil sonderbare Ideen über die Ursachen dieses Lasters: so meint Parmenides unter andern, jene weibischen Wesen entständen schon durch die Zeugung selbst. Wenn die Eltern sich nämlich vollkommen und gleichmäßig beim Zeugungs-Akt vermischen, so entständen wohl constituirte Nachkommen. Wenn aber eins der Geschlechter thätiger ist, so würden Wesen von demselben Geschlechte

gebildet; wenn sich die Keime beider nicht gehörig mischten, so entständen Nachkommen, welche in der Folge den Umgang mit ihrem eigenen Geschlechte suchen, um sich gleichsam zu ergänzen. Die weibischen Männer suchen andere Männer, um sich männlicher zu machen, die männlichen Weiber andere Weiber auf. — Diese in mancher Hinsicht sinnreiche, obgleich unhaltbare Hypothese, hat man mit einiger Veränderung selbst in neuerer Zeit wieder in der Zeugungstheorie als Grund der verschiedenen Geschlechtsbildung aufgestellt. — Andere Schriftsteller betrachten dieses bei den Alten so gewöhnliche Laster, gleichsam als von den Eltern ererbte Krankheit. (Vgl. Lesbische Liebe. Vestalin.)

Troubadours.

Der mit Religionsschwärmerei vermischte romantische Geist des Ritterwesens erzeugte diese von ihren poetischen Erfindungen sogenannte Dichter, die mit Pfauenfedern geschmückt, sich oft an den Höfen der Großen in poetische Wettstreite einließen, und die bald in Ritterromanen oder Epopöen die Thaten tapferer Ritter besangen, bald in kleinern Liedern ihre

jenen Empfindungen, die ihnen die Reize des
önen Geschlechts einflößten, schilderten.
eide Gattungen hatten aber immer die leb=
fteste Schilderung des weiblichen Geschlechts
t einander gemein, und ihre Gesänge athmen
r gar zu oft südliche Ueppigkeit und naive
egierde. Für die Geschichte der Liebe im
ittelalter sind die Troubadours höchst wich=
; das Conversationslexicon liefert über sie
ie ausführliche und genügende Abhandlung.
Vgl. Minne.)

Diesen Troubadours besonders verdankte
s Mittelalter jene berühmten Gerichts=
fe der Liebe (Cours d'amour, Parlements
amours, de courtoisie et gentillesse).
iese Gerichtshöfe hatten nicht blos Präsiden=
, welche fast immer Könige, Fürsten oder
rühmte Prinzessinnen waren, sondern sie
iren überhaupt wie die ersten Parlementer
Nation organisirt. Ihrer ursprünglichen
stimmung nach sollten sie eigentlich nur über
Proben der Liebe sprechen, die sich Liebende
ander aufgelegt hatten. Aber ihre Gerichts=
rkeit erweiterte sich allmälig so weit, daß
über die Rechte der Männer und Weiber
schieden, neue Gewohnheiten einführten,
d andere als Mißbräuche abschafften; ins=

besondere aber beschäftigten sie sich damit, die Natur und das Wesen der Liebe, die Vollkommenheiten und Gebrechen der Schönen, die Rechte, Verbindlichkeiten und Aufopferungen der Liebenden mit einer Spitzfindigkeit und Feinheit zu untersuchen, die selbst den geübtesten Dialektikern Ehre gemacht hätte, und die als eine Wirkung der scholastischen Philosophie angesehen werden kann. Die Fragen, die in dieser Absicht aufgeworfen wurden, nannte man Tensons oder Tenzen, und die darüber entstandenen Prozesse jeux-mi-partis. Als Beispiel einer solchen Untersuchung kann der Streit angeführt werden, der darüber entstand: Ob ein eifersüchtiger Liebhaber, der durch den geringsten Anlaß beunruhigt wird, oder ein zuversichtlicher, der gar kein Mißtrauen in seine Geliebte setzt, eine wärmere Liebe gegen diese hege? Die Aussprüche dieser Gerichtshöfe wurden Arrets d'amour oder Arresta amorum genannt, und hatten das unverdiente Glück, im sechszehnten Jahrhundert von berühmten Rechtsgelehrten mit der größten Ernsthaftigkeit komentirt zu werden. Eine Nachahmung von diesen Cours d'amour war die vom Cardinal Richelieu errichtete Akademie der

Liebe, deren lächerliche Beschäftigungen indeß bald aufhörten. (Vgl. Verlieben.)

U.

Ueberfruchtung.

Die fleischfressenden und die Nagethiere gebären viel Junge auf einmal, die grasfressenden fast immer nur eins. Der Mensch gleicht hierin den letzteren, doch zuweilen werden auch dem Menschen zwei und mehrere Kinder geboren, niemals zwei in einem Ei, sondern jedesmal liegt jede Frucht in ihrem besondern Ei, hat ihren besondern Mutterkuchen u. s. w. Man hat berechnet, die fünfundsechszigste Geburt sei eine Zwillingsgeburt, doch bei uns in Norddeutschland sind sie selten. Drillinge gehören vollends unter die Seltenheiten, Vierlinge und Fünflinge noch mehr; kaum unter einer Million Geburten findet einmal eine solche Ausnahme statt. Am schlimmsten gings der Gräfin Margarethe, Tochter des Grafen Florens von Holland, welche, laut Schenks Bericht, im zweiundvierzigsten Jahre ihres Alters ein Weib schalt, das sie um Almosen ansprach, um ihre vielen Kinder zu er=

nähren. Das Weib erwiederte, sie wolle, die Gräfin möchte so viel Kinder bekommen, als Tage im Jahre, und da das Jahr gerade ein Schaltjahr war, wurde Margarethe vierzig Wochen nach diesem Segen von dreihundert sechsundsechszig Kindern entbunden, wovon die Knäblein sämmtlich Johann, die Töchterlein aber Elisabeth getauft wurden. —

Es fragt sich: werden die doppelten und mehrfachen Früchte auf einmal, oder werden sie zu verschiedenen Zeiten erzeugt, so daß, im letzteren Falle, die schon schwangere Mutter noch einmal schwanger wird? Man nennt diese zweite Schwängerung Ueberfruchtung oder Superfötation, und hat viel über ihre Möglichkeit und Unmöglichkeit gestritten.

Die Gründe wider ihre Möglichkeit sind: 1) der innere Muttermund ist nach der Schwängerung geschlossen. 2) Die decidua Hunteri (s. Schwangerschaft) bekleidet die Höhle des schwangern Uterus und verhindert ein neues Anwachsen eines zweiten Eies.

Diese Gründe sind indeß gänzlich unhaltbar. Denn daß der innere Muttermund nach der Schwängerung anfangs nicht geschlossen ist, erhellt theils aus dem öftern Erscheinen der Monatskrise nach der Schwängerung, theils

araus, daß eine Schwangere den Beischlaf
nit derselben Empfindung und demselben Er-
olg ausübt, als vor der Schwängerung, näm-
ich in den ersten Monaten der Schwanger-
chaft. Und Hunter selbst hat bewiesen, daß
ie decidua niemals überall in ihren Punkten
er Mutterhöhlenwände, besonders nicht an
en drei Oeffnungen der Mutterhöhle anhängt.

Desto wichtiger sind die Gründe für die
Superfötation.

1) Sie wird durch das Beispiel der Thiere
ewiesen. Eine Hündin wird von sechs Jun-
en schwanger, die alle verschiedene Väter ha-
en, wie man ihnen auf den ersten Blick an-
eht.

2) Hufeland und andere sehr glaubwür-
ige Zeugen führen Fälle an, die unanstößlich
ie Superfötation beweisen. Die weißen
rauen der Neger, die nebenher auch einen
eißen Liebhaber haben, gebären recht oft zu-
leich einen Mulatten und ein weißes Kind.

3) Selten sind Zwillinge von gleicher Aus-
ildung, sondern gewöhnlich ist der eine nur
öllig reif, während der andre die Kennzeichen
er Zeitigung noch nicht völlig hat.

4) Besonders auffallend ist diese Erschei-
ung, wenn Zwillinge von verschiedenem Ge-

schlecht geboren werden. Alsdann ist gewöhnlich das eine sehr viel schwächer, als das andere, und offenbar unzeitig.

In der gerichtlichen Medicin kann die Frage, ob Ueberfruchtung überhaupt möglich sei? wichtig sein, wegen der zweifelhaften Vaterschaft eines der beiden Kinder.

Unfruchtbarkeit.

Ein wichtiges Kapitel im Fache der Sexual-Physiologie! Wichtig, in so fern sein Thema oft das tiefste Unglück in Familien und Ehen bereitet! Haben wir nicht den Helden des Jahrhunderts sich sogar über den Segen oder den Bann des Papstes hinwegsetzen, und einer zweiten Gemahlin Hand und Krone reichen gesehen, weil Unfruchtbarkeit das Loos seiner ersten Ehe war, und es dieser Dynastie, mehr noch als Hundert andern, auf die Erzielung eines Thronerben ankam? Und wie oft hat Unfruchtbarkeit nicht auch Ehen weniger höhern Ranges gestört, weil dem einen oder dem andern der Gatten Liebe ohne Frucht nicht genügte? — Wir wollen daher in diesem Artikel noch einen Nachtrag zu den Belehrungen liefern, die wir in den Abhandlungen Befruch-

ung, Begattung, Ehe, Fruchtbar=
eit und Unvermögen gegeben haben,
elche wir zu vergleichen bitten.

Unter allen gesellschaftlichen Einrichtungen
t keine einen größern Einfluß auf die Staaten
s die Ehe. Da Staaten aus Familien, und
ese wieder aus ehelichen Verbindungen be=
ehen, so wird die Wohlfahrt der Staaten
mer durch die Vollkommenheit der Ehege=
ẞe bedingt sein.

Die Fortpflanzung ist der wesentliche Zweck
r Ehe. Um sein Geschlecht fortzupflanzen,
uß man mit den nöthigen Fähigkeiten zur
ortpflanzung begabt sein; aber es ist nicht
nug, daß die Organe, welche bei diesem Akte
itwirken, die normalen Formen, Verhältnisse
d erforderliche Stärke haben, es muß auch
ischen beiden Gatten eine gewisse besondere
eziehung dieser Organe statt finden, deren
esetze die Natur in einen undurchdringlichen
chleier verhüllt.

Die Unfruchtbarkeit der Ehen ist ein Gegen=
nd, welcher die ganze Aufmerksamkeit des
ubliziſten, wie des Arztes verdient. Man
mmt im Allgemeinen das Verhältniß der un=
uchtbaren Ehen zu jenen, welche es nicht sind,
e zehn zu tausend an, allein dieses ist keines=

wegs überall der Fall. Hedin, ein schwedischer Geistlicher, fand in seinem Sprengel, der aus achthundert Seelen bestand, eine unfruchtbare Frau auf zehn fruchtbare; und Frank versichert, daß man bei einiger Aufmerksamkeit auf diesen Gegenstand, in den meisten Gemeinden, wenn sie auch nur drei- bis vierhundert Paar enthielten, wenigstens sechs bis sieben unfruchtbare antreffen würde, ohne daß sich aus ihrer physischen Beschaffenheit diese Thatsache erklären ließe. Um die Ursachen der ehelichen Unfruchtbarkeit besser zu würdigen, wollen wir sie in moralische und physische eintheilen. Unter der erstern bemerken wir zunächst: die Furcht, Kinder zu zeugen. Ohne gerade die Ehe immer ganz unfruchtbar zu machen, verhindert sie, daß daraus jene Anzahl von Kindern entspringe, welche jedes Paar zu erzeugen fähig gewesen wäre. Diese Furcht rührt oft weniger von wirklicher Armuth oder Dürftigkeit, als von einem hohen und strafbaren Grade von Eigennutz her, welcher bei dem civilisirten Menschen durch die künstlichen Bedürfnisse, die er sich schafft, noch täglich sich vermehrt. Mit dem täglich wachsenden Luxus wächst auch täglich die Zahl der Bedürfnisse, und es ist leider!

etwas alltägliches, daß Gatten sich keine, oder
ferner mehr keine Kinder wünschen, weil pe=
cuniäre Umstände sie drängen! Auf der andern
Seite hat jene Furcht, besonders in den gro=
ßen Städten, jene Weichlichkeit und Eitelkeit
der Weiber zum Grunde, wornach diese das
Schwangerwerden und dessen Folgen fürchten,
weil es ihre Reize zerstören, oder sie verhindern
möchte, die Zeit, welche die Mutterpflichten in
Anspruch nimmt, zu eitlen Vergnügungen zu
verwenden. Schon die Nationen des Alter=
thums fürchteten dergleichen Mißbräuche. Nach
Valerius Maximus waren deshalb die
Römer, wenn sie sich verehelichen wollten, ver=
bunden, vor den Censoren sich eidlich zu ver=
pflichten, daß ihre *Absicht* sei, Kinder zu
zeugen. Jede Frau, welche überwiesen wurde,
den Zweck des Beischlafs vereitelt zu haben,
wurde für ehrlos gehalten, und durfte nach
einem alten Gesetze, welches dem *Numa
Pompilius* zugeschrieben wird, vor dem
Altar der *Juno* nicht erscheinen, bevor sie ihr
Verbrechen durch das Opfern eines weiblichen
Lammes gebüßt hatte, ein Opfer, dem sie mit
zerstreuten Haaren beiwohnen mußte. (S.
Begattung.)

Ein zu lebhaftes Verlangen, Kin=

der zu zeugen, wird, im Gegentheil, nach Theden, bei Gatten, welche übrigens alle nöthigen Fähigkeiten zur Zeugung besitzen, auch oft eine Ursache der Unfruchtbarkeit. Weniger Heftigkeit in dem Zeugungsakt, und besonders eine nicht so tiefe Introduktion in dem entscheidenden Augenblicke, würden den Zweck vieler achtungswürdigen Eheleute weit sicherer erfüllen, deren innere Ruhe und häusliches Glück durch Kinderlosigkeit gestört wird.

Antipathie, oder Unverträglichkeit zwischen Ehegatten, die leider! gar zu leicht entsteht, wenn die Ehe nach Alter, Constitution und Temperament der Gatten unharmonisch ist — also in Ehen zwischen einem sehr alten Mann und einer sehr jungen Frau, oder umgekehrt, oder zwischen einem sehr kalten Mann und einem sehr feurigen Weibe u. s. w. — ferner Sittenlosigkeit und Ausschweifungen der Gatten führen sehr oft den Mann zum Unvermögen, das Weib zur Unfruchtbarkeit.

Die physischen Ursachen der Unfruchtbarkeit sind nicht allein bei dem weiblichen Geschlechte zahlreicher und häufiger als bei dem männlichen, sondern auch überdies schwerer zu bestimmen. Die vorzüglichsten sind: daß viele

rauen sich überhaupt verehelichen, wenn sie
hon zu alt sind; verschiedene Arten von
rüchen, welche häufig von Unvorsichtigkeiten
rrühren, die während der Schwangerschaft
nd bei der Niederkunft begangen werden;
nordnungen in der monatlichen Krise, die
terigen und schleimigten Ausflüsse, unordent-
che Lebensart, Nachtwachen, sitzendes Leben,
ı häufiges Fahren, übermäßige, und mit ih-
n Kräften im Mißverhältniß stehende Arbei-
ı, zu langes Stillen der Kinder ꝛc. Man
greift, daß unser Plan hier nur sein kann,
ur jene Ursachen der Unfruchtbarkeit zu be-
ichnen, welche in das Gebiet der öffentlichen
esundheitslehre gehören; für speciellere Nach-
chten müssen wir überall auf die Lehrbücher
er Pathologie verweisen.

Um die Hindernisse gehörig zu würdigen,
elche in einem Staate der Bevölkerung ent-
gen stehen, muß man vor allen Dingen die
asis ausmitteln, nach welcher sich bestimmen
ßt, bis zu welchem Grade in einem Lande
e Fruchtbarkeit mehr oder weniger von der
wöhnlichen Regel abweicht. Dieser Zweck
inn nur durch genaue Register über die ehe-
che Frucht- und Unfruchtbarkeit erreicht wer-
n, welche schätzbare Aufschlüsse über das

Verhältniß der einen zur andern geben, und zu mehr speziellen Untersuchungen in jenen Gegenden leiten würden, wo, bei übrigens ganz gleichen Verhältnissen, die Abnahme oder das Wachsthum der Bevölkerung sich vorzüglich bemerkbar machen. Auf diese Art glaubte man ehemals, die bei den Egyptierinnen beobachtete Fruchtbarkeit dem Nilwasser zuschreiben zu müssen, so wie die größere Fruchtbarkeit der Küstenbewohner dem häufigen Fischessen. Inzwischen sind alle Untersuchungen der Art niemals so angestellt, daß man nützliche Aufschlüsse davon hätte hoffen können; man ließ sich durch die Dunkelheit, die über dem Zeugungswerke waltet, und dessen Geheimniß zu ergründen man verzweifelte, abschrecken, als wenn es hier darauf ankäme, auf die Endursachen zurückzugehen. Wirklich würde eine durch Auszüge aus diesen Registern erhaltene Masse von einzelnen Resultaten zur Kenntniß der verschiedenen allgemeinen Ursachen führen, welche in diesem oder jenem Lande die eheliche Fruchtbarkeit befördern oder hindern. Doch müßten diese Register, um den vorgesetzten Zweck zu erreichen, weit entfernt blos die Zahl der Kinder, welche aus jeder Ehe entstehen, anzugeben, vielmehr auch

e verschiedenen andern Umstände dabei be-
erken, die auf den Punkt der Unfruchtbar-
it Einfluß haben könnten.

Das Studium der sinnlichen Neigungen
r Völker, um ihre Verirrungen bekämpfen
ı können, ist ein mächtiges Mittel, die ehe-
che Fruchtbarkeit zu befördern, und so der
nfruchtbarkeit entgegen zu wirken. Die
esetzgeber haben zu dem Ende bald mehr
der minder schickliche Wege gewählt, die sie
en Lokalitäten und dem physischen und mo-
alischen Charakter ihrer Nationen anpaßten.
So suchte August zu der Zeit, da die schänd-
chsten und widernatürlichsten Gelüste einen
roßen Theil der Römer fast entmenscht hatten,
iesen Ausschweifungen durch Institutionen,
elche die Ehen beförderten, und durch Aufla-
en, womit er die Ehelosen belastete, Grenzen
ı setzen; Constantin war noch strenger,
a er gegen das Laster der Knabenliebe die
odesstrafe aussprach. Die Frauen von Ava
leiden sich in baumwollene Stoffe, von so
einem Gewebe und so leichtfertigem Schnitte,
aß bei jedem Schritte ihre Blöße sichtbar
ird. Diese unzüchtige Kleidung soll ihnen,
ie man erzählt, von einer weisen Regentin
us ihrem eigenen Geschlechte vorgeschrieben

worden sein, um zu einer Zeit, wo bei dem unsrigen die Gräuel der Sittenlosigkeit auf das Höchste gestiegen waren, durch diese Verordnung die Entmenschten auf den Weg der Natur zurückzuführen, von welchem sie sich entfernt hatten.

Den innern Frieden in den Haushaltungen zu erhalten, Mißhandlungen und übermäßige Arbeiten, womit die Männer nicht selten ihre Weiber überhäufen, zu verhindern; die Nachlässigkeit der Gatten gegen ihre kranke, oder auch nur an kleinen Unpäßlichkeiten leidende Gattinnen zu bestrafen; ein aufmerksames Auge zu haben auf die ausschweifende Lebensweise der Gatten, als eine Folge ihrer Gleichgültigkeit und einer wechselseitigen Uebereinkunft unter ihnen — alles dieses ist weitere Aufgabe für eine wachsame Polizei, die von dem Eifer beseelt ist, die Ursachen, welche der Bevölkerung hinderlich sind, aus dem Wege zu räumen.

Unmäßigkeit.

Cibus, potus, venus, omnia moderata!

Hippocrates.

Speise, Trank, Liebe — Alles genieße mit Maß.

Balnea, vina, venus corrumpunt corpora nostra.
Martial.

Bäder, Lieb' und Wein zerrütten den menschlichen Körper.

Wie tief der Mensch sinken könne, wenn er **unmäßig** im Genusse der schönsten physischen Freuden ist, die ihm die Natur bescheert, das haben wir bereits in den Abhandlungen **Ausschweifungen** und **Wollust** zur Genüge dargethan. Aber nicht bloß die verscherzte Menschenwürde ist der einzige Fluch, den die Gottheit auf jenen unwürdigen Mißbrauch der Liebesfreuden gelegt hat, sondern auch der Schaamloseste, Entmenschteste (man erlaube das Wort!) der vielleicht abgestumpft genug ist, um den Verlust seiner Menschenehre mit scheußlichem Gleichmuth zu ertragen, hat andre Strafen zu erdulden, für die er überall empfänglich ist, so lange noch ein Funke von Leben in ihm glüht, Strafen, die sich auf sein Leben, seine Gesundheit beziehen, und die Niemanden gleichgültig sind.

Blicken wir zuerst auf das bessere Erbtheil des Menschen, auf seinen Geist, seine intellektuelle Seite — wie tief sehen wir diese ergriffen, erschüttert, ja zerstört durch Unmäßig-

keit in den Genüssen der Venus! Das sind die Schlaffen, Weichlichen, Weibischen, für alle Genüsse Abgestumpften, zu allen Geschäften Untauglichen, die wir überall und täglich zur Schande der Gesellschaft umherschleichen sehen! Ja im höhern Grade ist sogar förmlicher Stumpfsinn und Kretinismus eine leider! nicht so ungewöhnliche Folge übermäßiger Geschlechts-Ausschweifungen, und alle Irrenhäuser zählen in ihren Mauern dergleichen Unglückliche, die ihr edelstes Lebensgut, ihr göttliches Erbe, auf diese Art mit nichtswürdigem Leichtsinn vergeudet haben! Wer Einen dieser Unglücklichen je geschaut hat, der wird gewiß mehr als nach allen Moralpredigten erzittert haben, und gewiß, solche Beispiele sollten der Jugend von Lehrern und Eltern als schreiende Warnungstafeln vorgehalten werden, um ihr zu zeigen, wie weit unmäßiger Geschlechtsgenuß führen könne und führe!

So wie aber durch dieses Unmaaß der Geist ertödtet wird, so erschlafft auch das Gemüth, und man hat sehr richtig gesagt, daß, wie Keuschheit die Stütze aller Tugenden, so Unkeuschheit die Quelle aller Laster sei. Schlaffheit des Charakters und daraus entstehende Feigheit, sind fast überall unzertrennliche Fol-

en der Wollust=Excesse, Feigheit und Schlaff=
eit des Charakters aber sind gewöhnlich die
Grundlagen der Grausamkeit. Man rächt
ich mit um so größerer Wuth und Bosheit
n seinem Feind, als man ihn fürchtet, oder
ch schwach fühlt; und die Eigenliebe wird
m so leichter verletzt, als man sich selbst ver=
chtlich weiß. Dies ist die Ursache jener be=
cemdenden Bosheit, welche alle ausschweifen=
en Fürsten gezeigt haben, wie z. B. Tiber,
Caligula, Nero, Domitian, Helio=
abal, Borgia rc. Die entnervten Für=
en Asiens verordnen die furchtbarsten Strafen
n Schooße ihres Harems mit der grausam=
en Despotie. Die ausschweifende Catha=
ine von Medicis hat die Ermordung der
Protestanten in Frankreich angeregt, und viele
ner wollüstigen weichlichen Creolen, sich den
ppigsten Umarmungen entwindend, lassen
hre unglücklichen Negerliebhaber durch Peit=
chenhiebe vor ihren Augen zerfleischen.

Aber nicht allein Grausamkeit, sondern alle
ndern Laster eines niedrigen Charakters sind
chlaffen, wollüstigen Gemüthern eigenthüm=
ich. Lüge, Falschheit und Treulosigkeit sind
e Erbtheile entnervter und furchtsamer In=
viduen, so wie Freisinn, Muth und Kühn=

heit nur dem Kräftigen eigen sind. Daher sehen wir ja in der Geschichte, wie eben schon die Anführung jener grausamen Wüthriche beweist, die Jahrhunderte der zügellosesten Ausschweifungen auch durch die üppigste Menge von Lastern aller Art bezeichnet.

Ehebrüche waren im entarteten Rom etwas so gewöhnliches, daß sie weder den Ehebrecherinnen, noch ihren Männern zur Schande gereichten; die Ehe war nicht mehr ein heiliges Bündniß, sie war eine Verbindung von der galt:

Laune löst, was Laune knüpfte.
Schiller.

Im Gegentheil war Keuschheit mehr ein Vorwurf, als Ehebruch eine Schande. Man heirathete nur, um durch den Mann die Liebhaber zu reizen, und diejenige, die nicht wußte, daß die Ehe weiter nichts, als ein ununterbrochener Ehebruch sei, wurde als ungenießbar und leer von aller Kenntniß der schönen Welt angesehen. Eine Dame, die sich nur mit einigen Liebhabern begnügte, und nicht damit alle Tage, ja selbst alle Stunden wechseln konnte, wurde für elend oder häßlich gehalten. „Der wird, sagt Seneka, für einen unge=

)liffenen Bauer und Abgünstigen gehalten,
nd ist den Damen ein Greuel, wer seiner
hefrau verbietet, sich in einer Tracht, welche
n Augen nichts verbirgt, auf offnem Ba=
nkin austragen zu lassen. Wer sich nicht
ırch eine Maitresse oder Buhlschaft mit der
rau eines andern Mannes einen Namen
acht, den halten unsre Damen für nieder=
ächtig, für einen Menschen, dessen Begierden
edrigen Schmutz verrathen, und der für
klavinnen gut genug ist. Die Verlobung
schieht nach der Mode durch Ehebruch. Man
rabredet erst Wittwenschaft, und so gibts
ine Heimführung ohne Entführung." Wenn
ıe Frau nicht gern einen Theil ihres Hei=
thsguts einbüßen wollte, oder Schwierig=
ten bei ber Ehescheidung fürchtete, so nahm
ihre Zuflucht zu heimlicher Vergiftung,
)mit die Römerinnen ihre Männer eben so
ufig als ihre Kinder aus der Welt schafften.
anche Eheleute aßen deßwegen nie mit ein=
der, weil jede Parthei fürchtete, daß die
dre ihr zuvorkommen möchte!

Das Ungeheuer Tiber scheute sich nicht,
ıen Priester während des Opfers zu schän=
n, und da dieser und sein Bruder ihm das
)scheuliche seines Verbrechens vorwarfen, so

ließ er beiden die Beine zerschlagen. Widersetzte sich eine Römerin seiner unmäßigen Wuth, so ließ er sie alsbald als Majestätsverbrecherin bestrafen. Caligula umarmte nie eine Gemahlin oder eine Andre, ohne ihr zugleich zu sagen, dein Kopf muß doch herunter, so bald ich nur will. Und zu Drusilla sagte er nach Sueton's Versicherung: Ich hätte wohl Lust, dich auf die Folter legen zu lassen, um von dir zu erfahren, warum ich dich so sehr liebe. Commodus entehrte erst seine Schwestern, dann tödtete er sie. —

Auch im entarteten Mittelalter waren Meuchelmorde, Ehebrüche und Verletzungen der jungfräulichen Ehre, Vielweiberei und Konkubinat ꝛc. unter Personen vom höchsten Range bis zum niedrigsten Pöbel gleich häufig. Die gewöhnlichen Fragen der Beichtväter waren: ob nicht der Beichtende jemanden umgebracht, einen falschen Eid geschworen oder Ehebruch begangen ꝛc. habe? Und bei den weiblichen Sünderinnen erkundigten sie sich, ob sie nicht ein Kind umgebracht hätten? ꝛc. Heinrich der Vierte, der vielgepriesene »roi bon et vaillant,« dieser »diable à quatre« war zugleich der größte Verführer der Unschuld und der grausamste Vollstrecker seiner Lüste. Oft

ß er Männer, die ihm ihre Frauen oder
öchter verweigert hatten, Meuchelmördern
erliefern. Will man aber mit Einem Blick
ersehen, wie tief in moralischer Hinsicht
ie Unmäßigkeit in den Ausschweifungen des
ollusttriebes der Menschen hinabstürzen kann,
lese man die derbe Schilderung, die Juve-
l von dem Betragen der unzüchtigen Mes-
lina macht:

Intravit calidum veteri centone lupanar,
Et cellam vacuam, atque suam; tunc nuda papillis
Prostitit auratis, titulum mentita Lyciscae,
Ostenditque tuum, generose Britanice, ventrem.
— — — — — — Tamen ultima cellam
Clausit, adhuc ardens — — — — — —
Et resupina jacens multorum absorbuit ictus,
Et lassata viris necdum satiata recessit.

(Im schlechten Gewande betrat sie ein leeres
mmer, das ihrige, in einem öffentlichen
use, und hier gab die vornehme Buhlerin
ter dem Namen Lyciska mit entblößtem
ısen den Leib Preis, der dich, hochherziger
:ittanicus getragen...... Nur als die
zte schloß sie ihre Zelle, noch glühend in der
unst, und ging endlich mehr ermüdet als
ättigt!)

Nicht weniger schrecklich ist das Heer der körperlichen Uebel und Gebrechen, die der sexuellen Unmäßigkeit folgen. Wir haben bereits in der Abhandlung Selbstbefleckung die Wirkungen erzählt, die ein unsinniger Genuß der Geschlechtsfreuden auf die zunächst dabei interessirten Organe, die Geschlechtstheile, des Mannes wie des Weibes, äußert, und wie diese Schwäche auch nothwendig auf das Zeugungs- und Fortpflanzungsgeschäft vom allerwesentlichsten, nachtheiligsten Einfluß wird. (Vgl. Unfruchtbarkeit, Unvermögen.) Wir wollen nun hier noch kurz einige der wichtigsten Krankheiten als warnendes Memento aufführen, von denen die Erfahrung gelehrt hat, daß sie unwiderruflich mehr oder weniger rasch, und in größerer oder geringerer Intensität auf die Unmäßigkeit in den Opfern der Venus folgen. Die beständige Reizung des Blasenhalses, an welchem die Geschlechtsorgane liegen, und der mit ihnen gemeinschaftliche Nerven hat, führt örtliche Anschwellung seiner Blutgefäße und die ganze Gruppe von Symptomen herbei, die als Folge der Blasen-Hämorrhoiden entstehen, namentlich Steinkrankheit und Diabetes, eine der schrecklichsten und unheilbarsten Krankheiten, in welcher die Harn-

bsonderung über alles Maaß vermehrt und abei in Qualität so verändert ist, daß der Harn einen honigähnlichen Geschmack annimmt, und ein süßes Extract aus ihm bereitet werden ann. Fast alle Fälle der Harnruhr, die bisher eobachtet worden sind, kommen bei Menschen or, die der Venus unmäßig geopfert hatten.

Gicht ist eine der gewöhnlichsten Folgen er Wollust. Sie ist als Krankheit unvoll=ommnen Productionsvermögens, wesentlich ur die Begleiterin des höheren Alters, in elchem dies überhaupt von seiner Energie erliert, entsteht aber bei jüngern Menschen uch alsdann, wenn sie durch Geschlechtsaus=chweifungen dies Produktionsvermögen früh=eitig schwächen. Gicht, die vor dem vierzig=en Jahre eintritt, ist das sicherste Zeichen urzer Lebensdauer und frühen Greisenalters. lber auch andere Menschen werden oft darum ichtisch, weil sie ihr Productionsvermögen urch Wollust geschwächt haben, und würden on den Schmerzen, die sie quälen, durch bes=ere Bezähmung ihrer Sinnlichkeit frei geblie=en sein.

Gichtkranke fühlen sich nicht selten troß hrer Gebrechlichkeit und ihres Alters zu fort=

während den Geschlechtsausschweifungen gereizt, und vermehren dadurch ihre Leiden.

Hypochondrie entsteht am häufigsten aus sinnlichen Ausschweifungen, indem die Reizung der Darmnerven durch den Beischlaf allmälig deren Schwächung herbeiführt. Daraus folgt dann träge Verdauung und Flatulenz, nebst Säureerzeugung in den ersten Wegen, daraus krankhafte Reizbarkeit des Nervensystems und die ganze wunderbare Reihe der hypochondrischen Symptome. Es geht den Hypochondristen oft wie den Gichtkranken: ihre reizbaren Nerven verleiten sie zu dem Glauben an Bedürfnisse, die sie eigentlich gar nicht haben; ihre thätige Phantasie fällt auf Zerstreuungsmittel, da sie um so gewisser die Krankheit verschlimmern, als sie schon Folge der Phantasie und ihrer unregelmäßigen Befriedigung ist. Sie fahren fort, wollüstig zu sein und machen ihre Leiden unendlich und unheilbar, wenn sie nicht dem ganz entsagen, was sie selten gestehn, und wohl gar, besonders in der Ehe, als Pflicht betrachten.

Epilepsie und Convulsionen gehören leider sehr zu dieser Reihe von Krankheiten. Alles, was die Hirnthätigkeit schwächt, disponirt zu dieser fürchterlichen Krankheit:

:de Gelegenheitsursache, die in den Muskel-
erven einen starken Reiz hervorbringt, reicht
ann hin, ihren Ausbruch zu veranlassen.

Schwäche der Sinne, besonders des Ge-
:chts, tritt nicht selten ein. Der Sehnerv
st der höchste unter den Sinnennerven, das
luge das nervenreichste und zarteste Organ
es Körpers; es ist daher ganz natürlich,
enn sich eine allgemeine Ueberreizung und
Schwäche des ganzen Nervensystems ganz
orzüglich im Auge reflektirt, und viele unsrer
ungen bebrillten Herrchen geben täglich neue
Beweise für die Wahrheit dieser Krankheitser-
:heinung.

Auffallend ist es, daß das Weib, wie über-
aupt den Begattungsact, so auch das Ueber-
naaß im Genusse desselben viel besser erträgt,
ls, unter übrigens gleichen Umständen, der
Mann. Wie viele Weiber gehen nicht in
Fülle der Gesundheit herum, die der Wollust
ahllose Opfer bringen! wie viele alternde
Messalinen, die ein Leben voll Unsauberkeit
n aller Lust und bei guter Gesundheit durch-
:hwelgt, selbst im Alter noch der Nachahmung
er Jugendgenüsse nicht entsagt haben und
och noch wohl und kräftig bleiben! Wahrlich
nan würde versucht, mit der Natur zu hadern,

wenn sie nicht dennoch zuweilen die weibliche Wollust, und dann schrecklich genug, bestrafte.

Die Fälle von öffentlichen Buhldirnen sind nicht ganz selten, wo sie unter den viehischen Umarmungen ihrer Liebhaber den Geist aufgaben. Aber auch andre Leiden, als ein solcher unnatürlicher Tod sind unmäßig ausschweifenden Weibern aufbewahrt.

Die körperlichen Hauptübel, die sie bestrafen, sind Ausflüsse, Scirrhus und Krebs des Muttermundes und der Brüste. Freilich entstehen diese furchtbaren Uebel auch ohne selbstverschuldete Ursache, aber in den meisten Fällen sind diese Folge übermäßiger Ausschweifungen. O! daß viele unsrer Leserinnen einmal das scheußliche Bild einer der schmerzlichsten und sicher tödtlichen Krankheiten ihres Geschlechtes, des Krebses der Gebärmutter oder der Brüste, zu sehen Gelegenheit gehabt hätten! Wir halten ungemein viel auf eine praktische Moral, und sind überzeugt, daß Manche von dem verderbenathmenden Abgrunde, den unmäßige Geschlechtsausschweifungen ihr bereiten, gerettet würde, die Lehrer und Mutter und Arzt nicht zu heilen vermögen, sähe sie die giftigen Zerstörungen, hörte sie die herzzerrei-

ßenden Klagen über die wüthenden Schmerzen solcher Kranken, die ihr

Gift unter den Rosen der Lust

Göthe.

geholt haben, und in unmäßigen Zügen den Becher zu leeren nicht müde wurden, von dem einmal die Natur uns nur nippen lassen wollte!

(Vgl. Ausschweifung, Unfruchtbarkeit, Unvermögen, Wollust.)

Unschuld.

Die schönste Blüthe, die ein unverdorbenes, menschliches Gemüth treibt, eigenstes Attribut einer menschlichen Seele, denn ein vernunftloses Wesen kann keine Unschuld besitzen, in dem (moralischen) Sinne, wie man das Wort gewöhnlich nimmt, obgleich in einem andern (religiösen) Sinne grade alle Thiere unschuldig sind, weil sie keinen Theil haben am Sündenfall.

Die erste Bedeutung des Wortes: Unschuld ist die Naivetät, die Einfalt des Gemüthes, wie wir sie bei Kindern und bei kindlichen Völkern finden. Kant definirt ganz vortrefflich diese Unschuld also: „Etwas aus dem

animalischen Gefühle des Vergnügens und dem geistigen Gefühle der Achtung Zusammengesetztes findet sich in der Naivetät, die der Ausbruch der, der Menschheit ursprünglich natürlichen Aufrichtigkeit wider die zur andern Natur gewordne Verstellungskunst ist. Man lacht über die Einfalt, die es noch nicht versteht, sich zu verstellen, und freut sich doch auch über die Einfalt der Natur, die jener Kunst hier einen Queerstrich spielt. Man erwartete die alltägliche Sitte der gekünstelten, und den schönen Schein vorsichtig angelegter Aeußerung, und siehe! es ist die unverdorbene, unschuldige Natur, die man anzutreffen gar nicht gewärtig, und der, so sie blicken ließ, zu entblößen auch nicht gemeint war." — Dieser philosophischen Deduction gegenüber stellen wir einen poetischen Spruch über dasselbe Naturgefühl von dem größten Dichter:

Wo Lieb' und Einfalt nicht zu reden sich erdreisten,
Da, dünkt mich, sagen sie, im Wenigsten am Meisten.

Shakespeare.

Eine zweite Bedeutung hat das Wort: Unschuld angenommen, indem man es von reiner,

unbefleckter Jungfräulichkeit gebraucht, und von einem jungen Wesen, dem die Geheimnisse der Venus noch unbekannt sind, sagt, daß es noch unschuldig sei. Von dieser Unschuld haben wir schon des Weiteren in dem Art. Jungfrauschaft und Keuschheit gesprochen. Hier daher nur die schönen und berühmten Verse Catull's auf die jungfräuliche Unschuld:

Wie die Blume, — die frisch im umzäunten Garten empor steigt,
Keiner Heerde bekannt ist, von keinem Pfluge verletzt wird,
Die der Regen erzeugte, die Sonne stärket, die Luft kühlt, —
Viele Jünglinge reizet, von vielen Mädchen gesucht wird;
Aber wenn sie, vom scharfen Nagel gebrochen, verblühet,
Keinen Jüngling reizt, von keinem Mädchen begehrt wird;
So die Jungfrau, die, unberühret, den Ihrigen werth ist;
Aber wenn sie, befleckt, die Blume der Keuschheit verloren,
Bleibt sie den Jünglingen nicht, noch bleibt sie den Mädchen dann reizend.

Unterrock.

Ein sehr bekanntes, weibliches Kleidungsstück, das wir hier nur erwähnen, weil die Franzosen ein sehr gebräuchliches Sprichwort haben: aimer le cotillon (den Unterrock lieben), welches so viel bedeutet, als unser „Jeder Schürze nachlaufen.“ — Einem gravitätischen Herrn warf man es vor: d’aimer le cottillon. Wie, rief er aus, quelle calomnie! je voudrais qu’aucune femme n’en portât!

Shakesspeare braucht einmal das Wort Unterrock als pars pro toto für: Weib. Eines seiner Mädchen verkleidet sich als Mann, und sagt bei Gelegenheit einer kühnen That, die sie unternehmen will: „Wams und Hosen müssen sich gegen den Unterrock herzhaft beweisen.“ —

Unvermögen.

Seid fruchtbar und mehret Euch! lassen die ältesten Urkunden die schaffende Gottheit zu dem Menschen sprechen. Eine Fortsetzung des Menschengeschlechtes durch Zeugung, Empfängniß und Geburt liegt also im Plane der Vorsehung. Indessen treten

ei einzelnen Individuen Verhältnisse ein, die
iesem Zwecke der Natur entgegenstreben, oder
in ganz vereiteln. Sie bewirken den Zu-
and, den man beim Weibe Unfruchtbarkeit,
eim Manne Unvermögen nennt. Unvermö-
en (Impotenz) ist also der Mangel der Zeu-
ungskraft, der Mangel der Fähigkeit, einen
uchtbaren Beischlaf, oder auch, wenn das
nvermögen vollkommen ist, eine Begattung
berhaupt zu vollziehen. Im allgemeinen
ibt es weniger unvermögende Männer als
nfruchtbare Weiber, und es scheint, daß das
hwächere Geschlecht auch den natürlichen Un-
ollkommenheiten mehr unterworfen sei.

Bei den Männern müssen ohne Zweifel die
eschlechtsorgane wohl gebildet sein. Wenn
ie Testikel geschwunden oder verstopft sind,
enn die Nebenhoden, so wie die zuführenden
aamenröhrchen verstopft sind, wenn die Saa-
enbläschen fehlen, wenn die Ejaculation nicht
ehörig geschieht, wenn die Saamenflüssigkeit
icht hinlänglich verarbeitet ist 2c., so kann
ine Schwängerung statt finden. Auch wenn
ie Erektion nicht geschehen kann, wenn der
arngang sich unterwärts oder oberwärts
ffnet, oder ein andrer, ähnlicher Bildungs-

fehler da ist, so sind dies nothwendige Hindernisse einer fruchtbaren Begattung.

Doch kann der Mann wohl gebildet und doch mehr oder minder fruchtbar und ganz unvermögend sein. Es gibt gewisse phlegmatische Temperamente, gewisse Zustände von Sinnenkälte, von Erschöpfung, Nervenschwäche u. s. w. die alle Sexualität ertödten. Vorzüglich sind übermäßige Geschlechtsausschweifungen (vgl. Selbstbefleckung, Unmäßigkeit) häufige Ursache zum männlichen Unvermögen, und solche ausgebrannte Wüstlinge schleichen dann zur Schande ihres Geschlechtes, kalt und impotent, unfähig, durch eignes, sündenhaftes Verschulden unfähig, den edelsten Zweck des physischen Menschen zu erfüllen, in der Gesellschaft blaßwangig und hohläugig umher!

Ueberhaupt kann alles, was das Nervensystem überreizt, unter gewissen Umständen zur Impotenz führen. So hat man den Mißbrauch des Kaffees als hierher gehörig beschuldigt. Adam Olearius schrieb schon 1696: „Wenn man dieß Kahwähwasser zuviel gebrauchet, so soll es die fleischlichen Begierden auslöschen.“ So arg ist es indeß doch wohl nicht!

Die Trunkenheit, welche die Muskeln erhlafft und fast lähmend auf das Nervensyem einwirkt, macht gar nicht selten unverögend, und es ist eine bekannte Erfahrung, aß Trunkenbolde keine vorzüglichen Helden der Liebe sind. Man bemerkt in den Nieerlanden und in Holland, daß die starken ranntweintrinker unvermögend werden, und an glaubt, eine merkliche Abnahme in der ruchtbarkeit zu beobachten, seitdem der Mißauch der geistigen Getränke bei den nordihen Nationen: als: Dänen, Schweden, ussen, Deutschen, Engländern rc. sehr überınd genommen hat. Im Gegentheil hat an mehrmals bemerkt, daß die Wassertrinker den Kämpfen der Liebe tapferer und mannıfter bestanden sind, als die Verehrer des acchus. So z. B. die wassertrinkenden gyptier, Syrer und Chaldäer.

Es ist eine wichtige Bemerkung für diejenin, welche sich narkotischer Getränke als Reizittel zu bedienen pflegen, daß zwar z. B. das pium, mit aromatischen Mitteln verbunden, nfangs heftig zur Liebe reizt, aber auch bald e Zeugungskraft so sehr schwächt, daß eine solute Unfähigkeit daraus entsteht. Das ıbesonnene Auflegen von betäubenden Mit-

teln, wie Opium, Nachtschatten oder Giftpflanzen auf die Geschlechtsorgane, führt bald eine fast gänzliche Erschlaffung und Unthätigkeit dieser Theile herbei, erzeugt Entmannung, und eine Art von Eunuchism. Larrey erzählt von Soldaten, die sich an geistige Getränke und an den häufigen Gebrauch solcher betäubenden Mittel gewöhnt hatten, daß bei ihnen die Sexualtheile nach und nach fast verschwunden seien; der Magen so wie der Körper wird in solchen Fällen schwächer, und der Bart fällt aus, die Erschlaffung wird bald allgemein. Diese Beispiele sind vorzüglich in Egypten sehr häufig, wie überhaupt in allen heißen und feuchten Ländern; denn eine solche Temperatur trägt zu dieser Entnervung sehr bei, besonders bei ohnedies feuchten und weichen Konstitutionen. Thurnbull sah sonderbare Beispiele davon auf der Insel Otaheiti: entnervte Schwächlinge, die man Machoos nennt, überließen sich den schändlichsten Handlungen in abergläubischem Sinne, um die verlorne Mannskraft wieder zu ersetzen.

Vorausgegangene Krankheit, Ermattung, Hunger, Frost, sind leicht zu entdeckende Ursachen; eben so alle Leidenschaften, welche wollüstiger Erregung entgegen stehn, als:

erger, Furcht, Schaam. Letztere ist beson=
rs schädlich, und macht die Verbesserung ge=
öhnlich unmöglich, wenn der erste Versuch
cht gelungen ist. Die Liebe selbst, sollte
an es glauben? ist nicht selten ihr eignes
inderniß; vor großer Vergötterung des ge=
bten Gegenstands kann das Gemüth zu
ollüstigen Regungen gar nicht kommen, und
re physischen Wirkungen erscheinen nicht,
i allem möglichen inneren und äußeren
nlaß.

Manchmal liegt es an einer Abneigung ge=
n die bestimmte Person, der dieser Dienst
leistet werden soll; sie hat vielleicht eine
tale Gewohnheit, ein Maal, irgend etwas
sich, das widrig auf den Sinn wirkt, oder
Vergleichung zwischen ihr und einer andern
ihr nachtheilig.

Aber es gibt auch im menschlichen Leben
erioden, wo ohne alle erdenkliche Ursache
r kräftigste Mann pausiren muß, und ganz
taunt ist, sich von seiner gewohnten Rüstig=
t im entscheidenden Augenblick verlassen zu
n. So ging es Ovid, der wahrlich sonst
ht impotent war, und so ists manchem ge=
ngen. Solche nennt die lateinische Sprache
gidos et maleficiatos; die französische

nennt dieß Ereigniß nouer l'aiguillette. (S. Nestel.) Man hat sehr gewöhnlich Zauberei für den Grund dieses zufälligen Unglücks gehalten, und die Eifersucht oder den Neid eines andern Weibes als ihre Veranlassung angeklagt. Wenn die Periode von kurzer Dauer ist, so wendet sich nachher das Verhältniß zum Guten, allein es gibt Fälle, wo sie Monate lang, ja wohl ein Jahr fortdauert, ohne alle Krankheit, ohne irgend eine denkbare Ursache.

Es gibt noch andre Ursachen, die besonders Ehen unfruchtbar machen, und auf welche wir im Artikel Unfruchtbarkeit zurückkommen wollen. Im Ganzen gilt es glücklicherweise, daß Unvermögen und Unfruchtbarkeit Ausnahmen, seltene Ausnahmen von der großen Naturregel sind, und in diesem Sinne ruft der Dichter scherzhaft:

Wenn auch nicht alle propagiren,
Seid unbesorgt, das menschliche Geschlecht
Stirbt drum nicht aus. —

Wieland.

Hierher gehört ganz die Erwähnung eines gesetzlich bestimmten, öffentlichen Beischlafs, der zum Beweis oder zum Gegenbeweis des

männlichen Unvermögens in Frankreich gegen
das Ende des sechszehnten Jahrhunderts ein=
geführt wurde. Einige leiten den Ursprung
dieses Gebrauchs von der Frechheit eines jun=
gen Mannes her, welcher, des Unvermögens
beschuldigt, sich anheischig machte, in Gegen=
wart von Sachverständigen, das Gegentheil
zu beweisen. Dieses Anerbieten wurde ange=
nommen, und in der Folge nun dieser Ge=
brauch bei den geistlichen Gerichten in Frank=
reich eingeführt, ja sogar durch Beschlüsse
rechtskräftig gemacht.

Obgleich Venette in seinem Gemälde der
ehelichen Liebe behauptet, in dem römischen
Rechte Spuren davon zu finden, so ist doch
so viel gewiß, daß vor dem vierzehnten Jahrhun=
dert von der Eheprobe (Congrès, denn so
wurde dieß Verfahren genannt) keine Rede
war, wo Guy de Chauliac derselben als
eines vor Gericht üblichen Verfahrens erwähnt,
wenn das Unvermögen eines Mannes erwiesen
werden sollte. Indessen scheint es doch nicht,
daß schon damals so viele Formalitäten dabei
statt hatten, wie gegen die Mitte des sechs=
zehnten Jahrhunderts.

Nach Chauliac sollen Mann und Frau
mehrere Tage beisammen schlafen, in Gegen=

wart einer unterrichteten und erfahrnen Matrone, welche ein von der Obrigkeit bevollmächtigter Arzt eigends dazu zu ernennen hat; diese soll beide Ehegatten ermahnen, sich einander zu liebkosen u. s. w.; ihnen einige liebekräftigende Mittel geben, ja die Sexualorgane mit zweckdienlichen Salben bei einem Feuer von trockenen Weinreben reiben, und endlich dem Arzte, von dem, was sie gesehen, treuen Bericht erstatten, damit dieser darüber weiter berichten könne. — Vincent Tagereau, Advokat zu Paris, in seiner Rede über die Unfähigkeit des Mannes und des Weibes, meldet, daß in dem Prozeß des Schatzmeisters de Bray drei Aerzte, drei Wundärzte und drei Hebammen zu Experten ernannt worden seien. Die naive Sprache dieses Schriftstellers macht uns mit der Art und Weise bekannt, wie zu seiner Zeit die benannte Probe ausgeführt wurde.

Nachdem die Parthien, heißt es in dieser Schrift, eidlich gelobt haben, treulich und ohne Verstellung das Ehestandswerk zu vollbringen, ohne daß Eines oder das Andere der Sache Hindernisse in den Weg legte, und die Experten ebenfalls geschworen haben, treuen Bericht zu erstatten von Allem dem, was bei

ıer Eheprobe vorgehen werde, begeben sich beide Theile in ein besonders dazu bereitetes Zimmer, wo der Mann so wie die Frau sich einer ıbermaligen Besichtigung unterwerfen müssen.

In einigen Prozessen, wie z. B. in dem on de Bray, wurden die Parthien nackt on der Scheitel bis zur Fußsohle untersucht, nd zwar an allen Theilen ihres Körpers, ob :e nichts an sich hätten, was den Liebesakt efördern oder hindern könnte! Die Theile es Mannes wurden in lauem Wasser gewa:hen, und die Frau in ein halbes Bad gesetzt, ;orin sie eine Zeit lang blieb. Hierauf legen ch Mann und Frau bei hellem Tage zusam:ıen in ein Bett, und nachdem die Vorhänge orgezogen sind, muß der Mann sich bemühen, 3eweise seiner Mannskraft zu geben. End:ch, nachdem die Parthien einige Zeit bei:ımmen im Bette gelegen, ein oder zwei Stun:en zum Beispiel, so werden die Experten ge:ufen; oder sie kommen auch wohl aus eigenem Intriebe, öffnen die Vorhänge, stellen Fragen ber das, was zwischen Beiden vorgefallen, nd untersuchen abermals das Weib, um zu hen, an facta sit emissio, ubi, quid et uale emissum? wie es die damalige Ge:chtssprache erheischte. „Was wohl nicht

ohne Licht und Brillen geschicht," setzt Tagereau hinzu, „und nicht ohne schmutzige und ärgerliche Untersuchungen." Nun setzen sie ein förmliches Protokoll, hierauf ihren Verbalprozeß auf, über das, was während der Probe geschehen ist, oder besser zu sagen, was sie selbst dem Richter sagen wollen, der in dem nämlichen Hause, in einem anstoßenden Saale oder Nebenzimmer mit den Prokuratoren und Sachwaltern des geistlichen Gerichtshofs das Ende dieser Verhandlungen abwartet.

Man hat die Bemerkung gemacht, daß vorher nie so viel Ehescheidungen statt gehabt haben, als während dieses Gebrauchs, denn man fand nie einen Bericht, daß ein wirklicher Beischlaf vollzögen worden ist. Wie war es auch möglich, daß ein Mann die feierlichste Handlung der Natur vollziehen konnte, wenn die Liebe dem Haß und Abscheu gegen die Frau Platz gemacht hatte, wenn überdies die aufmerksamen und neugierigen Blicke der Umstehenden nothwendig Unruhe und Verwirrung erregen mußten. Mehrere aufgeklärte Rechtsgelehrte, besonders Anton Hortmann, Anne Robert scheuten sich nicht, dem Parlament zu Paris mit der größten Freimü-

zigkeit die Schande der Nation in diesem
bscheulichen Gebrauch des öffentlichen Bei=
hlafs und der Besichtigung darzustellen.
:ndlich wurde er durch eine Verordnung vom
chtzehnten Februar 1677 in allen Gerichts=
öfen abgeschafft. Hierzu gab folgende Ge=
hichte Gelegenheit. Der Marquis von Lan=
ey heirathete in seinem fünfundzwanzigsten
ahr das vierzehnjährige Fräulein von Cour=
omer. Der Anfang der Ehe war glücklich,
nd durch den zärtlichsten Briefwechsel wäh=
end einer kurzen Trennung ward die innigste
iebe beider Gatten bewiesen. Nach vier
ahren klagte diese junge Frau ihren Mann
ls unvermögend an. Der Oberrichter er=
annte Kunsterfahrne zur Besichtigung des
hepaars. Diese erklärten in ihrem Bericht,
iß beide in dem Zustand wären, worin Mann
nd Frau sein müßten. Dagegen wandte
e Frau von Courtomer ein, daß wenn
: nicht mehr Jungfrau wäre, dieses von den
ivernünftigen Unternehmungen eines Un=
rmögenden herrühre, dessen unsinnige, aber
ifruchtbare Liebe alles anwende, um sich zu
friedigen. Aufgebracht über diesen Vor=
urf, verlangte der Herr von Langey die
fentliche Eheprobe, und der Richter verord=

nete sie. Die Klägerin appellirte wider diesen Ausspruch, allein er wurde durch ein anderweites Urtheil bestätiget. Sie wählten nun zur Bewerkstelligung dieser Operation das Haus eines Baders. Fünf Aerzte, fünf Wundärzte und fünf Matronen waren dabei zugegen. Der Erfolg fiel für den Beklagten nicht vortheilhaft aus, und die Ehe wurde durch einen Rechtsspruch für null und nichtig erklärt. Zugleich ward der Beklagte verurtheilt, nicht nur die Mitgift wieder herauszugeben, sondern auch zu keiner andern Ehe zu schreiten. Der Beklagte protestirte gegen dieses Urtheil, behauptete seine männliche Fähigkeit und erklärte, daß er sich gleichwohl verheirathen werde, wenn und wie er es für gut fände. Die Klägerin verheirathete sich auch und wurde in dieser Ehe Mutter von drei Töchtern. Zu gleicher Zeit verband sich der Herr von Langey mit einer andern Gattin, mit Diane von Noailles und zeugte sieben Kinder. Nun begann ein neuer Prozeß zwischen den geschiedenen Eheleuten. Die Frau von Courtomer starb unterdeß und fügte ihrem Testament folgende Klausel bei: Die Erblasserin verlangt, daß man den unentschiedenen Prozeß zwischen ihr und dem

Marquis von Langey in der Güte beilege, und daß man hierin den Vorschlag des Parlamentsadvokaten Caillard befolgen solle, dem sie ihre Willensmeinung erklärt habe. Hieraus erklärte sich in der Folge, daß die Klägerin durch List und Betrug ihre Richter hintergangen hatte, um von einem Manne getrennt zu werden, den sie nicht mehr liebte. Dieser Vorfall öffnete dem Parlament die Augen, und man verbannte plötzlich aus allen Tribunalen diesen für die Annalen der französischen Justitz ewig schimpflichen Gebrauch. Vgl. Unfruchtbarkeit.)

Verliebt.

Shakespeare, der sich auf so etwas wohl versteht, gibt folgende Merkmale eines Verliebten an: „Eingefallene Wangen — Augen mit blauen Rändern — ein gleichgültiger Sinn — lose hängende Kniegürtel — ungebundne Mütze — aufgeknöpfte Aermel — nicht zugeschnürte Schuhe — alles muß eine nachlässige Trostlosigkeit verrathen.“ — Ein andermal läßt er einen Narren sagen: Ich erinnre mich, da ich verliebt war, daß ich meinen Degen an einem Stein zerstieß,

und hieß ihn das dafür hinnehmen, daß er sich unterstände, Nachts zu Hannchen Freundlich zu kommen, und ich erinnre mich, wie ich ihr Waschholz küßte, und die Euter der Kuh, die ihre artigen Patschhändchen gemolken hatten. Ich erinnre mich, wie ich mit einer Erbsenschote schön that, als wenn Sie es wäre, und ich nahm zwei Erbsen, gab sie ihr wieder, und sagte mit weinenden Thränen: Trage sie um meinetwillen. Wir treuen Liebenden kommen auf seltsame Sprünge, wie alles von Natur sterblich ist, so sind alle sterblich Verliebten von Natur Narren."

Wo Shakespeare einen Seelenzustand schildert, da wird ein weiterer Commentar unnütz. Was Verliebtsein heißt, weiß auch ein Jeder, und wenn er auch nur einmal Werther's Leiden gelesen hat. Vielleicht wird uns aber nicht ein Jeder beistimmen, ja Mancher mag uns schrecklich profan schelten, wenn wir uns mit unsrer ärztlichen Ueberzeugung hervorwagen, wie alles Verliebtsein auf — — — dem Geschlechtstriebe beruht, von dessen Macht freilich der Verliebte nicht immer eine klare Idee verspürt. Allerdings gibt es eine Seelenliebe, eine höhere, edlere Liebe, auch zwischen zwei Personen verschiede-

en Geschlechtes, freilich so ganz rein und
:istig und fleckenlos und milchfarbig

rara avis in his terris
ein seltner Vogel hier zu Lande!

Indeß dieß zugegeben, so wird doch eine
inge, nach ihrem Ziele schmachtende Liebe
— denn jede Liebe schmachtet nach einer recht
inigen Verbindung, ja wo möglich nach dem
Besitze des geliebten Wesens — eine Liebe,
ie lange vergebens schmachtet, überall
iehr oder weniger und allmählig körperlich,
nd wir erleben es in täglicher Erfahrung,
ie bei jungen, auch den reinsten Liebenden,
nd bei solchen, denen ein naher Altar schon
ls Ziel ihrer Wünsche winkt, doch die An=
ings so platonische Liebe sich in den be=
innten Dämon verkehrt, der mit den Nerven
avon galoppirend, auch die kleine, gesetzmä=
ige Zeit am Ende noch zu kurz findet, und
e zu überspringen reizt!

So wird denn aus dem Liebenden ein Ver=
ebter, aus der Liebenden eine Verliebte.
lnd wer wird sich darüber wundern, wer den
Gang der Liebe mit naturforschendem Auge
erfolgt? Wie sollen alle die heißen und engen
lmarmungen und Küsse u. s. w. die Nerven

kalt lassen? Und wird nicht selbst bei weniger glücklich Liebenden nicht eben durch das Entbehren die Phantasie nur noch mächtiger angeregt, als bei Jenen? So kommt es denn, daß Shakespeares der Natur so treu abgelauschte „eingefallene Wangen und Augen mit blauen Rändern" eines der Hauptkennzeichen der Verliebten werden — und was bedeutet denn dies Symptom wohl anders, als daß die Verliebten mit Orlando in: „Wie es Euch gefällt" bei sich denken:

Ich kann nicht länger von Gedanken leben.
Shakespeare.

Wie weit die Thorheit der Verliebten gehen könne, beweisen mehrere gesellschaftliche Institutionen des Mittelalters, deren wir hier erwähnen müssen. Einer der enthusiastischsten und albernsten Ausbrüche, welche der Geist des Ritterwesens im vierzehnten Jahrhundert nahm, war der Orden der verliebten Leidenschaft, den Ritter de la Tour, unter dem Namen der Galois beschrieben hat. Die Ritter und Knappen, Frauen und Jungfrauen, die sich zu diesem Orden vereinigten, erhoben die Liebe zu ihrer Gottheit, und die

Pflichten und den Dienst der Liebe zu einem wirklichen Gottesdienst. Die Ordensbrüder und Ordensschwestern suchten einander in den Proben ihres Eifers für die Gottheit, die sie verehrten, und besonders in den Proben der Standhaftigkeit zu übertreffen, womit sie die Beschwerlichkeiten der Witterung und Jahreszeiten ertrugen. Männer und Weiber machten aus Sommer Winter, und umgekehrt. Im Sommer trugen sie die wärmsten Kleider, die dicksten Pelze, und heizten ihre Zimmer. Im Winter hingegen hüllten sie sich in die dünnsten Gewänder, schliefen unter den leichtesten Decken, bekränzten ihre Kamine mit Laubwerk und Blumen, und hielten es für eine Schande, bei der strengsten Kälte Feuer anmachen zu lassen, oder sich daran zu wärmen. Wenn ein Ordensbruder eine verheirathete Ordensschwester besuchte, so entfernte sich der Mann augenblicklich, und kehrte nicht eher in sein Haus zurück, als bis der Ordensbruder wieder weggegangen war, woraus eine Gemeinschaft der Weiber entstand. Diese Schwärmer kamen vor Kälte um, und starben, wie der gute Ritter de la Tour nicht zweifelt, in ihren Ordenspflichten als wahre Mär-

tyrer der Liebe. Auf diese Art war bald die ganze Sekte verschwunden.

Die Aehnlichkeit dieser Feste mit den unzüchtigen Festen der Alten leuchtet ein. In dieselbe Kategorie gehört der sogenannte verliebte Hof, Cour amoureuse, der gegen das Ende des vierzehnten Jahrhunderts als Nachahmung der Liebeshöfe (s. Troubadour) entstand, und von Kammer- und Domherrn, vornehmen Damen, Doktoren, Advokaten u. s. w. gebildet wurde. An diesem verliebten Hofe redete man von nichts, als von Qualen und Seligkeiten der Liebe, und pries nichts als die Tugenden, Eigenschaften und Liebenswürdigkeiten der Schönen. Ein jeder hatte eine unumschränkte Gebieterin seines Herzens und seiner Gedanken (dame souveraine de leurs pensées.) Diese erhob er in den übertriebensten Ausdrücken, wenn er sie gleich nicht einmal gesehen, sondern nur von ihr gehört hatte, dieser widmete er sein Herz und seine Dienste; ihr schwur er ewige Treue; ihr klagte er seine unerträglichen Leiden; und bei allen diesen platonischen Schwärmereien waren die Liebenden nie einander untreuer, und begehrten nie mit heftigerer Liebe nach dem Ovidischen Genuß

r Liebe, als zu eben dieser Zeit. Man be=
:itete diese mündlichen Betheuerungen mit
ıaufhörlichen Verbeugungen, Niederfallen
f die Knie, und selbst Niederwerfen zur
:de, und schloß endlich diesen lächerlichen
omp von Ceremonien mit den albernsten
pielen.

Verschnittene

Oder Eunuchen. Dies letztere Wort stammt
ıs dem Griechischen und heißt „Beschützer
er Wächter des ehelichen Bettes," welches
kanntlich das Amt der Eunuchen bei den
rientalen ist — lebendige Null, weder Mann
ıch Weib, von jenem verachtet, von dieser
haßt, der nach dem Ausspruch eines geist=
:chen Dichters — — — — — — — —
. — — — — — — —

C'est l'Eunuque au milieu du Serail
— — — — — — — — —

Piron.

Sklave des Starken zur Unterdrückung des
:hwachen, Tyrann, weil er nicht Herr sein
ınn, glühend im Herzen nach Begierden,
: er nicht zu löschen vermag — das ist

das elende, erbarmungswürdige Geschöpf Eunuch!

Wir haben schon im Artikel Castrat den Unterschied zwischen diesem und dem eigentlichen Eunuchen kennen gelernt. Wenn jener noch einer, wenn auch nur unvollkommenen, Befriedigung seiner Wollust fähig ist, so daß sogar alte Lehrer behauptet haben, man könne Castraten die Ehe nicht verbieten, und die römischen Frauen nach Juvenal sogar häufig der Umarmung eines wahren Mannes die weichliche Umarmung eines Castraten vorzogen, so ist der Verschnittene, der wahre Eunuch, wie es der berühmte Geliebte der Heloise durch ihres Onkels grausamen Schnitt ward (s. Castrat), aller und jeder Liebesbezeugung unfähig, und er ist nach Montesquieu verdammt — Grade so aber will ihn der eifersüchtige Orientale als Wächter seines Serails: solchen Sklaven will er, der ihn vor aller Eifersucht bewahrt, — und so legt er sich ruhig auf's weiche Pfühl!

Tavernier und Thevenot versichern,

ʒ kaum ein Viertel von denen, die diese
eration, welche alle äußre Sexualtheile
putirt, auszustehn haben, (gewöhnlich Ne=
knaben) sie überlebt, weshalb die wahren
nuchen theurer bezahlt werden, als Castra=
. Der Eunuch ist welk und schlaff und
phatisch in seiner Constitution: aller Bart
t ihm, und seine Stimme bleibt, wie die
Castraten, lebenslänglich der weichliche
aben=Sopran. Meist sind auch die Ver=
ittenen fettleibig, besonders am Bauch,
den Schenkeln und Beinen, was sie schwer=
ig macht; sie führen ihr elendes Leben
t lange fort, und man kennt kein einziges
spiel von einem sehr alten Verschnittenen;
Charakter ist eben so weichlich und schlaff,
sein Körper, darum strebt auch der schwache
uch sich dem Starken anzuschmiegen, und
st geborner Sklave. Deßhalb nahmen
die Römer keines Eunuchen Zeugniß
Gericht an, denn sie nannten ihn treffend
semi-vir: Halb=Mann. Aber indem
Verschnittenen Sklaven werden, verfallen
uch in alle Fehler der Sklaverei: da sie
s durch Kraft erreichen können, suchen
lles durch List und Intrigue durchzusetzen;
roßen Arbeiten unfähig, haben sie natür=

lich einen schmutzigen Geiz. Eitelkeit und Bosheit sind überdieß fast immer unzertrennliches Eigenthum der Verschnittenen.

Es werden noch heut zu Tage viel Eunuchen in der Türkei, Persien und Afrika gemacht, und um so theurer bezahlt, je — häßlicher sie sind, weil dann natürlich aller Reiz zur Verführung von Seiten der ihnen anvertrauten Frauen um so mehr wegfällt. Der Menschenfreund weint eine Thräne des Mitleids dieser Unsitte, die einen Theil seines Geschlechtes auf die unwürdigste, unnatürlichste Art aus dessen Mitte stößt! (Vgl. Castrat.)

Vestalin.

Es gibt nichts Hohes und Schönes, das der menschliche Geist in den Staub zu ziehn sich scheute, ja

es liebt die Welt, das Strahlende zu schwärzen,
und das Erhab'ne in den Staub zu ziehn.
Schiller.

Dieser böse Fleck im menschlichen Geiste findet sich auch wieder, wenn wir die Geschichte der Vestalinnen untersuchen, denn erinnert sich nicht auf den ersten Klang des Wortes

›er schon, wie oft er dasselbe im Munde
ı ironischen Spöttern entweihen gehört hat?
d was werden die Leser sagen, denen die
ttheilungen zu Ende dieses Artikels neu sind?
Die Vestalinnen in Rom waren ein Orden,
Verein von Jungfrauen, die sich dem
:nste des Feuers, der alten Vesta widmeten.
t dieser Göttin verliert sich auch der Ur=
ıng des Ordens in's graueste Alterthum,
r Numa war derjenige römische Herrscher,
ihnen zuerst eine Constitution gab,
› ihre Zahl auf vier bestimmte, eine Anzahl,
später sehr vermehrt ward. Nach Nu=
's Verordnung mußten diese Priesterinnen
n Eintritt sich zu einer dreißigjährigen
thaltsamkeit verpflichten, doch waren die
ıtuten des Ordens nicht so strenge, als
:le glauben, und es scheint, als habe der
hter mehr die Absicht gehabt, Uebertretung
Hauptgesetzes zu bestrafen, als sie strenge
verhüten. Die Vestalinnen lebten im
ıerflusse und in Weichlichkeit. Nur bei
cht war es Männern untersagt, bei ihnen
ugehen, Frauenzimmern war es aber zu
r Stunde erlaubt. Man hatte ihnen einen
ındern Platz bei den Schauspielen einge=
ımt, und diese heilige Jungfrauen weideten

ihre Blicke eben so frei an der eben nicht allzukeuschen Bühne, als andre römische Jungfrauen. Ihr Anzug war schon hinreichend, Begierden zu wecken, er verrieth die ganze Grazie ihres Wuchses, und schien ihre Schönheit nur zu verhüllen, um sie desto reizender für die Phantasie zu machen. Verschiedene künstlich um den Kopf geschlungene Binden bildeten eine Art von Turban, in dessen Zwischenräumen man das gelockte Haar erblickte. Ihr Unterkleid war blendend weiß, und über demselben trugen sie einen purpurfarbenen Mantel, der, nur die Schulter bedeckend, immer einen Arm halb nackt zeigte. Die Schriften einer Sappho und eines Anakreon versüßten ihnen übrigens die Langeweile des einsamen Lebens, und von dieser Lektüre begeistert, verfertigten sie selbst zärtliche Verse, in denen das stärkste Feuer nach dem Genuß der Liebe athmete. Seneka hat uns folgende Probe davon aufbewahrt:

Felices nuptæ! moriar, nisi nubere dulce est. Ihr glücklichen Verehelichten! ich will sterben, wenn es nicht süß ist, sich zu verehelichen.

Die Verrichtungen der Vestalinnen waren von dreierlei Art. Sie mußten erstens

s heilige Feuer im Tempel der Vesta bestän-
| brennend erhalten. Das Verlöschen des-
ben wurde für ein höchst unglückliches Vor-
deutungszeichen gehalten, und diejenige,
rch deren Unachtsamkeit es verlöscht war,
ırde von dem Oberpriester an einen gehei-
n Ort geführt, wo er sie ganz entkleidete
d mit Ruthen strich. Das zweite Geschäft
· Vestalinnen war, das berühmte Palladium,
s im Tempel der Vesta aufbewahrt wurde,
bewachen. Drittens mußten sie auch Opfer
richten. Sie hatten übrigens das Salz
d Dinkelkorn zu bereiten, dessen man sich
den Opfern bediente, und täglich mußten
aus einem den Musen geweiheten Brunnen
ısser holen und den Tempel damit besprengen.
Mit dem Stande der Vestalinnen war ein
ıes Ansehen verknüpft. Begegnete ein
rbrecher, der nach dem Richtplatz geführt
rde, zufälligerweise einer Vestalin, so mußte
ı das Leben geschenkt werden. Sie durfte
: betheuern, daß es blos aus Zufall ge-
:hen wäre. Einen Eid konnte man nie
ı einer Vestalin fordern. Ihre Bekräfti-
ıg bei der Vesta war eben so gültig.
n der Zeit an, daß eine bei Anbruch der
cht nach Hause gehende Vestalin auf öffent-

licher Straße geschändet worden war, hatten sie das Vorrecht, von einem Lictor, so oft sie ausgingen, begleitet zu werden.

Die fürchterlichste Strafe stand darauf, wenn eine solche Priesterin das Gelübde der Keuschheit brach. In den ersten Zeiten wurde eine solche Verbrecherin enthauptet, oder nach Andern mit Ruthenschlägen getödtet, und ihr Verführer todt geprügelt. Unter Tarquin dem ältern kam aber die Gewohnheit auf, eine solche Unglückliche lebendig zu begraben. Man legte sie auf eine Bahre, umhüllte sie mit Tüchern, befestigte sie mit Stricken und band ihr den Mund zu, damit ihr Geschrei nicht gehört werden konnte. Darauf wurde sie im völligen Leichenpomp von ihren Freunden begleitet, zur Grabstätte hingetragen. Alle, die diesem Gefolge begegneten, gingen wehklagend vorüber, und ganz Rom trauerte an einem solchen Tage, und betrachtete das Verbrechen als eine Vorbedeutung, die dem Staate ein großes Unglück androhete. So wurde die lebendige Leiche über den Markt bis an das Collinische Thor gebracht, hier war ein Damm, campus sceleratus genannt, innerhalb der Ringmauern, aufgeworfen. Auf diesem stand eine kleine Kapelle, in derselben befand sich

ine tiefe Grube wohin man auf einer Leiter
eigen konnte. In der Kapelle stand ein
Bett, ein Licht, etwas Brod und Wasser, nebst
Milch und Oel. Wenn die Vestalin hier an=
elangt war, befreiten sie die Gerichtsdiener
on ihren Banden, und ließen sie mit dem
Pontifex Maximus und den übrigen Priestern
ier zurück. Der Hohepriester verrichtete nun
n Gebet, die Vestalin stieg lebendig in ihr
hauervolles Grab hinab, die Leiter wurde
i die Höhe gezogen, und die Grube nebst der
Kapelle mit Erde überschüttet.

Die römischen Annalen zählen ihrer an
vanzig, die, weil sie bei ihrem Verbrechen
uch den Wohlstand verletzten, getödtet wurden.
Wie viele mochte es noch geben, die sich ohne
Gefahr mit denen strafbar machten, die sie
ätten strafen sollen! —

Hatte eine Vestalin dreißig Jahr in diesem
Orden gelebt, so erlaubte ihr das Gesetz, her=
uszutreten und sich zu verheirathen. Diese
Erlaubniß kam in einem solchen Alter dann
reilich wohl meist zu spät, indem die Blüthen=
ahre und die Zeit der Liebe nun vorüber waren.

Unglaublich ist es, daß vor der Revolution,
ls die vom Hofe und den höhern Ständen
usgegangene Sittenverderbniß in Paris den

höchsten Grad erreicht hatte, es hier eine geheime Gesellschaft ganz schändlich verderbter Weiber gab, die sich dem abscheulichen Laster der lesbischen Liebe (s. dies. Art.) ergeben hatten, und die den nichtswürdigen Uebermuth einer entarteten Geschlechtslust so weit trieb, daß sie ihre Gesellschaft die Zunft der Vestalinnen nannten!! Man erschrickt, wenn man ein wenig in die Statuten dieser saubern Gesellschaft blickt.

Die Vestalinnen hatten zu jener Zeit zwei Versammlungsörter in Paris. Der vornehmste war in dem Hause der Madame de F., wo die feinste Theorie der sinnlichen Empfindungen mit der ausgeartetsten, wildesten Phantasie vereinigt ward.

Die Verbündeten wurden in Postulantes oder Novizen, und in Femmes oder Geweihete eingetheilt. Alle vom Gesetz der Vesta ausgeschlossene Frauenzimmer hießen Profanes, und diejenigen, die sich zur Aufnahme gemeldet hatten, Desirantes. Diese wurden, wenn sie gewisse — leicht zu errathende Eigenschaftrn besaßen, auf folgende Art eingeweiht. Die Desirante ward in den Versammlungssaal geführt, unterdeß zwei Geweihete Wache hielten. Dieser Saal war

ehr schön, und hatte eine völlig runde Form. In der Mitte desselben standen vier Altäre, auf welchen das vestalische Feuer ununterbrochen brannte. Den vornehmsten Altar zierte die Büste der Sappho, als der Schutzheiligen des Tempels; neben ihr prangte der berühmte Ritter d'Eon (vgl. über ihn das Conversations-Lexicon), dessen meisterhaft gearbeitete Büste von dem berühmten Houdon verfertigt war. Rund umher an der Wand standen die Büsten der Griechinnen, deren Sappho in ihren Liedern erwähnt hat. Die Priesterinnen saßen auf kleinen Ruhebetten; auf jedem derselben eine Geweihete und eine Novize. Die erstern trugen eine feuerfarbene Levite und einen rosenfarbenen Gürtel. Zuerst wurde im Beisein der Vestrante über ihre Zulassung zu den Prüfungen gestimmt. Alsdann wird sie in einen Zustand versetzt, der den forschenden Blicken der geweiheten Kennerinnen nichts zu errathen übrig läßt. Eine der ältesten Priesterinnen liest die Uebersetzung jenes lateinischen Gedichts von Nevisan vor, welches wir im Artikel Reiz kennen gelernt haben, und welches das Formular war, wonach die Untersuchungen angestellt wurden. Wenn die De-

sirante nur sechs zur vollkommenen Schönheit erforderlichen Reize besaß, so war sie zur Aufnahme fähig. Sie wurde alsdann mit gewissen unbekannten Feierlichkeiten zur Novize geweiht und legte einen Eid ab, dem vertrauten Umgang mit dem männlichen Geschlechte gänzlich zu entsagen, und sich dem Genuß reinerer und gefahrloser Freuden zu widmen!! Den Beschluß der Weihe machte ein Mahl, welches durch Allegorien und Gesang unterrichtend für die Novize wurde. Die Proben für die Postulantes, welche in höhere Klassen aufgenommen werden sollten, waren sehr schwer. Man verschloß sie in ein Kabinet, worin die mannigfaltigsten Gegenstände die lebhaftesten Vorstellungen an die Liebe männlichen Geschlechts rege machen konnten. Der auffallendste war jene berüchtigte römische Gottheit, die Statue des Priapus, die man in der Mitte des Kabinets in ihrer ganzen Energie aufgestellt hatte. Am Fuße dieser Statue befand sich ein Kohlfeuer von der sonderbaren Eigenschaft, daß wenn man nur einen Augenblick unterließ es durch gewisse Materialien zu unterhalten, oder, wenn man zuviel von denselben hineinthat, es sogleich verlosch. Die Novize war daher genöthiget,

von diesen Materialien ununterbrochen etwas hineinzuwerfen; vergaß sie dieses nur einige Minuten, indem sie beim Anschauen so vieler Gegenstände der männlichen Wollust ihrer Phantasie das kleinste Spiel einräumte, so verlosch das Feuer, und gab den Beweis ihrer Zerstreuung und Schwäche. Gewiß die schändlichste Parodie (des vestalischen Feuers) die der menschliche Geist je ersonnen hat! Diese Prüfungen dauerten drei Tage. Bei der Stufenweihe der Novizen hielten die Priesterinnen Reden. Dieser Orden hatte die Ehre, Damen aus den höchsten Ständen in seiner Mitte zu sehen. — Ce senat auguste, sagt ein berühmter Schriftsteller, est composé des Tribades les plus renommées, et c'est dans ces assemblées que se passent des horreurs que l'écrivain le moins délicat ne peut citer sans rougir.

Vielweiberei.

Wenn der Hauptzweck der Natur in der größesten Vervielfältigung und möglichsten Fortpflanzung ihrer Wesen besteht, so entspricht ohne Zweifel die Vielweiberei auch der Natur des Menschen. Sie wird daher selbst in un-

sern Klimaten von Vielen vertheidigt, welche die Ehe nur als eine Anstalt zur Fortpflanzung betrachten, mithin von diesem Verhältniß eine bloße Naturansicht haben. Man beruft sich hierbei noch außerdem auf die größere Stärke des Geschlechtstriebes der Männer, welche bei Kraft und Gesundheit nie aufhören produktiv zu sein, während das Weib in der Zeit der Schwangerschaft, des Wochenbettes, der monatlichen Krise u. s. w. zur Begattung eigentlich unfähig sei. Sobald man von unseren gesellschaftlichen Einrichtungen absieht, scheint daher nach dieser Ansicht die Monogamie (Einweiberei) mit den Gesetzen der Natur in Widerspruch zu stehn. Man übersieht aber hierbei gänzlich einen hohen und wesentlichen Vorzug der Menschennatur, der darin besteht, daß der Mensch nicht wie die Thiere dem Gesetz der Nothwendigkeit so unbedingt unterworfen, zu gewissen Zeiten Brunst fühlen darf, sondern vermöge der Freiheit des Willens seine Begierden stets befriedigen, aber auch einschränken kann. Es ist auch ausgemacht, daß die Vielweiberei auf keine Weise und nirgend auf der Erde mit der Gleichheit der Rechte zwischen beiden Geschlechtern bestehen könne. Sobald ein Mann in

ielweiberei lebt, erfordert die Ruhe der Fa=
ilie die Sklaverei der Weiber, wie dieses
allen Ländern der Fall ist, wo dieser Ge=
:auch herrscht. Bei uns würde die Vielwei=
:rei eben so ungerecht, als thöricht und un=
ısführbar sein. Die Anzahl der Weiber ist
unsern Klimaten überhaupt nicht viel grö=
:r, als die der Männer, nur in heißen Ländern
heint das weibliche Geschlecht offenbar zahl=
icher, als das männliche zu sein, während
Norden wiederum mehr Knaben als Mäd=
en geboren werden. Man kann auch beob=
hten, daß jene Völker, bei denen die Einwei=
rei herrschend ist, im Durchschnitt kräftiger
ıd geistreicher sind, während die vielbeweibten
rientalen größtentheils sowohl an Geist als
örper stumpf und schwächlich erscheinen.
Die Mehrzahl der Thiere lebt in Vielwei=
rei. Unter den Affen finden sich zwar ei=
ge, die nur mit einem Weibchen vorlieb neh=
:n, die meisten derselben begatten sich aber,
e der Wolf, der Hund, der Löwe, die Katze
s. w. mit mehreren Weibchen. Die Nage=
iere, insbesondere die Hasen, Meerschwein=
:n, Ratten u. s. w. halten sich nicht einmal
einer bestimmten Favoritin, sondern ver=
schen sich mit allen, deren sie habhaft werden

können. Der Elephant, so wie das Rhinoceros und Nilpferd, begnügen sich keinesweges mit einem Weibchen, nur der Biber soll, wie behauptet wird, in Monogamie leben. Von den Wiederkäuern und allen Hufthieren ist es bekannt, daß sie polygamisch sind, die Anzahl der Weibchen ist unter diesen Ordnungen auch größer, als die der Männchen, und eine wunderbare Vorsehung hat gerade hier die Weibchen sehr keusch und begierlos, die Männchen hingegen vorzüglich lüstig und feurig geschaffen, damit alle ihre Befriedigung fänden. Die Seehunde gleichen sogar hierin den Mohamedanern, indem jedes Männchen sich eine Art von Serail hält, und ein Wächter und Tyrann seiner Weiber wird.

Bei den Vögeln ist die Monogamie schon weit häufiger anzutreffen. Die Tauben, die Störche, und wahrscheinlich alle Raubvögel, z. B. Geier, Falken, leben nur mit Einem Weibchen; hingegen halten sich die Haushähne, die Wachtel, das Rebhuhn u. A. immer eine beträchtliche Menge von Gesellschafterinnen.

Im Allgemeinen sind jene Thiere, die truppweise beisammen leben, der Vielweiberei zugethan, während andre, welche die Einsamkeit lieben, in der Regel auch nur ein Weibchen

ſitzen. Bei den meiſten geht die Vermiſchung
weit, daß ſelbſt die Eltern, wenn die Gele=
nheit gegeben iſt, ſich wiederum mit ihren
ndern begatten. Doch ſagt man, daß kein
ngſt dazu gebracht werden könne, ſeine Mut=
zu beſpringen.

Viele Inſektenweibchen thun den keuſcheren
ännchen beinahe Gewalt an, indem ſie die=
ben auf verſchiedene Weiſe necken, um ſie
Begattung zu reizen. In dem wunderba=
Staat der Bienen herrſcht ſogar eine Viel=
nnerei (Polyandrie), ſo daß wohl vier=
fünfhundert Männchen auf ein einziges
eibchen oder die Königin kommen.

Die Vielmännerei iſt in einigen Gegenden,
nentlich in Tibet, Batom, und auf der
ſte Malabar auch unter den Menſchen ge=
uchlich, und man ſieht dort eine Frau zu
icher Zeit mit mehreren Männern leben.
eſer Gebrauch ſteht mit der Natur in gradem
derſpruch, da ihm keineswegs der Trieb zur
rtpflanzung, ſondern nur der Hang zur
llluſt zum Grunde liegt, und eine Frau mit
hreren Männern faſt niemals Kinder zeugt,
hrend ein einziger Mann ſehr wohl mit
hreren Weibern eine fruchtbare Verbindung
gehen kann.

Betrachtet man die Ehe blos von der natürlichen Seite, so scheint die Natur in der kalten und gemäßigten Zone für jeden Mann nur eine Frau geschaffen zu haben, während sie in heißen Ländern mehr weibliche als männliche Individuen hervorbringt, und die Polygamie begünstigt. Mit dieser Produktivität der Natur stehen die Temperamente der verschiedenen Völkerschaften in sehr genauer Uebereinstimmung. Die Bewohner der kalten Gegenden sind auch kälter in der physischen Liebe, ihre Frauen bleiben längere Zeit fruchtbar, und sind weniger, als die Frauen des Südens, den Fehlgeburten ausgesetzt. Die kalten Länder dürfen überdies nie so stark bevölkert sein, als die warmen, weil sie ihren Bewohnern weit weniger Nahrung darbieten. In heißen Ländern wird der Funken des Gefühles leicht bis zur hellen Flamme angefacht, die Leidenschaften sind heftiger, die Frauen werden bald unfruchtbar und mögen leicht mißgebären; der Reichthum und die Fruchtbarkeit des Bodens ernährt ohne Mühe eine große Anzahl Menschen. Unter einem kalten Himmel erwacht der Geschlechtstrieb erst spät, bleibt aber dafür um so länger, und ist leichter in Schranken zu halten; in südlichen Ländern erwacht die

ſt zum andern Geſchlecht viel früher, ſie
ert mit großer Heftigkeit auf, wird aber
d wieder verlöſcht. Ein Südländer, der
t dem zwölften Jahre mannbar wird, iſt im
ißigſten impotent, während ein Nordländer,
: erſt im zwanzigſten Jahre zur Mannbar-
t gelangt, noch im ſechzigſten eine fruchtbare
gattung ausüben kann. Eine Indianerin,
mit zehn Jahren ſchon empfangen kann,
mit achtundzwanzig Jahren ein unfrucht-
res altes Weib, während eine Frau auf Js-
ıd kaum im zwanzigſten Jahre das Bedürf-
ß der phyſiſchen Liebe kennt, und noch im
nfzigſten gebären kann. Wenn alſo die Ge-
lechtsluſt auch im Süden früher erwacht
d heftiger iſt, als gegen die Pole hin, ſo iſt
auch von um ſo kürzerer Dauer. Daher
iſſen die Männer in ſüdlichen Gegenden
hrere Frauen auf einmal nehmen, weil dort
ı Mann in kurzer Zeit mehrere zu befruch-
ı im Stande iſt, aber auch bald ſein Be-
ıchtungsvermögen verliert. Und da über-
s die Frauen der wärmeren Klimate ſich
r bald erſchöpfen, und frühzeitig unfrucht-
r werden, ſo muß die kurze Dauer ihrer
uchtbarkeit durch die größere Anzahl der
eiber erſetzt werden.

Die Generationen folgen überdies in Tropenländern weit schneller auf einander, als an den Polen. Die Frische und Schönheit der Jugend erhält sich längere Zeit bei den Bewohnern des Nordens, weil ihr Leben sich langsamer verzehrt, während dasselbe in Aequatorialgegenden, mit Begierde alle jugendlichen Freuden und Genüsse umfassend, sehr schnell dahinbraust; die Südländer sind daher schon in der Jugend alt, während die Menschen unter kälteren Himmelsstrichen noch im hohen Alter jung zu sein scheinen.

Es ist eine unläugbare Thatsache, daß die heftigen Triebe der südlichen Nationen die Vermehrung des Menschengeschlechtes weit weniger begünstigen, als die keusche Liebe der nördlichen Völker. Die ersteren gehen stets mehr darauf aus, sich wollüstige Genüsse zu verschaffen, während die andern nur daran denken, in Ruhe ein natürliches Bedürfniß zu befriedigen. Daher kommt es, daß die Südländer, indem sie den Genuß auf verschiedene Art zu vervielfältigen suchen, sich bald entnerven, während Nordländer bei guter Gesundheit bleiben, indem sie blos einem angebornen Instinkt gehorchen; jene erzeugen daher auch mehr Mädchen, diese mehr Knaben.

Die Ursache der größeren Anzahl der Wei-
:r in warmen Himmelsstrichen, so wie der
:ößeren Anzahl der Männer in kalten Län-
:rn liegt hauptsächlich darin, daß die Men-
;hen in jenen Ländern überhaupt schwächer
nd und in Vielweiberei leben, in diesen hin-
'gen kräftiger bleiben und nur an einer
attin sich genügen lassen. Es ist gewiß, daß
äftige Männer in der Regel mehr Knaben
s Mädchen zeugen, zumal wenn ihre Frauen
'en nicht sehr lebhaft sind. In der heißen
one werden die Männer durch die große Hitze
rweichlicht, ihre Stimme ist schwach, sie ha-
n wenig Bart und Haar, die Muskeln sind
)laff, Brust und Schultern eingefallen. Eine
ıdre Ursache, die in heißen Ländern zur Ver-
ehrung des weiblichen Geschlechtes mit bei-
igt, soll darin bestehen, daß durch die Hitze
e Geschlechtslust der Weiber verstärkt, die der
'änner aber vermindert wird. Seit langer
:it will man aber beobachtet haben, daß
'auen von kalter Natur im Sommer viel
ıriger sind, als im Winter, während hinge-
n bei den meisten Männern die Energie des
)pfes überhaupt, und insbesondere des Ge-
lechtstriebes, im Winter am stärksten ist.
Die Vielweiberei wird nothwendig stets

durch eben die Vielweiberei unterhalten, wie man dieses schon an den Hausthieren beobachten kann, die immer mehr Kühe, Schaafe und Ziegen, als Stiere, Widder und Böcke zur Welt bringen. Bei den vielbeweibten Vögeln, z. B. bei dem Haushuhn, werden stets mehr Weibchen als Hähne erzeugt. Ein Mann, der mehreren Frauen zu genügen hat, wird durch die oft wiederholten und häufigen Liebesdienste geschwächt, während die Gattin, welche gewissermaßen nur den dritten oder vierten Theil eines Mannes besitzt, sich kräftiger bewahrt, und im Zeugungsakt gewöhnlich die Oberhand behält. Aus solcher Verbindung gehen dann mehr Mädchen als Knaben hervor, besonders wenn der Mann schon von Natur schwächer ist, als die Frau. Diesen Satz hat auch Forster auf seiner Reise um die Welt bei den Insulanern der Südsee mehrmals bestätigt gefunden.

Wenn ein Volk in höchst beschränkten Verhältnissen, ohne Krieg, ohne Mühsal, ohne Schiffahrt und Handel lebt, so muß die Anzahl der Männer, selbst in kalten Gegenden, und bei der Einweiberei, sehr bald die Anzahl der Weiber um ein Beträchtliches übertreffen. Unter solchen Umständen kommen dann auf

ne Frau immer mehrere Männer, und es ent=
eht eine Vielmännerei, wie bei den Einwoh=
ern von Tibet, Butan, Nepaul im Innern
on Asien, und bei einigen Irokesen im nörd=
chen Amerika. Cäsar erzählt, daß bei den
lten Brittaniern sich zuweilen zwei Männer
nit einer Frau begnügten, und die Stäiren
on Calicut haben so wenige Frauen, daß sie
ieselben unter sich verleihen müssen. Wenn
lso in heißen Ländern einem Manne mehrere
rauen zukommen, so müßte in kälteren Ge=
enden eine Frau mehrere Männer haben, da
n Ueberfluß von Männern vorhanden ist.
llein die gesellschaftliche Ordnung und die
Rechte der Vaterschaft widersetzen sich meistens
ieser letztern Anordnung, denn wer würde die
Pflichten eines Vaters erfüllen, wenn Niemand
üßte, ob er auch wirklich der wahre Vater
i? Wie können diese Rechte und Pflichten
n der Familie geachtet und erfüllt werden,
enn die Frau abwechselnd aus dem Besitz des
inen in den Besitz des Zweiten und Dritten
mmt, und auf solche Weise sich wenig oder
ar nicht von einer feilen Dirne unterscheidet?
Die Vielweiberei war bei den meisten Völ=
ern der Erde im Gebrauch. Die Athener
aren nach ihren Gesetzen verpflichtet, zwei

Frauen zu halten, und selbst Socrates, dem gewöhnlich nur eine Xantippe zugeschrieben wird, hatte deren zwei. Unter allen Barbaren, sagt Tacitus, sind die Germanen die einzigen, welche sich nur mit einer Frau begnügen, nur ihre Fürsten und Anführer nehmen mehrere. Im ursprünglichen Naturzustande findet keine bürgerliche Heirath, sondern nur eine freie und wechselnde Verbindung statt, daher wird die Vielweiberei auch von Aristoteles für ein Zeichen eines freien Naturzustandes angesehen. Sie erstreckt sich sogar bis an das Eis der Pole, denn nach Steller, Krascheninikoff, Pallas u. A. leben die Kamtschadalen, Sibirier und viele Nordamerikaner mit mehreren Weibern.

Die Einweiberei ist im Gegentheil fast nur in Europa und in den europäischen Besitzungen der andern Welttheile zu Hause, wo die Religion darüber, wie über ein Gesetz, wacht, aber grade durch das Verbot der Vielweiberei ihrer eigenen Verbreitung in heißen Ländern ein großes Hinderniß in den Weg legt. Es ist bekannt, daß die christliche Religion vorzüglich in kälteren Gegenden Wurzel faßte, wo beide Geschlechter von Natur mehr gemäßigte Triebe besitzen, während der Islamismus in den heißen

:limaten die reißendsten Fortschritte machte,
nd sich bald eine größere Anzahl von Beken=
ern, als das Christenthum erwarb. Auch
ie Schumanische, so wie die Religion des
)alai Lama, die sich in kältern Gegenden
usgebreitet haben, widersetzen sich keineswegs
er Vielweiberei, und selbst die Schumani=
:hen Samojeden und Ostiaken, die im hohen
:orden wohnen, nehmen so viele Frauen, als
e kaufen und ernähren können.

Die Einweiberei gründet sich auf die bei=
ahe vollkommene Gleichheit der Geschlechter,
e Vielweiberei ist auf die Ungleichheit und
5claverei der Weiber gegründet. Der Viel=
:weibte muß sowohl Güter als Macht besitzen,
m Frauen zu kaufen, sie in einem Serail zu
:wachen, zu ernähren, und über sie mit stren=
:m Vorrecht zu herrschen. So will es auch
:r Geist jener religiösen Schriften, die von
oroaster, Mahomet und Confucius
:rrühren. Die Frau wird darin nur als ein
igenthum und als ein Werkzeug betrachtet,
:ssen man sich zum Vergnügen bedient, und
elches man wieder wegwerfen kann, wenn es
ıbrauchbar geworden. Und so ist die schönste
ıd sanfteste Hälfte des Menschengeschlechtes
ırch den Mißbrauch der Gewalt zu einem

bloßen Mittel des Vergnügens herabgewürdigt. Die europäischen Sitten sind glücklicher Weise anders beschaffen. Die Gewohnheit, nur eine Frau zu haben, verdanken wir unsrer größeren Lebenskraft, weil die Gelegenheit zur Entkräftung nicht so häufig ist, wir verdanken ihr die Regeln der Galanterie, weil die Frauen bei uns seltener, und mit ihrer Gunst nicht so freigebig sind, und was mehr, wir erfüllen gewiß durch die Monogamie sicherer und gottgefälliger die Absichten des weisen Weltschöpfers, der das Weib nicht bloß zur Befriedigung männlicher Lust schuf, sondern auch ihre moralische, menschliche Würde anerkannt und geehrt wissen will. Es scheint aber, als ob wir der Einweiberei auch die verderbliche Sitte des Zweikampfes zu verdanken hätten. Bei den Türken, Tartaren, und überhaupt bei allen vielbeweibten Asiaten, ist in der That diese barbarische Ehrensache ganz unbekannt, während eine Frau in England sehr leicht Anstand nimmt, ihre Hand einem Mann ohne Muth zu reichen. Es ist bekannt, wie viele Streitigkeiten und Duelle die Eifersucht erzeugte, zumal wenn es sich um Frauen handelt, von der Gesinnung der *Madame de Sévigné*, qui n'aimait rien tant que les *grands coups*

'*epée*. In der Natur der weiblichen Eitel=
:it liegt der Grund, daß viele Frauen, wie die
Zeibchen mancher Thiere, den lebhaftesten und
ermögendsten Männern den Vorzug ge=
en, sei es um des größern Vergnügens willen,
velches sie sich versprechen, oder weil sie als
hwächere Geschöpfe eines unerschrockenen Ver=
)eidigers und kräftiger Hülfe bedürfen. Das
Insehen eines Schlägers gibt noch immer
Insprüche auf Liebe und fast alle Frauen ha=
en eine Vorliebe für Soldaten, wie weiland
Venus schon für den Mars.

Aus der Einweiberei läßt es sich vielleicht
rklären, daß in nördlichen Gegenden die zahl=
eichern Männer auch unternehmender sind,
nd mehr zur Schifffahrt, zur Auswanderung
nd zum Kriege geneigt sind, als andre Völ=
:r. Hingegen ist der Vielbeweibte in den
:ropengegenden von Jugend auf mit einer
ihlreichen Familie beladen und muß sorgen,
ie er im Harem seine Weiber bewache. Ueber=
ies raubt ihm seine körperliche Schwäche so=
ohl den Willen als auch die Macht zu kühnen
nternehmungen, und legt ihm das Bedürfniß
ner sitzenden Lebensart auf.

Der Despotismus, der aus der Unterwer=
ung der Frauen des Harems in der Familie

des Vielbeweibten nothwendig entstehen muß, verfehlt auch nicht, seinen Einfluß auf die bürgerliche Gesetzgebung jener Staaten auszuüben, in denen die Vielweiberei zu Hause ist. Die Macht des Fürsten muß auch den Unterthanen Gewalt verleihen, um eine ganze Hälfte des Menschengeschlechtes in Sclaverei zu erhalten. Die polygamischen Länder sind daher auch diejenigen, in denen Dienstbarkeit und Knechtschaft sich am härtesten äußert, während die Achtung und die Freiheit der Frauen unstreitig mit zu den sichersten Burgen der Unabhängigkeit und bürgerlichen Freiheit gehören. Aus demselben Grunde erhalten sich auch die Sitten in der Einweiberei viel reiner, denn indem man der Frau Vertrauen und Liebe schenkt, fühlt sie auch das Bedürfniß, Achtung zu erwerben und zu verdienen, während eine gekaufte Asiatin sich durch keine Pflicht an einen Tyrannen gebunden glaubt, der sie nur zum Vergnügen unterhält.

Es ist auch leicht einzusehn, daß das Beisammensein mehrerer Gattinnen in der Regel dem häuslichen und geselligen Glücke zuwider ist. Ungleiche Männerbegünstigung und Sclaverei des Weibes haben unausbleiblich tiefe Zerrüttung des häuslichen Glückes zur Folge.

iese Uebel bei solchen Männerfreiheiten zu
rbannen, wird der klügsten Staatskunst ein
uiges Problem bleiben; aber sie zu mindern
rsuchten einige Gesetzgeber: sie wollten der
hwächern Menschenhälfte in ihrem unterjoch=
n Zustande wenigstens die letzten Ansprüche
if die Rechte der Natur vindiciren. Sie be=
mmten nämlich, wie oft der Polygam seiner
rau den Beischlaf in einem gewissen Zeit=
ume zu leisten schuldig sein sollte. In das
eiligthum der Ehe tiefer, oder über die Grenze
r weiblichen Delikatesse weiter zu dringen,
ar unmöglich, ohne die heiligen Altäre im
empel der Natur vollends zu stürzen, — ob
gleich gewiß ist, daß das schöne Geschlecht
iter jenen Völkern, beim Mangel aller fei=
rn Gefühle in der Liebe, durch das Gesetz,
e Umarmung des Mannes als einen ehelichen
ribut zu fordern, sich nie beleidigt fand.

Die mosaische Gesetzgebung, nach welcher
olygamie und Konkubinat der Herzenshär=
gkeit des Volks wegen, wie sich Moses aus=
rückt, erlaubt war, bestimmt zwar nichts
usdrückliches über diese Schuldigkeit des
Mannes. Allein aus mehrern Beispielen
ht hervor, daß wenigstens ein alter Landes=
brauch vorhanden gewesen sein müsse, welcher

die Frau berechtiget habe, den Beischlaf zu fordern. Hierauf scheint die Stelle zu deuten, wo Moses dem Manne befiehlt, wenn er eine zweite Frau nimmt, der erstern „an ihrem Futter, Decke und Eheschuld nichts abzubrechen." Wenn dies von einer dem Sohne beigelegten Sclavin verstanden wird, so müßte um so viel mehr dies Recht und eine darauf zu gründende Klage einer Freien zustehen. Auch beweist die Geschichte Jakobs, daß unter mehreren Mitweibern jede ihre eigene Nacht hatte, denn Rahel verkaufte die ihrige an die Lea, und zwar für die Dudaim, eine Pflanze, die für ein Specifikum zu einem Liebestrank gehalten wurde.

So wenig nun Moses hierüber ausdrücklich festgesetzt hat, desto mehr sagen die Rabbinnen davon. In der Mischnah heißt es: „Wenn es Jemand verredet hat, seinem Weibe ehelich beizuwohnen, so darf er sie nach der Meinung der Schule Schammai zwei Wochen, aber nach der Schule Hillels nur noch eine Woche behalten: die Studirenden, die des Studirens wegen an andere Orte reisen müssen, haben, auch ohne Erlaubniß von ihren Weibern zu nehmen, dreißig Tage Freiheit, Arbeitsleute aber nur eine Woche. Junge

ute, die sonst nichts zu thun haben, sollen
Eheschuld alle Tage, Arbeitsleute zweimal
Woche, Kameeltreiber einmal in dreißig
gen, und Schiffleute einmal in sechs Mo=
ten leisten. Versagt die Frau dem Manne
eheliche Pflicht, so zieht er von ihrem Hei=
thsgut alle Wochen etwas ab, und gibt ihr
nach einen Scheidebrief." So lautet der
mudische Text über diese Materie, aber die
bbinen machen noch mehrere Anmerkungen
rüber. Sie geben zwar einem Studirenden
Freiheit, sich seiner Frau zwei bis drei
hr zu enthalten; rathen ihm aber doch, die
liche Pflicht wöchentlich zweimal zu erfüllen,
nn es die Umstände litten. Ob die Praxis
heutigen Juden diesem talmudischen Ge=
en gemäß ist, das sind occulta de quibus
n judicat ecclesia

Nach Solons ausdrücklichem Befehl war
er Athenienser verpflichtet, seiner rechtmä=
gen Frau in jedem Monat dreimal die Ehe=
uld zu leisten.

Bei den Mohamedanern soll bis jetzt noch
Zwangsgesetz vorhanden sein, welches ihnen
bietet, die eheliche Pflicht, gleichfalls wie
en schuldigen Dienst, die Woche wenigstens
nmal zu erfüllen, und im Unterlassungsfall

den Weibern gestattet sein, vor dem Kadi eine rechtliche Klage auf die Ehescheidung anzubringen.

Fast in allen morgenländischen Reichen sind die Männer zwar verbunden, ihre Weiber einer gewissen Anzahl von Umarmungen in jedem Monat zu würdigen. Allein wenn diesfalls Klagen vorkommen, so wissen die Männer immer Ausflüchte zu finden, womit sie ihre vernachlässigten Weiber selbst vor Gericht täuschen; aus diesem Grunde, und nicht aus Anstoß dieser undelikaten Klage, geschieht es selten, daß die Morgenländerinnen das ihnen gesetzlich zustehende Recht verfolgen.

Bei allen diesen Gesetzen liegt eine gewisse positive Verbindlichkeit, oder das Zu wenig zum Grunde. Die Annalen der Geschichte enthalten nur, so viel mir bekannt ist, ein einziges Beispiel, wo die Verbindlichkeit negativ ist; dies ist die merkwürdige Verordnung einer Königin von Arragonien, vor welcher eine Frau erscheint und sich über die heftige Begierde ihres Mannes, eines Kataloniers, beklagt, der sogar an einem Festtage mit weniger als zehn Umarmungen nicht befriedigt werden konnte. Die Königin gebot diesem Helden bei Lebensstrafe, von seiner

Frau das eheliche Werk des Tags nicht mehr
als sechs Mal zu fordern, und erließ zugleich
olgendes allgemeine Gesetz: „daß nach reifli-
her Ueberlegung, und um ein Beispiel des
m Ehestand gebührlichen und sittsamen Be-
ragens auf alle Zeiten zu hinterlassen, die
Anzahl der ehelichen Beiwohnungen des Tags
uf sechs festgesetzt, und als billige und
öthige Grenzen angewiesen sein sollten u. s. w.
Die Monogamie scheint daher der angemes-
nste Zustand für die Kultur, für das Glück,
ir die Reinheit der Sitten, und für die Ge-
ındheit des Körpers wie des Geistes zu sein.
Vgl. Ehe, Weib.)

W.

Waden.

Die Wade ist mit eines jener charakteristi-
hen Merkmale, das der Mensch vor allen
hieren voraus hat, deren keines eigentliche
aden besitzt. Vielleicht ist es diese Wahr-
it, vielleicht die Erfahrung, daß starke, mus-
löse Waden, wie sie kräftige Männer oder
eiber haben, die den Fuß vorzugsweise an-
engen, z. B. Tänzer, Fußgänger u. s. w.,

daß also starke Waden eine gute männliche Vollkommenheit andeuten, — — — — — — — — — — — — — — — — — —

Ja —

Die Kultur, die alle Welt beleckt,
Hat auf den Teufel selbst sich ja erstreckt,
Göthe.

und darum gesteht auch Mephistopheles, mit dessen Waden es bekanntlich nicht so recht richtig ist:

Darum bedien' ich mich, wie mancher junge Mann,
Seit vielen Jahren falscher Waden.
Göthe.

Wir haben im Artikel Bein (s. diesen Art.) bereits mehr über die Waden mitgetheilt.

Wange.

Wenn man die Bildung, die Entwicklung und die Färbung der Wangen, von der Kindheit bis in's Alter, bei beiden Geschlechtern, bei den verschiedenen Temperamenten rc. betrachtet, so zeigen diese Theile eine Menge Verschiedenheiten. In den ersten Zeiten des Lebens, wo das Gesicht noch wenig entwickelt

st, sind die Backen sehr hervortretend, fast
hemisphärisch; wie aber die Entwicklung des
Gesichtes vorschreitet, verliert sich diese Con=
vexität der Wangen, es zeichnen sich Züge
hierin und Grübchen, die Amor so gern hat,
erscheinen schon jetzt im Gesichtchen. Nun
färben sich auch allmälig die Wangen mehr
oder weniger (bei Europäern) mit jenem Co=
lorit, das bei uns einen so wesentlichen Theil
der Schönheit des Gesichts ausmacht.

In der ersten Kindheit unterscheiden sich
die Wangen im männlichen und weiblichen
Geschlecht wenig oder nicht. Schon im sie=
benten Jahre aber verliert sich bei dem Knaben
ein Theil jener Ründung, die des Mädchens
Backen noch behalten. Auffallender indeß
wird der Unterschied in den Entwicklungsjah=
ren, wo ja bei dem jungen Mann der Bart
auf den Seiten der Wangen hervorsprießt.

Was der Arzt auf den Wangen des Erwach=
senen zu lesen vermag, das auseinanderzusetzen
verbietet der Zweck unsres Werkes. Aber
auch für den Moralisten, den Physiognomiker
sind die Wangen ein Spiegel des innern Men=
schen. Wie malen sich nicht mit unverkenn=
baren Zügen Zorn, Schaam, Schreck, Liebe,
Haß auf der Wange! Nach Lavater bedeu=

ten fleischichte Wangen ein lymphatisch-melancholisches Temperament und Neigung zu Sinnesgenüssen: im Gegentheil sind ihm magere, eingezogene Backen, Zeichen von Entbehrung; der Gram höhlt die Wange, Weisheit und Schärfe des Geistes zeichnen scharf aber angenehm die Formen. Gewisse mehr oder weniger dreieckige Vertiefungen bedeuten nach Lavater unfehlbar Neid oder Eifersucht. „Eine von Natur graziöse Wange, die einen sanften Hügel bildet, ist mir Bürge, meint er ferner, für ein empfindsames, großmüthiges, keiner Gemeinheit fähiges Herz; wenn sich aber beim Lächeln auf der Backe drei parallele kreisförmige Linien bilden, so könnt ihr sicher (??) darauf rechnen, daß solche Charaktere eine Spur von Narrheit haben."

Mit dem vorrückenden Alter, so wie durch Leidenschaften, Gram, Krankheiten, verlieren die Wangen ihre Bildung, Festigkeit und Farbe, und besonders dieser Theil ist es, der der ganzen Gesichtsbildung dann den Stempel des Alters aufprägt, weshalb auch die Wange es sich vorzugsweise so oft gefallen lassen muß, durch Kunst zu blenden (s. Schminke)

pour réparer du tems l'irréparable outrage
um den unersetzlichen Schaden der Zeit zu ersetzen.

Nach dem Verluste der Zähne fallen, bei Magern, die Wangen ein, und das Gesicht wird kürzer; bei mehr Fetten fallen die Backen herab, und bilden sogenannte Beutel, oder Hamsterbacken. (Vgl. G e s i ch t.)

W ä s ch e.

Wir begreifen unter diesem Namen blos ie aus Leinen gearbeitete nächste Bekleidung es Körpers, sei es unter den Kleidern oder m Bette. Es scheint, als wenn die alten Griechen Wolle auf der Haut trugen, welche in Oberkleid von Leinewand bedeckte. P o l- u s redet von einem Unterkleide von Linnen, elches kurz und nur bis zur Mitte der Schen- el herabreichte, es war ohne Aermel und hatte enig Falten. Die griechischen Frauen ba- eten sich damit und die öffentlichen Mädchen gten es selbst im Bade nicht ab. P h r y n e gte das ihrige nicht ab, als am Eleusischen este sie sich vor den Augen des versammelten olks in's Meer stürzte. Diese Unterkleider aren zuweilen von Baumwolle, oder selbst on Seide. Die schönsten derselben wurden C o s gearbeitet, und scheinen nach P r o-

verz auch zur Erhaltung der Gesundheit vortrefflich gewesen zu sein.

Die ältern Römer trugen die wollene Toga unmittelbar auf der Haut, wie die Griechen das Pallium. Cato wollte diese schmutzige Sitte in spätern Zeiten bei allen Römern wieder einführen. In spätern Zeiten des römischen Reiches, und besonders zu den Zeiten der Kaiser, trug man allgemein leinene Unterkleider. Festus nennt das Hemde der römischen Damen Supparus. Apulejus (etwa zweihundert Jahr vor Christo) nennt diese Unterkleidung *interula linea* oder *byssina*, sie war von Leinewand oder auch von Baumwolle. Die kürzern der Männer nannte man *subucula*, die längern der Frauen *indusium*. Die Frauen trugen sie von sehr feinem Gewebe und schürzten sie vorn mittelst Schnüren zusammen, *interuli nexus*. Dies Hemde bildete zugleich das Morgenkleid der Damen, welche sich jedoch auch am Tage von ihrem drückenden Brustgürtel *(Strophium)* losmachten, und im Hemde erschienen. Diese Unterkleider bedeckten einen Theil der Arme, und waren lang genug, die Schenkel neugierigen Augen zu verbergen.

Bei den Soldaten nannte man dies Unter-
d Camisia.

Linteo succinti, sagt Sueton von den
natoren, welche Caligula zwang, kurze
tige Unterkleidung zu tragen, wie man sie
ı kleinen Sklavenknaben gab. Die Illyrier,
thhen, Heruler und Vandalen trugen ein
terkleid und Hosen von Leinwand. Die
eißagerinnen der Cimbrier hatten ein langes
nenes Kleid an. Im zwölften und drei-
nten Jahrhundert trug man Hemden von
ırsche und nicht von Leinen, auch wurde seit
ser Zeit erst der Hanf in Europa bekannt
d angebaut. Tischleinen war damals noch
England sehr selten, während die Litthauer
ne andre Kleidung als von Leinwand kann-
ı. Ihr Herzog Jagello ließ eine große
ızahl wollener Kleider aus Polen kommen,
d versprach jedem, der sich taufen ließ,
ı solches.

In Hinsicht auf Erhaltung der Reinlichkeit,
glich der Gesundheit, ist der Gebrauch der
äsche sehr ausgebreitet; wir erlauben uns
r noch ein wenig in Einzelnheiten einzuge-
n, die unsern Zweck näher oder entfernter
rühren.

Die Hemden müssen nicht zu grob sein,

weil sie sonst die Haut zu sehr reizen, und nicht zu fein, weil sie sonst von Schweiß durchdrungen werden, und dann leicht Erkältung veranlassen. (Die Königin von Frankreich, Anna von Oesterreich, trug immer ungewöhnlich feine Hemden, und die Uebereinstimmung des Geschmacks in dieser Hinsicht mit der bekannten eisernen Maske bestärkte den Glauben, daß diese ihr Sohn gewesen sei.) Die Hemden müssen ferner nicht zu lang sein, besonders bei Männern, weil sie sonst in den Beinkleidern drücken, vorzüglich aber müssen Reiter kurze Hemden tragen, weil sie sich sonst leicht durchreiten. Weiber und alte Männer müssen dagegen längere Hemden tragen.

Reiche Leute wechseln zwar täglich die Hemden, aber dies fördert mehr den Luxus als die Gesundheit. Es ist hinreichend, in gewöhnlichen Fällen zweimal die Woche zu wechseln. Bei nur einmaligem Wechseln wird das Hemde zu sehr mit Schweiß getränkt und nimmt leicht einen widerlichen Geruch an. — Obgleich in manchen Gegenden viel baumwollene Hemden getragen werden, welche warm sind und im Sommer leicht den Schweiß einsaugen, so sind doch, und besonders zu dieser Jahreszeit, die leinenen vorzuziehn, da jene oft Ausschläge

f der Haut erregen. Die Matrosen, auch
Russen, tragen oft bunte streifige Hemden,
d glauben sich dadurch gegen Ungezieser zu
ützen. Der einzige Nutzen, welchen sie jedoch
von haben, ist, daß sie ihren Schmutz besser
rbergen.

Der Geruch eines getragenen, mit Schweiß
tränkten Hemdes kann, bis auf einen ge-
ssen Punkt, eine Sympathie zwischen zwei
rsonen erregen. So soll Franz der Erste
n Frankreich eine große Liebe zu einer Dame
npfunden haben, nachdem er sich in der Dun-
heit ihres schmutzigen Hemdes bedient hatte,
n sich den Schweiß zu trocknen. Nach einem
uern Reisenden soll im Morgenlande die
wohnheit bei mehrern Großen herrschen,
ß sie eine Menge Sklavinnen, aus denen sie
) eine Favoritin wählen wollen, in eine
rke Transpiration versetzen lassen, und dann
ch dem Geruche der Wäsche ihre Wahl be-
nmen. (Vgl. Geruch.) Beim Niederlegen
s Bett muß das Hemde überall offen sein,
nicht den Umlauf des Blutes zu hemmen,
lche Vorsicht freilich die Völker nicht zu
bachten haben, die, wie die Neapolitaner,
ohne Hemde niederlegen. Frauen müssen
ht zu enge Hemden tragen, weil dies zu ge-

wissen Zeiten Spannung und große Unbequemlichkeiten verursacht. — Unterbeinkleider und Strümpfe müssen von einem Zeuge gefertigt sein, das leicht durch die Wäsche gereinigt werden kann. Oft haben Damen die üble Gewohnheit, aus Sucht einen kleinen Fuß zeigen zu können, nur sehr dünne Strümpfe und Schuhe zu tragen. Erkältung und Krankheiten aller Art sind die Folge davon, deren Ursprung sie dann freilich nicht zugeben wollen. (Vgl. Hemde, Strumpf.)

Weib.

Mutter der Schöpfung! Krone der geschaffenen Wesen! Lenkerin der Welt — ich fühle es, was ich übernehme, wenn ich über Dich zu reden mich anschicke! Haben nicht Philosophen und Dichter aller Zeiten und aller Völker ihre Seherkraft, ihren Scharfsinn in Urtheilen über das Weib geübt? Und nicht das Weib im Kreise europäischen Volkslebens allein darf ich nach dem Zwecke dieses Werkes betrachten — wir müssen es beobachten, wie es in den Harems orientalischer Despoten schwelgt, und wie es dem rohen Wilden weniger als Gefährtin, denn als Sklavin dient, wir müssen

die Ausschweifungen einer Phryne uns
nnern, während wir an das Muster hoher
eiblichkeit, an die glückliche Mutter, die be-
ückende tugendhafte Gattin denken, wir müs-
n des großen Dichters Spruch:

Gebrechlichkeit! dein Name ist Weib
Shakespeare.

üfen, und eben so jenes andern großen Dich-
s Wort:

Ehret die Frauen! sie flechten und weben
Himmlische Rosen in's irdische Leben!
Schiller.

ht weniger beherzigen! Welches Chaos!
m Glück besteht es aus den interessantesten
aterialien, und indem wir diese entwickeln,
ginnen wir zunächst bei der anthropologischen
ite, und betrachten sodann die Form, den
rper des Weibes, der für den Zweck, den
r hier im Auge haben, so wichtig ist.
In den großen Thierfamilien ist das weib-
he Geschlecht, bei den Gattungen mit getrenn-
Geschlechtern, im Allgemeinen schwächer.
ist dies noch mehr bei jenen Thieren, wo
Männchen in der Vielweiberei leben, wie
den widerkäuenden vierfüßigen Thieren

und den hühnerartigen Vögeln. Geringer ist der Unterschied der beiden Geschlechter, in Hinsicht auf Stärke und Wuchs, bei jenen, die mit einem Weibchen leben, z. B. den Papagayen u. s. w. Doch findet niemals vollkommene Gleichheit statt. Trotz dem göttlichen Plato und allen Gründen, welche auch immer die Anhänger der Meinung von der Gleichheit beider Geschlechter anführen mögen, ja wenn auch eine mehr männliche Erziehung und stärkere körperliche Uebungen die physische und moralische Kraft des Weibes erhöhen, kann es doch in dieser Hinsicht mit dem Manne nicht verglichen werden. Niemals erreichten die Mädchen von Sparta mit ihren männlichen Fäusten, wenn sie auf dem Taigetes sich borten, oder an dem Ufer des Eurotas den pyrrhischen Kriegestanz tanzten, die Stärke des Spartaners. Nie erhob sich ein Weib durch die Ausbildung ihres Verstandes zu den erhabenen Conceptionen des Genies in den Wissenschaften und der Literatur, welche den höchsten Gipfel bezeichnen, den der menschliche Geist erreichen kann. Diejenigen, welche sich in dieser Laufbahn am meisten auszeichneten, haben sich oft den Beinamen mascula, den Horaz der Sappho gab, erworben. Die Gesetze der

ten schlossen die Weiber von der Priester-
aft; von bürgerlichen Aemtern, von der
agistratur und von den Ritterorden aus,
s alte salische Gesetz der Franken hatte sie
m Throne ausgeschlossen. Man nennt zwar,
n der berüchtigten Semiramis an, bis
f die englische Elisabeth und Katha-
na die Zweite von Rußland, mehrere Wei-
:, welche glorreich regiert haben; allein ohne
ı Grund, den man davon anführt, wider-
en zu wollen, daß nämlich die Männer re-
ren, wo Weiber auf dem Throne sitzen;
gen wir, wann hatte je Rußland z. B. mehr
aatsumwälzungen, mehr Kriege und Elend
ebt, als unter den sechs Weiberregierungen,
es im Laufe des achtzehnten Jahrhunderts
fen?

Die ältere Geschichte bietet Beispiele von
ilkern dar, bei welchen das weibliche Ge-
lecht die Herrschaft über das männliche
sübte. Auf der nordwestlichen Küste von
ıerika, gegen den fünfundfünfzigsten Grad
Breite, sah Vancouver die Weiber in
ärke und Behendigkeit den Männern fast
:rlegen. Andre Völkerschaften im Norden
ı Amerika lassen noch heute ihren Weibern
le Superiorität. Man findet davon meh-

rere Beispiele in Afrika, in Aethiopien u. s. w. In Kongo, zu Monomotapa bilden sie Armeen; zu Malimba regieren die Weiber; desgleichen an der Küste von Angola. Man könnte noch die Amazonen anführen, die in der Gegend vom Don, oder Tanais gelebt zu haben scheinen, so wie die Weiber der heutigen Tartaren und Tscherkessen, die einen kriegerischen Geist behaupten. Hier bietet sich eine allgemeine Bemerkung über diesen Gegenstand dar, nämlich, daß bei dem höchsten Grade der Barbarei der Völker das weibliche Geschlecht nicht so sehr unterdrückt ist, als man glauben möchte, weil es als Mittelpunkt der Familie und als Hoffnung der Nation so wichtig dasteht, indeß sich die Männer draußen mit der Jagd und dem Kriege beschäftigen. Auf diese Art wurden die Weiber angehört in dem Staatsrathe der Germanier und Gallier, unserer wilden Vorfahren. So beobachtete man eine Weiberherrschaft in der Regierung der Allonquier, Huronen, Irokesen, und noch heut zu Tage bei den Indianern der nordwestlichen amerikanischen Küste. Ja, je tiefer die Barbarei ist, desto mehr scheint das Weib vorzuherrschen. So behauptet man von den blutgierigen Anthropophagen, ihre Weiber seien in der Rache

el heftiger, als die Krieger; sie richten ihre
äuglinge schon dazu ab, den Kriegsgefange=
n das Blut auszusaugen!!

Wenn der Mann auf der ganzen Erde stär=
: als das Weib ist, so ist dafür die Liebe
s Reich der Frauen. Durch sie wird das
eib die höchste Gebieterin des Siegers, durch
unterjocht es ihn in seiner Schwäche in
en dem Grade, als gewaltsamer Widerstand
i empört haben würde. Wenn das Weib
chzugeben scheint, so geschieht dies, um bald
r mit desto mehr Gewalt zu herrschen. In
: Sanftmuth liegt seine Macht, in seinen
izen sein Ruhm. Sie sind die kostbaren
elsteine, womit es die Natur in aller Pracht
d Herrlichkeit ausschmücken wollte.

Dieses ist das wahre und natürliche Ver=
tniß beider Geschlechter zu einander. Man
ß also jene excentrische Idee aufgeben, die
nur in einem barbarischen Zeitalter erhal=
konnte, daß das Weib nicht zum menschli=
i Geschlechte gehöre (mulieres homines
i esse, eine anonyme Abhandlung von
idalius), von der wir hier auch nicht
ial sprechen würden, wäre sie nicht in einem
cilium zu Macon ganz recht verhandelt
den. Es war eine Folge der Erniedrigung,

in welcher die Orientalen ihre Weiber hielten, daß der Koran den Männern einen so großen Vorzug einräumte, und jene sogar von dem Paradiese ausschloß. Alte Weltweisen und Aerzte, wie Hippokrates, Aristoteles, sahen sogar das Weib für ein unvollkommnes Wesen, für einen Halbmenschen an. Nach Hippokrates ist das Weib sogar nie im Stande, beide Hände mit gleicher Geschicklichkeit zu brauchen!

Im Vergleiche mit andern thierischen Weibchen, unterscheidet sich das menschliche Weib durch spezifischen Karakter und Eigenschaften, die ihm allein zukommen. Die Affen, die Makis, die Fledermäuse, und selbst der Elephant, welche auch gewöhnlich nur ein Junges gebären, haben zwei Zitzen an der Brust. Diese Eigenschaft, welche Philosophen für das ausschließende Eigenthum des Weibes hielten, um beim Stillen der Kinder desto besser mit den Armen umfassen zu können, ist folglich keineswegs ein Vorzug unsrer Gattung. — Plinius ist der Wahrheit näher, indem er das Weib ein menstruirendes Thier (animal menstruale) nennt. Denn obschon mehrere Weibchen von Affen (besonders der Jocko's und Gibbon's) zu unbestimmten Zeiten, haupt-

chlich wenn sie erhitzt sind, einen blutartigen
usfluß aus den Sexualorganen bekommen,
id wenn man in der Brunstzeit ein ähnliches
usschwitzen bei den Kühen und Hündinnen
ill beobachtet haben, so ist doch kein einziges
eser Thiere einer periodischen monatlichen
lutausleerung unterworfen. Die Gegenwart
s Hymens (s. Geschlechtstheile),
lches man bei dem unbefleckten Weibe beo=
chtet, ist nicht das einzige unter den Thieren
kannte Beispiel dieses Gebildes, wie Haller
iubt. Dieser gelehrte Physiologe vermu=
:t, jenes Häutchen, dessen Nutzen man bis
t nicht ergründen konnte, habe einen bloßen
ralischen Zweck, nämlich den, die ursprüng=
he Reinheit des weiblichen Geschlechts anzu=
iten. Cuvier zeigte indessen, daß die
eibchen der Säugethiere auch eine Art von
ngfernhäutchen haben, und Steller und
dere Beobachter hatten dasselbe schon in dem
nantin (einem großen, lebendig gebärenden
che in Südamerika), in der Stute und in
igen Affen beobachtet.

Die natürliche, aufrechte Stellung unserer
ttung bringt noch bei dem Weibe Wirkun=
zuwege, die sehr von denjenigen abweichen,
von der horizontalen Haltung des Körpers

der andern Thiere erzeugt werden. Wenn man die Hämorrhoidalanlage, oder die häufige Stockung des Blutes in den untern Verzweigungen der Pfortader, unserer aufrechten Stellung zuschreiben muß, weil man keine ähnliche Anlage bei andern Thiergattungen beobachtet, so ist es wahrscheinlich, daß auch der monatliche Blutfluß von dieser Stellung, deren Einfluß man bisher nicht genug berücksichtigt hat, begünstigt werde. Dieser Einfluß ist so reell, daß die Geschlechtsorgane davon einen stärkern Zufluß von Blut und Lebensthätigkeit, und eine größere Lebhaftigkeit erhalten, als man bei den Thieren mit horizontaler Stellung findet; denn die Affen, deren Stellung sich der senkrechten nähert, sind sehr wollüstig, und ihre Weibchen haben, wo nicht monatliche, doch unregelmäßige Ausflüsse. Das Weib verdankt ferner dieser Stellung den unglücklichen Vorzug, mehr, als andere Thiere, der Fehlgeburt, dem Muttervorfall und den Mutterblutflüssen unterworfen zu sein. Die Natur hat indeß zum Theil diesen üblen Verhältnissen dadurch abgeholfen, daß sie der Mutterscheide des Weibes eine schiefe Richtung nach vorn gab, während dieselbe bei den vierfüßigen Thieren mit dem Becken pa=

illel läuft. Daher drückt das Kind nicht
nkrecht auf die Scheide, wenn die Schwan=
:re aufrecht steht. Daher fließt auch der
arn nach vorn ab, und nicht nach hinten,
ie bei den vierfüßigen Thieren. Eben diese
hiefe Richtung macht auch den Beischlaf we=
ger natürlich, more ferarum, quadrupe-
umque ritu, wie ihn Lukrez und einige
erzte, z. B. Barol, als mehr zur Frucht=
irkeit beitragend, anrathen.

Betrachten wir nun in diesen Untersuchun=
n zunächst den Bau, die Form des Weibes,
ihren verschiedensten Modificationen. Wenn
s Weib unter rauhen Himmelsstrichen häß=
her wird, und verhältnißmäßig mehr, als
: Mann, so sehen wir auch, wie es sich in
ı fruchtbaren und glücklichen Regionen der
näßigten Zone und unter dem Einflusse
sanftesten Klimaten in allen seinen Reizen
schönert. Venus selbst schien ihr Reich
Cypern, Paphos, zu Korinth und zu Ama=
nt aufgeschlagen zu haben. Zu Gnidos,
Miletos, zu Lesbos fanden Praxiteles
) Phidias die lebendigen Modelle ihrer
tter. Man könnte noch jetzt zu Argentira,
Scios, zu Tenedos und auf mehreren In=
des griechischen Archipels, Helenas

und Aspasien finden, welche im Stande wären, trotz dem bizarren Schnitte ihrer Kleider, Kriege um den Besitz ihrer Schönheit anzuzünden. Sie haben besonders sehr große und sehr offene Augen.

Correggio, Alban und Titian nahmen ebenfalls die Modelle der Schönheiten, die sie malten, von den Italienerinnen ihrer Zeit. Rom mit seiner Umgebung bietet, nach Winkelmann, noch auffallende Beispiele der Art dar. Die Römerinnen haben, bei zunehmendem Alter, vortreffliche Schultern. In Sizilien und Toskana aber, zu Florenz, Siena und selbst zu Venedig gibt es die reizendsten Schönheiten von Italien; denn in der Lombardei und in der Nähe der Alpen sind ihre massiven Formen von beträchtlichem Umfang ungleich weniger bezaubernd. Die schönen Französinnen sind bei Avignon, Marseille, und in der alten Provence zu Hause, die ehemals durch eine griechische Kolonie von Phoziern war bevölkert worden. Mehr gegen Norden zu findet man bei den Frauen der Normandie, der Pikardie und den Belgierinnen ein schöneres Blut und eine glänzendere Weiße der Haut, aber ungleich weniger Feinheit in den Umrissen und Zartheit in der Form. In

aris trifft man überhaupt weniger Schön=
it, als Reiz und Grazie im Gange und den
!anieren an. Die Marseillerinnen und die
rauen aus Languedoc haben auch weniger
usen, als die aus der Normandie, aus Bel=
en und der Schweiz. In Bretagne, oder
m ehemaligen Armorika, haben die Weiber
erhaupt zu dicke Gliedmaßen. Die größten
chönheiten von Spanien findet man in An=
lusien und zu Kadix. Die Frauenzimmer
n Valencia aber haben weiches Fleisch und
ne so zarten Gesichtszüge. Die Stadt
iimanarez und ihre Umgebungen sind von
ı reizendsten Portugiesinnen bevölkert, die
erhaupt mehr Busen haben, während er den
stilianerinnen fast gänzlich mangelt.
Man kennt den blendenden Teint, die aus=
icksvollen Gesichtszüge, die feine und rüh=
de Physiognomie der Engländerinnen.
hrere haben den Busen und den zierlichen
ß der Normännerinnen; fast alle sind blond,
weilen sogar röthlich. In Schottland
d ihre Haut blaßweiß, wie bei den Hollän=
nnen. Indeß sind die Letztern oft dick,
en viel Busen und ein blasses und weiches
isch. Von allen Deutschen gebührt nach
. alten Worte:

In Sachsen,
Wo die schönen Mädchen wachsen,

den Sachsinnen der Preis der Schönheit. Aber auch das Rhein= und Schwabenland zählt schöne Kinder.

Mehr nach Norden hin verdienen die Polinnen die meiste Aufmerksamkeit. Sie sind so weiß wie der Schnee, aber auch eben so kalt in ihren Manieren, und ihre Unterhaltung ist, nach einem Italiener, so erkältend, um Schnupfen zu erregen. Die russischen Weiber hatten ehedem die Gewohnheit, sich mit einem zähen Fette einzusalben. Der Mißbrauch der Dampfbäder erweicht und erschlafft bald alle ihre körperlichen Reize. Unter ihren warmen Pelzen brüten sie hitzige Begierden aus. Man beschuldigt sie selbst, daß sie in der Liebe das physische dem moralischen Vergnügen vorzögen. Sie haben überhaupt männliche Formen und viel Lebenskraft, wie alle Weiber slavischer Abkunft. Die Albaneserinnen sind angenehmer, als die Morlakinnen. Diese haben eine lohrothe Haut, lange und herabhängende Brüste. Im äußersten Norden von Europa, in Schweden und Dänemark, sind im Gegentheil die Weiber fast alle weißblond, mit blauen Augen, und ihre Farbe

'tet bisweilen in geschmacklose Bleichheit aus.
ie sind aber außerordentlich fruchtbar, beson=
rs um das baltische Meer herum.

In den Gegenden von Asien diesseits des
anges, die, wie Europa, von derselben weißen
lenschenrasse bevölkert sind, bemerkt man
ich schöne Gesichtszüge bei dem weiblichen
eschlechte. Die Perserinnen, unter einem
uchtbaren und gemäßigten Himmelsstriche
boren, sind im Allgemeinen sehr angenehm.
ernier rühmt die Reize der Frauen von
aschemir. In Persien zieht man die Braunen
r. Die Türken aber geben den Röthlichen
id Blonden den Vorzug.

Die türkischen Weiber überhaupt sind schön,
d es gibt im Orient unter dem gemeinen
olke kein Weib, nach Belon, die nicht eine
frische Farbe, wie eine Rose, hätte, und
ie so weiße, glatte und zarte Haut, wie Sam=
t. Dazu wirkt ohne Zweifel der häufige
brauch der Bäder. Sie schaffen sich die
aare von allen Theilen des Körpers, die
igenbrauen und das Kopfhaar abgerechnet,
mittelst des Rusma weg (eines die Haare
störenden Mittels aus Kalk und Operment)
d färben ihre Nägel und Finger mit dem
nné roth. Indeß machen die Bäder, die

Ruhe des Serails, und die Sorgfalt, die sie darauf verwenden, fett zu werden, nach dem Ausdrucke der Türken, ihre Gesichter so rund, wie der Vollmond, und ihre Hüften so weich, wie Kissen. Denn darin besteht in ihren Augen die vollkommene Schönheit, die sie nach Pfunden abzuwägen scheinen.

Die arabischen Weiber, wiewohl sie ziemlich artig in der Jugend sind, und zu allen Zeiten, wegen ihrer großen, schwarzen und feurigen Gazellenaugen gerühmt wurden, entstellen sich dennoch durch einen großen Ring, der durch den Knorpel der Nasenscheidewand gezogen ist, und durch die Zeichnungen, welche sie mit der Spitze einer in mancherlei Farben getauchten Nadel in ihre Haut eingraben. Die Weiber von Hindostan hängen einen ähnlichen Ring in das linke Nasenloch. Die Hitze trocknet und bräunt in gleichem Grade die Weiber der Beduinen und der Hindus. Sie malen sich Stirn oder Wangen bisweilen blau, aber allezeit die Nägel roth.

Fast gleiche Bewandniß hat es mit den Weibern der Mauren und Barbaresken, welche ursprünglich von weißer Rasse sind. Ihre Gesichtszüge gelten für regelmäßig. Diejenigen, welche stets im Schatten des Harems

ınd der Städte sind, behalten, nach dem Be=
ichte von Bruce und Poiret, eine sehr
:eiße Haut. Sie werden sogar dünn und
hmächtig, gleich den Pflanzen, die in der
)unkelheit vegetiren.

In Malabar, Bengalen, zu Lahor und Be=
ares, in ganz Indostan und dem Mongoli=
hen Reiche, oder dem Theile von Asien dies=
its des Ganges, sind die Weiber überhaupt
ıgenehm, aber klein und mager, sei es wegen
r Hitze des Klimas, die sie entnervt, oder
eil sie sich sehr jung, mit zehn bis zwölf
ahren, schon verheirathen, ehe noch ihr Kör=
r ganz entwickelt ist. Sie bemühen sich,
:e Haut eben so wie das Haar, mit gewürz=
n Kokusöl zu erweichen, und Alle nehmen
sich die Haare des übrigen Körpers auf
s sorgfältigste, mit eigens dazu gewählten
ttteln hinweg. Man sagt, die Weiber von
ılabar hätten von Natur schmale Kinnla=
; sie sollen ferner im Verhältniß zum Kör=
lange Beine und sehr hochstehende Ohren
en. Alle Weiber des Orients haben, nach
Reisebeschreibungen, ein von Natur sehr
tes Becken, und die Armenier und Juden,
he in fast ganz Asien mit den Allerschönsten
n Handel treiben, sollen sich daher Mühe

geben, ihnen die Hüften zusammenzudrücken, um ihre Zeugungstheile ein wenig rückwärts zu treiben. Die nächste Wirkung dieser Geräumigkeit des Beckens ist, daß sie glücklicher und leichter gebären, selbst wenn sie schon mit neun bis zehn Jahren Mütter sind, wie alle Reisende erzählen. Die Jaltinnen und die Weiber von Bengalen gelten für die Allerausgelassensten und Wollüstigsten von Indien, und ziehen die weißen Männer von Europa allen Indiern vor. Es sind braune, kleine, sehr lebhafte Weiber, die gewöhnlich mit viel Emphase sprechen und ein geläufiges Mundwerk besitzen.

Die Bajaderen, Tänzerinnen und Hofdamen von Indien, so wie die Almes und Gharasies, welche diese Rolle in Egypten spielen, treiben oft die Kunst des ausschweifenden Genusses auf einen Grad, der in unsern kalten, nördlichen Gegenden gänzlich unbekannt ist, wie sie denn auch ihrer Reize wegen von allen Reisebeschreibern gerühmt werden. Von allen Weibern unserer Erdkugel gelten die Georgierinnen, die Cirkassierinnen, die Mingrelierinnen und überhaupt die von ganz Gurgistan, von Imirette und aus der Gegend der kaukasischen Gebirgskette für die reizendsten, wegen

ihrer vollkommenen Bildung und Gestalt, des Glanzes ihrer Haut, die Zartheit ihrer Umrisse, der Grazie, die aus ihrem ganzen Wesen auszuströmen scheinen. Man darf aber von ihnen weder die feine Erziehung, noch die vernünftigen Sitten der civilisirteren Nationen verlangen. Hat auch die Natur Alles für sie gethan, so scheint doch der Zustand von Unterwürfigkeit und Räuberei, in dem diese Völker leben, besonders die moralische Seite dieser bewundernswürdigen Schönheiten zu untergraben. Entführt schon in der zartesten Jugend für die Wollüste der Rechtgläubigen des Islamismus, fahren sie fort, selbst im Schooße der Herrlichkeit Sklavinnen zu sein. Man verlangt nur den physischen Theil von ihnen; sie geben ihn hin, und oft geht diejenige, welche großen Reichen, wie Persien, der Türkei, einen Beherrscher gab, ruhm- und namenlos zu Grunde, wenn ihr Stündchen geschlagen hat.

Betrachtet man die Weiber der schwarzen Rasse genauer, so trifft man bei ihnen überhaupt eine größere Anlage zur Wollust, und sogar eine eigne Beschaffenheit der Geschlechtsorgane an. Da diese Menschengattung zur Entwicklung der geistigen Fähigkeiten weniger

geeignet ist, so hat sie auch eine viel größere Anlage zu den blos physischen Verrichtungen, und die meisten Neger sind bene mutonati nach Blumenbach. Die Negerinnen sind gleichfalls in demselben Verhältnisse gebildet. Alle haben bekanntlich große und frühzeitig weiche, herabhängende Brüste, selbst in jenen Gegenden, wo man, wie in den vereinigten Staaten, nicht gerade die Hitze des Klimas als einen Grund dieser Erscheinung angeben kann. Was sie aber besonders von der weißen Rasse auszeichnet, ist die natürliche Verlängerung der innern Schaamlippen (Nymphen), und bisweilen des Kitzlers, welche man bei Weißen ungleich seltener, als bei den Negerinnen antrifft. Daher entstand in mehreren Ländern der Gebrauch, oder vielmehr die Nothwendigkeit, diese unbequemen Verlängerungen abzuschneiden. (S. Beschnittene.)

Man hat sich lange gestritten über den sogenannten Schurz der Hottentottinnen, wovon Kolb zuerst sprach. Der Arzt Fen Rhine zeigte zuerst, daß es nur eine Verlängerung der Nymphen sei, die er für künstlich hielt, weil er solche Nymphen gesehen hatte, in welchen Eindrücke von Fingern waren. Banks, der am Kap diese Theile nach der

Natur zeichnen ließ, bemerkte bei einer Hot-
tentottin die großen Schaamlefzen in einer
Verlängerung von sechs und einem halben
Zolle. Diese Weiber haben auch noch große
Fettgeschwülste ad posteriora, die ihren Kin-
dern zum Anhalt beim Klettern dienen. An
der unter dem Namen der Venus hottentotte,
so berühmten Hottentottin, die im Jahr 1816
n Paris starb, war diese — Schönheit sehr
bemerkbar.

Die kaffrischen Weiber, die wohlgebildetsten
und stärksten von allen Negerinnen, sind we-
niger wohlgestaltet, haben, bei einem mehr
hängenden Busen, eine höchst widrige Aus-
dünstung, scheinen indessen in ihrer ersten Ju-
end noch angenehm. Ihre Haut ist zart
nd seidenartig wie Atlas. Sie besitzen aber
nserm Himmelsstriche gänzlich unbekannte
eidenschaften. Sie scheinen alles Feuer von
lfrika in ihrem entzündeten Schoße zu ver-
ergen. Daher verführen sie die Weißen,
nd berauschen sie mit ihrer wollüstigen Liebe.

Die Weiber der mongolischen Rasse, also
ie Frauen der Chinesen, Japaner, Thibetaner,
artaren, Kalmucken, Samojeden, Jakuten,
amtschadalen, Lappländer rc., bieten unzäh-
ge Raritäten dar. Um uns aber auf die

wesentlichen Formen zu beschränken, so bemerken wir, daß sie immer mehr oder weniger olivenfarbige Haut und schwarze Haare, einen schlaffen Busen und einen schlanken Wuchs haben. Auffallend ist die ungemeine Reizbarkeit der doch so gar nicht civilisirten Lappländerinnen, die auf die leichteste Veranlassung ihre Convulsionen bekommen, trotz einer sensiblen petite maitresse bei uns zu Lande. Die schönsten Weiber dieser mongolischen Rasse finden sich in China, und zwar in der Provinz Nanking, und in Japan. Indeß schätzen auch dortige Kenner die mehr gelben Weiber von Golkonda und Visapur, weil sie feuriger sind.

Auch unter den zahlreichen Völkern malayischer Rasse, welche besonders auf den Inseln des großen Oceans und des stillen Meeres wohnen, bieten Gestalten und Sitten der Weiber manche Verschiedenheiten dar. So haben die Weiber der Oberhäupter in Otahaiti und auf den andern Inseln des Südmeers einen stärkern Wuchs, mehr Fleisch und größere Regelmäßigkeit in den Gesichtszügen als die Frauen des Volkes, die sich fast alle sehr jung den liederlichsten Ausschweifungen hingeben. Hingegen sieht man auf einigen Inseln unter diesen Völkern, wenn sie sich mit den soge-

nannten Papuas, einer Negerart vermischen, die häßlichsten Individuen der Menschengattung, die dem Affengeschlecht am nächsten stehn.

In der amerikanischen oder karaibischen Rasse sieht man ebenfalls wieder die schönsten Weiber in den gemäßigten Zonen, wie bei den Stämmen der Akansas, und der Iliner in Nordamerika. Aber bei mehrern andern entstellen sich die Weiber, wie die Männer dadurch, daß sie sich die Unterlippe durchbohren, um einen Zierrath von Holz, oder Stein, oder eine Muschel hineinzuhängen; daher können sie die Lippenlaute nicht frei aussprechen, und müssen dieselben aus ihrer Sprache verbannen. In einigen wilden Stämmen schnüren sich die karaibischen Weiber mit einer Art von Strumpfband die Beine dermaßen über den Waden zusammen, daß das Bein gewöhnlich unter dem Bande anschwillt. Die Weiber der Caaiguis, so wie ihre Männer, sind so häßlich, daß diese Nation den Affen gleicht. Und so hätten wir nur das Weib von der idealisch schönen Cirkassierin an bis herunter auf die fast thierisch gestaltete Caaiguisin in seinen Formverschiedenheiten betrachtet. Wir haben nun anderer nicht weniger wichtigen Verhältnisse, die

sich auf die Sexualität des Weibes bezie-
hen, zu erwähnen.

In den Artikeln: Entwicklungsjahre und Reife haben wir bereits erzählt, wie verschieden die Mannbarkeit des Weibes unter verschiedenem Klima und Volke eintrete, und es würde auffallend sein, wie eine natürliche Entwicklung des Menschen, die so innig mit seiner Organisation zusammenhängt, so wenig an eine festgesetzte Zeit gebunden sei, sähen wir nicht bei sehr vielen andern Funktionen und Entwicklungsstufen des Körpers denselben Einfluß von Himmelsstrich, Beschäftigung u. s. w. In der weißen Rasse nur allein in Europa kommen schon die zahlreichsten Verschiedenheiten in Bezug auf frühere oder spätere Mannbarkeit vor. In den Rheinstädten menstruiren die Mädchen meistens schon zu vierzehn Jahren, während in den Gebirgsgegenden die Mannbarkeit erst im zwanzigsten, ja vierundzwanzigsten Jahre erscheint. In Frankreich sind die Mädchen mit vierzehn, sogar mit dreizehn Jahren reif, in Italien schon im zwölften Jahre, wo sie in Spanien oft schon heirathen. In Persien sind nach Chardin gar schon zu neun und zehn Jahren die Mädchen mannbar: die Frauen der Barba-

esken sind oft schon im elften Jahre Mütter;
hen so jene von Agows in Abyssinien. Mit
eun bis zehn Jahren sieht man die Zeichen
er Mannbarkeit bei den Mädchen am Senegal.
Es giebt sogar Beispiele von einer noch
ühern Reife, und man führt in Arabien,
l Algier und an der Küste von Malabar
eispiele von mit acht bis neun Jahren ver=
iratheten Weibern an, welche bald nachher
Mütter wurden. Nach Thevenot haben
Weiber zu Dekan in achten Jahre Kinder ge=
ugt. Parmann sah Ehen von Mädchen
on vier bis sechs Jahren; es ist aber keines=
egs glaubhaft, daß sie mannbar waren; denn
an weiß, daß es in Indien allgemein Ge=
auch ist, Kinder mit einander zu verloben
d sogar zu verehelichen. Diese Beispiele
d übrigens nicht allgemein, denn man beo=
chtet selbst in kalten Ländern Europa's
isnahmen dieser Art. So spricht Haller
n Schweizerinnen, die im zwölften Jahre
e Reife hatten. Smellie sah Englän=
rinnen, die in diesem Alter verheirathet wa=
n. Man beobachtete sogar in Belgien und
: Schweiz Mädchen, welche mit neun Jahren
wanger wurden und gebaren. Doch kann
in aus diesen einzelnen Fällen keine weitere

Schlüsse ziehen. Indeß ist es überall Naturgesetz, daß je kürzer und flüchtiger die Jugend des weiblichen Geschlechtes ist, desto länger gewöhnlich ihr Alter daure; citius pubescunt, citius senescunt. Den Blumen jener Gegenden ähnlich, verwelken sie bald durch die Hitze des Tags, nachdem sie kaum des Morgens aufgegangen waren. Eben so beschränken sich die Weiber auf die häuslichen Sorgen und die Kindererziehung, wenn sie die Ansprüche, durch körperliche Reize zu gefallen, nicht mehr behaupten können. Auf allen Fall, da ihr Alter frühzeitiger eintritt, ist es weniger Alter, als das unsere: die Haare der Weiber bleichen sich nicht so schnell, wie die unsrigen; sie bekommen selten kahle Köpfe, und ihr Leben fließt nicht so schnell, wie jenes der Greise dahin; denn die Weiber gelangen überhaupt oft zu einem sehr hohen Alter, mit weniger Ungemach, als das männliche Geschlecht.

In der Negerrasse werden die Individuen, selbst wenn man sie in einen gemäßigteren Himmelsstrich, als Afrika, wie nach Nordamerika oder Europa versetzt, früher reif, als die weiße Rasse; es macht in dieser Hinsicht ungefähr einen Unterschied von einem Jahr und

rüher, welches beweist, daß die schwarze
asse in diesem Stücke sich schneller entwickelt,
s die unsere. Man bemerkt ein gleiches
en so deutlich in der mongolischen Rasse.
cht nur zu Siam, zu Golkonda, in China
d Japan, fängt die Mannbarkeit des weib=
hen Geschlechts mit elf Jahren an, sondern
bst in viel kältern Ländern, als die unsrigen,
ht man sie früher als in unserm Himmels=
che eintreten. Eine Kalmuckin, eine sibe=
he Mongolin, unter einem so kalten Klima,
s das von Schweden, sind mit dreizehn
hren schon heirathsfähig, indeß die Schwe=
es kaum erst mit fünfzehn bis sechzehn
d. Aber noch weiter nach Norden, bis
n Eismeer hin, bekommen die Samojedin=
t mit dem elften Jahre das Monatliche,
d sind oft im zwölften schon Mütter. Die
pländerinnen werden mit dem zwölften
hre menstruirt, und es scheint sich eben so
alle den Rassen der kleinen Polarmenschen
verhalten, als den Ostjäken, Jakuten,
ntschadalen u. s. w. und selbst mit den
imo's in Amerika.

Vielleicht beschleunigt die natürliche Klein=
des Wuchses die Epoche der Mannbarkeit
diesen Völkern. Aber auch eine ganz

animalische Nahrung von Fischen, die bekanntlich im Allgemeinen den Geschlechtstrieb reizt, ferner ein fast beständiger Aufenthalt in unterirdischen Höhlen, worin wegen der Dünste des über glühende Steine gegossenen Wassers eine erstickende Hitze herrscht; alle diese Ursachen können die Epoche der Mannbarkeit beider Geschlechter bei den Polarvölkern früher hervorrufen.

Im südlichen Amerika zeigt sich die Mannbarkeit mit zehn bis zwölf Jahren, nach den Erzählungen der Reisenden. Diese so früh ehefähigen Weiber verlieren aber auch das Zeugungsvermögen lange vor dem fünfundvierzigsten bis fünfzigsten Jahre, welches gewöhnlich in unserm Klima die Epoche der aufhörenden monatlichen Reinigung ist. Mit dreißig bis fünfunddreißig Jahren sind die Frauen in Asien alte Weiber. Nach dem dreißigsten Jahre empfangen die Weiber zu Java nicht mehr. In Persien gibt es selbst Weiber, die das Zeugungsvermögen mit siebenundzwanzig Jahren schon verlieren. Die Siameserinnen, ob sie gleich früh reif sind, bekommen noch bis ins vierzigste Jahr Kinder. Man kann demnach als allgemeine Regel annehmen, daß die Mannbarkeit der Weiber in

:n heißen Ländern zwischen den Wendekreisen
it dem neunten bis zwölften Jahre anfängt,
ıd sich mit dreißig, spätestens mit vierzig
ıhren endigt.

Eben so verschieden wirkt das Klima auf
e Fruchtbarkeit ein. Man beobachtet in
n mäßig kalten Ländern überhaupt eine
ößere Fruchtbarkeit des Weibes, als in den
ırmen Gegenden. Zu allen Zeiten pries
an z. B. die Fruchtbarkeit der Schwedinnen.
ie bekommen gewöhnlich, wie man sagt, acht
s zwölf Kinder; manche haben achtzehn bis
anzig, sogar fünfundzwanzig bis dreißig,
nn man den Beobachtern Glauben beimessen
rf. Die Isländerinnen haben gemeiniglich
ıfzehn bis zwanzig Kinder. Als Island
Jahre 1707 durch eine ansteckende Krank-
t entvölkert wurde, machte der König von
ınemark durch eine Verordnung bekannt,
; kein Mädchen für ehrlos sollte gehalten
rden, welches sechs Kinder bekäme. Die
länderinnen sollen darauf mit solchem Eifer
die Bevölkerung ihres Vaterlandes gesorgt
en, daß man bald genöthigt war, durch
Gesetz dem Ueberfluß an Kindern Einhalt
thun. Die Fruchtbarkeit der Weiber in
ßland erhellt aus den jährlichen Geburts-

registern dieses ungeheuren Reiches. In den Ländern gegen den Aequator hin beobachtet man dagegen, ungeachtet des Reichthums und des Ueberflusses ihrer zur Nahrung des Menschen dienenden Produkte, ungeachtet der Hitze und Schönheit des Klima's, welche die Liebe so sehr begünstigen, ungeachtet des Ueberflusses an Weibern, der Vielweiberei und der Leichtigkeit des Genusses, aus mehreren Ursachen eine geringere Fruchtbarkeit. Die erschlaffende Hitze, der unmäßige Gebrauch der Bäder, die starken Mutterblutflüsse, das hitzige Temperament der Weiber, endlich die durch den Mißbrauch der Zeugungskraft selbst bewirkte Entnervung der Männer, mögen wohl daran den bedeutendsten Antheil haben.

Die Rasse der Neger allein zeigt in dem heißen Klima eine größere Fruchtbarkeit, als wenn sie in eine gemäßigt kalte Temperatur versetzt wird. In den andern Menschenrassen aber ist die Regel beinahe allgemein, daß die Fruchtbarkeit in dem Maße abnimmt, als man sich von den Polen dem Aequator nähert. Wenn demnach die Isländerin bis fünfzehn oder zwanzig Kinder hat, so wird die Flammänderin zehn bis zwölf, die Deutsche sechs bis acht, die Französin vier bis fünf, die Ita-

ienerin und Spanierin aber, der Regel nach, m Allgemeinen zwei bis drei Kinder hervor- bringen. (S. Fruchtbarkeit.)

In Schottland, auf den orkadischen Inseln, nach Martin, in Schweden, nach Rudbeck, und in dem nördlichen Theile von England, nach Toresby, sieht man viele Weiber Zwil- linge gebären, ja man beobachtet Familien, n welchen diese Eigenschaft vorzüglich herr- schend ist. In dem gemäßigten Pensilvanien st es ebenfalls sehr häufig, daß die Weiber nehrmal hinter einander Zwillinge bekommen. In Deutschland findet man auf siebenzig ge- vöhnliche Geburten, nach Süßmilch, eine Zwillingsgeburt; in Frankreich eine auf acht- ig. In Ostindien sind, nach Dakkemann, die Zwillinge sehr selten; in Chili aber, nach Molina, sehr häufig. Das Weib scheint, nach der Zahl seiner Brüste, höchstens für Zwillinge geschaffen zu sein, obgleich die Bei- spiele von drei, vier, fünf Kindern als seltene Fälle bisweilen beobachtet werden.

Wenn von der einen Seite durch eine ge- mäßigte Kälte des Himmelsstriches, wie wir emerkten, die Fruchtbarkeit des Weibes selbst is zu einem ziemlich beträchtlichen Alter be- eht, so finden wir dagegen in den Ländern,

wo der äußerste Grad der Kälte herrscht, in dem Maße, als dadurch der Geschlechtstrieb selbst leidet, ganz die entgegengesetzte Erscheinung. So sind die Lappländerinnen, Samojedinnen, die Weiber der Ostjäken, Jakuten, Kamtschadalen, der Eskimo's und Grönländer, äußerst unfruchtbar, und man beobachtet, nach Egede und Otho Fabriz, unter den Letztern fast niemals Zwillinge.

Wenn man endlich bisweilen unter gleichen Breiten verschiedene Grade der Fruchtbarkeit beobachtet, so muß dieses eignen Ursachen zugeschrieben werden. Die Fruchtbarkeit dürfte vielleicht hier in einen besondern Anschlag kommen können, weil sehr trockne, erhabene, luftreiche Gegenden im Durchschnitte weniger bevölkert sind. Egypten, China, Holland, die Niederlande, die fruchtbaren Ebenen der Lombardei, die Küsten der Normandie, Sologne, Limagne u. s. w. liefern dafür die Beweise. So ist der Kanton Luzern viel fruchtbarer, als der Kanton Unterwalden und die hohe Schweiz. Das Weib liebt die Feuchtigkeit. Eine weiche, lymphatische Körperbeschaffenheit, wenn sie nicht in Uebermaß ausartet, ist der Empfängniß ceteris paribus am günstigsten. Darum sind vielleicht die

niedern, mehr feuchten, als trocknen Gegenden die fruchtbarsten.

So viel über das Weib an und für sich betrachtet. Andere höchst wichtige Interessen bietet es dar, wenn wir es im Verhältnisse zum männlichen Geschlechte, oder im Stande der Ehe berücksichtigen. (Vgl. Ehe.) Auf den ersten Blick scheint die Monogamie, oder die Ehe nur mit Einem Weibe das natürlichste Verhältniß in ehelicher Hinsicht zu sein, doch finden wir bei sehr vielen Völkern das Gegentheil. Bei den Ichthyophagen, den Nomaden des Alterthums, bei den Garamanten, Troglodyten, Sabäern, den alten Engländern waren die Weiber ein gemeinschaftliches Eigenthum aller Männer. Plato, der diese Sitte gern in seiner Ideal-Republik eingeführt hätte, versprach sich davon das Gute, daß jeder die Alten als seine Eltern, die Jungen als seine Kinder, und die Zeitgenossen als seine Geschwister ansehen würde. Indeß läßt sich darthun, daß solche Weibergemeinschaft in einem cultivirten Volke nicht ausführbar ist. Ohne Ehe gibt es weder eine gesicherte Verwandtschaft und Familie, noch Patrimonialität und gegründete Erbschaft, und keine Vertheilung des Bodens. Daher kommt es, daß,

da Allen Alles gehört, Jeder von dem Gemeindegute Nutzen zu ziehen trachtet, und Keiner für Jedermann arbeiten will. Daraus entsteht der barbarische Zustand wilder Nationen und der Umsturz jeder bürgerlichen Gesellschaft. Wenn diese vollkommene Gemeinschaft der Weiber und Güter je bestanden hat, so konnte sie doch nur unter Volkshaufen bestehen, die nach Art der Wilden blos von den Wohlthaten der unbebauten Natur, d. h. in sehr geringer Anzahl auf einer großen Strecke Landes lebten. Wären die Weiber gemeinschaftlich, welcher Mann würde sich mit einem Kinde belästigen, von welchem er mit vollem Rechte zweifeln könnte, ob er der Vater sei? Und da die Frau für sich allein außer Stand sich befände, ihr Kind zu ernähren, so würde sich das Menschengeschlecht nicht erhalten können; das Aussetzen der Kinder, so wie der Kindermord würden nicht aufhören bei den Völkern, deren Sitten sehr verdorben sind, und wo die Früchte der Ausschweifung keine Freistätte finden. Endlich würde die Gemeinschaft der Weiber täglich Streitigkeiten der Eifersucht um den Besitz der Schönsten erregen. Denn wenn sich selbst die Thiere mit Wuth um den Besitz der Weibchen zur Zeit der

Brunst schlagen, um wie viel mehr wird hier der Mensch, der zu allen Zeiten zur Zeugung bereit ist, und der weit richtigere Begriffe über Schönheit hat, Gewalt ausüben wollen?

Nam fuit ante Helenam cunnus teterrima
Belli causa.

Endlich würde diese allgemeine Vermischung der Individuen das Menschengeschlecht durch die blutschänderischen Verbindungen zur Ausartung bringen, wie man davon Beweise bei Nationen findet, die in dieser Hinsicht keine Schranken festgesetzt haben. Versuche, welche man in Böhmen in Stutereien anstellte, zeigen, daß die schönsten Pferderassen ausarten, wenn sie immer in gerader Linie mit ihren Verwandten gepaart werden. Die ehemaligen legitimen Ehen in Egypten zwischen Brüdern und Schwestern scheinen keine vortheilhafte Wirkungen gehabt zu haben, denn die brüderliche Freundschaft vermindert nothwendig die physische Liebe, die weit lebhafter wird zwischen zwei Wesen, die sich einander wechselseitig neu sind. Auch bei den Persern und Parthern hatte die durch Zoroaster erlaubte Blutschande, nach Xenophon, die üble Folge,

daß Unfruchtbarkeit oder Schwächlinge daraus entstanden.

Man sieht also, daß, abgesehen von jener Schaam, welche durch die Uebereinstimmung des ganzen menschlichen Geschlechts anerkannt ist, und welche die Verbindungen zwischen Verwandten verbietet, die Natur selbst sie mißbilligt und verdammt. In der Absicht, die verschiedenen Glieder der menschlichen Gattung unter einander zu verbinden, und die Familien sich wechselsweise einzuverleiben, liegt nicht der einzige Grund, warum die Gesetzgeber die Menschen nöthigten, sich außer der Verwandtschaft zu verheirathen, sondern weil die Vermischung der Rassen das eigentliche Mittel ist, die Gattung zu verschönern. Vandermonde und Büffon haben dies gemeint, und Beispiele bestätigen es täglich. Die Vermischung der mongolischen Tartaren mit den Russen, sagt Pallas, erzeugt sehr schöne Individuen. Der durch die Verbindung des Negers mit dem Europäer erzeugte Mulatte ist von kräftigerer und lebendigerer Natur, als der aus dem Weißen und Amerikaner erzeugte Mestize. Das wahre Mittel, die erblichen krankhaften Anlagen zu vertilgen, als Gicht, Skropheln, Schwindsucht u. s. w. besteht da-

rin, die Rassen zu vermischen, die Mängel des
einen Individuums mit dem Ueberflusse des
andern auszugleichen, und so eine verhältniß-
mäßige Gleichheit der Kräfte in den Konstitu-
tionen zu vertheilen.

Die Ehe mit einem Weibe (Monoga-
nie) ist ein Gesetz der menschlichen Natur in
den kalten und gemäßigten Ländern. Denn
die Anzahl der Weiber, weit entfernt, stets
ene der Männer zu übertreffen, ist selbst et-
was geringer nach den Geburten. In Frank-
reich werden hundert Männliche auf sechsund-
neunzig Weibliche geboren, oder ein Sieben-
ehntheil Männlicher mehr, nach Pomelles
und Messançe. In England kommen
chtzehn Knaben auf siebzehn Mädchen, oder
iebzehn Knaben auf sechzehn Mädchen zur
Welt. Das Verhältniß ist unter gewissen
Umständen geringer. In Schweden ist es wie
ierundzwanzig Männliche zu dreiundzwanzig
Weiblichen; zu Petersburg kommen auf ein-
ndzwanzig Knaben zwanzig Mädchen; zu
Paris auf siebenundzwanzig Knaben sechsund-
vanzig Mädchen. Bei einer allgemeinen,
nter dem Ministerium des Herrn Chaptal
i Frankreich in dreißig Departementen vor-
enommenen Aufnahme, erhielt man einund-

zwanzig Knaben auf zwanzig Mädchen. Zu Toulouse hat man zweiundzwanzig Männliche auf einundzwanzig Weibliche; in Paris aber hat man bisweilen neunundzwanzig Knaben auf achtundzwanzig Mädchen gesehen. Graunt behauptet, daß im Allgemeinen in Europa auf vierzehn Männliche dreizehn Weibliche geboren würden. Süßmilch versichert, in Nordamerika kämen fünfzehn Knaben auf vierzehn Mädchen. In Neuspanien kommen auf hundert Männliche siebenundneunzig Weibliche. Man sagt, in Ostindien würden auf hundertneunundzwanzig Knaben hundertundvierundzwanzig Mädchen geboren. Man müßte hier, aller Wahrscheinlichkeit entgegen, annehmen, daß man sichere Nachrichten über die Zahl der Geburten in beiden Geschlechtern bei den Indiern und Orientalen habe erhalten können, wo doch in dem Innern des Harems weder ein Register des Civilstandes, noch eine glaubwürdige Angabe der Bevölkerung statt findet. Auf der ganzen Erde findet ein großer Verlust an Männern statt, theils durch Kriege und Seefahrt, theils durch schädliche oder gefährliche Gewerbe, theils durch Zufälle und Uebertreibungen jeder Art, welche bei dem männlichen Geschlechte häufiger vorkommen, so daß

n unsern Klimaten die Anzahl der Weiber
er der Männer gleich, und sehr oft ihr über-
egen wird. Im Durchschnitte aber lebt eine
gegebene Anzahl von Weibern länger, als die
ämliche Anzahl von Männern, in dem Ver-
ältnisse von achtzehn zu siebzehn, nach Kerse-
oom und Deparçieux, und sind sie durch
as kritische Alter durchgegangen, so haben
e mehr Hoffnung zu leben, als wir. Wenn
ehr verheirathete Frauen als Männer sterben,
vischen zwanzig und fünfunddreißig Jahren,
egen der Zufälle des Wochenbettes und der
avon abhängenden Krankheiten, so sterben
agegen mehr Knaben als Mädchen, und un-
fähr zehn Männliche auf neun Weibliche
Paris, London und anderwärts. Im
ahre 1778 gab es in Frankreich nach Mo-
eau ein Sechzehntheil Weiber mehr, als
länner. D'Expilli nimmt mit Wargen-
n einen Fünfzehntheil an, welcher es im
ahre 1763 in Schweden also beobachtete.
Venedig befanden sich im Januar 1811
hn Weiber auf neun Männer. In Paris
eint das gegenwärtige Verhältniß wie neun
eiber zu acht Männern zu sein.

In heißeren Ländern nimmt die Zahl der
auen noch mehr zu. Kämpfer erzählt, in

Meako, einer großen Stadt in Japan, gebe es ungefähr sechs Weiber auf fünf Männer; eben so ist es zu Quito. Labillardière beobachtete ungefähr elf Weiber auf zehn Männer im südlichen Theile von Neuholland. Bei den Guarninis in Amerika gibt es ungefähr auf dreizehn Männer vierzehn Weiber, nach D'Azara. Der Major Pike fand ein viel größeres Verhältniß der Weiber bei den wilden Stämmen, denn es gibt bei einigen dieser Nationen sieben Weiber auf sechs Männer, oder zwölf Weiber auf acht Männer, und bei den Sious zwei Weiber auf einen Mann. In den großen Städten von Mexiko trifft man auf vier Männer fünf Weiber an. Dieses Uebermaß von Weibern ist aber besonders beträchtlich auf den Küsten von Guinea undauf verschiedenen Inseln von Indien, wie zu Java, wo sich selbst die Fürsten von bewaffneten Weibern bewachen lassen, und auf den Küsten von Malabar und Bengalen. Man muß erwägen, wie es Chervin sehr richtig bemerkt, daß der Sklavenhandel der Neger in Afrika, so wie der Handel und die Schifffahrt in Indien, eine große Anzahl Männer wegnehmen, woraus zum Theil dieser Ueberfluß des andern Geschlechts entspringen muß. Es kommt

ber ferner noch wahrscheinlich, wie alle Rei-
ende berichten, eine größere Anzahl weiblicher
ls männlicher Individuen daselbst zur Welt,
biewohl man sich gar keine genaue Aufnahmen
at verschaffen können. Man versichert, es
ebe zu Kairo ein Sechstheil Weiber mehr als
Männer, in Indien ein Fünftheil, ja in ver-
chiedenen Gegenden von Süd-Asien will man
elbst ein Viertheil und Drittheil mehr beobach-
et haben.

Die Vielweiberei (s. diesen Art.)
heint also in manchem Betrachte von diesem
Verhältnisse der beiden Geschlechter abzuhän-
en, besonders in den heißen Ländern, wenn
uch die Weiber daselbst nicht eben dreimal
ahlreicher, als die Männer sind, wie Bruce
ehauptet. Sie war bei allen Völkern der
rde üblich und sie herrscht noch bei den Sa-
ojeden, Kamtschadalen, Ostjäken, Tungusen
nd andern siberischen Völkern, so wie bei den
Wilden von Nordamerika. Ehedem bestand
e Ehe mit einem Weibe (Monogamie)
ur bei den civilisirten Nationen von Grie-
enland und von Rom, ferner unter allen
rbarischen Völkern ganz allein bei den alten
ermaniern und Galliern. Die Ehe mit
ei Weibern (Bigamie) war selbst zu

Athen erlaubt, und Sokrates hatte, was für einen Weisen aller Ehren werth ist, seine zwei Weiber.

Es ist wahr, daß in den Gegenden, wo die Vielweiberei gesetzlich eingeführt ist, dieselbe nicht allgemein statt findet, ausgenommen bei den Reichen und Großen, die sich ohne Mühe mehrere Weiber anschaffen und ernähren können; denn der gemeine Mann, der weniger Mittel hat, lebt in der Ehe mit einem Weibe, und nimmt nur dann eine zweite Gattin, wenn die erste veraltet ist. Eine der Ursachen, warum das Christenthum in Indien weniger Fortschritte, als der Mahometismus macht, liegt darin, weil es gegen die Vielweiberei kämpft. Gelang es ihm auch, dieselbe bei mehreren Aethiopiern abzuschaffen, so haben sie doch die Christen von Congo beibehalten. Man findet die Vielweiberei nicht so gewöhnlich bei republikanischen Völkern, als in despotischen Regierungen. Es scheint wirklich, daß diese Sitte vom Mißbrauch des Despotismus herkomme; denn überall, wo sie herrscht, sind die Weiber nothwendigerweise Sklavinnen, und werden von dem Manne erkauft. So zahlt dieser im ganzen Orient den Eltern, von welchen er die Tochter kauft, die Mitgabe oder

en Kalim. Ein solches Weib ist nicht die
leiche Ehehälfte eines Mannes, der, indem
: sein Herz, oder vielmehr seine Lüste unter
rehrere theilt, die vollkommene Liebe von
:iner besitzt, und sie weniger als seine Ge=
ihrtinnen, denn als die Werkzeuge seiner
Wollust betrachtet.

Dieser Gebrauch ist also den Sitten civili=
rter Nationen zuwider, da er die Sklaverei
es weiblichen Geschlechts als Grundsatz auf=
ellt, den Despotismus in die Familie ein=
ihrt, und folglich auch im Staate; daraus
itspringt endlich eine Art Barbarei in der
anzen Gesellschaft, indem die Frau nicht
eiche Rechte mit dem Manne genießt. Die
Vielweiberei ist übrigens der Natur nicht ent=
:gen, welche immer auf die größtmögliche
ervielfältigung der Wesen dringt. Wirklich
it das Weib Perioden der Reinigung, der
chwangerschaft, des Stillens, welche sich ge=
öhnlich einer neuen Empfängniß entgegen
zen. Es ist weit öfter unfruchtbar, als
r Mann unfähig ist. Dieser kann sogar in
nigen Tagen mehrere Weiber schwängern;
d wenn man ganz besonders erwägt, daß
s Weib, vorzüglich in den heißen Ländern,
:r, als der Mann, das Zeugungsvermögen

verliert, so scheint es, daß diesen die Natur nicht auf eine einzige Gattin beschränkt habe. Wäre also die Vielweiberei nicht schon in jenen Gegenden beständig eingeführt, so müßte sie es nach und nach werden. Selbst der heil. Augustin glaubt, daß sie keineswegs dem Naturrechte zuwider laufe.

Man hat immer beobachtet, daß dieser Ueberfluß an Weibern durch die Polygamie selbst unterhalten werde, wie man Beispiele davon unter den Thieren sieht. Denn es werden mehr Schaafe, Ziegen und junge Kühe, als Stiere, Böcke und Widder erzeugt. Bei den Vögeln, die in der Polygamie leben, wie die Hühner, kommt eine größere Anzahl Weibchen zur Welt, als bei denjenigen Gattungen, die sich in der Monogamie befinden. Ein Mann, der sich mehreren Weibern überläßt, wird durch die vielfältigen Genüsse geschwächt, indeß die Gattin, die, so zu sagen, nur ein Viertheil oder Drittheil Mann besitzt, in dem Zeugungsakt vorherrschend wird. Die Folge davon ist, daß sie mehr von ihrem Geschlechte liefert, und in der Fortpflanzung mehr Weibliche, als Männliche hervorbringt. Dieses ist wirklich im Allgemeinen bei denjenigen Ehen der Fall, wo der Mann verhältnißmäßig schwächer ist.

orster führt mehrere hierher gehörige Bei-
piele unter verschiedenen in der Vielweiberei
benden Nationen an, die er besuchte, und
an bemerkt überhaupt, daß Männer von
mphatischer Natur weniger Knaben als
ädchen hervorbringen.

Wenn aber dagegen einfache Völker fast
ne alle Kriege, ohne Auswanderungen, ohne
schwerliche Gewerbe und ohne Schifffahrt
d Handlung leben, welche letztere so viele
enschen wegraffen, so muß der Ueberfluß des
ännlichen Geschlechtes, der bei der Einwei-
rei, vorzüglich in den kalten Klimaten, ge-
öhnlich ist, unendlich zunehmen. Daraus
tsteht endlich eine zu geringe Anzahl von
eibern im Verhältniß zu den Männern,
d als Folge davon die Vielmännerei
Polyandrie), wie wir bereits von den Thi-
tanern, den Bewohnern von Butan und
n Königreiche Nepaul, im Herzen von Asien,
d von einigen Wilden in Nordamerika er-
lt haben.

Gewisse andre Geschlechtsunterschiede in der
nstitution des Weibes und Mannes dürfen
hier nicht übergehn. Das Weib hat mei-
s lange, feine, biegsame Haare, eine weiße
 zarte Haut, ein zartes und weiches Fleisch,

wegen der großen Entwicklung seines Zellgewebes und Fettes, rundere Formen, einen gefälligen Umriß der Glieder, sehr breite Hüften, dicke Schenkel und kleine Extremitäten. Die obern Körpertheile des Mannes, wie die Brust, die Schultern und der Kopf sind stark und kräftig, der Umfang seines Gehirns ist beträchtlich, und enthält drei bis vier Unzen Hirnmasse mehr, als der weibliche Schädel; aber die Hinterbacken, das Becken, die Hüften, sind schmaler und magerer, als bei dem Weibe. Die Gestalt des Mannes ist also, nebst der gewöhnlich größern Höhe, oben breiter als unten, und gleicht einer umgestürzten Pyramide. Bei dem Weibe dagegen sind der Kopf, die Schultern, die Brust, klein, dünn, zusammengezogen, indeß das Becken, oder die Hüften, die Hinterbacken, die Schenkel und die andern Organe des Unterleibes breit und geräumig sind; ihr Körper ist mithin nach oben zugespitzt. Dieser Unterschied in der Bildung entspricht den Verrichtungen jedes Geschlechts. Der Mann ist von Natur für die Arbeit, zur Anwendung physischer Kraft, zum Gebrauch des Denkvermögens, und dazu bestimmt, daß er Vernunft und Geist benutze, um die Familie, deren Oberhaupt er sein soll, zu erhalten;

das Weib, in welchem die Keime künftiger Zeugungen niedergelegt werden sollten, hatte ein geräumiges Becken vonnöthen, das sich, während der Schwangerschaft, der Erweiterung der Gebärmutter, und bei der Geburt, dem Durchgange des Kindes anpaßte; auch der Rumpf des Weibes ist länger, als der des Mannes, das Weib hat breitere Lenden, und auch einen dünneren und längeren Hals; aber die Beine, Schenkel und Arme sind kürzer, als bei dem Manne. Daher jener schlanke Wuchs, der besonders bei den jungen Negerinnen auffällt, jene zierlichen Glieder, mit der Biegsamkeit und Leichtigkeit der Bewegungen gepaart, das Schwebende und Gefällige (was man Grazie nennt), als natürliche Resultate der weichen Nachgiebigkeit des weiblichen Organismus. Es ist begreiflich, daß ein entfesselter schlanker Körperbau, ein dünnes Gebilde, allen, sowohl den natürlichen Akten des Lebens, als den willkührlichen und äußern Handlungen mehr Leichtigkeit, Behendigkeit, Takt und Geschicklichkeit gebe. Darin liegt die Ursache von dem schnellern Wachsthum und der schnellern Vollendung des weiblichen Körpers, von jener Frühreife und Lebhaftigkeit seines moralischen und physischen Wesens. Seine Kno-

chen sind kleiner, dünner, als die des erwachsenen Mannes; sein Zellgewebe ist schwammigter und feuchter; dies ründet seine Formen, gibt ihnen mehr Fülle und Schönheit, und vermehrt die Biegsamkeit aller seiner Organe. Sein Puls ist ebenfalls kleiner und geschwinder; das Blut fließt reichlicher in die Unterleibs- und die Beckenhöhle. Der Körper des Weibes ist glatt, und viel weniger behaart als der des Mannes. Man hat bemerkt, daß das Weib oft eine kleinere Anzahl Backenzähne, als der Mann, besitze (die sogenannten Weisheitszähne kommen bei mehreren Weibern nicht zum Vorscheine); auch ißt das Weib weniger, und zieht süße, zuckerartige Speisen vor, indeß der Mann, seine Kräfte viel übend und mehr Stärke entwickelnd, genöthigt ist, sich mit kräftigern Speisen zu nähren; sein Instinkt treibt ihn wirklich zum Genusse schmackhafter, erhitzender und thierischer Nahrungsmittel.

Die Feuchtigkeit der weiblichen Körperkonstitution offenbart sich dadurch, daß das Weib mehr Säfte, als feste Theile hat; alle Säfte des Weibes sind wässrigter, als die unsrigen, und es dünstet weniger häufig aus; es ist auch weniger der Gicht und denjenigen Zufällen unterworfen, die von der Trockenheit und Sprö-

digkeit der Organe abhängen, es hat mehr Anlage zu Stockungen und Ausartungen der Lymphe, zu Ausflüssen, zur Drüsenverstopfung; die monatliche Krise, die Milch, verkünden im weiblichen Körper einen Ueberfluß von Säften; auch sind die Jahreswechsel, die kalten und feuchten Himmelsstriche seiner Gesundheit nicht so günstig, wie der Sommer und die warmen, trocknen Klimate. Die verheirathete Frau hat etwas Männlicheres, Gesetzteres, Dreisteres, als die schüchterne und zarte Jungfrau, und die öffentlichen Dirnen werden mehr oder weniger Mannsbilder (Viragines) durch die häufige Beiwohnung mit den Männern; ihr Hals ist dicker, ihre Stimme ist rauher und fast männlich. Man kann endlich sagen, die Jungfrau sei gegen die Frau, was diese gegen den Mann, oder was das Kind gegen den Erwachsenen ist.

Hauptsächlich unterscheidet sich noch das Weib von dem Manne durch die Stimme. Man weiß, daß ihre Stimme um eine Oktave höher geht, als die unsrige, weil ihr Kehlkopf enger, ihr Zungenbein kleiner ist. Jean Paul benützt dies einmal geistreich, indem er sagt: „die Weiber singen sogar in der Kirche um eine Oktave höher, als ihre Männer, um

mit ihnen in Nichts übereinzustimmen." Unter den Vögeln sind die Männchen allein Sänger; die Weibchen haben nur kleine Schreie, um alle ihre Neigungen auszudrücken.

Die Weiber nähern sich also auch dadurch noch mehr der Kindheit. Wenn ihr Blüthenalter und die Entwicklung ihrer Organe früher eintreten, wenn sie vor dem männlichen Geschlechte reif sind, und wenn die Epoche ihres Wachsthums weniger lange dauert, so liegt die Ursache davon darin, weil sie halb in der Kindheit bleiben, weil ihre ganze Konstitution schwächer ist, und weniger Zeit braucht, um auf die Höhe ihrer Vollendung zu gelangen. Die Lebensverrichtungen gehen schneller bei ihnen vor sich, weil sie intensiv und extensiv schwächer sind, und ihr empfindliches, erregbares, oder besser zu sagen, geschwächtes Nervensystem eine größere Beweglichkeit und Nachgiebigkeit besitzt.

Das Weib ist in Beziehung auf seine Körperkonstitution fast immer Kind. Wie das Kind, geben seine Organe leicht den Eindrücken nach; es zeigt ein lebhaftes, und deswegen äußerst veränderliches Gefühl, das einer langen Ausdauer der männlichen Empfindungen unfähig ist; seine Phantasie ist viel erregbarer

und lebhafter, als die des Mannes, und sie läuft nur zu oft mit dem Verstande davon. Zu allen Zeiten waren es Weiber, die die Rolle der Sybillen, Hexen, Wahrsagerinnen spielten. Ihr ganzes Nervensystem ist schwächlicher, biegsamer, gibt sich leichter allen Eindrücken hin, und von diesem Gesichtspunkt aus sagt eben Shakespeare:

Gebrechlichkeit! dein Nam' ist Weib!

Ja alle ihre moralischen Qualitäten scheinen mit dieser Schwäche ihrer Organisation in innigem Zusammenhange zu stehen.

Eben wegen dieser Schwäche ist das Weib, wie Schiller sagt: „an fremdes Schicksal festgebunden;" deshalb fühlt sie das Bedürfniß, sich an den Stärkern, den Mann, anzuschließen, Venus wählt sich Mars zum Geliebten, und Liebe ist des Weibes eigenthümlichste Neigung:

Arme Weiber! wozu hättet Ihr denn in Eurem zernähten und zerwaschnen Leben eine Seele, wenn Ihr Euch nicht damit verliebtet?

Jean Paul.

Jene Beweglichkeit und Reizbarkeit des Nervensystems im Weibe, jenes Vorherrschen des Gemüthes über den zügelnden Verstand, macht

aber auch das Weib zu allem Uebermaaß von Trieben und Leidenschaften geneigter, als der Mann ist, und wie weit die Excesse aller Art eines aufgeregten weiblichen Gemüthes gehen können, lehrt die Geschichte der Bacchantinnen, Amazonen, der Medea, Kleopatra, Alceste, Phädra, Arria, Messaline u. s. w., wo wir moralische und lasterhafte Extreme mit Fleiß gegeneinander gestellt haben. Bei allen Geschichten von Fanatismus, Verzückung, Enthusiasterei, thierischem Magnetismus u. s. w. spielten immer Weiber die größten und wichtigsten Rollen, und auf diesen Gebieten haben sich von jeher die Frauen in ihrer ganzen Pracht, in den merkwürdigsten Excessen gezeigt. Eifersucht, Eitelkeit, Gefallsucht, das Erbtheil des Schwachen, sind auch das fast ausschließliche Erbtheil der Weiber. Man höre nur, was die indischen Gesetzbücher über die Fehler des Weibes sagen: „die Lust eines Weibes, heißt es dort, kann eben so wenig befriedigt oder gesättigt werden, als ein verzehrendes Feuer durch brennbare Materialien, die man hineinwirft, oder das Weltmeer durch die Flüsse, die sich darein ergießen, oder als das Reich der Todten durch die Menschen und Thiere, die davon verschlun-

gen werden. Das Weib, fährt der Geist der indischen Gesetzgebung weiter fort, hat sechs Untugenden: zuerst eine außerordentliche Begierde nach kostbaren Kleidern und Schmuck, und nach seltenen Leckereien; zweitens, einen unmäßigen Hang zum sinnlichen Vergnügen; drittens, eine unnatürliche Reizbarkeit gegen Beleidigungen; viertens, eine tiefe und versteckte Rachbegierde; fünftens, eine angeborne Bösartigkeit, vermöge deren alles Gute in andern Menschen als etwas Böses erscheint, und sechstens, eine Neigung zu allen lasterhaften Handlungen."

Ich bin in Eurem Sinn ein Majestätenschänder,
Weil mir ein Weib, ein Weib, und keine Göttin scheint?
Vielleicht war eine Zeit, wo ich wie Ihr gemeint —
Allein ich sah seitdem viel Weiber und viel Länder!

Wieland.

Aber — — unsre galanten Leserinnen sollen nicht erzürnt unser Buch wegwerfen — — durch wie viel Tugenden werden in der weiblichen Seele jene Fehler nicht erkauft? Wo ist wahre Treue, als in der weiblichen Seele? wo so unermüdliche Liebe und Sorg=

falt für die Nachkommenschaft, als im Mutterherzen? Kennt das Weib des Mannes Stolz, Herrschsucht, Ehrbegier, Untreue, seinen wilden Sinn? Ist nicht das Weib ehrwürdig als die Mutter des Menschengeschlechtes? Drum —

Ehret die Frauen! Sie flechten und weben
Himmlische Rosen in's irdische Leben,
Flechten der Liebe beglückendes Band:
Und, in der Grazie züchtigem Schleier
Nähren sie wachsam das ewige Feuer
Schöner Gefühle mit heiliger Hand.
— Wie leise vom Zephyr erschüttert,
Schnell die äolische Harfe erzittert,
Also die fühlende Seele der Frau.
Zärtlich geängstigt vom Bilde der Qualen
Wallet der liebende Busen, es strahlen
Perlend die Augen vom himmlischen Thau.
— Mit sanft überredender Bitte
Führen die Frauen das Scepter der Sitte,
Löschen die Zwietracht, die tobend entglüht,
Lehren die Kräfte, die feindlich sich hassen,
Sich in der lieblichen Form zu umfassen,
Und vereinen, was ewig sich flieht.

Schiller.

Weiber, wundersamste Gebilde der Schöpfung, wer ergründete ganz Eure Natur? Wer stiege hinab und erforschte ganz die Tiefen Eures Gemüths! Mögt Ihr als leicht geschürzte Nymphen auf den Fluren von Tempe,

und auf den Hügeln des Olymps tanzen, oder
als trostlose Wittwen am Ganges euch auf
den brennenden Scheiterhaufen stürzen, der
die Leiche eurer Männer verzehrt, ihr mögt
als zügellose Bacchantinnen bei den Festen
des A d o n i s auftreten, oder mit den verfüh-
rerischen Reizen einer C i r c e euren Anbetern
den berauschenden Nektar darreichen, oder sie
grausam, wie M e d e a, mit der Geißel der
Eifersucht züchtigen; ihr, in denen der Verfall
und das Glück der Welt ruht, die ihr durch
eure Liebe Leben, durch eure Liebe Tod gebt,
die ihr das Menschengeschlecht schafft, und zer-
stört, Weiber! in eurem Wesen vereinen sich
die seltsamsten Widersprüche, Ihr seid aus den
widerstrebendsten Elementen gebildet! — —

(Vgl. die im Artikel: F r a u citirten, hier-
her gehörigen, und diesen Art. ergänzenden
Abhandlungen.)

W i t t w e.

Es geziemt der Wittwe, die den Gatten
Verloren, ihres Lebens Licht und Ruhm,
Die schwarz umflorte Nachtgestalt dem Aug'
Der Welt in stillen Mauern zu verbergen.

S c h i l l e r.

Wohl geziemt es der Wittwe, bei der Heiligkeit der Ehe, und da in dem Begriff der Ehe es wohl schon ausgedrückt ist, wie der Mann seiner Frau Alles ist, tief und im innigsten Gemüth zu trauern, wenn der Tod diese schönen Bande getrennt hat, und die Verlaßne nun auf dem Grabe steht, das alle ihre Freuden, alle ihre Hoffnungen umschließt. — — Wenn diesem natürlichen Gefühle aber überall gehuldigt würde — so hätte der Artikel: Wittwe nicht seinen Platz in diesem Werke bekommen, wo er doch gar sehr hinein gehört, da der Wittwenstand ein sehr interessantes Verhältniß bildet, wenn wir den Menschen von seiner Geschlechtsseite her erfassen.

— — — — — — — — — — — —
— — — — — — — — — — — —
— — — — — — — — — — — —
— — — — — —

Wenn beim weiblichen Geschlechte die Empfänglichkeit für die Sexualgenüsse erst einmal geweckt wurde, so dauert dann auch das Bedürfniß nach der Befriedigung fort bis in das vierzigste bis fünfzigste Jahr. Das Weib, das ganz ein Geschlechtsleben lebt, während noch andre Tendenzen beim Manne vorherrschen, das Weib also ist vom menschlichen

Standpunkt aus, zu entschuldigen, wenn es ich im Wittwenstande — — — — — — — — — — — — Deßhalb hat auch die lie- ende, menschliche, christliche Religion Frauen as Heirathen nach dem Tode des Gatten nicht ersagt, während despotischere Religionen, wie . B. die indische, ihnen alles Wiederheirathen treng verbieten.

In Indien herrscht obendrein im Betreff er Wittwen ein ganz eigenthümlich-sonderba- es religiöses Gesetz, das den indischen Witt- en das Verbrennen mit den Leichen ih- er Männer befiehlt. Der Ursprung dieses arbarischen Gesetzes wird von den alten Schrift- ellern folgendermaßen erzählt:

In dem alten Indien ward zu einer ehe- chen Verbindung nichts mehr erfordert, als egenseitiges Einverständniß der Liebenden. Verbindungen, wobei man nur den Instinkt, icht die Vernunft zu Rathe zieht, pflegen lten glücklich zu sein; und da man in Indien gar den jüngsten Personen das Recht, sich lbst zu wählen, zugestand, so trat jener Fall atürlich nur zu oft ein. Sobald der allmälig erschwindende Taumel der Sinne den Rechten er zurückkehrenden Vernunft wieder Platz achte, bereuten oft beide Gatten ihre unbe-

sonnene Wahl. Die Männer behandelten nun ihre Frauen wie Sklavinnen, und diese rächten sich an der Härte ihrer Männer durch Untreue. Auf diese Art mußte der Druck auf der einen, die Verzweiflung auf der andern, und der Abscheu auf beiden Seiten immer höher steigen, bis zuletzt in dem sanfteren Geschlechte sogar die Stimme der Menschheit erstickt wurde: die Frauen suchten, durch Vergiftung ihrer Despoten, sich vom Joche zu befreien. Die Natur des Landes bot denselben selbst Mittel zur Befriedigung ihrer Rache dar; Indien bringt eine große Menge schädlicher Kräuter hervor, worunter einige ein so durchdringendes Gift enthalten, daß man, um jemand aus der Welt zu schaffen, blos seine Speisen und Becher damit reiben darf. Die Ruchlosigkeit erreichte binnen kurzer Zeit den höchsten Grad des Verderbnisses. Das Beispiel der Mörderinnen, welche man vor ihren Augen hinrichtete, machte nicht den mindesten Eindruck auf ihre Mitschwestern; sie fuhren fort, ihre Männer zu vergiften.

Endlich erschien ein Gesetz, welches allen Wittwen, wenn sie nur nicht Mütter oder schwanger wären, die Pflicht auferlegte, sich auf der Leiche ihrer Männer zu verbrennen.

Welche Indianerin diesem Gesetze zu unterwer-
en sich weigern würde, diese sollte zu einem
wigen Wittwenstande verdammt, als eine
Missethäterin angesehen, und aller Rechte der
Menschheit und jedes Trostes der Religion
erlustig sein.

Dies Gesetz hatte die Wirkung, welche die
Gesetzgeber sich davon versprachen. Die Frauen
ndiens, welche vorher die Tage ihrer Männer
bkürzten, wachten nun mit gleicher Sorgfalt
ür das Leben derselben, wie für ihr eigenes,
nd stritten bei ihrem Tode um die Ehre mit
nen zu sterben. Bei einem Streite von so
nderbarer Art war, nach Diodors Erzäh-
ung, einst ein ganzes griechisches Heer Augen-
euge, und seine Feldherren machten die Rich-
r. — Keteus, der Anführer der indischen
ülfstruppen, war in dem hitzigen Treffen ge-
lieben, welches Eumenes dem Antigo-
os in Parätakene lieferte; er hatte zwei
rauen zurückgelassen, die ihn mit gleicher
ärtlichkeit liebten, und einander den Vorzug
reitig machten, ihn nicht überleben zu dürfen.
ie Sache kam endlich vor die griechischen
eldherren. Die beiden Frauen vertheidigten
re Rechte mit einem Eifer, womit andere
ır ihr Leben vertheidigen würden. Die

Aeltere führte den Vorzug ihres Alters an, welchem in jedem Falle mehr Ehre als der Jugend gebühre. Die Jüngere berief sich hingegen auf das Gesetz, welches ihre Nebenbuhlerin von dem ruhmvollen Tode aus dem Grunde ausschloß, weil sie schwanger wäre. Die griechischen Richter, von der Wahrheit dieses Beweises überzeugt, fällten das Urtheil, daß die Ehre zu sterben der Jüngern gebühre. Dieser Ausspruch war ein Donnerschlag für die besiegte Indianerin; sie riß sich die Binde vom Haupte, raufte sich die Haare aus, und entfernte sich heulend und in Thränen gebadet von dem Tribunal. Indeß ging die junge Siegerin ganz entzückt, mit Blumen bekränzt, und mit kostbaren Ringen, Armbändern und Perlen auf das prächtigste geschmückt, zum Scheiterhaufen wie zu einem Hochzeitfeste. Ihre Verwandten begleiteten sie und erhoben ihren Heldenmuth in schönen Liedern. Beim Scheiterhaufen nahm sie ihren Schmuck und Kostbarkeiten wieder ab, und vertheilte sie unter ihre Freunde und Verwandten, um ihnen ein Denkmal ihrer Liebe zu hinterlassen. Sie umarmte dann Alle zum letztenmale, und bestieg, von ihrem Bruder geführt, mit feierlichem Stolze den Scheiterhaufen, legte sich neben dem

Ueberreste ihres nur zu theuren Gemahls hin, und starb, ohne auch nur den geringsten Laut ihrer Furcht oder das Gefühl ihres Schmerzes zu verrathen. Dieses außerordentliche Schauspiel von ehelichem Fanatismus machte auf die Gemüther der unzähligen Zuschauer verschiedene Eindrücke. Einige priesen den Heldenmuth des unerschütterlichen Weibes; andere fühlten Mitleiden mit ihrer überspannten Zärtlichkeit, und der kleinere, aber edlere Haufe, nannte die ganze Behandlung grausam und barbarisch.

Vergebens rühmten die Dichter des Alterthums diesen Gebrauch, und priesen uns die Gatten und Gattinnen Indiens glücklich. — Der Philosoph, welcher sich von ihrem Enthusiasmus nicht hinreißen läßt, verwirft dieses Gepränge von Tugend mit Abscheu. — Ist jene Quelle des Ursprungs dieses Menschenopfers gegründet, desto schlimmer für die Männer; diese stolzen und hartnäckigen Despoten lassen dem schwächern Geschlecht nur zu oft ihr Uebergewicht fühlen, und spielen nur mit dem Loose der Weiber. Nicht zufrieden, sie während ihres Lebens nur als Sklavinnen behandelt zu haben, erlauben sie ihnen nicht einmal ihr Joch zu überleben, und verdammen

sie zu dem nämlichen Scheiterhaufen, auf welchem die Gebeine ihrer Tyrannen verbrennen.

Um die unglücklichen Frauen zu zwingen, sich diesem grausamen Schicksal mit Geduld und selbst mit einer Art von Heroismus zu unterwerfen, flößt man ihnen von Jugend auf überspannte Begriffe von Treue und Ehre ein, erhitzt ihre Phantasie durch religiöse Mährchen und fanatische Heldengeschichten. Man verlobt die indischen Mädchen schon in ihrer zartesten Jugend, und erlaubt ihnen nie einen andern Mann zu sehen, selbst nicht einmal den Vater oder die ältesten Brüder ihres Mannes. — Man lehrt sie, ihren Gatten als ein höchst vortreffliches Wesen zu betrachten und zu verehren; man prägt ihnen die eheliche Treue als den wichtigsten Punkt ihrer Religion ein, und dieser Gedanke wird bei ihnen so stark, daß ihn selbst die Hitze des Klimas nicht auslöschen kann. Es fällt diesen gutmüthigen und sanftfühlenden Geschöpfen gar nicht ein, ihren von der Welt entfernten Aufenthalt in dem Zenana (Harem) hart und abscheulich zu finden. Sie halten ihn vielmehr für eine Bedingung ihres Daseins, und genießen in dieser Einschränkung alle Glückseligkeit, von der sie einen Begriff haben. Alle

ihre Wünsche vereinigen sich in dem Besitz ihres Mannes, ihrer Kinder, ihrer Speisen, ihrer Juwelen und weiblichen Bedienten.

Aus der Religion und Erziehung rührt der große Unterschied zwischen den Mongolischen und Indischen Frauen unter Einem Himmelsstriche her. Die Frauen der Muhamedaner werden durch Schlösser, Gitter und Verschnittene vor Verführung gesichert, und dennoch fällt es den Europäern nicht schwer, über ihre Unschuld und Treue zu siegen. Die Weiber der eingebornen Hindus (Dschentu) werden nicht so bewacht, hängen mit ganzer Seele an ihren Männern, und halten ihnen, so lange sie leben, beispiellose Treue; wenig Fremdlinge können sich rühmen, Eindruck auf eine derselben gemacht zu haben, außer auf die von den niedrigsten Kasten. Auch die alten Schriftsteller rühmen die Keuschheit der indischen Frauenzimmer. Arrian und Strabo versichern, edle Indianerinnen hätten um keinen Preis zur Ausschweifung gereizt werden können, außer um einen Elephanten. Nur um diesen Preis befriedigten sie die Wünsche des Liebhabers. Denn die Indier hielten es für keine Schande, die Keuschheit für einen Elephanten aufzuopfern; die

Ehre einer Frau gewann vielmehr dadurch, daß ihre Schönheit dem Werthe eines solchen Thieres gleich geschätzt wurde. Hieraus läßt es sich begreifen, wie es möglich ist, daß ein indisches Weib freiwillig den schrecklichen Entschluß fassen kann, sich mit ihrem verstorbenen Manne lebendig verbrennen zu lassen.

Bei welcher Frau dessen ungeachtet die Natur über den Zwang des Gesetzes siegt, und welche diesem zum Trotze ihren Mann zu überleben wagt, diese wird als Wittwe mit unaustilgbarer Schande gebrandmarkt. Man schneidet ihr die Haare ab, verdammt sie zu unverbrüchlicher Keuschheit, zu den verächtlichsten Sklavendiensten, und zwingt sie, eine Art rother Kleidung, zum auffallendsten Zeichen ihrer Erniedrigung, zu tragen. Diese durch so viel Schmach niedergebeugten Weiber erliegen gewöhnlich unter dem Druck ihres Schicksals, und sterben aus Gram; oder sie trennen sich auf ewig von ihrer Nation, fliehen in die Arme anderer Menschen, und entsagen der Religion ihrer Väter.

Man denke sich auf der andern Seite den bezaubernden Reiz, den ihre Phantasie durch die Vorstellung, ihren eigenen Namen zu verewigen, auf ihre Kinder, auf ihres Mannes

und auf ihre eigene Familie einen unsterblichen Glanz zu verbreiten; den lebhafteren Schwung, den sie durch die ihre Standhaftigkeit prüfenden Bitten aller Freunde, ihren Vorsatz zu ändern, empfängt. — Welche Bande vermögen wohl noch das unglückliche Opfer an eine Erde zu fesseln, auf der sie nur Höllenqualen entgegen sieht! —

Obgleich das Verbrennen der Wittwen mit den Leichen ihrer Männer in den muhamedanischen Staaten heutiges Tages abgeschafft ist, so ist es hingegen in jenen Ländern, in welchen sich die Dschentu von dem Joche der Ausländer frei erhalten haben, nichts Ungewöhnliches, der Eitelkeit und Eifersucht der Männer dieses barbarische Leichenopfer zu bringen. Man verbrennt die Betäubten auf dem Scheiterhaufen ihrer Männer, oder wo es Sitte ist, die Todten zu begraben, begräbt man sie lebendig mit denselben.

Sonnerats Bemerkung, daß diese Gewohnheit fast durchgängig abgekommen, widerspricht unter andern neuern Reisebeschreibern auch Fontana, welcher nur noch vor mehrern Jahren in Bengalen von einem solchen traurigen Schauspiel Augenzeuge war.

Der unvermuthete Tod eines Braminen

brachte seine Frau zu dem Entschluß, sich mit ihm verbrennen zu lassen, nicht etwa aus einer rasch aufwallenden Leidenschaft, sondern aus heroischer Entschlossenheit, aus hohem Stolze, einen durch das Ansehen der Religion geheiligten Gebrauch zu ehren. Es war eine Person von achtundzwanzig Jahren, vollkommen gesund und blühend schön. Gegen Sonnenuntergang versammelten sich alle Verwandte, Freunde, Nachbarn und Bekannte des Verstorbenen. Mitten unter ihren trostlos weinenden Verwandten erscheint sie allein ruhig und unerschrocken. Ein sanftes Lächeln verbreitet sich über ihr heiteres Gesicht. Man trägt die Leiche an das Ufer des Flusses; derselben folgt zunächst die Gattin, von Braminen und allen andern begleitet, mit festem Schritt und erhabenem Haupte; sie spricht mit ihnen von den Tugenden des Verstorbenen und der Freude, die sie entzücken wird, wenn in jener Welt sein Schatten dem ihrigen begegnet. Nachdem sie sich in dem Flusse gewaschen hat, nähert sie sich dem Holzstoß, und verweilt zu den Füßen der Leiche; man reicht ihr Betel und ein mit Opium vermischtes Getränk. Nun wird die Leiche auf den Scheiterhaufen gelegt, und mit Reis, Butter, Früchten, Betel und

andern Lebensmitteln versorgt. Unterdessen entkleidet sich die Wittwe von ihrem Obergewand, nimmt ihre Armbänder, ihre Ohrringe, ihren ganzen Schmuck ab, und vertheilt alles unter ihre Verwandten und Freunde, welche begierig darnach streben, und das Empfangene als ein Heiligthum aufbewahren.

Hierauf besteigt sie, mit einer brennenden Fackel in der Hand, den Holzstoß, legt sich nach einigen Ausrufungen bei dem Leichnam ihres Mannes nieder, und umarmt ihn auf das feurigste. Man reicht ihr noch eine Dosis betäubender Mittel. Schallende Instrumente und Triumphgesänge erfüllen die Luft, man vernimmt keinen Ton des Wehklagens — sie stirbt als das bedauernswürdigste Opfer einer religiösen Schwärmerei. —

Wohlbeleibtheit.

Dieses Wort bezeichnet den blühenden Gesundheitszustand des Körpers, wenn er stark und saftreich ist, vorzüglich in den Jahren der Kraft. Nimmt dieser Zustand überhand, so artet er in Dicke oder sogenannte Fettleibigkeit aus (s. diesen Art.), je nachdem der Körper an Umfang und Fett gewinnt. Dieser voll=

kommene Gesundheitszustand nun, den wir ganz mit dem fremden Worte Embonpoint bezeichnen, hängt von verschiedenen Umständen ab, die wir gleich näher entwickeln wollen.

Nicht jede Konstitution neigt zum Embonpoint; so z. B. gelangen die braunen, nervigten, trocknen Personen, bei denen das Adersystem vorherrschend ist, und die langen, dünnen, hagern Menschen niemals dazu. Die feuchten Konstitutionen hingegen, und vorzüglich die arteriellen, sanguinischen Temperamente, Menschen mit blühender Gesichtsfarbe, schlaffem Zellgewebe, blonde oder hellbraune Personen von kleiner Statur, sind meistentheils wohlbeleibt. Die Frauen, deren Konstitution weit lymphatischer ist, als die der Männer, sind dem Embonpoint mehr ausgesetzt als wir; sie werden auch viel leichter stark und wieder mager. Die Aegyptier lieben fette Weiber, deren Fleisch sich nach ihrem eigenen Ausdruck wie ein Kissen anfühlen läßt, leidenschaftlich, und bei den Mauren ist höchste Schönheit von der größten Wohlbeleibtheit unzertrennlich. Die Aegyptierinnen suchen auch durch äußere Mittel diesen Zustand herbeizuführen, durch häufige Bäder, und kräftige Nahrungsmittel, wie eingekochte Hühner mit

Reis und vergleichen. In China, und noch einigen andern Gegenden, sind die dicksten und die größten Leute auch die angesehensten, weil dieser Anschein von Kraft und guter Nahrung einen gewissen Wohlstand verräth, der dem Volk imponirt. Es ist aber nicht zu läugnen, daß diese Fülle von Fleisch und Blut, die physische Empfänglichkeit und die Fähigkeiten des Geistes schwächt; multa caro adgravet mentem; (viel Fleisch belastet den Geist;) sie verhindert auch die Behendigkeit, Stärke und Lebhaftigkeit; deshalb straften schon die Spartaner ihre zu fetten Soldaten, und verhinderten das Starkwerden ihrer Kinder durch Fasten. In der Kindheit, wo der Mensch viel schläft und ißt, und ohne Sorgen gleichsam vegetirt, ist er von Natur fett. Die darauf folgende Zeit, in der alle Kräfte erwachen, alle Organe sich entwickeln, und wo das Gefühl sich so lebhaft regt, ist meistentheils frei von Embonpoint, der Wachsthum und die viele Bewegung verhindert es. In den Jahren der Mannbarkeit ist die feurige Jugend eine Brüte der Leidenschaften und der Wollust; von den Sorgen bewegt, gequält von Ehrgeiz und Durst nach Ruhm, eignet sich der Körper in dieser Zeit am wenigsten

zum Starkwerden; erst in dem Alter, wo die Heftigkeit dieser Gefühle sich mildert, wo die Liebe von ihrer Gluth, und der Ehrgeiz sein Feuer verliert, neigt man wieder zur Wohlbeleibtheit. Man will jetzt das Leben und das Glück in einer süßen Ruhe des Körpers und des Geistes genießen. Diese Zeit des herannahenden Alters hat man bei Weibern irrigerweise eine zweite Jugend nennen wollen, weil die Haut sich wieder füllt, und durch das Straffwerden wieder frisch und jugendlich zu sein scheint. Das hohe Alter endlich, bei seinem Mangel an Nahrung für die Organe, fällt zusammen, und neigt nicht mehr zur Wohlbeleibtheit.

Auch die Nahrungsmittel tragen sehr viel dazu bei; Bäcker, Schlächter, Brauer und Gastwirthe sind gewöhnlich dick, auch sind die Engländer, die viel Fleisch essen, im Allgemeinen stärker, als z. B. die Franzosen, die mehr Gemüse und Brod essen. Bei den Thieren ist es umgekehrt: die fleischfressenden sind nicht so fett, als die frucht- oder grasfressenden Geschlechter. Unter den Getränken trägt das Bier am meisten zum Starkwerden bei; auch sind die Flammländer, die Abendländer stärker als die Völker, die viel Wein trinken.

Ferner ist eine temperirte, eher kalte als warme Luft, der Wohlbeleibtheit günstig, und die der Thäler oder feuchten Ebenen mehr als trockene, scharfe Luft auf den Gebirgen. Leute, die viel und schnell athmen, wie Schwindsüchtige und Buckelige, auch Vögel, die sehr hoch fliegen, sind immer sehr mager, dahingegen Wesen, die in einer dichten und schweren Luft leben, langsamer athmen, auch schlaff und fett sind. — Natürlicherweise trägt auch der Gemüthszustand sehr viel zur Beschaffenheit des Körpers in dieser Hinsicht bei. Ein reizbarer, neidischer, immer sorgender Mensch, wird nie die volle entwickelte Blume der Gesundheit haben, als der fröhliche, leichte, wohlwollende und sorglose Mensch, der über nichts Unangenehmes nachdenkt — das wahre „Epikuräische Schwein." Sogar die Idioten sind gewöhnlich dick, die Weisheit hingegen, sagt Salomon und Heraklit, trocknet aus, Thorheit und Dummheit machen fett. Man pflegt auch zu sagen: „dicke Leute, gute Leute," und man paart auch wohl Bosheit mit Magerkeit; diese Regeln leiden aber natürlich sehr viele Ausnahmen.

Endlich macht auch der Müßigang fett, und große anstrengende Arbeiten mager. Die

mageren Leute sind meistentheils kräftig, lebhaft, schlafen wenig, essen aber viel, um die verlornen Kräfte zu ersetzen. Auch sanftes Reiben des Körpers trägt zum Embonpoint bei. Unter den Handwerken machen diejenigen, die am wenigsten Anstrengung des Körpers und des Geistes erfordern, fett, während die harten und mühsamen, auf entgegengesetzte Weise wirken. Da das Uebermaß überall schädlich ist, so muß man auch hier, so weit es die Constitution unseres Körpers erlaubt, die goldene Mittelstraße zu halten suchen, was für die Frauen unsres Welttheils um so mehr zu rathen ist, da bei Uns weder zu magere und hagere, noch zu wohlbeleibte und schwammigte Körper beliebt sind.

Wohlgeruch.

Wir begreifen unter dieser Benennung alle jene Substanzen, welche einen besondern angenehmen Geruch von sich geben, die Sinne auf eine eigenthümliche Weise beleben, oder auch wohl eine süße Betäubung hervorbringen, daher zum Theil geeignet sind, Anwandlungen von Ohnmacht und Krämpfen zu beschwichtigen. Diese Dinge werden sowohl den Speisen

und Getränken, als auch den Kleidungsstücken, den Haaren, Waschwassern u. s. w. mitgetheilt, oder auch für sich allein zum Gebrauche aufbewahrt.

Die Wohlgerüche wurden zu allen Zeiten benutzt, bald um zwei Sinne zugleich, den Geschmack und den Geruch, auf eine angenehme Weise zu reizen, bald um bei den Begräbnissen die faulen Dünste todter Körper weniger bemerkbar zu machen, bald in den Tempeln bei dem Darbringen der Schlachtopfer, bald um die Einbildungskraft zu erhitzen und das Denkvermögen zu betäuben. Die Götter erschienen den Sterblichen nur eingehüllt in Wolken von göttlicher Ambrosia.

Nicht in den kalten Regionen der Erde dürfen wir die Wohlgerüche suchen. Die Natur ist an den Polen fast ohne Geruch, indem durch die Kälte die meisten riechbaren Ausdünstungen unterdrückt werden; auch sind die Polarmenschen so gleichgültig gegen Gerüche, daß sie ohne Widerwillen faule Fische und den ranzigen Thran der Seehunde genießen können. Der Kamtschadale zeigt sich unempfindlich gegen die feinsten Gerüche unserer Fluren und Toiletten; die Pflanzen verlieren in jenen kalten Ländern fast alles Aroma,

und der Moschus gibt in Sibirien fast keinen Geruch von sich, während er in Tunkin so stark riecht, daß eine europäische Nase ihn kaum ertragen kann. Die aromatischen Produkte der Pflanzenwelt werden unter den brennenden Himmelsstrichen der Tropenländer am wohlriechendsten und geistigsten, und Arabien, Ostindien und Afrika sind die eigentliche Heimath der Wohlgerüche.

Die Erde ist in jenen üppigen Ländern mit den wohlriechendsten Kräutern und Bäumen bedeckt, die Wälder von Zimmt-, Muskat- und Gewürzbäumen, die Myrthen- und Lorbeerhaine (unzählige kleinere Sträucher und Kräuter-Blumen), die kostbarsten Balsame, Harze, Oele und Hölzer werden dort von den Gluthen der Sonne zur Reife gebracht.

Mahomed fand nichts Köstlicheres auf der Erde, als Frauen und Wohlgerüche, und es ist eine von Wollüstlingen aller Zeiten gemachte Bemerkung, daß diese letzteren im Allgemeinen das Nervensystem erregen, und die Bewegungen der Liebeslust ungemein befördern. Man darf in dieser Hinsicht nur darauf aufmerksam machen, daß die Natur die Geschlechtsorgane vieler Thiere mit einem besonders starken Geruch begabte, der, wie bei den

Moschusthieren, Zibetkatzen, bei mehreren Affen, Nagethieren, Raubthieren, und selbst bei einigen Wiederkäuern von moschusartiger oder ambrosischer Beschaffenheit ist; bei einigen andern Thieren, wie z. B. bei dem Biber, Stinkthier, Iltis u. s. w. in einen widrigen Gestank ausartet. Durch solche Gerüche ziehen sich beide Geschlechter wechselseitig an, und werden zur Begattung aufgeregt. Es ist bekannt, daß mehrere starkriechende Pflanzen, namentlich das Katzenkraut, die Katzenmünze und die Wurzel des Baldrians, die Liebeslust der Katzen in einem sehr hohen Grade rege machen. Der Geruch des Moschus und Ambra soll auf die Zeisige und andere Singvögel von so auffallendem Einfluß sein, daß diese Sänger das ganze Jahr hindurch zum Gesange ermuntert werden. Die Fischer wissen es, daß man die Karpfen zur Begattung bringt, wenn man die für sie bestimmten Nahrungsmittel mit Ambra und Moschus versetzt, oder mit diesen Wohlgerüchen einreibt.

Die Orientalen, welche überhaupt einen Mißbrauch von allen Wohlgerüchen machen, bedienen sich des Ambra, um den Geschlechtstrieb zu vermehren. Dieß scheint auch der Herzog von Richelieu gewußt zu haben,

der zur Zeit Ludwigs XV. so viele Schönen und nur eine einzige Stadt (Mahon) besiegte. Dieser berühmte Galant homme war stets in eine wohlriechende Atmosphäre gehüllt, die er in seinen Zimmern durch Luftzüge überall hin verbreiten ließ.

Unter den alten Völkern scheinen die Egypter die größte Kunde von den Wohlgerüchen gehabt zu haben, da sie es in der Kunst, die Leichname zu balsamiren, am weitesten gebracht hatten. Bei andern Nationen begnügte man sich, die Leichen und Grabmale geliebter Personen mit Blumen und andern wohlriechenden Dingen zu bestreuen. Marcus Antonius empfahl den Hinterbliebenen, seine Asche mit Libationen von Wein und von verschiedenen wohlriechenden Kräutern zu ehren.

Die Römer machten bei ihren Gastmahlen und Leichenbegängnissen einen so verschwenderischen Gebrauch von den Wohlgerüchen, daß ein Gesetz der zwölf Tafeln ihn als zu üppig untersagen mußte. Die würdigste Anwendung dieser Dinge geschah zur Ehre der Gottheit. Schon Moses spricht von zweierlei wohlriechenden Substanzen, wovon die eine auf einem goldenen Altar verbrannt wurde, und die andere in einem balsamischen Oel be-

stand, mit welchem der Hohepriester, die Leviten, das Tabernakel und alle heiligen Gefässe gesalbt wurden.

Die jüdischen Frauen trugen fast immer kleine, mit aromatischen Dingen gefüllte Fläschchen bei sich, von denen sie jedesmal im Bade Gebrauch machten; und mehrere Schriftsteller erzählen, daß die Juden in Syrien und im ganzen Orient als Verkäufer von Aromen sehr bekannt waren.

Heute zu Tage ist Frankreich das Land, aus welchem die ganze europäische Welt mit unzählig verschiedenen Parfüms, destillirten Wassern, Pomaden u. s. w. bis zum Ueberfluß versehen wird, und die rue bourg l'Abbé in Paris ist längst die allgemeine Parfümerien-Fabrik für das cultivirte Europa. (Vgl. Ausdünstung, Geruch.)

Wollust.

Die Wollust ist unläugbar eitel Tand
Und Schaum und Dunst, ein Kinderspiel für blöde
Unreife Seelen, die mit ihren Flügeln noch
Im Schlamm des trüben Stoffes stecken.

Wieland.

Wir haben von einem Triebe zu sprechen, der allen thierischen Organismen von der weisen Natur eingepflanzt ist, der also wohl zur Erhaltung der irdischen Schöpfung nothwendig und wesentlich ist, und dessen Mißbrauch nur Menschenerfindung ist, wie denn der Mensch allein die schmählichen Folgen dieses Mißbrauches sich und seiner Schwäche, nicht einer höhern Weltordnung beizumessen hat. Denn diese gab ihm ein kostbares Geschenk, ein Geschenk, an dem alles Lebende sich erfreut, aber sie gab ihm auch die Vernunft, um den rechten Gebrauch dieses Geschenks einzusehen, und damit nach ihren weisen Planen zum Heil der Schöpfung zu wirthschaften, nicht aber damit zu wuchern. Im Gegentheil wußte diese hohe Macht dieses Geschenk, so gemißbraucht, zu einem der furchtbarsten Rachegeister umzugestalten, der mit schauderhaften Zügen einhergeht, und der verderbten Menschheit die qualvollsten Peinigungen auferlegt. Nicht schöner ist dieser böse Dämon geschildert worden, als in folgenden Zeilen, aus dem berühmten Gedicht an die Wollust von Heydenreich, das in mehr als einer Hinsicht zu Anfange dieses Artikels sich zu vergegenwärtigen nöthig sein dürfte.

Die du so wild den siegenden Feuerblick
Umher verstrahlst, Verlangen und Lockung auf
Die Wangen zauberst und zu holden
Küssen den purpurnen Mund schon öffnest —

Wer bist du, Dirne! Mächtige Wallungen
Erbeben durch dein lustiges Florgewand:
Auf wogen deine wilden Adern;
Stürmisch erhebt sich dein Schwanenbusen.

Du bist die W o l l u st, Dirne! Ich kenne dich
Am lüstern Blicke, der dir vom Auge zuckt;
Am Lächeln, das der Unschuld spottet,
Kenn' ich dich, Dirne, und fliehe schaudernd.

Du saugst das Mark der blühenden Jugend aus.
Von deinem Athem welken die Rosen hin —
Die schönsten Rosen, die Gott pflanzte,
Welken vom giftigen Hauche nieder.

Seht jenen Jüngling! Schön, wie die Lilie
War unter seinen blühenden Brüdern er,
Wie Sonnenschimmer rein die Hülle,
Kräftig der Geist, wie ein höhres Wesen.

Aus grauer Ferne dünkt ihm die Lebenszeit
Hold, wie ein Maitag; goldene Hoffnungen
Umschwebten seine wache Seele,
Tanzten im Traum um des Schläfers Lager.

Wo ist es nun, das liebliche Rosenroth
Der frohen Wange? Lippen, wo ist er hin,
Der sanfte Purpur, der euch malte?
Flamme des muthigen Blicks, wo bist du?

Ha Todtenbleiche decket des Rosenroths
Verstörte Stätte; aschgrau, wie Todtenstaub,
Sind jene Lippen, und der Augen
Muthige Blicke sind all' erloschen!

O weilt doch bei ihm, Brüder! Ihr floht ja nicht,
Als er der Freundschaft schäumenden Kelch euch bot;
Nun, da er leert den Kelch des Todes,
Fliehet ihr treulos von seinem Lager?

Ja, flieht und schaudert, denn der Verwesung Duft
Umschwebt des Armen lebende Glieder schon,
Und der entehrte Funke Gottes
Muß noch in modernder Hülle weilen.

Horch, Wollust! von der zitternden Lippe noch
Welch grauses Murmeln! Horch, wie die todte Wand
Ihn wiedermurmelt, deinen Hymnus
Von des Vergifteten dumpfer Stimme!

Und wer ist jener, welchem am sanften Arm
Des schönen Weibs die blühende Wange welkt?
Der von den Kreisen seiner Kinder
Ekelnd sich wendet und weint und seufzet?

Auch der ihr Opfer? Gatte, wer weint dir nicht?
Dort wanken kraftlos deine Geschöpfe hin —
Gott, welche Traumgestalten schlichen,
Armer, aus deinen entnervten Lenden!

Quält nun der Schatten trauriges Dasein dich,
Die kaum ein Funken Seelengefühls erhellt?
Ha, peinigt dich ihr mattes Auge
Flimmernd aus welken, hohlen Wangen?

Wohl quält dichs, Vater, wenn dich der Sonnenstrahl
Zum Anblick Gottes herrlicher Erde weckt,
Wohl quält dichs, wenn zu Traum und Schlummer
Dämmernd der Abend den Müden ladet.

Und einst noch, wenn der letzte der Abende
Von deinen Erdentagen vom Himmel sinkt,
Und dich auf deinem Sterbelager
Grausend die Schauder des Todes fassen,

Dann wird der Schatten elendes Dasein noch
Den Vater quälen, quälen den Vater noch
Ihr mattes, feuerloses Auge,
Flimmernd aus welkenden, hohlen Wangen.

Und vor ihm werden seine Geschlechter stehn,
Kraftlosen Lebens, dämmernden Schatten gleich,
Und wehe, die Geschlechter werden
Fluchend sein brechendes Auge segnen.

Beginnen wir mit den niedrigsten Organismen, und sehen wir, wie der Trieb zur Wollust sich durch alle geschaffene Wesen zieht, wie er Alles belebt und erhält, wie diese Lust mit der Freude am Leben, die auch der Wurm mit dem Menschen theilt, so innig zusammenhängt, und dann in einer kurzen Geschichte des Mißbrauchs dieses Triebes, welche eine Ergänzung zu den Belegen liefern mag, die wir schon im Artikel

Ausschweifung gegeben haben, noch klarer einzusehen, zu welchen Extremen der unweise Gebrauch dieses Naturtriebes die Menschheit verleiten konnte. Wenn es unzweifelhaft wahr ist, daß nichts des Menschen innerste Natur an Körper und Geist so gewaltsam zerstört, als eben dieser Mißbrauch, ja daß dem Menschengeschlechte der völlige Untergang droht, wenn die immer erschlaffteren Generationen nicht endlich auf den Rath der Kulturgeschichte hören, bis einst dann

Pygmäen
Werden die Fabel vom Menschen plaudern,
Heydenreich.

wenn Alles dies wahr ist, so wüßten wir nicht, was Lehrreicher und Moralischer und Wichtiger, für Alle Beherzigungswerther wäre, als solche Belehrung.

Schon in den niedrigsten Mollusken, den Schaalthieren, lebt ein starker Wollusttrieb, und die Alten weihten der Venus nicht ohne Sinn die, beide Geschlechter in sich vereinigenden, also auf der niedrigsten Stufe thierischer Organisation stehenden, Meerschaalthiere. Auch die Mythe von der Entstehung der Liebesgöttin aus dem Meere hat einen tiefen

Grund in dieser Beziehung. Denn alle Gattungen der Wasserthiere, so wie die Fische, sind sehr wollustreich, wie wir schon aus ihrer ungeheuren Fruchtbarkeit schließen können. Daher sehen wir bei den Alten der Mutter der Liebe so viele Tempel auf den fischreichen Gewässern des griechischen Archipelagus geweiht, und hier mag auch wohl der Grund zu den Ausschweifungen in Küstenländern und Seestädten zu suchen sein. Bei den Thieren mit getrennten Geschlechtern ist der Wollusttrieb viel heftiger, als bei denen mit ungetrenntem Geschlecht (Zwitterthieren, wie die eben Genannten), weil bei jenen Thieren dem Genusse mehr Hindernisse durch die Trennung im Wege stehen, wodurch die Begierde sehr erhöht wird. Sie muß überhaupt bei jenen hinfälligen Arten unter den Thieren stärker sein, welche sich in ihrem Leben nur einmal begatten, und so in einige Augenblicke gleichsam die ganze Kraft, welche sie belebt, zusammenfassen. Von dieser Art sind die eigentlichen Insekten. Sie stürzen sich mit solcher Wuth auf das Weibchen, daß man Weibchen vom Gespenstkäfer und von der Heuschrecke gesehen hat, welche den Kopf ihrer Männchen förmlich zernagten, ohne daß diese dadurch

abgehalten wurden, mit diesen allzu grausamen Schönen den Trieb der Natur zu befriedigen; vielleicht aber befriedigt sich bei diesen Weibchen eben durch jene Wuth zu beißen der höchste Grad der Wollust, denn etwas ähnliches finden wir ja selbst beim Menschen. Man findet oft Weibchen anderer Insekten, welche von einer großen Zahl Männchen bedeckt sind, die nach Erschöpfung ihres Genusses todt hinfallen. Gewisse Hummeln lassen sogar ihre Geschlechtstheile zurück, welche in der Königin stecken bleiben. Unter den Spinnen, unter denen eine so wüthende Feindschaft herrscht, daß sie sich gegenseitig verzehren, weicht doch auch der Haß dem süßen Triebe bei der geschlechtlichen Annäherung. Die Männchen der Knorpelfische (die Rochen) haben eine Art von Pfoten, um ihre Weibchen damit festzuhalten, während sie sich begatten, daher scheint bei diesen keine große Brunst nöthig zu sein, wie bei allen Arten, wo die Männchen Gewalt brauchen müssen. Wer weiß aber, ob nicht eben die Natur diese Zurückhaltung und dies bekannte Sprödethun aus Coquetterie selbst den kältesten Thieren gegeben hat, um so besser ihre Wollust aufzuregen!

Man hat oft die Begattung der Kröten und

der Frösche beschrieben, deren Umarmung mehrere Tage dauert, die Männchen scheinen so vertieft in ihren Genuß, daß man ihnen die Schenkel abgeschnitten und verbrannt hat, ohne sie dadurch bewegen zu können, ihre Beute fahren zu lassen! Die Begattung der Schlangen und Eidechsen scheint sehr wollüstig zu sein, denn sie verwickeln sich gegenseitig ganz in einander.

Vorzüglich aber bei den Thieren, welche vollständiger athmen, einen lebhafteren Blutumlauf, ein heißeres, mehr mit Sauerstoff geschwängertes Blut und ein sehr entwickeltes und reizbares Nervensystem haben, zeigt sich der Wollusttrieb entwickelt. Er ist hier nicht mehr eine bloße maschinenmäßige Funktion des Körpers, wie bei der Mehrzahl der vorigen Arten; es gesellt sich hier schon ein moralisches Gefühl hinzu, denn beide Geschlechter, oder wenigstens das Weibchen, hegt über den Genuß hinaus noch ein Gefühl der Mutterliebe für ihre Nachkommenschaft, während die kaltblütigen Thiere die ihrige aufgeben. Es herrscht hier schon mehr Gemüthlichkeit und geschlechtliche Anhänglichkeit. Die Wollust wird durch zartere Liebkosungen, und durch sehr lebhafte Neckereien zwischen den Thieren

derselben Gattung vorbereitet und angefacht. Die Vereinigung in Familien findet auch häufig statt, und die Wollust ist hier meist von weit stärkerem Genuß begleitet.

Der Mensch, welcher an die Spitze dieser Geschöpfe gestellt ist, scheint auch deshalb der empfindlichste, verliebteste und, wohl zu merken, der für jede Art der Wollust am meisten begünstigte zu sein. Die Vögel, in welchen die erstaunenswürdige Entwickelung der Athmungswerkzeuge eine weit größere Lebenswärme, Schnelligkeit und Kraft in allen Funktionen erregt, scheinen zwar besser in der Liebe ausgestattet zu sein als der Mensch. Denn ohne der hühnerartigen Vögel, wie des Hahns, des Pfau, des Rebhuhnmännchens ꝛc. zu gedenken, welche täglich ein großes Serail von Weibchen befriedigen können, erinnern wir nur an die Tändeleien der Tauben und an den übermüthigen Sperling. Indessen gewähren gewiß alle diese Begattungen wenig Vergnügen im Verhältniß zu der großen Zahl derselben, und die Vögel genießen bestimmt weniger der Intensität als der Zahl nach. Die große Quantität der Genüsse aber wird ein vortheilhafter Antrieb, um bei diesen so flüchtigen Geschöpfen die Geschlechter mehr und

beständiger beisammen zu halten. Die Säugethiere scheinen, wie gesagt, die Genüsse der Wollust weit vollkommener zu fühlen. Die Begattung ist in dieser Klasse mit einer wirklichen, innigen, mechanischen Vereinigung der Zeugungsorgane verbunden, und mit einer Wollust, welche bei beiden Geschlechtern ziemlich gleich zu sein scheint. Die Vereinigung dauert zuweilen lange, wie bei den Hunden, Wölfen, Füchsen. Bei andern, z. B. den katzenartigen Thieren, ist das Organ mit hornähnlichen Warzen besetzt, die eine sehr lebhafte Reibung und Schmerz erregt, woraus das Wollustgeschrei, welches diese Thiere bei der Begattung hören lassen, erklärbar ist, wenn es nämlich wahr ist, daß Schmerz und starker Nervenreiz zur Erhöhung des Genusses beitragen. Jederman weiß, daß die Affen ungemein verliebt sind. Mehrere Gattungen, besonders die Nagethiere, als die Hasen, Kaninchen, Ratten ꝛc., sind es ebenfalls, wie schon ihre außerordentliche Fruchtbarkeit beweist. Alles zeigt daher in der Klasse der Säugethiere eine weit größere Stimmung zur Wollust an, als bei den übrigen Thieren; und wir sehen, wie die Natur in dem Thierreiche aufwärts diese Neigung und die Mittel zum

Genusse steigert. So viel ist gewiß, der Mensch wird sich nicht als der keuscheste unter ihnen zeigen, wenn wir physiologisch seine Reizbarkeit und die Eigenthümlichkeiten seines Baues in dieser Rücksicht betrachten. Der Mensch besitzt in einem weit höhern Grade die eben so herrliche als verderbliche Eigenschaft einer physischen und moralischen Reizbarkeit. Er ist nackt, und der allgemein über seinen ganzen Körper verbreitete Sinn des Gefühls macht ihn überall empfindlich, sowohl für Schmerz als für Wollust und lebhaften Kitzel. Dies findet nicht in gleichem Maaße bei den behaarten oder mit lederartigen Decken bekleideten Thieren statt. Des Menschen glühende Einbildungskraft zaubert ihm vor dem Genusse tausend Bilder, während die Thiere nur immer die weit geringern wirklichen Eindrücke empfinden. Außerdem sehen diese zu jeder Zeit ihre Weibchen ohne allen fremden Schmuck, nichts täuscht, nichts regt ihre Leidenschaften auf, während der halb geöffnete Schleier, die verbuhlte Schaamhaftigkeit, wodurch die Frau ihre Reize zu entziehen sucht, die Begierden des Mannes anfachen und vervielfältigen, welcher sich um so viel mehr denkt, je weniger er erblickt. Das wissen auch jene klugen

Schönen sehr gut, die nur immer in der Toilette des Salons erscheinen wollen, und sorgfältig den Hintergrund der Bühne, der oft uns entzaubern würde, zu verbergen; wie Lucretz sagt:

> Omnia summopere hos vitæ postscenia celant,
> Quos retinere volunt adstrictosque esse in amore.

> Jeglichen Hintergrund des Lebens verhüllen sie sorgsam
> Denen, welche zu fesseln sie streben und halten in Liebe.

Unser Geschlecht, zur Geselligkeit bestimmt, deren erste Grundlage die Familie ist, muß sich durch vielfältige Bande aneinander gefesselt finden, und dies beweist die Natur besonders durch die immer erneuerten Vergnügungen zwischen den Ehegatten. Auch vermehren in der That die reichlichen und kräftigen Nahrungsmittel, welche der Mensch in einem geselligen Zustande durch Ackerbau und Erfindungsgeist mehr als die Thiere sich zu verschaffen weiß, sehr seine zeugende Kraft. Im Gegentheil fühlen die armen Wilden von Amerika, welche viel fasten, auch nur auf kürzere Zeiten die Wollust des Geschlechtstriebes, wie die wilden Thiere, welche nur zu ihrer

bestimmten Zeit in die Brunst treten, dagegen schon viele unserer Hausthiere bei guter Pflege zu den verschiedensten Zeiten brünstig werden, und öfter zeugen. Auch die gesellige Annäherung des Geschlechtes wird für uns eine täglich sich erneuernde, selbst unfreiwillige Quelle wollüstiger Regungen. Selbst durch den aufrechten Gang hat die Natur zu unserer eigenthümlichen Stimmung des Geschlechtstriebes mitgewirkt. Das Blut wird nämlich dadurch beständig gegen die Höhle des Beckens zurück gehalten, und dies muß nothwendig die Thätigkeit der Sexualorgane mehr erhöhen, als bei Thieren mit horizontaler Stellung des Körpers. Der Wollusttrieb ist also im Menschen am höchsten entwickelt (vgl. Mensch), und kein Thier wird so von diesem Triebe beherrscht, als eben der Mensch.

Welche nichtswürdige Mißbräuche dieses Triebes erzählt nicht schon die älteste Geschichte unsres Geschlechtes! Sind nicht die heiligen Bücher voll von Beispielen, die hier zur Warnung für die spätesten Nachkommen mit dauernder Flammenschrift aufgezeichnet stehn? Brandmarkt man nicht noch nach fünf Jahrtausenden alle zügellosen Laster der Wollust mit dem Namen Sodom und Gomorrha? Und

welche Erinnerungen knüpfen sich an die blut=
schänderischen Namen: Ruben, Loth, Tha=
mar, Juda, Absalon u. s. w.!

Wenn die verbrecherischen Laster der Ebräer
oft als Extrem der Unsittlichkeit der alten
Welt aufgeführt werden, so gaben ihnen doch
andre Mitvölker wenig in der Zügellosigkeit
der Wollust=Ausschweifungen nach. So war
Egypten ein Land, wo der öffentlichen Sitt=
lichkeit auf dem Thron und in den Tempeln
selbst der größte Hohn gesprochen ward.
Cheops baute eine große Pyramide von
dem Ertrage, den die Ausschweifungen seiner
Tochter ihm geliefert hatten. Der Tempel der
Isis war der Mittelpunkt aller Ausschweifun=
gen der Priester. Hier genossen diese geheilig=
ten Betrüger im Namen der Götter alle Wol=
lüste, entehrten Mädchen und Frauen, und
wenn die Reize des für den Thebäischen Ju=
piter bestimmten Frauenzimmers zu verwel=
ken anfingen, so wurde sie mit einem Gepränge
religiöser Ceremonien ersäuft. Alle öffentli=
chen Feste der Egyptier waren durch die schänd=
lichsten Gebräuche geheiligt; der schaudervolle
Mißbrauch, den sie mit den Leichnamen
junger Frauenzimmer trieben, ist ohne Bei=
spiel, und kaum zeigt die alte Welt noch ein=

mal die Scenen der Schwelgerei und Ausschweifung, die eine Cleopatra ihren königlichen Buhlen zum Besten gab.

Die Babylonier, Meder und Lydier waren schon im Alterthume durch ihren Luxus, ihre Schwelgereien berüchtigt, aber die zügellosen Ausschweifungen in allen Gattungen von Wollüsten, welche an den Höfen der persischen Könige schon in den ältesten Zeiten herrschten, übertreffen alles, was uns die Geschichte von der ausgelassenen Sittenlosigkeit der Großen aufbehalten hat.

Wenn unter den Gefangenen, welche Parmenio zu Damaskus machte, zweihundertsiebenundsiebenzig Köche des Darius, neunundzwanzig zum Auf- und Abtragen der Speisen bestimmte Sklaven, siebenzehn Mundschenken zum Wasser und siebenzig zum Wein, vierzig Bediente ihn zu parfümiren und sechsundsechzig, die nichts anders zu thun hatten, als die Blumenkränze zum Umwinden der Schüsseln zu verfertigen, gezählt wurden, so kann man sich einen Begriff von dem unbändigen Uebermuth dieser stolzen Despoten machen. Aus allen Provinzen wurden diesen Wollüstlingen die schönsten und reizendsten Mädchen zugeschickt, und in dieser Rücksicht konnte man mit Recht

ganz Persien das Serail seiner Könige nennen. Zwölf Monden mußten sich die königlichen Buhlerinnen vorbereiten, sich mit Balsam, Myrthen und den besten Specereien salben und schmücken, ehe sie der Sultan der hohen Gnade würdigte, sie zu einer schwelgerischen Nacht einzuladen. Gelang es der Gewählten, in einer solchen Probenacht den abgestumpften Wollustsinn ihres Gebieters zu entflammen und ihm zu genügen, so setzte er ihr am andern Morgen die Krone auf, und ein solches Glück mußten alle hohe und niedrige Sklaven im ganzen Lande, auf seinen Befehl und seine Kosten, durch die ausgelassensten Feste und Gastmahle auf das feierlichste der Welt bekannt machen. Alle übrige wurden hingegen nach dem Genusse einer solchen elenden Nacht auf ewig in ihren Harem zurückgeschickt.

Die persischen Könige vermählten sich nach Belieben, bald mit ihren Schwestern, bald mit ihren Töchtern. Artaxerxes Mnemon entbrannte von wollüstiger Liebe gegen seine eigene Tochter Atossa. Ehe er sich mit ihr vermählte, regte sich ein gewisses Bedenken bei ihm, das aber selbst seine Mutter augenblicklich hinweggräumte, indem sie mit frecher Stirne zu ihm sagte: „Bist du nicht von den

Göttern über die Perser gesetzt, als die einzige Richtschnur des Anständigen und Unanständigen, der Tugend und des Lasters?" — Einem andern Könige antworteten bei einer ähnlichen Gelegenheit die Priester: „In Persien können wir kein Gesetz finden, das Jemand berechtigte, seine eigene Tochter zu ehelichen; allein unsere Gesetze verstatten einem König alles zu thun, was ihm beliebt." Wahrlich, eine Antwort, die diese heuchlerische Zunft aller Zonen und Zeitalter karakterisirt! —

Die Zahl der königlichen Mätressen war so unumschränkt, als die Begierden dieser Sultane. Darius unterhielt ihrer dreihundertsechzig, und Artaxerxes zeugte einhundertfünfzehn Kinder mit den schönen Bewohnerinnen seines Harems. Die Einkünfte ganzer Städte und Satrapien wurden auf den Schmuck einer einzigen Lieblingsbuhlerin verwandt; ganze Landschaften führten sogar den Namen des Schmucks, zu dessen Erkauf sie eine schimpfliche Taxe bestimmte. Plato erzählt von einem Gesandten, welcher einen ganzen Tag gebrauchte, um ein Land zu durchreisen, welches man den Gürtel der Königin nannte.

Schon im Alterthume galt das Wort: Sybarit für ein Schimpfwort, denn jeden

Menschen, in dessen Geist nur noch ein Funken einer höhern Natur flammte, mußte schon damals, und selbst unter dem erschlaffenden Himmel des Orients, die unerhörte Schwelgerei in allen Lüsten empören, die die Sybariter trieben. Wer die prächtigsten Gastmahle gab, wurde öffentlich mit goldnen Kronen beschenkt, und wer, in der Kunst den Gaumen zu kitzeln, eine neue Erfindung machte, erhielt ein ausschließendes Privilegium auf ein Jahr, sein Geheimniß zu verkaufen. Die Dienste der obrigkeitlichen Personen, die sie dem Vaterlande leisteten, wurden nach der Anzahl der Gastmähler geschätzt. Zu diesen wurden die Frauenzimmer ein Jahr vorher eingeladen, damit sie sich zu dem erforderlichen glänzenden Schmuck vorbereiten konnten. Als Klisthenes, der Tyrann von Sycion, bekannt machte, daß er für seine Tochter einen Gemahl suche, zeichnete sich unter der Menge von Prätendenten Smindyrites von Sybaris aus. Er erschien an Klisthenes Hofe von tausend Köchen, tausend Fischern und von tausend Vogelstellern begleitet. Dieses Gefolge war hinreichend, alle Schönen von Sybaris zu erobern, aber nicht die Hand der Schönen von Sycion. — Eben dieser Smindyrites

war es, der eine ganze Nacht schlaflos zubrachte, weil unter den Rosenblättern, womit sein Bette bestreut war, eins sich in Falten gelegt hatte!! — Diese Nation wurde am Ende so entnervt, daß sie für die natürlichen Reize ganz unempfänglich war, und nach Athenaeus kleine Hunde ihre unzertrennlichen Gesellschafter wurden!

Von Griechenland, als dem bekanntesten und besprochensten Lande der alten Welt, wissen unsre Leser bereits, was hier Nationaltemperament, attischer Himmel, Bekanntschaft mit dem Luxus jener asiatischen Nationen, falsche Religionsbegriffe, Ueberfluß von Reichthümern in Hinsicht auf Wollüste und Schwelgerei für Extreme und Ausschweifungen zu Wege gebracht hatte, wie denn der frühe Fall Griechenlands blos diesen Lüsten einer schon ganz erschlafften Nation zuzuschreiben ist. Die Weisesten und Führer des Volkes, seine Herrscher, Philosophen, Helden, Magistratspersonen lagen in den Netzen einer Phryne, Lais, Thais, Leontium, Lamia, Hipparchia, die mit ihrem Mark auch die Kraft und das Mark des Landes aussogen, und ganz neue Erfindungen im Mißbrauche des Wollusttriebes, wie die sogenannte lesbische

und griechische Liebe (s. diesen Art.) verdanken den Griechen ihren Ursprung. Besonders von der glänzenden Periode des Perikles an datirt sich diese Sittenverderbniß. Mit der Macht, die die Griechen erlangt hatten, verpflanzten sich unter ihnen die Pracht, die Schwelgerei, die Lüste der eroberten Völker. Asiatische Laster mit allen ihren Gräueln herrschten in den Zirkeln der Reichen und Armen. Alles, was Natur und Kunst in Sicilien und Italien, in Cypern und Egypten, in Lidien und Pontus, im Peloponnes u. s. w. hervorbrachte, floß in Athen zusammen. Man aß häufig Speisen, welche den Geschlechtstrieb reizten. — Buhlerinnen und Spaßmacher erschienen bei den Tafeln, um die Sinne auf alle mögliche Art zu reizen, und dem Witz oder vielmehr der frechen Zunge der Tischgenossen Gegenstände darbieten. Auch Kinder und andere Personen mußten die Gesellschaft durch kühne Sprünge und andere Bewegungen, oder durch pantomimische Dramen unterhalten. — Wohlriechende Blumen und Salben erhöheten die Freuden der Tafel, indem man die Gäste bekränzte und salbte. Nie und nirgends haben Buhlerinnen wieder jene glänzende Rolle gespielt, als in dieser Zeit die schönen Griechin-

nen in Athen. Auch bekamen die jungen Hetären förmlichen Unterricht von ihren Aufkäufern, über die Kunst zu reizen und zu gefallen, ein Unterricht, der, nach einer Stelle bei einem alten Dichter zu schließen, sehr complicirt gewesen sein muß. In Korinth allein zählte man über tausend solcher feilen Schönen, und diese hatten, ihrer Menge ungeachtet, unter allen andern den Ruf einer besondern Delikatesse und Laune in der Wahl ihrer Liebhaber. Sie verkauften ihre Gunstbezeugungen nur um hohe Preise und an reiche und angesehene Männer. Fremde Kaufleute waren gewöhnlich ihre beste Beute; sie wußten solche durch List an sich zu locken, und entließen sie nach einigen Tagen nie anders aus ihren Armen, als aller ihrer Habseligkeiten entladen. Daher entstand das Sprichwort: Nicht Jedem glückt die Reise nach Korinth. Die Zahl der öffentlichen Dirnen hatte sich schon nach Solon's Zeit so sehr vermehrt, daß sie die Aufmerksamkeit der Staatsbehörde erregten, und man die Dirnen schon damals einer Steuer unterwarf. Diese Kopfsteuer veranlaßte unstreitig die athenischen Buhlerinnen, sich selbst zu taxiren und am Eingange ihrer Zimmer die Dauer der Zeit und die Art

des Genusses ihrer Reizungen tarifmäßig zu bestimmen.

Rom, das sich fast sechs Jahrhunderte lang in einfacher Sittenreinheit bewahrt hatte, ward Siegerin der Welt, und erlag nur dem ewigen Schicksale der Sieger, dem Uebermuth und dem Luxus. Nun waren es obendrein Griechenland und Asien, die der römischen Macht unterlagen, und so kehrten die römischen Legionen in ihr Vaterland zurück, getränkt und unterrichtet in den Lüsten, von denen wir eben ein skizzirtes Abbild zu geben versucht haben. Die Sittenverderbniß machte bald in Rom die reißendsten Fortschritte, und wir werden sehn, daß sie sich in Rom zu einer nie und nirgends erreichten Höhe schwang. Es ist auch nicht zu verwundern, daß ein Volk nicht eben sehr keusche Sitten hatte, welches seinen Ursprung von der V e n u s und dem M a r s herleitete, und das vom R o m u l u s und R e m u s, zweien Bastarden, die durch eine Buhlerin erzogen worden, organisirt war. Rom war ein unreiner Haufen von Sklaven und Freigelassenen, die nicht durch Verdienste, sondern durch Verbrechen das Bürgerrecht erlangt hatten. Es war ein Zusammenfluß von Abentheurern, die durch Liederlichkeit,

Ausschweifungen und Schulden, oder durch Verbrechen aus ihrem Vaterlande waren vertrieben worden. Es war der Sitz des Müßigangs, der Bosheit und aller Laster; es war der Zufluchtsort aller Taugenichtse.

Nie haben auch in irgend einem Winkel der Erde so viele scheußliche Laster zusammen geherrscht, als in Rom zur Zeit des Untergangs der Republik und der Cäsare. Kadix, Antiochien, Alexandrien und andere üppige Städte wetteiferten, in der Kunst zu genießen, etwas Neues zu erfinden, und konnten sicher darauf rechnen, von den zügellosen Schwelgern dieser Weltstadt auf das reichste dafür belohnt zu werden. Spanien schickte seine üppige Tänzerinnen, Egypten, Syrien und das übrige Asien schöne, in den Künsten der Liebe unterrichtete Knaben und Mädchen, Gaukler, Wahrsager und Schauspieler, Griechenland die Freigelassenen beiderlei Geschlechts, die als Erzieher und Erzieherinnen der römischen Jugend, als Vertraute und Rathgeber in den Häusern der Großen die erste Rolle spielten. Will man den menschlichen Geist in seiner schmählichsten Erniedrigung sehen, so werfe man nur einen Blick auf die Lüste, die thierischen Ausschweifungen, die unnatürlichen Laster der

Cäsaren, die einen furchtbaren Schluß auf das Familienleben im damaligen Rom erlauben. August, der vielgepriesene Augustus, befleckte sein Andenken mit den schwärzesten Verbrechen, und man weiß, daß Ovid nur deshalb verbannt ward, weil er den Kaiser in der blutschänderischen Umarmung mit seiner Tochter überrascht hatte! Alle römischen Damen, sie mochten Hausmütter oder Töchter sein, wetteiferten um die Ehre, eine Nacht in den kaiserlichen Armen zu schwelgen. Sie mußten sich erst entkleiden, und alle ihre Reize und geheime Fehler untersuchen lassen, ehe sie des kaiserlichen Bettes würdig befunden wurden. Caligula, den die Natur, wie Seneca sagt, auserwählt hatte, um zu zeigen, was ein Ungeheuer auf dem Throne vermag, Caligula trieb Blutschande mit allen seinen Schwestern selbst in Gegenwart seiner Gemahlin und während der Mahlzeit!! Er raubte den Männern ihre Frauen vor ihren Augen und gebrauchte sie, so wie er die Reize der vornehmsten Römerinnen, welche er zu seinen Festen einlud, öffentlich die Revüe passiren ließ, und sich ihrer dann nach Gefallen bediente. Die Furcht vor dem eben so grausamen als mächtigen Tyrannen machte die

Ehemänner gefällig, und so mußten sie ihn gewähren lassen! Aus seinem Pallaste machte er ein öffentliches Bordell, wo die scheußlichsten Laster begangen wurden. Er rühmte sich selbst „König der Laster“ zu sein, und man schrieb ihm und seinen Begleitern die unerhörtesten Ausschweifungen zu.

Messaline, die Gemahlin des fast blödsinnigen Claudius, übertraf alle ihres Geschlechts an frecher Unzüchtigkeit. Sie vermählte sich endlich fast vor den Augen ihres Gemahls mit Silius, welchen sie vermocht hatte, seine Gemahlin zu verstoßen. Wir haben schon bei einer andern Gelegenheit in diesem Werke die furchtbare und ekelerregende Schilderung mitgetheilt, welche Juvenal von dem, in den tiefsten Lüsten durchgeschwelgten Leben dieser königlichen Buhlerin entwirft, die sich nicht scheute, wie Juvenal sagt, „den Leib, der den edlen Brittanicus getragen hatte,“ den Lüsten des gemeinsten Pöbelauswurfs in der Kaiserstadt zu überlassen, und so weiter!!

Schon zu Tibers Zeiten war zu Rom ein Gesetz nöthig geworden, welches den vornehmen Frauen untersagte, sich öffentlich Preis zu geben! Sie umgingen es aber da-

urch, daß sie öffentlich das Gewerbe der Buh-
erinnen ergriffen, weßhalb sie sich bei den
ledilen einschreiben ließen.

Aber alle diese Schandthaten wurden zu
Nero's Zeiten immer noch weit übertroffen.
Er schändete selbst eine Vestalin, ein Verbre-
ien, welches die abergläubigen Römer dem
Heliogabal nicht mehr vergaben. Er
nd seine Mutter, eben jene Messaline,
berließen sich allen erdenklichen Ausschwei-
ıngen. Er verband sich zuletzt sogar öffent-
ch mit dem Eunuchen Sporus, und ergab
ch dafür dem Doryphor mitten unter nack-
n, tanzenden Dirnen! Und dies Alles er-
ıhlen authentische Geschichtschreiber, und diese
Schandthaten sind nicht hinwegzulöschen aus
en Annalen der menschlichen Verirrungen!
– Heliogabal, Nero's Nachahmer, trieb
n Unsinn mit dem Verschnittenen Hiero-
es noch weiter. Er beging die überspann-
sten Ausschweifungen, und ließ sich z. B.
ıckt auf einem Wagen von nackten Frauen
ırch die Straßen Roms ziehen. Wenn wir
ese Schilderung der allgemeinen Verderbtheit
ıd der entehrendsten nichtswürdigsten Aus-
weifungen noch weiter treiben wollten, so
fern uns Martial und andere Dichter

dieser Zeit Beispiele in Menge, welche oft an das Wunderbare in ihrer Art grenzen.

Diese allgemeine Sittenverderbniß leuchtete auch allgemein aus den Religionsgebräuchen der Römer hervor. Bei den Herbstbacchanalien wurden, wie bei den griechischen Bacchusfesten, von welchen sie abstammten, solche Ausschweifungen aller Art von beiden Geschlechtern begangen, daß sich der Senat im Jahr 564 genöthigt sahe, sie strenge zu verbieten. Sie schlichen sich aber insgeheim unter den Kaisern noch weit abscheulicher wieder ein.

Auch bei den nächtlichen Festen der Bona Dea herrschten alle möglichen wollüstigen Ausschweifungen, obgleich die Männer nicht dabei erscheinen durften. Bei den Lupercalien und Saturnalien (dem Pan und Saturn geweiht) wurde ebenfalls oft die Frechheit bis aufs äußerste getrieben.

Die Verehrung des Phallus und Priapus war, wie wir schon erzählt haben, ebenfalls nach Rom übergegangen, und die achtungswerthesten Familienmütter waren verpflichtet, diese Götzen zu bekränzen, wie ihnen der heilige Augustin dies vorwirft! Sogar den Kindern hing man solche kleine Bilder

um; ja man ließ die Neuvermählten sich unter einer solchen Abbildung von ungewöhnlicher Größe setzen. Der heilige Augustin nennt noch andere Gottheiten dieser Art, wie Volupia, Stimula, Préma u. A.

Ein solches Volk mußte fallen! Rom fiel, und nach den einstimmigen Berichten aller Reisebeschreiber bezeugt noch die heutige römische Generation der Nachwelt mit untrüglichen Zügen, daß die Natur sich für den Mißbrauch des Wollusttriebes zu rächen weiß!

Das jetzt so gepriesene Mittelalter und le bon vieux temps waren keineswegs in der Hinsicht, in der wir es hier betrachten wollen, Vorbilder, im Gegentheil konnte das moralische Christenthum die Ausschweifungen des Wollusttriebes mit aller seiner Macht, allem seinen Einfluß bei Laien und Geistlichen, bei Vornehm und Gering gleich wenig unterdrücken. Wie oft sind nicht grade die Klöster als Schandorte menschlicher Laster, und mit Recht, bezeichnet worden! Die Kapitularien der fränkischen Könige sind eben so viel Denkmale der Lasterhaftigkeit ihrer Völker. Man findet nämlich darin eine große Menge von Strafen gegen die ungeheure Zügellosigkeit der Domherrn, Mönche und Nonnen, deren Völlerei

und Liederlichkeit mit fürchterlichen Farben geschildert werden, die überzeugend beweisen, daß keine Sünde des Fleisches unter den ausgearteten Römern verübt worden ist, deren sich nicht auch die Franken schuldig machten. Karl der Große sagte in einem Kapitular: Es ist uns eine schreckliche Nachricht zu Ohren gekommen, die wir nicht ohne Schauder und Abscheu wiederholen können, daß sehr viele Mönche in Unzucht und andern Unreinigkeiten, ja sogar in unnatürlichen Sünden betroffen worden. Wir untersagen dieses auf das ernstlichste, und machen hiermit bekannt, daß wir diejenigen Mönche, die sich solchen Fleischessünden überlassen werden, so hart strafen wollen, daß es keinen Christen in den Sinn kommen wird, sich auf eine ähnliche Art zu vergehen. Wir gebieten zugleich, daß Mönche nicht mehr, wie bisher, außer ihren Klöstern umherschwärmen, und Klosterfrauen sich nicht mehr der Unzucht und Völlerei ergeben sollen. Wir dulden es nicht mehr, daß sie H..., Diebe, Mörder rc. seien, daß sie schwelgerische Feste feiern und unzüchtige Gesänge singen. Priester sollen nicht mehr in allen Wirthshäusern und auf allen Märkten umherlaufen, um Weiber und Töchter zu verführen rc.

Unter Ludwig dem Frommen und dessen Söhnen stieg das Elend und die Sittenverderbniß des gemeinen Volks und die Zerrüttung des fränkischen Reichs, in Verhältniß mit den Gewaltthätigkeiten und Lastern der Vornehmen, auf den höchsten Grad. So wie die Despoten des Morgenlandes Banden von Tänzerinnen unterhielten, so waren um die abendländischen Könige ganze Haufen von öffentlichen Weibspersonen versammelt, die unter besondern Marschällen standen. Diese folgten den Königen auf Heereszügen, und es fanden sich unter andern in dem Lager eines französischen Königs fünfzehnhundert Personen dieser Gattung, deren Schmuck von einem unschätzbaren Werth war, und die nicht weniger prächtig, als die vornehmsten Damen des Hofs gekleidet, sich unter diese selbst bei öffentlichen Feierlichkeiten mischten, und die Königin einst verführten, daß sie einer solchen Weibsperson, die sie für eine vornehme Dame hielt, den Kuß des Friedens, wie den edlen Frauen und Jungfrauen, gab.

Ungleich verdorbener waren im zehnten Jahrhundert die Sitten in Italien. Die Laster und Ränke der italienischen Könige, die Schaamlosigkeit der vornehmsten Fürstinnen

übersteigt allen Glauben. Der Pabst Johannes, den Otto der Große nachher entsetzte, wurde durch die Künste der Theodora, seiner Buhlschwester — ein würdiges Gegenstück zu Messalina — erst Erzbischof von Ravenna, — und dann das Haupt der Christenheit. Die beiden Töchter dieser Theodora, die eine Zeitlang Rom beherrschte, traten ganz in die Fußstapfen ihrer Mutter, und eine derselben zeugte mit dem Pabst Sergius den nachherigen Pabst Johannes. Der Liebhaber der Theodora ward angeklagt, daß er den heiligen Pallast in ein Bordell verwandelt, daß er Ehebruch, Blutschande und andere Greuel der Unzucht getrieben, daß er geistliche Würden verkauft und Priester in Pferdeställen ordinirt habe. — Einige Jahre vorher erwarb sich die Wittwe des Markgrafen Adalbert, gleich einer unumschränkten Beherrscherin, einen mächtigen Einfluß in ganz Italien bloß dadurch, daß sie sich nicht nur allen Fürsten und Herren, sondern auch allen Gemeinen, die nur von einiger Bedeutung waren, Preis gab. — Der König Hugo hatte neben seiner Gemahlin eine Menge Beischläferinnen, unter welchen er die Bezola, die Rosa und Stephania so vorzüglich

liebte, daß er die erste mit dem Namen Venus, die andere Juno und die dritte Semele belegte. Aber weit gefehlt, daß diese Mätressen sich mit ihrem Gebieter allein befriedigt hätten, überließen sie sich einem jeden, der sie um ihren Genuß ansprach. — Der Pabst Sixtus IV. im fünfzehnten Jahrhundert war der erste Lüstling in Rom. Er ließ auf seine Kosten ein Bordel noble bauen. Jede Bewohnerin, die sich darin den Umarmungen der Männer Preis gab, mußte wöchentlich eine gewisse Summe bezahlen, wodurch die Einkünfte des Pabstes jährlich um zwanzig tausend Dukaten vermehrt wurden. — Sixtus war ein so ungeheures Scheusal der Menschheit, daß er unter die Bittschrift der Familie der Kardinals St. Lucia, welche um die Erlaubniß ansuchte, während der heißen Sommermonate Juni, Juli und August ein höchst abscheuliches Laster treiben zu dürfen, um die durch den gewöhnlichen Genuß in dieser Jahreszeit abgestumpfte Sinne zu reizen, ohne weiteres Bedenken sein Fiat, wie gebeten, schrieb. Der Poet Mantuan läßt ihm in der Hölle durch den Teufel sagen, daß ihn weder seine Pabstmütze, noch sein kahles Haupt hindern würden, ihm den ver-

verdienten Lohn für seine viehischen Lüste, worin er sich Tag und Nacht herumgewälzt hatte, zu bezahlen. Man erinnere sich an einen Ludewig Sforza, einen Pabst Alexander VI. und dessen Bastard Cäsar Borgia, an die beiden Arragonesen, Ferdinand und Alphonsus von Neapel, oder man lese das schwarze Register der unmenschlichen Verbrechen dieser gekrönten Ungeheuer, die nicht blos zur Befriedigung ihrer eklen Lüste sich der Weiber und Töchter ihrer Unterthanen und Vasallen bemächtigten, sondern diesen auch ihr Vermögen und Leben raubten, so wird man von der tiefen Lasterhaftigkeit der Italiener in diesen Jahrhunderten das schauderhafteste Gemälde vor sich sehen, die sich von der Verderbtheit der übrigen europäischen Völker nicht blos dadurch auszeichnete, daß sie größer und allgemeiner, sondern daß sie auf Grundsätze der Religion und der Staatskunst gebaut war. Die unnatürlichen Lüste der Knabenliebe waren so allgemein, daß der Kardinal de la Casa in der letzten Hälfte des sechszehnten Jahrhunderts ein Lobgedicht auf dieses die Menschheit entehrende Laster herausgab.

Die Sachsen wurden zwar später als ihre übrigen deutschen Brüder von den fränkischen

Königen bezwungen, daher auch später als diese verdorben; aber schon im Anfange des elften Jahrhunderts war mit den übrigen Tugenden auch die Keuschheit, welche der heilige Bonifacius so sehr an den Sachsen gepriesen hatte, von ihnen entflohen. „Die Weiber, sagt Ditmar, zeigen ihren Liebhabern alles öffentlich, was an ihnen feil ist. Da eine solche unsittliche Art, sich zu kleiden, dem Herrn ein Greuel ist und dem ganzen Zeitalter zur Schande gereicht, so gehen nichts destoweniger jene schamlosen Weiber dem ganzen Volke zur Schau umher, den Tugendhaften zum Hohn und den Bösen zum Beispiel. Adam sagt von den Einwohnern in Bremen, sie beflecken die Festtage durch Unzucht. Ehebrüche, Blutschande und andere schändliche Lüste sind unter ihnen so allgemein, daß sie von niemand getadelt werden. Die meisten, fährt er fort, haben zwei, drei, oder unzählige Weiber und Beischläferinnen. Wenn ihr Bischof Adalbert über ihre Laster eiferte, so belachte man seinen heiligen Eifer; daher beschloß dieser, „einem solchen halsstarrigen Volk Zaum und Gebiß in das Maul zu legen," und nahm ihnen bei der ersten Gelegenheit ihr ganzes Vermögen, und begleitete diesen Raub

mit dem Hohnlachen, daß der Verlust ihrer Güter zur Reinigung von ihren Sünden diene. Die Vögte dieses Bischofs befolgten das Beispiel ihres Herrn uneingeschränkt, und überschritten im Rauben und Plündern alles Maaß und Ziel. —

Unter Philipp II., König von Frankreich, zeichneten sich im gelobten Lande die jungen Krieger, welche die Leibwache des Königs ausmachten, noch mehr durch ihre Ausgelassenheit als durch ihre Tapferkeit aus. Ihr Name Ribauds oder Ribaldi wurde bald der Name aller derer, welche sich den gröbsten und schimpflichsten Ausschweifungen überließen. Das Haupt dieser Ribauds, welches den Titel Roi de Ribauds führte, hatte die Aufsicht über die andern, und ertheilte die Erlaubniß zu allen Arten von Spielen, die am Hofe gespielt wurden. Er erhielt von allen Logis des Bourdeaux et des femmes bourdelières wöchentlich zwei Sols, und jede Ehebrecherin mußte ihm fünf Sols bezahlen. Der Name dieses Amtes wurde unter Karl VII. unterdrückt, das Amt selbst aber dauerte unter dem Titel des Grand Prévôt de l'hôtel auch in der Folge noch fort.

In England waren die Sitten im zwölften

Jahrhundert nicht besser als in dem übrigen Europa. Heinrich I. und II. und Richard I. lebten gleich ihren übrigen fürstlichen Zeitgenossen in einer offenbaren Vielweiberei, und hatten mehr natürliche als rechtmäßige Söhne und Töchter. Der eben so schwache und bösartige Johann raubte dem Grafen de la Marche seine verlobte und schon über-
jebene Braut Isabella, und vermählte sich nit ihr, ungeachtet seine eigene Gemahlin noch ebte. Als Heinrich II. verlangte, daß ein Seistlicher, der die Tochter eines Edelmanns ieschändet und den Vater ermordet hatte, dem ӡeltlichen Arm ausgeliefert werden sollte, so ӡeigerte sich der Erzbischof Bekket, dieses zu ;un, weil er den Verbrecher schon durch Ent-
:tzung gestraft habe, und ein Schuldiger we-
:n desselben Verbrechens nicht zweimal ge-
:aft werden könne. Eduard IV. lebte in ıunterbrochener Ueppigkeit und auf die ver-
ıuteste Art mit den Londner Frauen und ıngfrauen, bei denen ihn schon seine Schön-
it und Galanterie, ohne die königliche Würde, pfohlen haben würde.

Im dreizehnten und vierzehnten Jahrhun-
t war in ganz Europa das Sittenverderbniß größten. Obgleich Ludwig der Hei-

lige keine Tugend höher schätzte als die Keuschheit, und seinen Kriegern und Dienern bei Verlust ihrer Stellen untersagte, Bordelle und Spielhäuser zu besuchen, und nicht gestatten wollte, öffentliche Weibspersonen in Privathäusern aufzunehmen, so mußte er doch auf seinem heiligen Kreuzzuge die Kränkung erfahren, daß mehrere seiner Hofleute nahe an dem königlichen Zelte Bordelle anlegten, und geringe und vornehme Weiber und Töchter entehrten.

Im Jahre 1314 wurden die Gemahlinnen der drei Söhne Philipps des Schönen auf einmal Ehebruchs wegen angeklagt. Zwei derselben wurden öffentlich von dem Parlamente ihres Verbrechens überführt und zu einem ewigen Gefängnisse verdammt. Die dritte ward zwar von ihrem Gemahl für unschuldig erklärt; allein die Nation glaubte, daß Gnade dem Recht vorgegangen sei. Auch Karls VI. Gemahlin lebte mit dem Herzoge von Orleans in einem öffentlichen Ehebruch, der um so schändlicher und empörender war, da die Königin die erpreßten Schätze liederlich verschwendete, die Kinder ihres Gemahls darben, und ihren Gemahl selbst in dem ekelhaftesten Schmutze beinahe verfaulen ließ.

Zu Froissarts Zeiten herrschte die sonderbare Sitte, daß man die Bräute von Königinnen und anderen vornehmen Personen vor der Vermählung auf das genaueste besichtigte, um durch den Augenschein von Kennerinnen zu erfahren, ob die Jungfrau auch fruchtbar und ohne Gebrechen sei. Wahrscheinlich war dies eine Nachahmung einer griechischen Sitte. Die Gesandten des griechischen Kaisers, welche um die Tochter des Grafen von Tripoli warben, fragten auf das genaueste über die Beschaffenheit der verborgenen Theile des Körpers.

Wenn man das Gemälde liest, welches Aeneas Silvius von den deutschen Höfen und Städten, der Vornehmen und Geringen, der Laien und Geistlichen im fünfzehnten Jahhundert entwirft, so kann man es kaum für möglich halten, daß das Sittenverderben einen noch höheren Grad hätte erreichen können. Unter allen Höfen war aber in diesem Jahrhundert keiner verdorbener, als der Hof des Kaisers Sigismund und seiner Gemahlin Barbara, die ohne Scheu alle Gesetze der Ehrbarkeit und des Wohlstandes übertraten. Sigismund buhlte mit allen schönen Mädchen und Weibern, die er antraf, und scheint

auf eine gewisse Art das ganze heilige römische Reich als seinen Harem angesehen zu haben. Die Weiber behandelten ihn als einen lustigen Bruder, oder wie die Zeitgenossen sagten, als einen fröhlichen, schimpflichen Herrn. Als dieser Kaiser im Jahr 1414 nach Straßburg kam, besuchten ihn am Morgen nach seiner Ankunft einige lustige Weiber, um sich mit ihm zu erlustigen. Sigismund fand so vielen Gefallen an dem Muthwillen seiner schönen Freundinnen, daß er einen Mantel umwarf, und mit ihnen am hellen Tage durch die Straßen der Stadt tanzte. Als der tanzende Kaiser und die Straßburgischen Tänzerinnen in die Kürbergasse kamen, so kauften die letztern dem Beherrscher des deutschen Reichs ein paar Schuhe für sieben Kreuzer; und nachdem der Kaiser die ihm geschenkten Schuhe angezogen hatte, tanzte er so lange fort, bis er ganz ermüdet in seine Wohnung zurückkehrte. Sigismund erlaubte der Kaiserin Barbara ihren unersättlichen Lüsten eben so ungehindert zu folgen, als er den seinigen nachhing. Er betraf sie sehr oft im Ehebruch, ohne den ihm angethanen Schimpf zu ahnden. Barbara erklärte, daß es gar kein andres Gut für den Menschen gäbe, als

sinnliches Vergnügen, und besonders das Vergnügen der thierischen Liebe, daß es höchst thöricht sei, nach diesem Leben noch Vergnügen oder Schmerzen zu erwarten, weil mit dem Tode des Leibes alles aus sei. Sie spottete der heiligen Jungfrauen, die freiwillig den Freuden entsagt hatten. Sie wartete nicht einmal, bis Jünglinge und Männer ihr Anträge machten, sondern sie lockte dieselben oder nöthigte sie zur Befriedigung ihrer Wollust. Nach dem Tode ihres Gemahls zog sie nach Königsgrätz, wo sie sich bis in ihr hohes Alter einen männlichen Harem unterhielt, und in den schändlichsten Lüsten ihr Leben beschloß.

Durch die ausschweifende Sittenlosigkeit der Höfe verbreitete sich das Verderben unaufhaltsam unter die Bewohner der großen und kleinen Städte. In Wien war die Zahl der öffentlichen Mädchen ungeheuer, und wenige Frauen waren mit einem Manne zufrieden. Fast alle Bürger hielten Trinkstuben, wo sie Saufbrüder und liederliche Dirnen hinriefen. Die Edelleute machten häufig Besuche bei schönen Bürgerfrauen, wurden von den Männern gut bewirthet, und dann mit der Frau allein gelassen. Gefiel irgend einem Bürger

dieser Umgang mit seinen Frauen und Töchtern nicht, so wurde er mit Gift oder auf eine andere Art aus dem Wege geräumt.

Wenn die Gerichtsverfassung und die Polizei in den städtischen Republiken besser war, als in den fürstlichen Städten, so waren doch die Sitten der Reichsstädter eben so ausgelassen, als die der fürstlichen Unterthanen. In allen großen Reichsstädten des südlichen und nördlichen Deutschlands waren bis in die letzte Hälfte des sechzehnten Jahrhunderts privilegirte Häuser des öffentlichen Vergnügens, und allenthalben machten öffentliche Weibspersonen eine geduldete und von der Obrigkeit geschützte Klasse von Menschen aus. In Genf, Nürnberg und andern Städten wählten die Dienerinnen der gemeinen Venus jährlich ein Oberhaupt oder eine Vorsteherin, welche den Namen der Bordellkönigin erhielt und der Obrigkeit den Eid der Treue leistete. Selbst in Nürnberg machten sie eine sogenannte ehrbare Gilde aus, welche ein ausschließendes Recht zu Betreibung ihres Gewerbes hatte, und diejenigen als Bönhasen verfolgte, die dasselbe ohne Erlaubniß trieben. — Das Besuchen der öffentlichen Häuser und Weiber war so wenig schimpflich, daß sogar in London

die Gläubiger von angesehenem Stande, welche
ihre Schuldner zum Einlager (Verhaft) brach-
ten, angehalten wurden, diesen wöchentlich
zweimal Frauengeld zu reichen. In allen
Städten waren öffentliche Bäder, in welchen
beide Geschlechter gemeinschaftlich badeten, und
in welchen öffentliche Weibspersonen zum Ver-
gnügen der Badegäste unterhalten wurden.
Die Zügellosigkeit in den Bädern war, nach
Poggi, in Baden in der Schweiz so groß,
daß Bekannte und Unbekannte jede Frau im
Bade besuchen, mit ihr reden und sie berühren
urften, ohne daß Ehemänner oder Andere
Eifersucht oder geringste Aergerniß blicken
ießen.

Geistliche hatten nicht bloß so häufig Bei-
chläferinnen, daß alle unächte Kinder den
amen der Pfaffenkinder erhielten, son-
ern man zwang sie sogar in vielen Gegenden,
esonders in Frankreich, in der Schweiz und
Friesland, daß sie Konkubinen halten muß-
n, damit sie die Frauen und Töchter der
inwohner nicht schänden möchten. Mönche
d Nonnen besuchten die öffentlichen Bäder,
d waren in den scheußlichen unnatürlichsten
sten schamloser und frecher, als die üppigen
nder der Welt. Die große Zahl von öf-

fentlichen Weibern brachte reiche und fromme Menschen auf den Gedanken, Stiftungen zu machen, in welche liederliche Mädchen, wenn sie ihren Wandel verlassen wollten, aufgenommen würden, und Buße thun könnten. Daher entstanden die sogenannten Beguinenhäuser, deren Bewohner aber häufig ihr altes Gewerbe fortsetzten, oder wenn sie dazu zu häßlich und alt waren, das Handwerk von Kupplerinnen ergriffen.

Noch im sechszehnten Jahrhundert eiferte der kräftige Luther gegen die Ausschweifungen seiner Zeit, und er nannte sogar das kleine Wittenberg „ein zweites Sodom," woraus man auf die Sittenlosigkeit in größern luxusreichen Städten schließen kann. Gehen wir — schon hat uns dies Kapitel zu lange beschäftigt — mit einem Schritt etwa dritthalb Jahrhunderte weiter — so werden die Ausschweifungen in den Schlössern von Trianon und Versailles, die zum großen Theil ja die französische Revolution mit veranlaßt haben — den meisten Lesern noch im Gedächtniß sein, und so wird dieser — wir hoffen — lehrreiche Blick in die Kulturgeschichte des Menschengeschlechtes gezeigt haben, wie leider! der Mensch in seinen Lastern zu allen Zeiten und

unter allen Himmelsstrichen, mit mehr oder weniger Ausnahmen, immer derselbe war!!

Wuchs.

Der Wuchs des Menschen ist in den verschiedenen Lebens-Epochen desselben auch verschiedenen Veränderungen unterworfen. Der Fötus, wenn er eben zur Welt kommt, ist gewöhnlich fünf bis sechs Daumen lang, der ausgewachsene Mann hat eine Größe von fünf bis sechs Fuß, die Frau eine Länge von vier bis fünf Fuß. In den ersten Lebensjahren ist das Wachsthum im Verhältniß viel rascher als späterhin; im mannbaren Alter steht es ganz still, und im Greisenalter nimmt die Größe gewöhnlich ab, weil der Mensch dann nicht allein gebückt geht, sondern die Bänder des Körpers auch wirklich nachlassen. Der Wuchs des Mannes ist im Allgemeinen höher als der des Weibes, jedoch ist dieser Unterschied bei der Geburt und in den ersten Jahren der Kindheit sehr unmerklich, ja kaum sichtbar; er wird es aber mehr und mehr mit der Zeit, oder vielmehr nach Maßgabe als die Bewegungen des Menschen und alle seine körperlichen Uebungen verschiedenartiger und ausge-

dehnter werden und seine Muskelkräfte entwickeln. Die Taille ist nach Klima, Boden, Lebensart oder Gewohnheit, sehr verschieden; Nordländer sind im Allgemeinen größer als Bewohner des Südens; doch die Regionen, deren Zone ungewöhnlich kalt oder heiß ist, bringen nur entartete Gattungen hervor, wie z. B. die Lappländer, die Aequinoctial-Bewohner u. s. w. beweisen. Gebirgsbewohner, die der Jagd leben, haben einen schöneren Wuchs, als die unglücklichen Bewohner feuchter, enger Thäler, wo die Luft nicht frei circulirt, stehende Wässer sich aufhalten u s. w.; man denke an die Cretinen, die einen so verkrüppelten Wuchs haben, daß man ihn kaum mehr Wuchs nennen kann. Fischer oder Leute, die den größten Theil ihres Lebens unter der Erde zubringen, sind gewöhnlich nur von sehr niederer Statur.

Gewisse Beschäftigungen entwickeln diese gleichfalls sehr, wie z. B. Tanz, Schwimmen, Landleben, körperliche Spiele u. s. w., während indeß zu harte, beschwerliche Anstrengungen grade entgegengesetzt wirken.

Bekannt ist, daß der Wuchs eines Menschen sich im Verlaufe des Tages ein wenig verändert; hat er viel getragen, sich angestrengt,

so ist er Abends etwas kleiner, als er Morgens war; doch ist diese Veränderung kaum merklich. Es gibt noch andre und zwar unzählige Verschiedenheiten im Wuchs und in der Gestalt der Menschen, die indeß in ihrer Beziehung auf Temperament und Constitution mehr den Arzt als den Laien interessiren.

Das Muster, das Normale der menschlichen Natur, bezeichnet für den Mann die antike bekannte Statue des Apoll vom Belvedere, und für das Weib die schöne und berühmte medicaeische Venus. In diesen Meisterwerken sind alle Verhältnisse der Glieder zu einander und der Glieder zu dem Körper in herrlicher, idealer Eintracht dargestellt, und bleiben Muster für alle Jahrhunderte.

Unter der Benennung: Wuchs oder Taille versteht man auch noch besonders bei Frauen den mittlern Theil des Körpers, den Gürtel, die Verhältnisse des Leibes in der Gegend der Hüften. Es ist schwer zu sagen, worin die Schönheit, die Grazie der Taille bestehe, da eben ein gewisses Gleichmaaß, eine Harmonie der Körperverhältnisse dazu erforderlich ist, die sich nicht zergliedern läßt. Die Bewohner der Hebriden schnüren sich um die Hüften mit einem Strick zusammen, weil auch

sie mit uns das Vorurtheil haben, daß je dünner, desto schöner die Taille sei. Unseliger Glaube, der den Schnürleibern ihr Dasein gab! Albernes Vorurtheil, gleich entgegen den Gesetzen der Gesundheit wie der Aesthetik! Nach diesem Princip gäbe es also kein schöneres Thier, als die Wespe! Man muß es erfahren haben, zu welchem Unsinn sich unsre Dämchen entschließen können, um eine dünne Taille zu bekommen. Die läuft alle Tage zwei Stunden Weges, jene ißt kein Fleisch, die dritte verdirbt sich alle ihre gesunden Säfte durch immerwährendes Essigtrinken und alle — sperren sie Brust und Unterleib in einen Käfig von Stahl und Fischbein, um einem elenden Mode-Vorurtheil zu huldigen! Wenn aber das Weib auf's Gefallen gleichsam angewiesen, und Coketterie ihr Erbtheil ist, was soll man sagen, wenn Männer ihre Würde so weit vergessen, auf die Schönheit der Taille (heißt die Dünnheit derselben!!) hinzuarbeiten? Unglücklicherweise begünstigt die Tracht der Beinkleider mit ihrem Gurt, der grade über den Hüften liegt, diese Tendenz ungemein, und die faden petit-maitres unsrer großen Städte schnüren nun in Gottes Namen darauf zu, unbekümmert darüber, wie sehr bei dem

Baue des männlichen Unterleibes ein solches unseliges Zusammenschnüren Brüche und dergleichen Uebel begünstige!

Aber wir predigen tauben Ohren!

Die Weiber, diese lieben Wesen, gehorchen eher dem Lehrer,
ihrem Manne, ja selbst dem Teufel eher — —
als — dem Diätetiker.

Jean Paul.

— und setzen wir hinzu, wenn sie ihm auch glauben, so — folgen sie ihm doch nicht!

B.

Zähne.

Eine der schönsten Zierden des menschlichen Gesichtes bilden die Zähne, deren regelmäßige Zusammenstellung, deren glänzende Weiße bei keinem Thiere so vorkommt. So allgemein wird die Schönheit regelmäßiger, perlenweißer Zähne geschätzt, daß man oft, namentlich bei Damen, über diese Schönheit, wo sie sich findet, andre Fehler der Gesichtsbildung, z. B. zu großen Mund, ganz vergißt, so wie umgekehrt häßliche Zähne einen übrigens schönen Kopf ganz entstellen können. Man denke sich

ein junges Frauenzimmer mit noch so feurigen Augen, allerliebster Nase, schön gefärbten Wangen, herrlicher Stirn, gefälligem Haarwuchs, blendendem Teint — sie öffnet den Mund und — — wie entzaubert fühlt Ihr Euch beim Anblik der garstigen Zahnlücken, der cariösen, abgebrochenen schmutzigen Zähne!

In Europa und in mehrern Gegenden Asiens ist man seit den ältesten Zeiten über den Begriff der Schönheit der Zähne einig gewesen, wie verschieden man auch über die Schönheit andrer Theile gedacht habe. Wir halten noch heute weiße, regelmäßig an einander gereihte Zähne für schön, wie auch schon Salomon, Homer, Virgil, Horaz, Juvenal, Martial, Lucrez, Ovid u. A. geurtheilt haben. Andre Nationen aber haben andre Begriffe über die Schönheit der Zähne. Die Japaneser, die sich schämen, weiße Zähne zu haben, färben sie schwarz, und essen nach dieser Operation mehrere Tage nichts, damit die färbende Flüssigkeit recht ungestört in die Zähne eindringen könne. Die Peruvianer und mehrere Völker der westlichen Hemisphäre lassen sich aus Kotetterie einen Schneidezahn ausziehn. Boetius erzählt, daß die Bewohner von Java goldne Zähne an die

Stelle der durch Caries verloren gegangenen einsetzen; ein späterer Reisender versichert aber, daß dies nicht grade so Statt finde, sondern daß vielmehr nur die Bajaderen aus Putz- und Gefallsucht sich die Zähne beim Tanzen oder Singen mit einer Goldplage überziehn. Die übrigen Bewohner von Java sollen sich dagegen die Zähne glänzend schwarz färben, womit sie die bösen Wirkungen des Betel, den sie so unablässig käuen, freilich verstecken. Wenn die Männer und Frauen auf Java mannbar werden, so lassen sie sich, der Gleichförmigkeit wegen, alle Zähne abfeilen, wobei verschiedene Moden herrschen sollen. Diese Sitte ist um die Jahre der eintretenden Mannbarkeit so allgemein und so feststehend, daß die Bewohner von Java oft von dieser Operation ihr Lebensalter datiren, und man daher eine Dame dort sagen hört, ich bin so und so alt, denn meine Zähne sind seit so und so viel Jahren gefeilt. Aus der Mode des Schwarzfärbens geht sehr natürlich eine andre, dort gebräuchliche Sitte hervor, die nämlich, daß Vornehme den Verlust von Zähnen mit künstlichen Zähnen von Büffelhörnern ersetzen, die glänzend schwarz sein sollen.

Für uns bleiben schön geformte, d. h.

gleichförmig gebogene, egal geränderte, fest an einander gereihte und glänzend weiße Zähne das Ideal, wenn wir auch nicht so weit gehen, mit Lavater anzunehmen, daß solche Zähne „eines der sichersten, besten, entscheidendsten Zeichen von Gemüthsadel und Grundgüte eines menschlichen Charakters sind.“ Lavater zieht noch mehrere sonderbare physiognomische Schlüsse aus der Bildung der Zähne. So sagt er u. A.: „kleine kurze Zähne, die von den alten Physiognomisten gemeinlich für ein Zeichen der Schwäche gehalten wurden, fand ich bei ausgewachsenen Personen von ausgezeichneter Stärke. — Lange Zähne sind ein sicheres Zeichen von Schwäche und Zaghaftigkeit. — Weiße, reinliche, wohlgereihte Zähne, die uns beim Oeffnen des Mundes gleich entgegen kommen, doch nicht stark hervorstehn, nicht gleich vollzählig gesehen werden, ich habe sie bei Erwachsenen nie anders, als bei guten, feinen, reinlichen, liebreichen, treuen Menschen gefunden, aber sehr oft auch bei denselben Charakteren unreinliche, unebne, häßliche Zähne.“ (Das glauben wir gern!) — „Wo viel Zahnfleisch an der obern Reihe der Zähne beim ersten Oeffnen der Lippen

sichtbar wird, da ist gewöhnlich viel Kälte und Phlegma." —

Zu der Sexualität stehn die Zähne nur in geringer Beziehung. Ein Verhältniß darf aber nicht übersehn werden, das etwas Sonderbares, Unerklärliches in sich hat, und welches nur so merkwürdiger und beachtenswerther ist, als es sich auch in vielen Thierklassen wiederfindet. Wir sehen nämlich, daß die Natur oft Schmerz mit dem Wollustgefühl paart, und so die beiden Extreme von Empfindungen in ein wunderbares und seltsames Gemisch vereinigt. Viele Thiere haben eigne Organe, durch Stechen, Kneipen u. s. w. ihr Weibchen zur Begattung anzureizen, oder auch damit es im Paarungsakt an sich zu fetten. Das Beißen ist gewiß ein ähnlicher Moment, und wie wir bei Thieren, die um die Brunstzeit mit einander schäkern, es sehr häufig bemerken, wie sie sich spielend herumbeißen, so weiß man, daß gar nicht selten in einem Uebermaaß des aufbrausenden Wollusttriebes der Mensch ein geliebtes Individuum vom andren Geschlechte zu beißen genöthigt wird, eine Erscheinung, deren Zusammenhang, wie gesagt, die Physiologie noch nicht hinreichend erklärt hat. Gewiß liegt ihr noch etwas an-

dres als der (vielleicht unbewußte) Wille zu Grunde, das geliebte Wesen recht fest und innig an sich zu fesseln, und die bekannte volksthümliche, deutsche Redensart von einer Liebe „bis zum Fressen“ hängt höchst wahrscheinlich mit diesem Instinkte zusammen. Etwas rein Thierisches steckt auf jeden Fall dahinter, und vielleicht ist der Zusammenhang dieser physiologisch-psychologischen Erscheinung mit jener bekannten beim Kinde, das alles, was es gern hätte, nach dem Munde führt, nicht so fern, und die Annahme eines solchen Zusammenhanges wohl nicht so gezwungen, als vielleicht mancher denkt. Räthselhaft und geheimnißvoll ist die Natur in ihrem scheinbar geringsten Wirken, aber dem Naturforscher, dem Physiologen, dem Arzt ist kein Naturtrieb so geringe, daß er ihn nicht seiner angestrengtesten Aufmerksamkeit würdigen müßte.

Zeugung.

In's Inn're der Natur dringt kein erschaffner Geist —
Zu glücklich, dem sie nur die äußre Schaale weist!

v. Haller.

Geheimnißvoll, am lichten Tag
Läßt sich Natur den Schleier nicht entrauben,
Und was sie dir nicht offenbaren mag —
Das zwingst du ihr nicht ab! —

Göthe.

O! warum muß da, wo die Wißbegierde des Menschen ihren Culminationspunkt erreicht, sein Wissen grade ganz aufhören! Warum gibt die Natur dem Menschen auf seine so natürliche Frage „Wie bin ich entstanden?" so gar keine Antwort! Und warum hat die tiefverschwiegene Mutter nach mehr als tausendjährigen, immer wieder erneuten, Nachforschungen ihrem Liebling, dem Menschen, doch nur einige wenige, fragmentarische Hieroglyphen hingeworfen, wo er deutlich und verständlich im Buche ihrer Geheimnisse zu lesen hoffte! Aber auch die wenigen Hieroglyphen wollt Ihr wissen, die Ihr ein genaueres Studium der Natur nicht grade zum Zweck Eures Lebens gemacht habt, und es ist billig, diesen Forderungen da zu genügen, wo grade die geschlechtliche Seite im Menschen der Gegenstand der gemeinschaftlichen Unterhaltung ist, wie in diesem Werke. Zwei Dinge aber setzen uns nur noch dabei in Verlegenheit. — Eben weil hier die Natur sich mit ihrem dich-

testen Schleier umhüllt, weil sie ihr Wirken und Weben dem Auge des Menschen so streng entzogen hat, eben deswegen hat der grübelnde Verstand des Menschen sich hier, wie auf keinem andren Felde der Physiologie, in den buntesten Hypothesen erschöpft, und Alle diese Hypothesen, alle von den Naturkundigen ausersonnenen Zeugungstheorien hier mitzutheilen, ist eben so gewiß unmöglich, als es bei Weitem die Geduld unsrer Leser erschöpfen würde, welche staunen werden, wenn wir ihnen sagen, daß man deren gegen Dreihundert zählt! Wir können also begreiflich davon nur die wichtigsten, die scharfsinnigsten, diejenigen, die sich der meisten Anhänger erfreuen, zu unserm Vortrag auswählen.

Die zweite Verlegenheit aber! — Wie werden wir diese mystischen, eine Masse physiologischer Kenntnisse voraussetzenden Theorieen populär — allgemein verständlich — vortragen? Zum Glück bietet uns hier ein befreundeter Schriftsteller die Hand, befreundet, in so fern er ein gleiches Ziel, als wir in diesem Werke, verfolgt, und mit Geist und trefflichem Vortrage seinen Weg geht. Unter den vielen, von uns über diesen Gegenstand berathschlagten Schriftstellern haben wir bei Keinem so viel

Klarheit, so viel Umsicht in der Auswahl, so viel Popularität in der Mittheilung gefunden, und wir benutzen um so williger seinen Vortrag, als seine physiologischen Ansichten und Urtheile überall ganz mit den unsrigen übereinstimmen. Hier also so kurz als möglich, um nicht unverständlich und oberflächlich zu bleiben, die wichtigsten Theorieen von der Erzeugung organischer Wesen.

Man hat behauptet, die Erzeugung organischer Wesen geschehe:

I. Durch Entwicklung präformirter Keime (die Evolutionstheorie); und zwar

A. durch Keime, die in den organischen Körpern von der ersten Schöpfung an eingeschachtelt liegen, und durch die Befruchtung entwickelt werden:

1) durch die im Eierstock der Mutter liegenden Keime allein (de Graaf);

a) als vollkommene Keime aller Generationen (Joseph de Aromaturiis, Swammerdam, Haller, Bonnet);

b) als bis zu einem gewissen Alter in den weiblichen Formen noch unvollkommen liegende Keime;

2) durch die Samenthierchen des Mannes

(Animalculisten — Leeuwenhoek, de Hamm);

3) durch beide Geschlechter, indem die weiblichen Eier durch die männlichen Samenthierchen befruchtet werden. (Animalculo-Ovisten).

B. Durch Keime, die nicht in den organischen Körpern liegen, sondern auf und in der ganzen Erde verbreitet sind. (Panspermie. Heraklit der Finstere, Hippokrates, Sulzer, Leibnitz.)

II. Durch Zusammensetzung organischer Theile oder Urstoffe (die Epigenese.)

1) Die im Gehirn bereitet und nach den Hoden geführt werden (le Camus).

2) Die im männlichen und weiblichen Samen liegen, und durch eine besondre Kraft zusammen geordnet werden (Büffon).

3) Die sich allmählig ausbilden:

a. bis die Bildung der Organe aufhört (vis plastica der Alten);

b. so lange die Vegetation des Lebendigen dauert (Wolfs vis essentialis);

c. durch Produktionskraft (Needham, Spalanzani);

d. durch einen in der ganzen Natur regen Bildungstrieb (Blumenbach).

III. Durch unmittelbare Einwirkung der ursprünglichen höchsten Schöpferkraft selbst. (System des Occasionalismus.)

So sehen wir denn drei Theorieen mit einander streiten, das Evolutionssystem, die Epigenese und den Occasionalismus. Zu jeder besonders!

A. Die Evolutionstheorie. Nach der in neueren Zeiten gemachten Entdeckung der weiblichen Eierstöcke und nach den über die Natur dieser Theile von Regner de Graaf zuerst angestellten Versuchen, wurde von diesem das System der Zeugung aus dem Ei aufgestellt. (Vgl. überall in dieser Abhandlung den Art.: Geschlechtstheile.) Da man anfangs noch nicht wußte, welche Verbindung zwischen den Eierstöcken und der Gebärmutter statt habe, so mußten die Vertheidiger der Meinung: omnia ex ovo — bei der bloßen Frage verstummen: wie kommen die Kügelchen des Eierstocks in die Gebärmutter, da sie doch außer derselben liegen! Kein Mensch wußte den Weg, bis auf einmal Fallopia die beiden trompetenähnlichen Kanäle entdeckte, die mit dem einen Ende in der Gebärmutter festsitzen, mit dem andern mit Fran-

gen besetzten Ende sich gegen den Eierstock hinneigen.

Die Vertheidiger der Graaf'schen Eiertheorie theilen sich in zwei Partheien: einige behaupten, daß in jedem Eichen des Eierstocks der ganze Mensch im Kleinen in seiner ersten Form mit allen seinen äußern und innern Theilen da läge, daß also in allen kleinen Eichen, welche weibliche Keime enthielten, schon wieder die Eier der zweiten Generation, in diesen die der dritten und so bis ins Unendliche fort enthalten wären, also daß in Evas Eierstock das ganze menschliche Geschlecht, das gelebt hat, noch lebt und leben wird, sich beisammen befunden habe. Da dasselbe von den Thieren gelten muß, so haben in der ersten Maus alle Mäuse der Erde, bis zu ihrem dereinstigen Untergang, und im ersten weiblichen Häringe alle Häringe des Weltmeers, bis zu dessen einstigen Kochen oder Austrocknen schon ganz fertig beisammen gesteckt. Etwas klein müssen sie da wohl gewesen sein.

Soll man sich mehr über die Erfinder dieser Hypothese wundern, denen eine Schöpfung aller Keime alles Lebendigen auf einmal leichter begreiflich schien, als das Fortwirken der Kraft, die das erste Thier erzeugte, und die

nach eben dem Gesetz einst auch das letzte erzeugen wird, oder soll man mehr darüber erstaunen, daß Männer, wie Haller, solchen Seltsamkeiten Beifall geben konnten! Daran war die Frömmigkeit Schuld. Man glaubte, es sei religiöser, anzunehmen, Gott habe mit seinem „Es werde!“ alles auf einmal geschaffen, als in der materiellen Welt sein fortwährendes Wirken zu erkennen. Die Materie sollte einmal todt sein, ursprünglich träge und bewegungslos, das in ihr sichtbare Leben sollte ihr von außen her kommen.

Die Belebung dieser Keime schrieb man nun dem Hauche des männlichen Samens zu, der im Begattungsakt an den Eierstock dringe, ein Eibläschen in Entzündung setze, welches sich dann vergrößere, vom Eierstock sich losreiße, von den Frangen der Trompete aufgenommen und durch eine wurmförmige Bewegung nach der Höhle des Uterus hingebracht werde und den in ihm liegenden Menschenkeim allmählig bis zur Geburt entwickle. An der Stelle, wo das Eichen das Ovarium durchbohrt habe, sei eine kleine Narbe zu sehn, die sich nachher in einen gelben Körper verwandle. — Die, welchen die Zumuthung, an die Einschachtelung aller Wesen in das erste

zu glauben, allzu hart dünkte, milderten die Hypothese darin, daß sie sagten, die weiblichen Keime enthielten zwar auch den Keim des Eierstocks, allein er entwickle sich erst mit dem Wachsthum, so daß immer nur eine Generation in dem weiblichen Körper vorausgebildet vorräthig läge.

Man fand in dem Keim einer Bohne bereits Aehnlichkeit mit dem künftigen Gewächs. Man sah in den Eiern der Frösche, ehe sie befruchtet waren, schon die Gestalt des Belebung erwartenden Frosches, denn bekanntlich befruchtet der männliche Frosch nicht das Weibchen, sondern die Eier, nachdem sie gelegt sind. Man fand in jedem Ei den Keim des künftigen Thiers vor der Bebrütung. Man lernte Insekten kennen, die ohne alle Befruchtung Eier legen, aus welchen ihre Brut hervorgeht, die also schon im Mutterleibe befruchtet sind, selbst auf mehrere folgende Generationen, wie z. B. die Blattlaus. Alle diese Erfahrungen galten als Bestätigungen des Satzes, daß im Ei schon vor der Befruchtung der Keim des Thieres enthalten sei, und der Same des männlichen Thieres diesem Keim ein unabhängiges Leben gebe.

Die Gegner wendeten ein: aus Vermischung

von Pferden und Eseln entstehen Maulesel, aus Vermischung von Negern und Weißen Mulatten. Manches Kind sieht seinem Vater ähnlich. Durch Uebertragen von Blüthenstaub kann man ein Gewächs in das andere verwandeln. Wo bleibt da der präformirte Keim? Hat die Stute neben den Pferdekeimen auch Mauleselkeime im Eierstock, die auf Eselsbefruchtung warten?

Noch mehr: jedes lebendige Geschöpf kann durch Krankheit in seiner Bildung mancherlei große Veränderungen erleiden; ganze Organe können entstehn und verloren gehn. Bei den niederen Thieren werden oft die verlornen wieder ersetzt; selbst beim Menschen regeneriren sich manche Theile, wenn sie verloren gegangen. Sind mit den präformirten Keimen auch alle mögliche Mißbildungen präformirt? sind zu manchen Organen Keime vorräthig?

Man sah sich genöthigt, dem Samen außer der belebenden Eigenschaft auch eine bildende zuzugestehn, welches so viel war, als die Hypothese der präformirten Keime aufgeben. Denn die Frage ist, ob der Keim schon gebildet ist, oder gebildet wird; geschieht das letztere, so findet das erstere nicht statt.

Mißverstandene Erscheinungen von Kindern, in welchen ein zweites sich befand, wurden zur Unterstützung der Theorie der präformirten Keime gebraucht. So hatte Otto, ein Arzt in Weißenfels, ein Mädchen geboren werden sehn, das nach wenigen Tagen ein zweites Mädchen geboren haben soll. Unstreitig hat sich Herr Otto blenden lassen, und seinen Referenten Klauder verleitet, auch falsch zu erzählen. — Sonst verdient der Wahrhaftigkeit der Klauder-Otto'schen Erzählung die der Pariser Akademie der Wissenschaften entgegen gesetzt zu werden, in deren Annalen erzählt ist, wie ein Abbé im Testikel schwanger wird, und wie ein Wundarzt ihn durch einen Schnitt von einem verhärteten Kindlein accouchirt hat.

1. Die Animalculisten und Animalculo-Ovisten. Seit Ludwig von Hammen die Samenthierchen entdeckt hatte, glaubten Boerhave, Leeuwenhoek und andre, daß der Keim der Frucht in ihnen zu suchen sei. Einige verwarfen nun die ganze Eitheorie, andre suchten sie mit der von den Samenthierchen zu verbinden, und so entstanden Animalculisten und Animalculo-Ovisten.

Die Animalculisten, an deren Spitze Leeuwenhoek, erklärten: eins von den Millionen Thierchen, die mit dem Samen in die weiblichen Theile gespritzt würden, hänge sich hier an: aus den weiblichen Theilen schwitze etwas hervor, daß das Ei mit Mutterkuchen, Fruchtwasser und Häuten bilde, und innerhalb diesem verwandle sich das kleine Samenthierchen, ähnlich der Raupe, so lange, bis die Gestalt des Thieres hervorgehe, die sich bilden solle, ähnlich dem Vater, der Mutter.

Die Animalculo-Ovisten lehrten, das Samenthierchen dränge bis hin zum Eierstock, schlüpfe dort in ein bis dahin leeres Ei, welches auf dem durch die Evolutionisten angezeigten Wege nach dem Uterus gehe, wo es sich befestige, wachse und entwickle. Oder: während der Mann Samen ejaculire, spritze das Weib Eier in den Uterus, in deren eines sich so ein Thierchen einlogire, um in der Folge sein Glück zu machen.

Mit diesen Hypothesen glaubte man nun alles erklären zu können, Aehnlichkeit der Erzeugten mit beiden Erzeugern, die Folgen der Vermischung der Rassen, einfache und mehrfache Geburten u. s. w.

Indeß unter mancherlei guten und schlech-

ten Gründen wider diese Theorie wandte man gleich anfangs ein, daß die Thierchen in sehr ähnlichen Thieren ganz verschiedne, in sehr unähnlichen äußerst gleiche Bildung zeigten. So haben die Samenthierchen des Wassermolchs bei Spalanzani und die des Frosches bei Gleichen gar keine Aehnlichkeit, während Gleichen die des Menschen und die des Esels vollkommen gleich gefunden hat.

Stärker als dieser drollige Grund ist der, daß Spalanzani die Samenthierchen im frischen Samen überhaupt nicht gefunden hat, sondern nur in solchem, der eine Zeit lang vom Körper getrennt gestanden.

Endlich entdeckte man die Welt der Infusionsthiere, die alle thierische Säfte füllt, und von nun an konnte billig von den ganzen Samenthierchen als Thierkeimen nicht mehr die Rede sein.

2. Panspermie. Eine andre Hauptart der Evolutionstheorie ist die sogenannte Panspermie, nach welcher alte und neue Grübler geglaubt haben, alle Keime der organischen Erdgeschöpfe seien zwar bei der ersten Schöpfung mit einemmale erschaffen worden, steckten aber nicht in den organischen Körpern allein, sondern seien in der ganzen Natur ver-

breitet, unzerstörbar wie die Elemente, und würden unter den Bedingungen der Zeugung in den mütterlichen Organen ausgebildet. Es waren wohl tiefe Denker, die das System erfanden, doch wurde ihnen die Idee einer allgemein verbreiteten zeugenden Kraft nicht klar, sie dachten sich diese durch Atome bedingt, trugen die Dunkelheit ihrer Vorstellung in ihre Erklärung über und wurden nicht verstanden. Bonnet ist unter den Neueren ihr wichtigster Anhänger, wenn man nicht Leibnitz mit seinen Monaden so nennen will. Der große Mann hat viel Belacher gefunden, weil er selbst das Unvereinbare zu vereinen versuchte, und die Leblosigkeit der Materie durch in sie ausgestreute, sie erfüllende lebendige Atomen retten wollte.

B. Die Epigenese. Der Evolutionstheorie, deren Wesen in Annahme der Keime des Lebendigen besteht, stellt sich die Epigenese gegenüber, die wesentlich darauf beruht, daß alle organische Masse sich allmählig durch Zutritt äußerer Stoffe und ihre Verwandlung bilde. Nach jener Theorie ist die Produktion eines organischen Körpers eine bloße Entwicklung, nach dieser eine neue Schöpfung, zwar aus schon vorhandenen Stoffen, doch nicht

ohne deren Verwandlung. So wie jene Theorie sich der atomistischen Physik bequemer anschloß, war diese von jeher ihrer Natur nach dynamisch, ob man sich gleich nicht völlig aussprach oder verstand.

Die ältesten Naturforscher huldigten der Epigenese; Hippokrates vergleicht die Erzeugung des Fötus sehr richtig mit der Krystallisation der Salze. Aristoteles, Empedokles, Zeno schrieben dem männlichen Samen allein die zeugende Kraft zu. Descartes, Büffon, Needham, Blumenbach haben nach einander die Theorie der Epigenese erweitert.

1. Das Büffon'sche System. Büffon nimmt eine selbstthätige, organisirende Materie an, welche sich nach inneren Mustern gestaltet und so der Grund des Daseins alles Lebendigen ist. — Wäre er dabei stehn geblieben! Aber er läßt diese Materie in die sichtbaren Organe, in die leblose Materie eindringen, sich mit ihr assimiliren, sie sich anhäufen, sie endlich in die Hoden der Männer, in die Eierstöcke der Frauen sich ablagern und den Samen der künftigen Geschlechter materiell bilden.

Indem im Beischlafe der männliche Same

sich mit dem weiblichen mischt, werden beide alles Oels und alles Salzes beraubt, denn diese zwei Substanzen sind die rohe Materie, stören die Verrichtungen der thätigen und hindern die Gestaltung organischer Körper. Denn so wie der Saame, mit Wasser verdünnt, das in ihm enthaltene Salz dadurch aufgelöst und das Oel ausgeschieden wird, zeichnen sich die organischen, thätigen Theilchen (molécules) sogleich aus und werden dem bewaffneten Auge sichtbar. Indem sie sich aber zu organischen Wesen vereinigen, wird ihre Bewegung wieder langsamer. — Wie viel fehlt noch, daß nicht Büffon die ganze Oken'sche Theorie ausgesprochen hat? — Nur ist schwer zu begreifen, warum er Salz und Oel, Substanzen, die theils Selbstthätigkeit zeigen, theils Produkte des Lebens sind, für die rohe, leblose Materie hält.

Das Wort von einer selbstthätigen Materie, die nach innerem Muster sich gestaltet, d. i. die die Regel ihrer Gestaltung in sich selbst hat, dies hat Büffon zuerst ausgesprochen, ohne sich noch von der atomistischen Vorstellungsart und von dem Satz der Trägheit der Materie befreien zu können. Er ist nicht verstanden worden, und hat sich mancherlei ab=

surde Widersprüche müssen gefallen lassen, aber sein ist das Verdienst, der Erste gewesen zu sein, der das bessere Wissen, der dynamische Ideen geahnet, selbst deutlich ausgesprochen, nur noch nicht in ihrem vollen Umfang erkannt hat. Büffon war ein genialer Kopf, wie viele, aber auch Denker, wie sehr wenige seines Volks, und Vorurtheile waren ihm fremder, als allen Naturforschern vor ihm, besonders das Vorurtheil der Autorität, das Gelehrte so schwer ablegen.

Lecamüs läßt die dem Samen ähnlichen Zeugungsstoffe im Hirn bereiten, und von diesem, von den Nerven, alle Vegetationskraft ausgehn — ein Irrthum, in welchem die neuesten Physiologen noch begriffen sind. — Aus dem Gehirn läßt er den Zeugungsstoff nach den Hoden gehn, und von dort aus in den Uterus gelangen, wo er zuerst das Hirn der Frucht bildet, welches sich alle übrige Organe selbst baut.

Im wesentlichen stimmt diese Meinung Lecamüs' mit der Stahl'schen überein, welcher gemäß die Seele der Baumeister des Körpers ist. Wer ihn bei diesem Ausdruck so versteht, als habe sich die Seele ihr Haus gebaut, gerade wie die Raupe sich ihr Grab baut, der

mag den Orbispictus studiren, worin die Seele abgemalt zu schauen ist, aber nicht sich zum Richter über die Gedanken geistvoller Menschen aufwerfen. Stahls Meinung war vielmehr: Alle niedere Kraft geht von der höchsten aus, und hat in ihr Grund und Ursprung. Die höchste Kraft aber ist die intelligente im Menschen, folglich ist die Vegetationskraft aus ihr abgeleitet. Der Grund der Structur des Körpers und ihrer gesammten Entwicklung liegt also in der höchsten, intelligenten Kraft, deren Organ das Hirn ist. Folglich geht alle Productionskraft aus vom Hirn und Nerven, die jedoch selbst erzeugt sind durch die in ihnen hauptsächlich sich äußernde Kraft. Hierin war Stahl viel consequenter und vernünftiger, als Lecamus und alle neueren Philosophen, denen genügt, den Nervengebilden die Hauptrolle bei der Produktion zuzuschreiben, da sie doch selbst offenbar Produkt sind, also allerdings die Kraft in ihnen, nicht ihre Masse, die Produktion des Lebendigen bestimmen müßte.

Wichtiger ist der Einwurf, daß der Satz, die höhere Kraft begründe die niedere, durch nichts bewiesen ist, daß ferner das Leben sich im Menschen zwar allerdings am höchsten

durch dessen Intelligenz äußere, daß man aber daraus nicht schließen dürfe, alle anderen Lebensäußerungen seien Produkte der Intelligenz, eben so wenig als der ganze Rosenstock ein Produkt der blühenden Rose ist, weil diese die schönste seiner Theile ist. Ganz widerlegt wird die Meinung Stahls, Lecamüs und der neuesten Physiologen durch den bloßen Gedanken an die vegetabilische Welt, die ohne Nerven noch besser vegetirt, als die Thiere, und an die nervenlosen Thiere, die sogar empfinden und wollen, ohne alle Nerven.

Die Alten waren mit ihrer plastischen Kraft auf besserem Wege, als Stahl und unsre Naturphilosophen. Nach Bonamico bestand diese plastische Kraft in dem Geist, der in der luftigen Substanz des Samens enthalten, von himmlischer Wärme beduftet, in dem weiblichen Uterus durch die Kraft, welche ihm vom Himmel und vom Vater mitgetheilt wird, die von der Mutter dahin ausgegossenen Stoffe zu Organen bildet. Ist er mit dieser Bildung zu Stande, so wird er zur Seele. Folglich ist produktive und intelligente Kraft eins und dasselbe, blos verschieden, nachdem sie verschiedene Zwecke befolgt.

In der Mitte des achtzehnten Jahrhunderts

zog Needham große Aufmerksamkeit auf sich, indem er entdeckte, daß auch in vegetabilischen Substanzen sich Infusionsthierchen ohne Zeugung bilden. Der kühnen Schlüsse nicht zu gedenken, die darauf von andern gegründet wurden, lehrte er selbst, die animalische und vegetabilische Substanz sei ursprünglich einerlei, und es verwandle sich leicht eins in das andre. Der durch die Feuchtigkeit verdorbne Same des Getreides werde in wenig Stunden belebt, und man sehe kleine Aale aus Kohlengerste entstehn: die vegetirende Kraft sei also eins mit dem Leben selbst. In der ganzen Natur herrsche ein ursprünglich elastisches ausdehnendes Princip, welches der Wärme verwandt sei. Ihm gegenüber stehen die Salze als widerstehende Kräfte; der Kampf dieser Kräfte sei der Grund aller Vegetation und alles Untergangs des Entstandenen.

Wer kann dies lesen, ohne an die neuesten Philosophen zu denken, die dem Sauerstoff eben die Rolle zuschreiben, wie Needham den Salzen? So ist denn manches nicht neu, was vielen neu scheint, und willkührlich angenommene, längst widerlegte Sätze, müssen manchmal dem zweiten, dritten Erben, der sie aus der Rüstkammer der verschollenen Irr-

thümer hervorholt, immer wieder frischen Ruhm verleihn.

Der nüchternste Denker, den Deutschland gehabt, Wolf, sah wohl ein, daß Selbstthätigkeit der Grund aller Bildung sei. Er nannte sie vis essentialis, und drückte sich darüber folgendermaßen aus: „die Kraft, durch welche in den vegetabilischen Körpern alles geschieht, weßwegen wir ihnen Leben zuschreiben, nenne ich wesentliche Kraft, weil eine Pflanze aufhören würde, Pflanze zu sein, wenn ihr diese Kraft genommen würde. In den Thieren findet sie eben sowohl statt, als in den Pflanzen, und alles, was die Thiere mit den Pflanzen gemein haben, hängt lediglich von dieser Kraft ab; die ersten Theile des künftigen Thieres sind alle flüssig und unorganisch, werden aber nachher durch die wesentliche Kraft zusammengesetzt." Wie konnte Wolf nach dieser Einsicht noch an der atomistischen Vorstellungsart und an dem Satz von der Trägheit der Materie hängen bleiben?

2. Der Bildungstrieb. Zu einer Zeit, wo die dynamische Physik schon begonnen hatte, doch noch nicht allgemein eingesehn und angenommen war, gab Blumenbach seine Schrift über den Bildungstrieb heraus und

fand allgemeinen Eingang. Seine Worte sind: „Es existiren keine präformirten Keime, sondern in dem vorher rohen, ungebildeten Zeugungsstoff der organisirten Körper wird, nachdem er zur Reife gediehn und an den Ort seiner Bestimmung gelangt ist, ein besondrer, dann lebenslang thätiger Trieb rege, ihre bestimmte Gestalt anfangs anzunehmen, dann lebenslang zu erhalten, und, wenn sie etwa zufällig verstümmelt worden, wo möglich wieder herzustellen. Zeugung, Ernährung und Wiederersetzung sind also die drei im wesentlichen übereinkommenden, blos nach ihrem äußeren Anlaß verschiedenen Aeußerungen eines gemeinschaftlichen Bildungstriebs, der von Contractilität, Irritabilität, Sensibilität und den andern Kräften des Lebendigen eben so als von allen allgemeinen physischen Kräften verschieden ist."

Für die Existenz dieses Triebes stellen Blumenbach, Metzger u. a. folgende Gründe auf:

1) die erste Spur des neu organisirten Körpers zeigt sich erst eine geraume Zeit nach der Befruchtung. Kein zuverlässiger Beobachter sah je vor der dritten Woche einen wahren menschlichen Embryo, oder im bebrü-

teten Hühnerei vor Ende des zweiten Tags eine deutliche Spur des Küchleins; dieser für die präformirten Keime sehr ungünstige Umständ läßt sich sehr leicht erklären, wenn man annimmt, daß die väterlichen und mütterlichen Zeugüngssäfte, dieser rohe Stoff des werdenden Geschöpfs, eine bestimmte Vorbereitungszeit zu ihrer Mischung und inniger Verbindung, mit einem Worte, zu ihrer Reife brauchen, ehe der Bildungstrieb in ihnen rege wird, und die Bildung des bis dahin ungeformten Stoffs beginnen kann.

2) Auch die Bemerkung, daß die Ausbildung mit schnellen Schritten vorwärts geht und ihrem Ziele zueilt, je näher sie ihrem Anfang ist, daß also der Wachsthum des Embryo mit seinem Alter in umgekehrtem Verhältniß steht, ist ein Grund für den Bildungstrieb und ein Einwurf gegen die Evolutionstheorie. Die frühe Thätigkeit des Bildungstriebs erstreckt sich sowohl auf die äußere Gestalt der Embryonen, als auf den innern Bau derselben. Schon in der fünften Woche bemerkt man an der Frucht, welche die Größe einer Biene hat, Gesicht, Augen, Hände und Füße, Geschlechtstheile; eben so sind auch die Eingeweide schon vorhanden, und im Kopfe, der die Größe einer

Zuckererbse hat, schon ein breiartiges Hirn, auf einem knorplichten Grunde, in welchem schon alle Oeffnungen und Erhöhungen zu unterscheiden sind. Die Evolutionstheorie erklärt eben so wenig, warum die befruchteten, an den Ort ihrer Bestimmung gelangten Keime, erst einige Wochen säumen, ehe sie sich entwickeln, als warum sie, sobald sie damit angefangen haben, so schnell fortschreiten; aber die Annahme eines allmählig wirksam werdenden Bildungstriebs löset diese Schwierigkeit.

3) Die Mißgeburten, deren Entstehen durch die Evolution unerklärlich ist, werden durch den Bildungstrieb begreiflich. Denn erstens gibt es eine bewundernswürdige Gleichförmigkeit unter ihnen, und ihre nähere Untersuchung beweist, daß sie fast alle daher rühren, daß der Bildungstrieb auf einer gewissen Stufe der Entwickkung einzelner Organe stehen geblieben ist, während er in den übrigen fortgeschritten. Zweitens ist sehr auffallend, daß eine bestimmte Art Monstrosität bei Kindern, eine andre bei Lämmern, eine dritte bei Schweinen, die unter allen Thieren der Mißbildung am häufigsten unterworfen sind, statt findet. Unterschieden von den Mißgeburten sind die Spielarten, denn jene erben nicht

fort, diese aber erben in den folgenden Generationen fort.

4) Die Bastarde, Mulatten und Blendlinge widersprechen der Evolution und bestätigen den Bildungstrieb.

5) Eben dies thun die Nationalbildungen, Familiengesichter rc., die beweisen, daß mancherlei anhaltend wirkende äußere Einflüsse allmählig die Richtung des Bildungstriebs etwas verändern können.

6) Erblich gewordene Künsteleien an der Bildung des Körpers, Verunstaltungen desselben, welche durch Landessitte gewöhnlich werden, als der länglich gedrückte Schädel der Kolchier, den schon Hippokrates bemerkte, die flach anliegenden Ohren der Europäer, das bartlose Kinn der Amerikaner, die hängenden Brüste und Ohrläppchen der meisten südlichen Völker, die beschnitten gebornen Knäbchen im Orient, die mit kurzen Schwänzen gebornen Pferde in England rc., lassen sich nicht aus der Evolutionstheorie, sehr wohl aber aus der Epigenese erklären.

7) Die Ernährung, welche nichts ist, als eine fortgesetzte Erzeugung, bestätigt die Epigenese. Denn auch sie ist nichts anders als eine Umbildung des äußeren Stoffs in inneren,

zum Ersatz dessen, was durch Einsaugung und Ausdünstung unaufhörlich verloren geht, folglich nicht Entwicklung, sondern neue Erzeugung.

8) Noch entscheidender zeugt die Reproduktion für die Epigenese. Sie steht in umgekehrtem Verhältniß mit der Vollkommenheit des Nervenbaues eines Geschöpfs, ist folglich am größten in den Pflanzen und nervenlosen Thieren, am schwächsten in dem Menschen. Gleichwohl reproducirt der Mensch Knochenstücke, Stücke von Nervenästen, Gefäße, das Scrotum, Haare, Nägel, und wo Theile verloren sind, die er nicht reproduciren kann, füllt der Bildungstrieb die Lücke mit Zellgewebe aus. Wie erklärt dies die Evolutionstheorie?

Alle diese Gründe sprechen entscheidend für die Epigenese überhaupt, für das Wirken einer plastischen Kraft, die man Bildungstrieb sehr schicklich benennen kann. Wenn aber Blumenbach sagt, dieser Bildungstrieb sei eine Kraft für sich, so gut wie die Irritabilität eine für sich ist, so hat er gewiß Unrecht. Denn die Reizbarkeit und die plastische Kraft ist ganz eins und dasselbe, Selbstthätigkeit des organischen Stoffs, eine bestimmte Bildung nach innerem Gesetz anzunehmen, wozu jedoch

der als Reiz wirkende Stoff von außen geliefert werden muß. Oder wenn man noch genauer bestimmen will, so ist die Bildung der Zweck, und die Reizbarkeit das Mittel.

Blumenbach gibt noch mehrere Gesetze an, nach welchen der Bildungstrieb wirkt:

1) Die Stärke des Bildungstriebs steht mit dem zunehmenden Alter organischer Körper in umgekehrtem Verhältniß. Am stärksten ist er im Embryo; im jungen Thiere ist er sehr stark, bis dasselbe die Hälfte seiner Größe erreicht hat. Langsamer erreicht es dann die zweite Hälfte seiner Entwicklung. Ist diese erreicht, so nehmen alle Aeußerungen des Bildungstriebs ab und ermatten im Alter fast gänzlich. Wie viel langsamer heilt nicht z. B. ein Knochenbruch bei einem Kinde! Daßselbe gilt von Thieren und Pflanzen.

2) Der Bildungstrieb äußert sich in allen Organen, die entweder zum Nervenbau unmittelbar gehören, oder doch dessen Werkzeuge sind, äußerst regelmäßig, während er in andern sehr oft mannigfaltig variirt. So ist z. B. die Hirnform stets symmetrisch und regelmäßig, während der Blinddarm in seiner Gestalt und Lage vielfacher Abweichungen fähig ist.

3) Wenn der Bildungstrieb abweicht, so gibt er dem höheren Geschöpf eine Aehnlichkeit mit dem niedern, z. B. dem Menschen eine Spalte für das thierische os intermaxillare, einen zweihörnigen Uterus. Oder einzelne Theile bleiben auf niederen Entwicklungsstufen stehen, während die andern fortschreiten (Meckel).

Doch der Gelehrte hat noch viel andere Mittel, diese Materie zu studiren, als dies Buch an die Hand geben kann, und für den Ungelehrten glauben wir mehr als genug gesagt zu haben.

C. System des Occasionalismus. Seitdem Mallebranche gelehrt, daß die oberste Weltursache die Verbindung zwischen geistiger und materieller Welt durch stets neues und reges unmittelbares Eingreifen erhalte, war der Grund zum System des Occasionalismus in der Zeugungslehre gelegt. Denn nach diesem bildet die oberste Weltursache auch alle organische Wesen unmittelbar.

Kant, der Gründer der dynamischen Physik, der zuerst der Materie Kraft, Thätigkeit als wesentlich zusprach, stellte eben dadurch einen höchsten Grundsatz auf, der zum Occasionalismus führt. Denn ist die Materie ur-

sprünglich lebendig, so sehn wir in allen Bildungen den Ausdruck der allgemeinen schaffenden Kraft.

Schelling ging weiter. Er sprach allem, was erscheint, also allen Menschen, Thieren, Pflanzen, den Erdkörpern selbst, das Dasein völlig ab, und lehrte: in Gott ruhen die Ideen, die Ideale aller Dinge, aller Welten und der auf ihnen wohnenden Wesen ewig und unveränderlich. Diese Ideen existiren wirklich. Indem aber die Kraft des All in ursprünglich entgegengesetzter Richtung ausgeht, während sie in ihrem Mittelpunkte sich völlig indifferenziirt, empfangen die ewigen Urideen ein veränderliches Scheinsein, in welchem sich diese Ideen abspiegeln. So kommt die Erde, so kommen alle ihre Gebilde zu Stande, durch die Idee, das unmittelbar göttliche, und das ihr widerstreitende Princip, in welchem sich die Idee ausprägt, so lange sie den Widerstand besiegt.

Auf den Grund dieser sublimen Theorie trug Oken die seinige vor. Nach derselben äußert sich die lebendige Kraft des Erdkörpers im Hervorbringen einer unendlichen Menge selbstständiger lebendiger Körper, die dem bewaffneten Auge als Infusionsthierchen sicht-

bar werden. Alle größere Individuen, Pflanzen sowohl als Thiere, bestehen aus Conglomeraten dieser Thierchen, welche sich gemäß der in ihnen ausgedrückten Idee gestalten; alle Individuen der Pflanzen und Thierwelt zerfallen wieder in solche Thierchen.

So viel über die Zeugungshypothesen. Gebe der Himmel, daß der Leser wenigstens einigermaßen versteht, wovon die Rede ist; populärer Vortrag ist nie schwerer, als wenn die Theoreme der Naturphilosophie der Gegenstand sind, der popularisirt werden soll!

Wir haben schon mehreremale in diesem Werke erzählt (vgl. Entwicklungsjahre), daß die Zeugungsfähigkeit in jener Lebensepoche sich zu entwickeln anfängt, in welcher das Wachsthum beendigt ist. Eben so nimmt auch, wenn bei fortschreitendem Alter die ernährenden und assimilirenden Kräfte abnehmen, diese Fähigkeit wieder ab. Man bemerkt ziemlich allgemein, daß die Weiber vom zweiundvierzigsten bis zum neunundvierzigsten Jahre ihres Alters ihre Fruchtbarkeit zu verlieren anfangen. Die Zeugungskraft nimmt aber bei dem Manne erst vom fünfzigsten bis zum sechsundfünfzigsten Jahre ab, ja manchmal verliert er das Zeugungsvermögen erst

im sechzigsten Jahre und darüber. Diese Epochen sind nicht genau, sondern nur beiläufig zu bestimmen, denn Klima, Leidenschaften, Lebensart veranlassen in dieser Hinsicht viele Abweichungen. Bei den Morgenländern z. B., die schon im elften oder zwölften Jahre mannbar sind, hört die Zeugungskraft vom dreißigsten Jahre auf, und sie bedürfen der stärksten Reizmittel, um noch im Stande zu sein, die ehelichen Pflichten zu erfüllen; bei ihren Weibern hört gleichfalls in diesem Alter die monatliche Krise auf, und sie hören folglich auch auf, fruchtbar zu sein. Die nordischen Völker gelangen dagegen weit später zur Mannbarkeit, daher sind sie auch länger zeugungsfähig. Nicht selten findet man in kalten Ländern Weiber, welche noch in einem Alter von fünfzig Jahren empfangen, und, wie gesagt, Männer, die noch im hohen Alter zeugungsfähig sind.

Die Zeugungskraft des Menschen, wie die aller Thiere, ist nach Klima, Jahreszeit, Nahrung, Nationalrasse, Lebensweise rc. sehr verschieden. In mäßig kalten Ländern ist im Allgemeinen die Zeugungskraft größer und energischer, als unter heißen Himmelsstrichen. So hat man von jeher die Fruchtbarkeit der

schwedischen Weiber gerühmt, welche gewöhnlich acht bis zwölf, ja zwanzig und sogar bis dreißig Kinder gebären sollen, wenn anders man den Reisebeschreibern trauen darf. Auch die Isländerinnen sind in dieser Hinsicht besonders berühmt. Sie bekommen, nach Lord Kaimes Versicherung, in der Regel fünfzehn bis zwanzig Kinder, und im Jahr 1707, als Island durch eine ansteckende Krankheit entvölkert worden war, und der König von Dänemark in einer desfalls erlassenen Verordnung erklärte, daß jedes Mädchen, welches sechs Kinder bekäme, nicht als entehrt angesehen werden sollte, sollen die Isländerinnen sofort sich die Bevölkerung ihres Vaterlandes so sehr haben angelegen sein lassen, daß man bald ihrem patriotischen Eifer durch ein anderes Gesetz Schranken setzen mußte. Die Geschichte liefert viele solcher schlagenden Beispiele über die energische Zeugungskraft und Fruchtbarkeit des Nordens. Woher kamen jene Cimbern und Teutonen, welche Marius schlug, jene zahllosen Heere von Gothen, Ost- und Westgothen, jene Hunnen, Alanen, Vandalen, Heruler, Lombarden, jene Franken, Sachsen und Normänner, die abwechselnd über Gallien, Italien und Spanien sich ergossen, selbst bis

nach Afrika übersetzten, Alles auf ihrem Zuge verheerten, Reiche gründeten und umstürzten, und so der unter dem Joche der Römer seufzenden Welt eine neue Gestalt gaben? woher anders, als aus den Höhlen und Wäldern des Nordens, aus dieser Werkstätte der Völker (officina gentium)?

In Schottland und auf den orkadischen Inseln sieht man, wie Martyn, in Schweden, wie Rudbeck berichtet, in dem nördlichen England, nach Thoresby, Zeugniß viele Weiber Zwillinge gebären, ja es gibt sogar Zwilling-gebärende Familien und Weiber, die mehreremale nach einander Zwillinge bekommen.

In dem gemäßigten Pensylvanien sind, nach Acrell, diese Beispiele sehr häufig, auch die Kühe und andere Thiere nehmen an dieser großen Fruchtbarkeit Theil. In Deutschland fand Süßmilch auf siebenzig gewöhnliche Geburten eine Zwillingsgeburt. In Frankreich scheint das Verhältniß, welches sich jedoch sehr oft ändert, wie eins zu achtzig zu sein. Dagegen sind nach Daklemans im heißen Ostindien unter den Wendekreisen die Zwillinge außerordentlich selten, aber in dem wegen

seiner Gebirge ziemlich gemäßigten Chili werden viele Zwillinge geboren.

Drillinge sind in Europa immer eine seltene Erscheinung, und kommen nur in dem Verhältniß wie eins zu sechstausendfünfhundert vor; Vierlinge unter zwanzigtausend, Fünflinge unter einer Million Kinder nur einmal.

Allein wenn einerseits mäßige Kälte die Fruchtbarkeit bis ins Alter erhält, indem sie die festen Theile stärkt, und die Verschwendung der Kräfte hindert, so ist auf der andern Seite eine übermäßige Kälte ihrer Entwicklung eben so schädlich, als übermäßige Hitze. Die Lappländer, Samojeden, Ostiaken, Jakuten, Kamtschadalen und in Amerika die Eskimos, die Grönländer sind nicht sehr fruchtbar; fast nie sieht man unter diesen letztern Zwillinge. Die meisten wilden und umherirrenden Völkerschaften des nördlichen Amerikas vermehren sich nur wenig. Ja diese Nationen fühlen kaum das Bedürfniß der Liebe, und ihre Weiber werden aus eben dieser Ursache sehr mißhandelt.

Alle sehr dürre, hohe und dem Winde ausgesetzte Oerter sind minder volkreich, und minder fruchtbar an Erzeugnissen, während in den fetten Niederungen, in den reichen Thä-

lern, wo die Dammerde sich anhäuft, und die Bäche die ganze Vegetation befeuchten, die lebenden Wesen sich außerordentlich vermehren. Eine mäßige Feuchtigkeit scheint daher der Fruchtbarkeit sehr förderlich zu sein; auch sind die im Wasser lebenden Schwimmthiere, die Fische und kriechenden Thiere fruchtbarer als die Vögel oder vierfüßigen Thiere, welche an trocknen Orten leben. Das Schwein, die Gänse und Enten, welche die Feuchtigkeit suchen, haben selbst weit mehr Jungen als die andern Gattungen, welche das Wasser scheuen. Das Weib liebt die Feuchtigkeit; eine nicht allzuzarte und wässerige Komplexion scheint für die Befruchtung die günstigste; es folgt daraus, daß die niedern und mehr feuchten als trockenen Gegenden die fruchtbarsten sind. Dies ist auch der Grund, warum an den Seeküsten eine große Fruchtbarkeit angetroffen wird.

Die Jahreszeiten, die im Grunde vorübergehende Klimate sind, müssen ebenfalls auf die Zeugungskraft Einfluß haben. Nach den Geburtslisten kommen in Frankreich in den Monaten Januar, Februar, und vorzüglich März, mehr Kinder auf die Welt, als zu irgend einer andern Jahreszeit; das heißt die

eiwohnung ist wirksamer in den Monaten
pril, Mai und Juni, oder im Frühlinge,
eniale tempus, wo die ganze Natur, von
ebe entflammt, mit neuen Schöpfungen
hwanger wird. Messance fand, daß die
ommermonate der Befruchtung besonders
ünstig seien, dagegen finden in den Monaten
uni, September und Oktober die wenigsten
eburten Statt, weil nämlich die Herbstmo-
ate der Schwängerung am wenigsten günstig
nd. Da in kalten Himmelsstrichen, wie in
Schweden, die Jahreszeiten nicht die nämlichen
nd, wie im südlichen Europa, so sind dort
ie Zeiten der großen Fruchtbarkeit auch in
ianchem Betracht verschieden; so beobachtete
Bargentin, daß im Monat September in
Schweden die meisten Kinder geboren werden,
elche mit dem vorhergehenden Dezember, als
er Zeit der Schwängerungen zutrifft. Wirk-
ch ist der Winter unter den kalten Himmels-
richen diejenige Zeit, wo die Menschen in
hren warmen Wohnungen am meisten bei-
immen leben, und wo die Geschlechter mehr
inander sich nähern. Im Allgemeinen ist
ie Sommerhitze der Empfängniß weniger
ünstig, als die gemäßigten Jahreszeiten:
ie Nachtgleichen sind es mehr, als die Son-

nenwenden. (Vgl. Befruchtung, Empfängniß, Fruchtbarkeit.)

Da, wie Hippokrates bemerkt, die Dauer eines Tages die des Jahres im Kleinen vorstellt, so kann man fragen, ob es vielleicht eine hora genitalis, d. h. eine der Empfängniß besonders günstige Stunde gäbe, wie die Alten geglaubt haben.

Zeugungstrieb.

S. Geschlechtstrieb.

Zunge.

Ja, meine Leser und Leserinnen, auch die Zunge gehört in ein „Wörterbuch über die Physiologie des Menschen in Bezug auf seine Sexualität," so neu ihnen diese Behauptung sein mag. In den Toilettenbüchern ist freilich bisher von der Zunge noch nicht die Rede gewesen, und auch Nevisan hat in seinen, Ihnen nun bekannten dreißig Reizen der Zunge mit keiner Sterbens-Sylbe erwähnt — aber die vergleichende Physiologie hat Beweise geliefert, die jene Behauptung bestätigen. Es existirt nämlich, wie zwischen dem Munde

erhaupt (s. Mund) so ganz besonders
ischen der Zunge und den Sexualorganen
ne starke physiologische Sympathie, welche
e neuere Naturphilosophie in ihrer gewöhn=
chen Bildersprache auch benutzt hat, wo sie
er gewiß zu weit geht, indem sie die Bedeu=
ng der Zunge und jene der Geschlechtswerk=
uge fast für identisch erklärt! Diese Sympa=
ie muß auch bei den Thieren existiren, da
ir im Begattungsakte bei ihnen oft Manö=
es finden, die sie deutlich verrathen. Daß
n so merkwürdiger Zusammenhang zwischen
heilen, deren Funktion so ganz verschieden,
nd der auch nicht durch anatomische Demon=
ration, wie manche andre Nervensympathieen,
achweisbar ist, daß ein solcher Zusammen=
ang der ernstesten, naturwissenschaftlichen
etrachtung werth ist, brauchen wir wohl
icht zu erwähnen. Aber angedeutet mag es
in, wie wohl hauptsächlich auf dieser Sym=
athie die wollüstigen Empfindungen gewisser
sciver Küsse beruhen, zu denen verbuhlte
riester und Priesterinnen der Lust sich herab=
ssen, wenn sie den Kuß, dieses Siegel, ge=
rückt auf den Freundschaftsbund zweier ver=
andten Seelen, zu einem Reizmittel für aus=
löschtes Sinnenfeuer entwürdigen! Wie oft

aber rächt sich diese Entweihung! Wie oft wurde grade durch sie und in ihr jenes verrufene Gift,

> cette affreuse épine
> Qui se mêle aux fleurs de Cypris.
> *Béranger.*

— jener scheußliche Dorn, der sich unter den Blumen der Venus birgt — verbreitet! Wie oft rächte sich auf diese Art die Natur an dem Wüstling, der den Becher ihrer schönsten Freuden mit frecher Hand in gieriger Hast hinunterzustürzen eilte, während der Labetrank mäßig und in frommer Einfalt genossen sein will.

Zwitter

oder Hermaphrodit, ein Individuum, das beide Geschlechter in sich vereinigt. Das Wort schreibt sich her vom Sohne des Mercurs (Hermes) und der Venus (Aphrodite), von dem die Fabel erzählt, daß, als er für die Bitten der liebeglühenden Nymphe Salmacis taub blieb, diese von den Göttern erlangte, daß der Körper ihres Geliebten mit

dem ihrigen verschmolzen würde, um künftig nur Einen Körper zu bilden:

nec foemina dici,
Nec puer ut possint, neutrumque et utrumque videntur.

Ovid.

Daß ein Mädchen genannt nicht sie würden
Noch ein Jüngling, und Keines und Beides sie fernerhin schienen.

Gibt es aber Zwitter? d. h. Individuen, die in sich die Merkmale beider Geschlechter vereinigen, und die Mittel zur Reproduktion besitzen, ohne den Koncurs eines andern Wesens ihrer Gattung? Diese Frage muß bejaht werden, wenn wir sie auf die ganze Kette der organischen Wesen beziehen, ja die Pflanzen sind alle, bis auf eine einzige Klasse, Hermaphroditen, und die Wesen, die der Pflanzenwelt zunächst stehen, sind auch alle mehr oder weniger Zwitter, so z. B. die Zoophyten, Mollusken, Acephalen ꝛc. Dieser Hermaphrodismus der unvollkommensten Thiergattungen ist indeß verschieden: bei den Einen ist er absolut und vollständig, und ein einziges solcher Wesen reproducirt dann seine Gattung, indem es sich gibt, und von sich empfängt; so die

Muscheln, Austern, Holothurien, Ascidien, Meersterne ꝛc. Bei den Andern aber bedarf es zur Reproduktion eines ähnlichen Wesens derselben Gattung, wie z. B. bei den Schnecken, wo dann im Akt der Begattung jedes Individuum befruchtet und befruchtet wird.

Diese Disposition der Geschlechtsverrichtungen verändert sich jedoch und verschwindet ganz, jemehr wir in der Thierreihe aufwärts steigen, und je mehr wir zu den vollkommner organisirten Thieren kommen, und wir finden dann wohl noch Naturspiele und Mißbildungen, aber keine wahre Zwitterbildung mehr. Man darf nur aufmerksam die männlichen und weiblichen Sexualorgane bei den Säugethieren (vorzüglich bei dem Menschen) studiren, um a priori zu begreifen, wie wahre Hermaphroditen hier nicht vorkommen können, und es hat auch die Erfahrung (a posteriori) gelehrt, daß alle die Fälle, die man (bei Menschen) für Zwitter gehalten hat, nur einem Aberglauben, oder einer Unkenntniß der Anatomie und Physiologie ihr Entstehen verdankten.

Seit den Fortschritten und der Ausbildung dieser Wissenschaften, und besonders seit ihrer genauern Anwendung auf die gerichtliche Me=

dicin, hat man mit besonderer Vorliebe alle jene Fälle wieder untersucht, die man sonst mit dem weiten Namen: Hermaphroditen bezeichnete, und die verschiedensten pathologisch-anatomischen Bildungsformen entdeckt, die allerdings bei oberflächlicher Untersuchung eine Vereinigung der beiderseitigen Geschlechtsorgane vermuthen lassen konnten. So hat man einen scheinbaren Hermaphrodismus beim männlichen, einen scheinbaren Hermaphrodismus beim weiblichen Geschlecht, und einen sogenannten neutralen Hermaphrodismus kennen gelernt, nämlich solche Individuen, die keine bestimmt ausgesprochnen Geschlechtsmerkmale besitzen.

Bei der scheinbaren Zwitterbildung im männlichen Geschlechte bildet das Scrotum (s. Geschlechtstheile) in seiner Mitte eine Spalte, die zu der Meinung einer vorhandenen Vagina Anlaß gab, um so mehr, da bei solchen Menschen die Ruthe meist sehr klein und von so geringem Umfang ist, daß man sie wohl übereilt für eine mißbildete Clitoris ansehen konnte. Dieser Hermaphrodismus ist der gewöhnlichste. (Wir bleiben begreiflich nur bei den allgemeinsten Belehrungen stehn, da specielle Data ganz und gar

nicht hierher gehören.) Solche Fälle haben oft Anlaß zu den sonderbarsten gerichtlichen Verhandlungen gegeben. Menschen, die man viele Jahre lang, als zum weiblichen Geschlechte gehörig, behandelt hatte, wurden plötzlich angeklagt, Mädchen zu Müttern gemacht zu haben, und bei der gerichtlich-anatomischen Untersuchung fand sich denn auch in der That ein Zustand der, freilich verbildeten, Sexualorgane, der über die Virilität solcher Individuen keinen Zweifel ließ.

Grade entgegengesetzt ist die scheinbare Zwitterbildung im weiblichen Geschlechte. Hier entsteht der Irrthum am häufigsten durch eine übermäßig vergrößerte Clitoris, die man dann für ein männliches Glied nahm. Diese Vergrößerung kommt besonders häufig in den heißen Klimaten vor, und wir haben schon gesehn, daß in diesen Gegenden, um Mißbrauch zu verhüten, dies so entartete Organ häufig weggeschnitten wird. Ein weniger gewöhnlicher Irrthum entsteht in diesen Fällen durch einen sogenannten Vorfall (ein Herausfallen) der Gebärmutter, die man dann, je nach dem Grade des Uebels, bald für ein männliches Glied, bald für ein Scrotum hielt. Solche Fälle, von geschickten Aerzten richtig erkannt,

wurden nicht selten auf ihren richtigen Standpunkt zurückgeführt, und man hat Beispiele, wo eine geschickte Behandlung solche Individuen ihrem wahren Geschlechte wiedergab. Wer weiß, wie oft die alten Mythen von Frauen und Mädchen, die in Männer verwandelt wurden, eben diese Erklärung zuließen!

Die neutrale Zwitterbildung bietet gleichfalls zwei verschiedene Arten dar. Die eine könnte man durch eine Abwesenheit aller deutlichen Geschlechtsmerkmale, die zweite durch eine monströse Vermischung der beiderseitigen äußern Geschlechtsorgane bezeichnen. Jene Bildung findet Statt bei Individuen, die ursprünglich männlich sein sollten, und bei denen sich dann nur die Sexualtheile nicht regelmäßig entwickelt hatten. Dies soll, nach mehreren Beobachtern, z. B. Metzger, bei dem berühmten Maria Dorothea Derrier der Fall gewesen sein, über den so viel gestritten worden ist, und den Einige, wie Hufeland und Mursinna, für ein Mädchen, Andre, wie Stark, Martens, Marc, für einen Mann gehalten haben.

Von der zweiten Klasse, von solchen Doppelwesen, bei denen männliche und weibliche Geschlechtsorgane mehr oder weniger verkrüp-

pelt neben einander lagen, sind verschiedene Beobachtungen bekannt gemacht worden. Viele Aerzte und Physiologen haben a priori, theils aus anatomischen und teleologischen Gründen, theils nach Ansichten der Naturphilosophie, die Möglichkeit solcher Bildung zu widerlegen gesucht, allein Ackermann hat sie nur neuerlich wieder genügend dargethan. Selten aber sind dergleichen Subjekte lebensfähig, und niemals sind sie zeugungsfähig. Gibt es also auch seltene Beispiele von Zwittern der Bildung nach, so sind sie es doch nie in Bezug auf die Verrichtung, wie man sonst fälschlich annahm, und alle Geschichten von Zwittern, die zugleich gegeben und empfangen haben sollen u. dgl., sind in das alte Reich der Mährchen und Fabeln zu verweisen, das die aufgeklärteren Naturwissenschaften neuerer Zeiten so glänzend bevölkert haben!

Register.

M.

N.

O.

P.

R.

S.

T.

U.

V.

W.

Z.